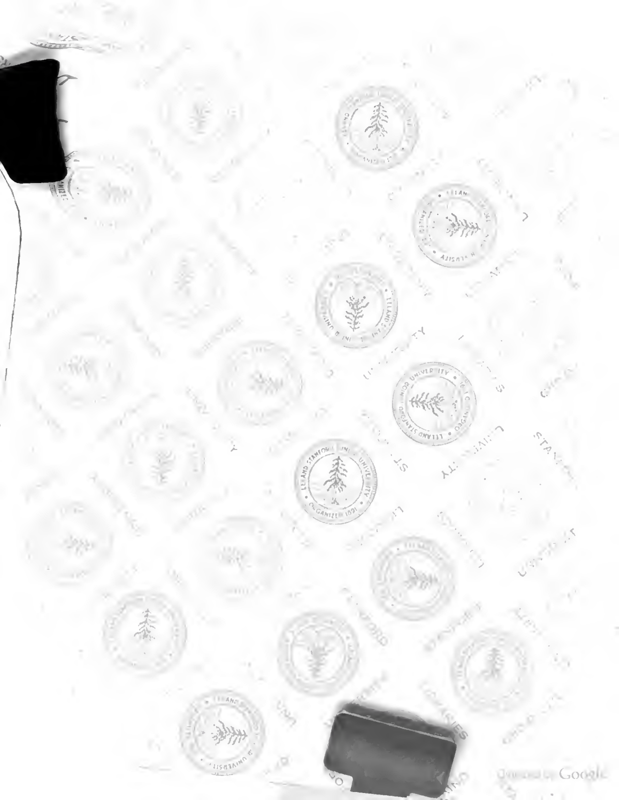
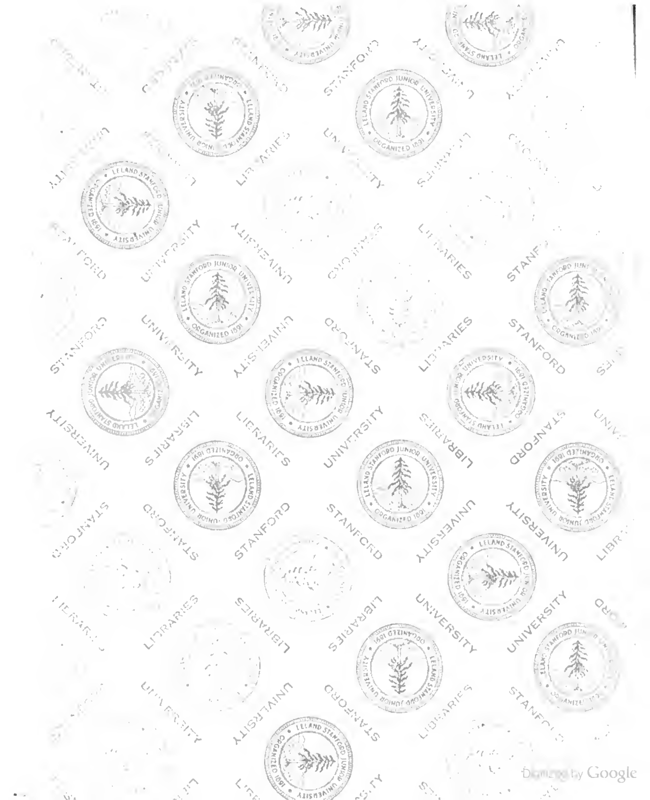





STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891

# Morgenblatt

für

# gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1830.

## Januar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände" enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

---

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt" Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts" für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt" in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts" eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

---

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt" bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt." — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünchen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

# Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

## Gedichte.



## Erzählung.



## Länder- und Völkerkunde.



## Naturgeschichtliches.



## Aufsätze gemischten Inhalts.



## Korrespondenz.



---

# Kunst-Blatt.

### Nro. 1.



### Nro. 2.

Nro. 3.

Neue Säle der Glyptothek in München. (Forts.) — Neue Kupferstiche. Die heil. Justina, gem. von Pordenone, gest. von Rahl. — Berichtigung einiger Nachrichten in Schriften über Albr. Dürer.

Nro. 4.

Neue Säle der Glyptothek in München. (Beschluß.) — Aubry le Comtes Madonna di S. Sisto. — Aus Schweden.

Nro. 5.

Der Triumphbogen vor dem Rigaer Thore in St. Petersburg. — Das kunstliebende Publikum.

Nro. 6.

Pigalles und Ohmachts Monumente in der Thomaskirche zu Straßburg. — Das kunstliebende Publikum. (Beschluß.) — Noch etwas über das Alter der Oelmalerei. — Neue artistische Werke.

Nro. 7.

Notizen über die wichtigsten, dermalen im Bau begriffenen Denkmale der Architektur zu Paris. Fünfter Artikel. — Ueber einige Glasmalereien im Kloster Wiblingen bei Ulm.

Nro. 8.

Notizen über die wichtigsten, dermalen im Bau begriffenen Denkmale der Architektur in Paris. (Beschluß.) — Kupferstecherkunst in Petersburg. — Prof. Friedr. Tieck's Standbild von Friedrich Wilhelm II. für die Stadt Ruppin.

Literatur-Blatt.

Nro. 1.

Die Literarischen Parteien.

Nr. 2.

Die literarischen Parteien. (Forts.)

Nro. 3.

Die literarischen Parteien. (Forts.)

Nro. 4.

Die literarischen Parteien. (Forts.)

Nro. 5.

Die literarischen Parteien. (Beschluß.) — Taschenbuch. Politisches Taschenbuch für 1830, von Wit, gen. von Dörring.

Nro. 6.

Geisterkunde. Die Seherin von Prevorst ꝛc. Mitgetheilt von Just. Kerner. Dritter Artikel.

Nro. 7.

Geisterkunde. Die Seherin von Prevorst ꝛc. (Forts.)

Nro. 8.

Geisterkunde. Die Seherin von Prevorst ꝛc. (Forts.)

Nro. 9.

Geisterkunde. Die Seherin von Prevorst ꝛc. (Beschluß.)

Nro. 10.

Erziehungswesen. 1) Die gelehrten Schulen nach den Grundsätzen des wahren Humanismus und den Anforderungen der Zeit. Ein Versuch von F. W. Klumpp.

Nro. 11.

Vermischte Schriften. Gesammelte Schriften von L. Börne. — Erziehungswesen. 2) Beleuchtung des Auffallendsten in dem neuesten Plane zu Errichtung der Lateinschulen und Gymnasien in Bayern. Aus dem Sophronizon abgedruckt.

# Anzeigen.

№. 1.

# Morgenblatt
## für
## gebildete Stände.

Freitag, 1. Januar 1830.

> Zu unsrer Pflicht könnt ihr uns liebreich zwingen,
> Wenn ihr genehmigt, was wir bringen.
>
> Goethe.

### Unser Neujahrswunsch.

Wünscht guten Wind dem vollen Schiffe,
Das wieder eine Farth beginnt,
Daß es durch Brandung und durch Riffe
Die Straße hält, den Port gewinnt.

Die Ladung, die es eingenommen,
Ist Euer vorbestimmtes Gut,
Euch soll die bunte Waare frommen,
Mit der es Ost und West belud.

Es führet manchen leichten Flitter,
Doch Barren Goldes auch es trägt;
Zu Zeiten rauscht ein Klang der Cither,
Die mancher Schiffer lieblich schlägt.

Und Andre sollen Euch berichten
Von fernen Landen fremde Mähr',
Und Andre fabeln Euch Geschichten,
Nicht allzuleicht, nicht allzuschwer.

Nur stoßt Euch nicht an jenen Ballen,
Drauf müde Rudrer halten Rast;
Und will Euch etwas nicht gefallen,
Denkt: jedes Schiff, es führt Ballast.

G. S.

---

### Die Böhmen.

Eine Novelle von Georg Döring.

1.

An einem heitern Frühlingsmorgen schritten zwei rüstige junge Männer einen Abhang des Gebirges hinan, das Böhmen von Deutschland trennt. Eine erquickende Luft wehete ihnen entgegen, das frische Laub der Bäume rauschte ihnen einen Morgengruß zu, und die kecken Lieder der Vögel sprachen ihnen Muth ein zu der Wanderung, die vor ihnen lag. Es war, als rühmten die kleinen Sänger in ihrer fröhlichen Weise das Wandern, das Niemand besser kenne, als sie, das die ganze Erde zum Eigenthum dessen mache, der sich nur recht kühn und freudig im bunten Wanderleben versuche. Diese Sprache der Waldsänger schien nur einer der beiden jungen Männer zu verstehen. Er sah frisch und freudig in die grünen Wipfel, er schien mit innerm Vergnügen auf das rauschende Laub, auf die flüsternde Waldluft, auf alle leisen Stimmen der neu belebten Natur, auf das Schwirren der Käfer und das Summen der Waldbienen zu hören. Oft blieb er stehen und sah hinab in das Thal, das hinter ihnen lag, und wo zwischen leicht wallenden Nebeln die sonnebeglänzten Fluren Böhmens, die sie im Begriff waren zu verlassen, wie abschiedwinkende Freunde noch einmal zu ihm heraufstauchten. Dann malte sich wohl eine sanfte Wehmuth in seinen Zügen, und er senkte einige Augenblicke das blondgelockte Haupt, und der Blick der blauen

Augen wurde trüber. Drang nun aber das Rauschen des Waldes und der Bäche, der Gesang eines Vogels vernehmlicher zu seinem Gehöre, so wandte er sich rasch um, sah wieder keck und freudig in den Wald und nach den Berggipfeln, rief auch wohl dazwischen: „Es wird alles gut gehen!“ und eilte leicht und wohlgemuth dem schweigend voranschreitenden Gefährten nach. Auf dem Antlitze dieses, vielleicht nur um ein Jahr älteren Wanderers, zeigte sich düsterer Ernst und finstere Verschlossenheit. Sein Auge richtete sich nicht empor zu dem heiter blickenden Grün, sein Ohr öffnete sich nicht dem frohen Liede der Vögel, er schritt über die kleinen Brücken der Gebirgswasser hin, ohne den tanzenden Silberschaum der Wellen, die sich tief unten zwischen grünen Gebüschen anmuthig verloren, eines Blickes zu würdigen; er sah auch nicht nach der Heimath zurück, aus der keine glückliche Erinnerung, kein Gemüth, das dem seinigen befreundet gewesen wäre, Sehnsucht erregend, ihm nachrufen mochte.

Wie sein Inneres ganz anders gestaltet zu seyn schien, als das seines Begleiters, so war es auch sein Aeußeres. Zwar hob auch seine Gestalt sich schlank und kräftig zugleich empor, auch seine Gesichtszüge waren, wie die des andern, regelmäßig gebildet, aber statt des blondgelockten Haares, welches das lebensfrohe Antlitz des jüngeren Wanderers umwallte, trug sein Kopf ein schwarzes, struppiges Haar, statt der offnen blauen Augen jenes, blitzte ein dunkelglühendes Augenpaar, aus dem Leidenschaftlichkeit und Starrsinn sprachen, unter der düstergefalteten Stirn hervor. Beide waren einfach, aber anständig gekleidet. Der Jüngere trug einen kleinen Mantelsack auf dem Rücken, der Aeltere ein zusammengeknüpftes Lederfutteral, zwischen dessen Fugen Hals und Kopf einer Geige, nebst dem dazu gehörigen Bogen, sichtbar wurden. Auf dem Mantelsack des Ersteren sah man noch ein Päckchen, das oberhalb mit einem Stück Wachstuch bedeckt war; an der Seite stand es offen, und man konnte mehrere Notenhefte darin bemerken.

Sie waren auf einer Anhöhe angelangt, von der sie die Aussicht in ein jenseitiges, waldumgebenes Wiesenthal hatten. Nach der andern Seite hin sahen sie noch einen schwachen, schmalen Strich der verlassenen Heimath. Der finstere Wanderer hatte diese Stelle zuerst betreten. Er warf sich neben einer Quelle, die zwischen blühenden Gesträuchen entsprang, ins duftige Gras nieder. Er sah nicht nach dem Vaterlande zurück, er richtete den düstern Blick in das Wiesenthal. Oft schaute er in einen Hohlweg hinab, der seitwärts aus der verlassenen Ebene herauf kam, und sich hier mit dem Pfade, den sie bisher beschritten hatten, vereinigte. Sein Gefährte stand lange vor ihm und betrachtete ihn schweigend. Dann ließ auch er sich nieder, stützte das blonde Haupt in die Hand und sagte freundlich zu dem andern: „Freue Dich doch mit mir, Thomas! Es ist so schön hier im Walde, und meine ganze Seele ist voll Lust bei dem Gefühle der Freiheit, das mich schon im Anfange unserer Wanderung ergreift. Aber es wäre Alles noch weit schöner, und ich würde noch viel vergnügter seyn, wenn ich mit Dir davon sprechen könnte. Ich begreife Dich nicht. Du bist sonst ein so guter Musikus, und doch scheint Dich der lustige Gesang der Waldvögel, mit der zarten Begleitung der rauschenden Blätter, der plätschernden Bäche und der summenden Käfer, gar nicht anzusprechen. Ist denn das nicht ein herrliches Morgenständchen, das uns die Natur bringt? Jezt wird uns aufgespielt, bald spielen wir andern auf.“ Ein bitteres Lächeln trat auf das Antlitz des Angeredeten. Er warf einen flüchtigen, höhnischen Blick auf seinen Begleiter und erwiederte: „Du sprichst noch immer wie ein leichtsinniges Kind, ob Du schon Deine vier-und-zwanzig Jahre, und Uebles genug in der Welt erlebt hast, um einmal ernst zu werden. Die Musik der Vögel, der Käfer, der Bäume und des Wassers? Ich muß lachen über diesen Unsinn. Die jungen Herrn in den großen Städten, die keine Tonart von der andern zu unterscheiden wissen und meynen, der Violinschlüssel werde vom Schlosser gemacht, bringen solches Zeug an den Tag. Und nun gar die Herrlichkeit des Wanderns und des Aufspielens vor andern Leuten! Warum haben wir es nicht so gut gehabt in der Heimath wie unsere Nachbarn und tausend andere? Warum konnte der Vater nicht vorwärts kommen, ob er gleich etwas Rechtes verstand und ein Virtuos auf der Geige war, manchem Kammermusikus zum Troß? Warum konnte ich nirgends Lektionen erhalten, da doch so mancher Pfuscher in den ersten Ständen gelitten wurde? Ja, wenn wir beide hätten die Geige prostituiren wollen, wenn wir mit dem jämmerlichen Dilettantengeschmeiß Quartette gekrazt und jedem ohrenzerfleischenden Anfänger erklärt hätten, er spiele wie Rhode oder Viotti, dann wäre es wohl gelungen! Und so wie es dort war, ist es allenthalben. Die Kunst wird verachtet, weil die Reichen, die sie pflegen könnten und sollten, sie nicht über ihren Gesichtskreis, über das bischen Klimpern und Krazen hinaus, das ihnen frühe beigebracht worden, erkennen.“ — „Du bist zu hart!“ versezte in einem Tone sanften Vorwurfs der jüngere Reisende. „Das war aber auch der Fehler unseres Vaters. Es wäre ihm gewiß besser gegangen im Leben, und er wäre so frühe nicht aus Gram und Verdruß gestorben, wenn er sich besser in die Leute zu schicken gewußt hätte.“ — „Unseres Vaters?“ entgegnete finster Thomas. „Er war mein Vater, und ich bin stolz auf ihn. Wer ihn kannte und es nicht schon wüßte, der würde Dir an Allem anmerken, daß Du nur ein angenommenes Kind von ihm warst. Deßhalb machtest Du auch immer mehr Glück als ich. Du konntest ihnen den ganzen Abend vorpfeifen im Liebhaberkonzert auf Deiner Flöte, und zehn

Mal wieder anfangen, wenn das Akkompagnement aus dem Takte gekommen war, und hernach noch obendrein mit freundlicher und angenehmer Miene den Beifall der Thoren und Unverständigen einstreichen. Das war nichts für mich. Dafür steht mir die Kunst zu hoch. Wer freilich sich die Musik so schön aus den Bächen und Büschen heraushören kann, wie mein Pflegebruder Severin, der mag überhaupt auch nicht viel von der Kunst halten.“ — „Ich habe Deinen Vater geliebt, wie meinen eigenen,“ sagte schmerzhaft berührt Severin, „und sein Andenken bleibt mir unvergeßlich. Den Leuten habe ich gern vorgespielt, weil ich sah, daß es ihnen Freude machte, und mich dünkt, es sey eben der Zweck der Kunst, ernste Geschäftsmänner, sorgliche Hausfrauen und Mädchen in den freien und bessern Augenblicken ihres Lebens zu erheitern, sie aus dem Drucke der Alltäglichkeit zu erheben und sie wieder muthig zu machen, sich dem Drange der Nothwendigkeit und des Bedürfnisses entgegenzustellen. Und daß der Künstler dieses vermag, scheint mir sein schönster und edelster Beruf. Er kommt mir wie der Bote eines höheren Wesens vor, das durch ihn trösten und die Bürde des Lebens erleichtern will. Siehe, und aus der nämlichen Ursache erkläre ich auch die einfachen Stimmen der Natur für Kunstgaben, und nehme sie so hin, denn sie erheitern mich und geben mir Kraft zu dem Werke, das ich vorhabe.“ — „Schwärmerei! Knabengeschwätz!“ sprach wiederum, mit einem spöttischen Zuge um die Lippen, der andere. „Was nicht mühsam erlernt und deutlich erkannt wird, ist keine Kunst. Die Vögel können pfeifen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, aber sie können ihn nicht anders machen, als sie ihn haben. Das kann aber der Mensch. Er kann seinen Geist der früher nicht geahnten Tonwelt eröffnen, sie in sich aufnehmen und wieder in ein Leben zurückgeben, das er selbst geschaffen hat. Dann ist er ein Künstler. Aber wie viel gehört nicht dazu! Wie muß er nicht seinen ganzen Sinn, seinen ganzen Fleiß auf jede Kleinigkeit des Mechanischen richten, bis er Meister des Instruments geworden ist und zu schaffen vermag! Nun hat er's erreicht, und mit ihm das Größte, was ein Mensch erreichen kann. Aber sein Lohn dafür? Hahaha! Man möchte das Instrument zerschlagen und die Kunst verschwören, wenn man's bedenkt. Knaben sprechen über ihn ab, Narren klatschen oder zucken mitleidig die Achseln, wie es gerade die Stimmung des Augenblicks, die gute Laune nach einem festlichen Male, der Aerger über eine versalzene Suppe mit sich bringt. Nur dem räume ich das Recht ein, mich zu beurtheilen, der mir jede Stunde der langjährigen Uebung, jede Qual des Kampfes mit dem Mechanischen nachrechnen kann, der mich und meine Schöpfung versteht, der die Gesetze der Kunst kennt und studirt hat, und nicht blos nach hohlen Gefühlen sagt: Das taugt was, und das nichts!“ — „Dieser unbändige Stolz wird Dir jeden Augenblick Deines Lebens, das nun einmal doch der Kunst gehört, verbittern,“ sagte ernster und mahnend Severin. „Aendere Dich, Bruder, ich bitte Dich! Sieh Alles leichter und heiterer an.“ — „Ich kann mich nicht ändern und will es auch nicht!“ fiel hart und bestimmt Thomas ein. „Meine Weise liegt in meinen Grundsätzen, und von denen gehe ich nie ab.“ — „Dann begreife ich nicht,“ sprach Severin wieder, „wie Du Dich entschließen konntest, unserm Unternehmen beyzutreten? Wir wollen nun einmal als wandernde Spielleute in die Welt ziehen, wir wollen vor den Thüren der Reichen, auf den Kirchweihen der Bauern spielen, und da kann es doch gewiß nicht an Dingen fehlen, die Deinen Stolz beleidigen.“ — „Eben aus Stolz thue ich es,“ erwiederte Thomas, indem er fest in die klaren Augen Severins blickte. „Meinst Du, es habe mir je das mindeste Vergnügen gemacht, wenn ich in den hellen Konzertsälen vor besternten Schranzen und eiteln Puppen spielte, die mehr auf die Wirkung, welche ihre Larve und ihr Putz machten, gehorcht, als auf mein Spiel? Und ihr Beifallklatschen, ihr näselndes Bravo, und dann wieder das vornehme Achselzucken und das Geflüster: er spielt vortrefflich, der Thomas, nur Schade, daß er so hochmüthig ist und Standespersonen nicht den gebührenden Respekt beweist! O Severin, das ist die wahre Hölle für den ächten Künstler, der nur noch eine andere kennt, die noch ärger ist als diese! Ich spreche von dem schaudervollen Loose, Mitglied einer königlichen oder fürstlichen Kapelle zu seyn. Da muß der Künstler der Affe irgend einer italienischen oder italienisirenden Sängerin seyn, die ihr Stückchen auswendig trillert, wie der Papagai sein „Spitzbub!“ schnarrt; da muß er mithüpfen, wenn's ihr gefällt zu hüpfen, da muß er auf allen Vieren kriechen, wenn sie es so will. (Die Fortsetzung folgt.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Newyore, November.

Eine vor Kurzem zu Newyork erschienene Sammlung von Gedichten (Amir Khan, and other Poems, the Remains of Lucretia Maria Davidson atc.) liefert in ihrem eigenthümlichen Inhalt und in der sie begleitenden Lebensbeschreibung eines jener auffallenden Beispiele frühzeitiger Geistesentwickelung und eines unwiderstehlichen Triebs zu geistiger Beschäftigung, welcher sich durch alle Hindernisse Bahn bricht, sollte selbst die Hülle darüber zu Grunde gehen. Lucretia, welche am 27. August 1825 zu Plattsburgh in Newyore ihre kurze Laufbahn beschloß, wurde am 27. September 1808 an demselben Orte geboren. Ihr Vater, Dr. Oliver Davibson, war von der frühsten Jugend des Mädchens an in bedrängten Umständen, und bei dem fortwährenden kränklichen Zustand der Mutter fiel ihr schon als Kind ein beträchtlicher Theil der häuslichen Arbeit zu. Ihre Neigung zur Zurückgezogenheit und zum Studium soll sich schon vom vierten Jahre an bei ihr geäußert haben, und man erzählt, sie habe sich in jenem Alter oft von ihren Spielgefährten entfernt und mit ihren kleinen Büchelchen und ihrem Schreibzeug sich Stundenlang in

einen Winkel gesetzt und emsig gearbeitet, bis Jemand zu ihr trat, wo sie dann ihre Schreiberei hastig versteckte oder zerstörte. Auf alles Forschen ihrer Eltern antwortete sie nur mit Thränen, und diese konnten niemals erfahren, womit sie sich in ihrer Einsamkeit beschäftigte, bis die Mutter zufällig in einem dunkeln, unbenutzten Schranke eine Menge kleiner Schreibbücher, voll roher Zeichnungen und beinahe unleserlicher Buchstaben, fand. Es war offenbar des Mädchens Arbeit, und man brachte heraus, daß es regelmäßige Verse waren, welche die Zeichnungen erklärten, die auf die gegenüberliegende Seite gekritzelt waren. Das früheste Gedicht, das man von ihr hat, soll aus ihrem neunten Jahre seyn, ist aber nicht in dieser Sammlung enthalten. In ihrem eilften Jahre zeigte ihr der Vater einen Saal, welcher zur Geburtstagsfeier Washingtons ausgeschmückt war. Der Prunk des Festes zog sie aber nicht an; sie dachte nur an den Helden, dessen Leben sie gelesen hatte, und sobald sie allein war, zeichnete sie eine Urne und schrieb einige Verse darunter, welche man den Freunden der Familie zeigte. Eine Tante meinte, das Kind dürfte solche vielleicht irgendwo abgeschrieben haben; dieser Verdacht kränkte Lucretia so sehr, daß sie die bittersten Thränen vergoß; als sie sich aber von ihrem Unwillen erholt hatte, ergriff sie die Feder und beklagte sich gegen ihre Tante über das ihr zugefügte Unrecht in Versen, welche allem weitern Zweifel ein Ende machten.

Noch vor ihrem zwölften Jahre hatte sie die besten englischen Dichter und Historiker gelesen. Auch las sie viele Romane, legte aber die schlechten meist bald auf die Seite. Sie las, wo sie nur immer eine Gelegenheit fand, und vertiefte sich oft so sehr in ein Buch oder in ihre Gedanken und literarischen Arbeiten, daß sie selbst das Essen darüber vergaß. Aber ihre Aufmerksamkeit war nicht ausschließlich auf Bücher gerichtet; auch äußere Gegenstände, besonders große Naturerscheinungen, beschäftigten sie häufig. Sie arbeitete ungemein viel und so schnell, als die meisten Personen abzuschreiben pflegen, und obgleich sie alle Tage häusliche Arbeiten zu verrichten hatte, so schrieb sie doch manchmal an einem Tage vier bis fünf verschiedene Stücke. Oft wünschte sie sich zwei Paar Hände, um Alles niederschreiben zu können, was ihr die Muse eingab, und wenn sie einmal im Zuge war, so schrieb sie oft stehend, mitten in der größten Gesellschaft, ohne sich durch deren Gegenwart stören zu lassen. Wenn sie aber an längern Stücken arbeitete, pflegte sie sich in ihr Zimmer einzuschließen, nachdem sie ihre Aeolsharfe ins Fenster gehängt, die Blenden herabzulassen und in dieser dunkeln Stille, unter dem Einflusse der erschütternden Töne auf ihre allzu reizbaren Nerven, sich ganz dem Strome ihrer Gefühle hinzugeben. Mit so außerordentlichen Geistesgaben soll sich bei diesem Kind auch die vollkommenste Körperschönheit vereinigt haben, und sie war eben so gut, als schön. Ihre Liebe und Ergebenheit gegen ihre Eltern kannte keine Grenzen; ihrem Dienste und besonders der Pflege ihrer kranken Mutter opferte sie selbst den sie verzehrenden Drang nach Belehrung. Als sie zwölf Jahre alt war, gab ihr ein vermögender Nachbar zwanzig Thaler, wofür sie sich Bücher kaufen sollte. Die Freude des Kindes über die Aussicht, ihren Büchervorrath bedeutend vermehren zu können, war grenzenlos; bald aber besann sie sich und sagte zu ihrem Vater, indem sie ihm die Banknote überreichte: „Nehmen Sie das Geld, Sie können damit der Mutter manche Bequemlichkeit verschaffen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

**Frankfurt a. M., December.**

Die Theaterdirektion hat uns innerhalb des kurzen Zeitraums von acht Tagen mit zwey neuen Stücken beschenkt: „Graf Ory,“ eine komische Oper, und „Pfefferrösel,“ ein romantisches Schauspiel. Die Aufnahme, die diese Stücke beym Publikum fanden, war sehr verschieden. Graf Ory mißfiel, jedoch nicht wegen der Musik (von Rossini), die, in manchen Theilen wenigstens, den Dilettanten ungemein zusagte, sondern vielmehr wegen des dramatischen Sujets, das in religiöser, wie in sittlicher Hinsicht anstößig gefunden ward. Dieses Mißfallen äußerte sich besonders am Schlusse des Stücks laut genug, um die Direktion zu veranlassen, dessen Wiederholung mit dem Bemerken zu verkündigen, es werde bey derselben eine Abänderung des Sujets stattfinden. Dieß geschah auch wirklich, insofern nunmehr der Choral wegblieb, in den die zechenden und Zechlieder singenden Ritter jedesmal übergehen, wenn sich Einer der Bewohner des Schlosses, wo sie sich als Pilgerinnen eingeschlichen, blicken läßt. Demungeachtet fand die Oper auch dießmal so wenig Beyfall, daß sie wohl für immer von unserer Bühne verbannt bleiben wird. — Pfefferrösel ist ein aus G. Dörings Novelle „Sonnenberg“ entlehntes und einem großen Theile unsers Publikums bekanntes Sujet; die Nationalität desselben brachte ein volles Haus zu Wege und man verließ dasselbe im Ganzen ziemlich befriedigt, wiewohl die wesentlichen Veränderungen, welche sich Frau Birch-Pfeiffer bei der Dramatisirung des Sujets erlaubt hatte, das Interesse daran keineswegs zu erhöhen vermochten. Auch ließ die Darstellung selbst gar Manches vermissen.

Die lezte Sitzung des Museums (im rothen Hause) ward durch die Mitwirkung des seit einigen Tagen hier anwesenden Ritters Paganini verherrlicht. In Anerkennung der hohen Virtuosität dieses ausgezeichneten Künstlers, wovon derselbe auch bei dieser Gelegenheit wiederholte Proben ablegte, ward ihm, im Namen des Museums, vom Sekretär desselben das Diplom eines Ehrenmitgliedes der Gesellschaft überreicht.

In der am jüngstverwichenen Samstage gehaltenen Generalversammlung des physikalischen Vereins vernahmen wir zwei recht interessante Vorträge. Der eine betraf die genauere Bestimmung des Zeitunterschiedes, welcher durch verschiedene Temperaturen bei der Vegetations-Entwickelung hervorgebracht wird. Der Vortragende, Hr. Regierungsadvokat Cläpius aus Köthen, theilte darin das Resultat seiner in dieser Beziehung mehrere Jahre lang angestellten meteorologischen Beobachtungen mit. Das Resultat lief im Wesentlichen darauf hinaus, daß sich, unter sonst gleichen Umständen der Lokalität, mit ziemlicher Bestimmtheit im Voraus berechnen lasse, wie viel Durchschnittswärme eine Pflanze bedürfe, um bis zu einem gewissen Stadium ihrer Ausbildung (wie z. B. der Roggen bis zur Blüthe u. s. w.) zu gelangen. Aus diesem Resultat, meinte C., ließe sich ein großer praktischer Nutzen besonders beim Anbau neuer, fremden Gegenden entlehnter Gewächse ziehen. Denn um beurtheilen zu können, ob ihr Gedeihen zu hoffen, brauche man nur die Durchschnittswärme ihrer Heimath innerhalb des zu ihrer Zeitigung nöthigen Zeitraums zu wissen, und diese mit der gewöhnlichen Durchschnittswärme derjenigen Gegend zu vergleichen, in welche sie verpflanzt werden solle. Das Produkt dieser Vergleichung gebe den Maßstab an, wornach man im Voraus berechnen könne, ob und in wie weit die beabsichtigte Verpflanzung Erfolg verheiße. Hrn. C's. Mittheilungen waren gewiß sehr dankenswerth, jedoch etwas gar zu sehr mit Ziffern und arithmetischen Formeln überladen, um selbst von dem aufmerksamsten Zuhörer sogleich gefaßt und ihrem wahren Werthe nach geschätzt werden zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

**Beylage: Literaturblatt Nr. 1.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 2.

# Morgenblatt

für

## gebildete Stände.

Sonnabend, 2. Januar 1830.

Maria, heil'ge, bitt' für mich,
Und nimm mich zu dir in dein himmlisch Leben!

Schiller.

### Der Waller.

Legende

von

L. Uhland.

Auf Galliciens Felsenstrande
Ragt ein heil'ger Gnadenort,
Wo die reine Gottesmutter
Spendet ihres Segens Hort.
Dem Verirrten in der Wildniß
Glänzt ein goldner Leitstern dort,
Dem Verstürmten auf dem Meere
Oeffnet sich ein stiller Port.

Rührt sich dort die Abendglocke,
Hallt es weit die Gegend nach;
In den Städten, in den Klöstern
Werden alle Glocken wach.
Und es schweigt die Meereswoge,
Die noch kaum sich tobend brach,
Und der Schiffer kniet am Ruder,
Bis er leis sein Ave sprach.

An dem Tage, da man feiert
Der Geprief'nen Himmelfahrt,
Wo der Sohn, den sie geboren,
Sich als Gott ihr offenbart:
Da, in ihrem Heiligthume,
Wirkt sie Wunder mancher Art;
Wo sie sonst im Bild nur wohnet,
Fühlt man ihre Gegenwart.

Bunte Kreuzesfahnen ziehen
Durch die Felder ihre Bahn,
Mit bemalten Wimpeln grüßet
Jedes Schiff und jeder Kahn.
Auf dem Felsenpfade klimmen
Waller, festlich angethan;
Eine volle Himmelsleiter,
Steigt der schroffe Berg hinan.

Doch den heitern Pilgern folgen
Andre, baarfuß und bestaubt,
Angethan mit bärnen Hemden,
Asche tragend auf dem Haupt;

Solche sind's, die der Gemeinschaft
Frommer Christen sind beraubt,
Denen nur am Thor der Kirche
Hinzuknieen ist erlaubt.

Und nach Allen keuchet Einer,
Dessen Auge trostlos irrt,
Den die Haare wild umflattern,
Dem ein langer Bart sich wirrt;
Einen Reif von rost'gem Eisen
Trägt er um den Leib geschirrt,
Ketten auch um Arm' und Beine,
Daß ihm jeder Tritt erklirrt.

Weil erschlagen er den Bruder
Einst in seines Zornes Hast,
Ließ er aus dem Schwerte schmieden
Jenen Ring, der ihn umfaßt.
Fern vom Heerde, fern vom Hofe,
Wandert er und will nicht Rast,
Bis ein himmlisch Gnadenwunder
Sprenget seine Kettenlast.

Trüg' er Sohlen auch von Eisen,
Wie er wallet ohne Schuh,
Lange hätt' er sie zertreten,
Und noch ward ihm nirgend Ruh.
Nimmer findet er den Heil'gen,
Der an ihm ein Wunder thu';
Alle Gnadenbilder sucht er,
Keines winkt ihm Frieden zu.

Als nun der den Fels erstiegen
Und sich an der Pforte neigt,
Tönet schon das Abendläuten,
Dem die Menge betend schweigt.
Nicht betritt sein Fuß die Hallen,
Drin der Jungfrau Bild sich zeigt,
Farbenhell im Strahl der Sonne,
Die zum Meere niedersteigt.

Welche Glut ist ausgegossen
Ueber Wolken, Meer und Flur!
Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Rosenwolken
Ihres Fußes lichte Spur?
Schaut die Reine selbst hernieder
Aus dem glänzenden Azur?

Alle Pilger gehn getröstet,
Nur der Eine rührt sich nicht,
Liegt noch immer an der Schwelle,
Mit dem bleichen Angesicht.
Fest noch schlingt um Leib und Glieder
Sich der Fesseln schwer Gewicht;
Aber frei ist schon die Seele,
Schwebet in dem Meer von Licht.

---

## Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

„Was soll ich ferner," fuhr **Thomas** fort, „von dem scharmanten Verhältniß zu den Kollegen sagen, die ihm Ehre und Verdienst abschneiden, aus reiner Kunstliebe für ihren Säckel, und zu dem Kapellmeister, der aller Ränke voll ist und die Kunst, sammt den Künstlern, der Diskretion einer liebenswürdigen Cantatrice überläßt. O **Severin**, ich habe das Alles erfahren und geschmeckt, und es ist zum fressenden Gifte in mir geworden! Jezt will ich's einmal anders versuchen. Wo wir hinkommen, kennt uns Niemand, und wenn wir weiter ziehen, fragt Niemand nach unsern Namen. Aber wenn der unscheinbare Trupp Prager Musikanten sich vor einem und dem andern hören läßt, der auch wohl einmal in irgend einer Königsstadt gute Musik gehört hat, wenn Du ihm dann auf Deiner Flöte bläsest, wie **Fürstenau**, und ich ihm geige, wie **Spohr**, und **Theresens** himmlische Stimme erschallt, der keine **Catalani** gleich kommt, dann freue ich mich auf das dumme Erstaunen des Zuhörers, ich sehe schon jezt im Geiste, wie er den verwunderten Oberamtmännern und den gaffenden Fräulein Töchtern unsere Vortrefflichkeit und seine Kunstkennerschaft predigt. Aber dann ist es auch wiederum gewiß, daß die Wahrheit der Kunst oft am meisten zu diesen sogenannten ungebildeten Gemüthern, die nichts von Fertigkeit und Vortrag, von Takt und Tempo wissen, spricht. Das habe ich erfahren, ob ich's gleich nicht begreifen kann. Und dann die Bauern? **Severin**, es ist keine Kleinigkeit, einen Tanz gut zu spielen, ihn mit alle dem hüpfenden, neckenden Leben auszustatten, das ihm gebührt. Freilich nicht auf den Bällen unserer feinen Welt, wo die Française sich ziert, oder die Galopade raset; da steckt immer der Schulfuchs von Tanzmeister dahinter, und sein verwünsch-

tes Geschnitzel, das aus Menschen Drathpuppen macht. Unter den Bauern nur ist noch die wahre, natürliche Lust zu Hause, die aus dem Herzen quillt in den Geist und in die Glieder, und alles belebt und bewegt. Zu dieser natürlichen Lust müssen denn auch wir, die wir den Bauern aufspielen, aus unserer Bildung zurückkehren, wenn wir der Sache ihr Recht geben wollen, und das ist wahrlich nicht leicht! Nun weißt Du, Severin, warum ich mit euch ziehe, und dann habe ich auch noch einen andern Grund, den behalte ich aber für mich."

Er sah ungeduldig den Hohlweg hinab. Severin dachte einige Augenblicke über seines Pflegebruders ungewöhnlich lange Rede nach und sagte dann: „Es kommt mir vor, Thomas, als wärest Du mit all Deinem Selbstbewußtseyn nicht ganz klar in Deinem Innern. Du widersprichst Dir oft, Du willst die Kunst nur für strenge Kenner vorhanden wissen, und dann mußt Du selbst wieder zugeben, daß ganz einfache, ungebildete Menschen ihre Wahrheit am besten empfinden." — „Laß uns aufhören!" unterbrach ihn ungeduldig Thomas. „Ich habe mich nun einmal ausgesprochen über die Sache, und damit gut! Es ist sonst meine Art nicht, viele Worte zu machen, und es geschieht auch gewiß so bald nicht wieder. Jetzt haben wir auch an anderes zu denken. Dort steigen unsere Reisegefährten eben aus dem Thale herauf."

Man sah noch Niemand, aber ein munterer Marsch, der auf einer einzigen Geige gespielt und in kecken Weisen variirt wurde, kündigte die Nähe der Erwarteten an. Die Melodie war seltsam und hatte in ihren abweichenden Rhythmen einen Anflug von Humor, der Severin wie ein toller Gegensatz zu dem harmonischen Leben in der Natur rings umher erschien. Aber die Nahenden waren ihm willkommen. Er sprang auf und rief fröhlich: „Das ist Bendir und kein anderer, und wenn der sich hören läßt, so sind die Uebrigen auch nicht weit!" Der Pflegebruder war liegen geblieben und sah wieder düster in das Thal hinab. So lange er auf diejenigen warten müssen, die eine Verabredung hieher beschied, hatte er sich unruhig bewegt und aus seiner gewöhnlichen Verschlossenheit herausgerissen gefühlt. Jetzt war seine Erwartung befriedigt, jetzt war er seiner Sache gewiß, und die düstere Gemüthsstimmung, der er sich nur zu gern überließ, kehrte zurück. Severin hatte seine Flöte hervorgeholt und war in das Thema des Marsches eingefallen. Während er blies, hüteten seine Blicke die Baumgruppe, hinter der die Herankommenden hervortreten mußten. Jetzt zeigte sich eine kleine Mannsgestalt in hellgrünem Rocke, die rasch bergansteigend mit einer sehr gewandten Bogenführung die Geige strich. dann kam ein hoher, ernster Mann, mit dem Kontrabasse auf dem Rücken, und diesem folgten zwei blühende Mädchen, von denen die eine die Harfe im Arm, und die andere einen leichten Bündel in der Hand trug.

Der Flötenbläser ließ sein Instrument sinken und rief ein lautes: „Willkommen!" hinab. Seine Augen glänzten in einem höhern Feuer, als das schlankere der beiden Mädchen lächelnd zu ihm hinauf nickte und grüßte. Er flog ihnen entgegen. Er nahm der Grüßenden ihr Bündel mit halber Gewalt ab und sagte zu dem Geiger hin: „Hört doch einmal auf mit Euerer heillosen Musik, Bendir, daß man ein vernünftiges Wort sprechen kann! Ihr werdet schon zu spielen bekommen vollauf, und bis dahin spart Eure Kräfte!" — „Was versteht der Gelbschnabel unter heilloser Musik?" erwiederte Bendir, ohne sich stören zu lassen. „Die Variationen am Steeg spielt mir Keiner nach und das Flageolett noch weniger. Oben will ich Euch zur allgemeinen Rührung einen Choral mit der aufgesetzten Schnupftabaksdose spielen, und dann werdet Ihr aus einem andern Tone pfeifen."

Er ließ wirklich seine Geige nicht eher verstummen, bis sie alle auf dem Bergrücken angekommen waren. Während er nun sogleich mit einem komischen Sprunge vor Thomas, der seine Stelle nicht verlassen hatte, Platz nahm, rief er nach dem Mädchen, der Severin eine besondere Aufmerksamkeit erwiesen hatte, hin: „Jetzt tische auf, Therese, was das Haus, nämlich Dein Bündel, vermag! Laß das letzte Frühstück heranwachsen, das wir auf böhmischem Grund und Boden verzehren, und vergiß auch die zwei Flaschen Melniker nicht, die ich vom letzten Kirchweihfeste aufgespart für diese Gelegenheit. Hat es das Vaterland auch nicht sonderlich um uns verdient, so wollen wir ihm doch ein Vivat beim Abschiede bringen. Leg Deine Harfe nieder, Clara, mein Töchterlein! Gehe Theresen an die Hand! Allegro beim Essen, Prestissimo beim Trinken!" Die beiden hübschen Mädchen packten aus und ordneten Alles in anmuthiger Weise auf dem Rasenplatze. Clara war rasch und lebhaft in allen Bewegungen, ihr munteres Auge flog oft forschend nach Thomas, der seit der ersten grüßenden Bewegung theilnahmlos geblieben war, und nur einige unbemerkte flammende Blicke von unten auf nach Theresen gesandt hatte. Diese war schlanker gebaut, als ihre Freundin. Ihr Antlitz hatte einen sanften Reiz, etwas Schmachtendes, und ihr Auge, wenn es gleich dunkel war, wie ihr Haar, einen Ausdruck von unbeschreiblicher Milde und Güte. Wenn sie einen Arm hob, wenn sie ihren zarten Körper wandte, so geschah dieses mit jenem unbewußten Anstand, den in der Regel nur eine höhere Bildung gibt, mit dem aber sie die Natur ausgestattet hatte. Clara hingegen glich einem hübschen, frohsinnigen Landmädchen. Sie tanzte mehr als sie ging, ihr Blick hatte etwas Schelmisches, ihre Wangen blühten in jugendlicher Frische. Zu dem Geschäfte, welches die beiden Mädchen betrieben, hatte sich Severin mit ihnen vereinigt. Unter Scherzen und Lachen wurde das kleine Mahl auf breiten Blättern, die der dienstfertige Flöten-

bläser herbeigebracht hatte, servirt. Bendie behauptete, es sehe alles so appetitlich aus, daß man in der That den kannibalischen Hunger besitzen müsse wie er, um das zierliche Werk durch einen kecken An- und Eingriff zu zerstören.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Korrespondenz-Nachrichten.

### Newyork, November.

(Fortsetzung.)

Es fehlte nicht an Freunden der Familie, welche die Eltern tadelten, daß sie des Mädchens Hang zum Lesen und Schreiben so sehr nachgäben, und ihnen riethen, sie streng an häusliche Arbeit zu halten; diese liebten aber das Kind zu sehr und verschwiegen ihr sogar diesen Rath. Doch sie erfuhr den Umstand auf anderm Wege, und statt über jene Philister zu zürnen, fing sie an, sich zu bereden, die Leute hätten Recht und die Lage ihrer armen Eltern erheische das Opfer von ihr, welches jene ihr zumutheten. Ohne ein Wort zu sagen, legte sie Bücher und Feder auf die Seite und widmete sich mehrere Monate lang ohne Unterlaß den Pflichten der Wirthschaft. Am Ende aber bemerkte die Mutter, daß Lucretia geistig und körperlich hinzuwelken anfing; nach langem Forschen gestand ihr endlich das gute Kind unter Thränen, daß sie längst aller Geisteserholung entsagt habe; Lucretia mußte ihr versprechen, wenigstens dann und wann zu ihren Studien zurückzukehren. Sie that dieß und schien wieder etwas aufzuleben. Aber der Durst nach Erkenntniß brannte wie eine verzehrende Flamme in ihr, und sie jammerte beständig über den Flug der Zeit. „Wenn ich nur Alles auf einmal umfassen könnte!“ sagte sie oft. Endlich schien es, als sollten ihre heißen Wünsche in Erfüllung gehen. Sie war eben in ihr siebenzehntes Jahr getreten, als ein Fremder, der ihren Geist bewunderte, den Eltern die Mittel zur Erziehung des außerordentlichen Mädchens anbot. Lucretia's Freude war grenzenlos. Sie ward in eine Schulanstalt nach Troy geschickt und fiel nun mit einem solchen Heißhunger über die Wissenschaften her, daß ihre bereits vorher geschwächte Gesundheit dabei zu leiden anfing. Die Briefe, die sie damals an ihre Mutter schrieb, verrathen ein sehr gefühlvolles Herz. In einem derselben heißt es: „Außer den Gedanken an meine liebe Mutter und ihr einsames Leben, und an meinen Vater, der sich zu Tode plagen muß, um für seine Familie zu sorgen, außer diesen Gedanken, (und ich versichere Sie, Mutter, daß sie sich nicht selten bei mir einstellen) bin ich glücklich. O, wie oft denke ich, hätte ich doch nur die Hälfte von dem, was jezt auf mich verwendet wird, und es stände mir frei, diese Hälfte mit meiner Mutter zu theilen, wie glücklich wäre ich!“ — Während der Ferien, die sie zu Hause zubrachte, hatte sie eine Krankheit auszustehen, die sie noch weit schwächer und reizbarer machte. Bald darauf ward sie gefährlich krank. Sie sammelte jedoch so viele Kräfte, daß sie unter das väterliche Dach zurückkehren konnte; aber wer sie sah, war überzeugt, daß sie nicht mehr lange leben könne. Unter den mitgetheilten Gedichten finden sich viele, die mit lyrischem Schwung den jedesmaligen Gemüthszustand bezeichnen; die meisten darunter haben geringen poetischen Werth; sind ja doch die Erstlinge der Dichtkunst selten mehr als Nachahmungen; sie sind aber als die Ergießungen eines Geistes, wie dieser, psychologisch interessant. Auf dem Todtenbette wurde sie oft von einer Furcht gepeinigt, die weit schrecklicher war, als Todesfurcht — die Furcht, wahnsinnig zu werden. Ihr leztes Gedicht, welches sie schrieb und welches unvollendet geblieben ist, drückt diese Empfindung aufs rührendste aus, und der Tod war gewiß Erlösung für sie.

Das Buch enthält bei weitem nicht Alles, was Lucretia Davidson geschrieben, und vielleicht findet sich unter ihrem ungedruckten Nachlaß wenig mehr, das der Vergessenheit entrissen zu werden verdiente; aber aus dem Vorliegenden erhellt offenbar, daß ein ungemeiner Geist hier untergegangen, welcher, wäre er zur Reife gekommen, herrliche Früchte hätte tragen können. Zur Warnung für Eltern und Kinder verdient das Buch weit verbreitet zu werden; denn leider legen wir nur einen zu hohen Werth auf Geistesentwickelung und Kenntniß, wo wir Fähigkeit erblicken, sind wir nur zu begierig, sie geltend zu machen, und manches edle Leben wurde schon das Opfer dieses unbesonnenen Strebens, dessen Triebfeder nur zu oft gemeine Eitelkeit ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Frankfurt a. M., December.

(Fortsetzung.)

Der zweite Vortrag, den Dr. Haußmann hielt, gewährte allgemeinere Unterhaltung. Derselbe verbreitete sich über die Diamanten im Allgemeinen und die in neuester Zeit versuchte künstliche Erzeugung dieses Naturprodukts insbesondere. H. begann mit der geschichtlichen Darlegung des Baues der Diamantengruben in Ostindien und Brasilien, berührte in Kürze die neuen am Ural gemachten Entdeckungen und prüfte sodann die von den französischen Physikern angestellten Versuche zur künstlichen Nachbildung dieses kostbaren Edelsteins. Nachdem der Vortragende die unbefriedigenden Resultate dieser Versuche geschildert und die Ursachen dieses Fehlschlagens entwickelt hatte, überraschte derselbe die Gesellschaft durch Mittheilung einer von ihm selbst gefaßten, wahrhaft geistreichen Idee in Betreff der, nach seiner Meinung allein möglichen Verfahrungsweise, den Diamant der Natur nachzubilden. Diese Idee, deren Entwickelung jedoch H. die Bemerkung vorausschickte, er sey auf dieselbe lediglich auf metaphysischem Wege verfallen, habe aber noch keinerlei Versuche zu ihrer Ausführung angestellt, so wie er denn überhaupt an keine vollkommen befriedigende künstliche Erzeugung eines Naturprodukts glaube — ist im Wesentlichsten folgende: Da sich der natürliche Diamant mittelst des chemischen Prozesses in kohlensaures Gas verflüchtigt, so würde man zu seiner naturgemäßen Darstellung vielleicht gelangen, wenn man, umgekehrt, kohlensaures Gas in einen luftleeren Raum brächte und nun auf dieses den elektrischen Strom hinleitete. Daß nämlich auf diese Weise die Natur bei Erzeugung des Diamanten verfahre, scheine aus dem Umstande hervorzugehen, daß die ältesten und in diesem Fache erfahrensten Arbeiter in den Diamantgruben Indiens einstimmig aussagen, daß da, wo sich die meisten Diamanten finden, auch die sogenannten Blitzröhren am häufigsten angetroffen werden. — Nicht weniger verdient desselben Kursus über die Wärme, den er ebenfalls im physikalischen Verein eröffnet hat, rühmliche Erwähnung. Da diesem Kursus eine gemischte Gesellschaft von Herren und Damen beiwohnt, so hat H. die schwierige Aufgabe zu lösen, demselben gewissermaßen ein zweifaches Interesse, nach den Forderungen seiner Zuhörerschaft, zu geben.

(Der Beschluß folgt.)

## Räthsel.

Mein Erstes, Zweites, Drittes ist nur klein,  
Ein fünfundzwanzigstel des Ganzen mag es seyn;  
Drei fünfundzwanzigstel bin ich zusammen? — Nein.  
Zusammen werd' ich gar das Ganze seyn.

F. B.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 3.

# Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. Januar 1830.

Ringsum in Reihen gestellt und ringsum gefugt, wie ein Stockwerk,
Steigt das Lockengebäu; Andromache siehst du von vorne,
Rückwärts scheint sie ein' andere. —

Juvenal.

## Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829. Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

### Zweiter Artikel.

Wir sind in der Darstellung der Geschichte der Moden am Schlusse des vorigen Artikels zu dem Zeitpunkte gekommen, wo nach dem Eintritt der französischen Revolution die Verwirrung in Kunst und Literatur, die Charakterlosigkeit in Tracht und Sitte auf das Höchste gestiegen waren. Wir haben jezt darzustellen, wie jenes gewaltige Ereigniß, das die politische Gestalt der Welt änderte, auch äußere Sitte und Gewohnheit wie mit einem Zauberschlage umschuf.

In Frankreich häuften sich so lange Greuel auf Greuel, bis die Leute doch am Ende ein Entsetzen vor sich selbst bekamen und nun beschlossen, gleichsam aus der alten Haut heraus, tausend Jahre rückwärts, der alten Welt anzugehören. Mit Römernamen waren sie durch die blutigen Tage der Revolution vertraut geworden. Sie hatten sie angenommen, weil sie einander mit Römersinn schmeichelten. Enthusiasmus und Tapferkeit, welche die Römer in keinem Augenblick ihrer reichen Geschichte verläugnet, entflammten, im Drange ungewöhnlicher Umstände, die kriegerischen Gemüther unleugbar zu höherem Schwunge, so daß Heer und Volk, im Bewußtseyn ausgeübter Bürgertugend, sicher annahm, den Geist der alten Republik ins Leben zurückgerufen zu haben. Der Weltumwandlung auch äußerlich Gestalt zu geben, suchten die beweglichen Köpfe Gebrauch und Sitte nach jenen Vorbildern zu modeln. Hierzu gehörte indeß Bekanntschaft mit der Antike. Gelehrte wurden befragt, alte Folianten wieder geöffnet, Sprache und Geschichte studirt und gelehrt, die Kenntniß des Alterthums, wenn auch oberflächlich, verbreitet. Dieß bequem zu bewerkstelligen, suchte man noch gefälligere Einkleidungen. So erschien der vielgelesene und übersezte Anacharsis von Barthélemy. Diese Reisen eines jungen Scythen durch die alte Welt machten aus der unsrigen eine neue. Das Beschriebene und der Phantasie bildlich näher Gerückte sollte nun auch der sinnlichen Anschauung vertraut werden. Und wie dergleichen Wünsche, als entständen sie nicht ohne höhere Absicht im Menschen, meistens durch den Lauf der Begebenheiten begünstigt werden, so gaben die Kriege in Italien dem geweckten Geschmack Fortgang und Bestimmung.

Plözlich fiel, wie auf den Druck einer Feder, der ganze Apparat bisherigen Mode zusammen, und wie sich die fremdgewordene Natur aus allen den Hüllen und Gehäusen heraus schälte, sahen wir eben so verwundert auf die freieren Formen, wie auf das, was sie bisher eingezwängt hatte. Schnürleiber, Kleider mit langen, gebrechselten Taillen, die gute, dicke, häusliche Tasche, das lügenhafte bauschichte Halstuch, alles lag zu unsern Füßen, und stolz hob sich der unbeschwerte Kopf über die Vorurtheile von gestern, seit das Haar, ohne Crepp, ohne gezwun-

genen Aufstrich, leicht und natürlich zusammengeflochten, den Nacken frei, Schläfe und Stirn unentstellt ließ.

Kein schnellerer Wechsel läßt sich in dem Herkömmlichen denken, als der war, da man vom Abend zum Morgen die gefeierte Dame des Tages im griechischen Gewande, dicht unter der Brust gegürtet, dessen anschmiegender Faltenwurf weich herabfloß, die Arme bis über die Hälfte des Oberarmes entblößt, das Haar nach dem Nacken herab in einen Knoten geschlungen, einer antiken Statue ähnlich, über den unklassischen Boden schreiten sah. Nichts von dem Gekrausten, Gekniffenen und Gebauschten des verflossenen Tages war geblieben. Nur ein Saum faßte unten das Kleid ein, und ganz einfach legte es sich um Brust, Schultern und Nacken herum. Der Gurt, nicht über zwei Finger breit, griff genau vorn zusammen. Keine flatternde Zipfel, keine Franzen oder reiche Stickerei hoben ihn heraus. In plastischer Harmonie fügte sich das Einzelne zum Ganzen, und ehe man es geträumt, sahe sich ein lebendes Geschlecht in bewegliche Bilder antiker Museen umgeschaffen.

Mit je größerem Triumph die Pariser Italiens Kunstschätze bei sich aufgestellt hatten, mit desto regsamerer Eil trugen sie das Fremde auf sich über. Jedes Muster wurde zu Genuß und Nutzen angewendet, und im Augenblick füllten Kopien aller Art, von den vorliegenden Mustern genommen, Modegewölbe und Toilettenzimmer. Aus diesen Behältern strömten dann die neuen Schöpfungen weiter und weiter über unser bewegtes Europa. Deutschland überkam sie in einer Zeit höchst geschmackloser Modeverwirrung. So lang Sinn und Urtheil ohne alle Gedanken unbewußt vorwärts getrieben werden, erlangen sie nicht einmal die Fähigkeit, auch nur äußerlich leidliche Harmonie zu bewirken. Aus diesem Grunde herrschte damals eine wunderliche Konfusion, in welcher das Verlangen nach englischer Natürlichkeit, oder was gleichbedeutend war, nach Roman-Idealen, mit eingewurzelter Steifheit vermischt, höchst sonderbare Karrikaturen zu Tage förderte. Man denke sich den Kopf der Damen (denn von den Männern zu reden, werde ich nachher volle Gelegenheit finden) ganz in jenem Bestreben, bald der Natur, bald der Künstelei des Friseurs gemäß, durch eine scharfe Absinkung verunstaltet, indem das Haar auf der Stirn gescheitelt, so glatt als möglich über diese nach beiden Seiten gekämmt und hinter dem Ohr befestigt ward, während unmittelbar auf dem Wirbel die alte tapirte, hohe und breite Frisur ihren Ehrenplatz behauptete. Nun ging es auf dieselbe Weise mit dem übrigen Putze weiter. Gleich der Hals erschien unförmlich dick, denn man umwand ihn mit einem achtfach zusammengelegten Tuche, nach Art übertriebener Männerkravaten, aus welchem das Kinn nur zum Theil heraus sah. Nacken und Brust blieben dagegen frei von Bedeckung.

Doch in der halben Toilette wußte man die Ansprüche des Malerischen und Idealen noch glücklicher zu verbinden. Man war nämlich auf den Einfall gekommen, das Kostüm der unglücklichen Maria Stuart und der hingerichteten Johanna Gray nach Abbildungen modisch zuzustutzen. So trug man, die schottische Königin zu personifiziren, ein schwarzes Kleid, das bis an das Kinn hinauf ging, und hier durch einen breiten, aufwärts stehenden Spitzenkragen eingefaßt ward. Dieser Kragen, der für alle Zeit die nähere Bezeichnung „à la Marie Stuart," oder auch blos „un Stuart" behalten hat, lief nach vorne hin schmal zusammen, war gesteift, und stand rund um Kopf und Gesicht herum, ungefähr eine Handbreit von beiden ab. Er war es hauptsächlich, der nächst dem langen, oberhalb gebauschten Ermel, der Tracht etwas Eigenthümliches gab, was denn freilich zu dem oben beschriebenen Kopfputze wenig paßte. Fast auf gleiche Weise artete sich der Anzug, den man vorzugsweise der Johanna Gray beilegte. Was jener in schwarz, war dieser in weiß. Man benutzte hier, zu die gewöhnliche Chemise und gab dieser weite, in der Mitte kurz über den Ellenbogen und weiterhin über der Handwurzel zusammengezogene Ermel. Um den Hals lief, statt des stehenden, ein abwärts fallender, dicht gekrauster Streifen, der mehrmals über einander gelegt, die erste Fraise bildete, die man seit meiner Erinnerung trug. Wäre in dem Ganzen Uebereinstimmung gewesen, hätte man es schon damals, wie es kurz darauf geschah, über sich gewinnen können, das anders gewöhnte Auge mit dem Fremden völlig vertraut zu machen, oder wäre dieses Fremde selbst uns ohne verstümmelnde Zusätze zugekommen, es möchte an der Tracht selbst nichts auszusetzen gewesen seyn; doch in dem Gemisch von Alt und Neu blieb sie steif und völlig ohne Grazie.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

Indessen hatte der ernste alte Mann mit dem Kontraviolon dem Treiben der Uebrigen keine Aufmerksamkeit gewidmet. Er stand von ihnen abgekehrt und sah mit feuchten Augen nach dem sonnigen Nebelstrich, der die Ebenen Böhmens bezeichnete. Jetzt trat Therese zu ihm. Auch ihre Blicke flogen nach jener Stelle. Eine Thräne glänzte in ihren Wimpern. „Dort ist Deiner Mutter Grab!" hob der Alte mit leiser, gedämpfter Stimme an. „Dort ruht das liebe Herz, das so viele Jahre lang keine andere Empfindung kannte, kein anderes Streben, als Dein und mein Glück, dem Drucke des Lebens, dem Drange des Bedürfnisses zum Trotze, zu gründen. Sie hat nun ausgesorgt, sie hat die Ruhe gefunden, die ihr nach so vielen Mühseligkeiten gebührt. Aber wir? Wir, Tochter,

sind verwaist zurückgeblieben, der Friede, den Anna in mein Leben gebracht, ist mit ihr entflohn, und ich fühle, daß ich nun keine bleibende Stätte mehr auf der Welt habe, daß ich wandern muß von Ort zu Ort, bis ihr Geist mir den Frieden wieder bringt und mich heimruft zur neuen Vereinigung.“ Ein tiefer Seufzer quoll aus seiner Brust. Theresens Thränen fielen auf des Vaters Hand, die sie gefaßt hatte. „Dein Kind ist bei Dir!“ sprach sie weinend und tröstend zugleich. „Ich gehe ja gern mit in die Fremde, ich will ja gern die unbedeutende Kunstgabe, mit der mich der Himmel beschenkt hat, der Hoffnung zum Opfer bringen, daß Du endlich Deinen Schmerz überwindest, daß das zerstreuende Treiben im Weltgewühl ihn mildert. O, es hat mir manchen Kampf gekostet, ehe ich den Entschluß fassen konnte, öffentlich vor den Leuten zu singen, was ich bisher nur wie eine stille Andacht heimlich getrieben hatte! Oeffentlich, und um des Erwerbs willen! Aber nun bin ich auch fest in meinem Vorsatze, und ich fürchte mich auch gar nicht, lieber Vater.“

Thomas hatte mit glühenden, forschenden Blicken, Severin mit unruhiger Besorgniß die Gruppe betrachtet. Jezt rief Bendir, dem die Zeit bis zum Frühstücke lang wurde, ungeduldig herüber: „Ich glaube gar, Ihr führt eine sentimentale Komödie auf? Laßt mir die Possen vor dem Frühstücke! Nachher habe ich selbst so etwas vor, es soll aber nicht angreifen, und ist es fertig, so geht's auf und davon in ein neues Leben, und Alles wird vergessen, was hinter uns liegt. Kommt, sezt Euch! Ihr zu mir, Herzlieb, Du, Therese, zwischen Severin und Thomas! So ist's Recht. Zur Unterhaltung, während des Frühstücks, wollen wir die Statuten unserer Gesellschaft besprechen, die Parthien austheilen; denn ohne eine bestimmte Takt- und Tonart kann nichts bestehen in der Welt, am wenigsten ein Trupp wandernder Musikanten. Ihr, Herzlieb, seyd der Aelteste von uns, und so wie Euer Instrument den Fundamentalbaß spielt, erkenne ich Euch auch als den Grundton der Wanderungssymphonie an, von der wir Uebrigen ohne Euch nur abgerissene Fetzen sind. Also unser Direktor Herzlieb, er soll leben, hoch!“ Die jungen Männer hoben die zinnernen Becher, die Bendir mit Melniker gefüllt hatte, und nickten dem Vater Theresens zu. Dieser nahm aus der Tochter Hand einen kleinen silbernen Becher, den das Mädchen aus dem Grunde ihrer Reisetasche hervorgeholt hatte. Ein A und ein H zeigten sich verschlungen auf dem artigen Gefäß. Herzlieb lächelte trübe den übrigen zu und trank nur wenig. Clara nippte unbedeutend aus dem Becher ihres Vaters; von Theresen wußten alle, daß sie nie Wein trank. „Jezt kommt eine schwierigere Frage,“ begann mit wichtiger Miene Bendir aufs Neue, „eine Dissonanz,“ die nur durch eine verständige Vorbereitung zu lösen ist. Thomas und ich, wir beide spielen die Geige; aber wer von uns soll Primarius, wer Secundarius seyn?“ Thomas warf einen verwunderungsvollen, etwas höhnischen Blick auf seinen Mitbewerber. Dann wurde seine Miene noch finsterer, als gewöhnlich, aber er sagte nichts. „Ei, ich dächte, das wäre weder eine schwer zu beantwortende Frage, noch eine wunderliche Dissonanz,“ versezte dagegen Severin sehr lebhaft. „Ihr seyd zu klug, Bendir, als daß es Euch je eingefallen wäre, Euer sonst ganz gutes, manchmal nur etwas tolles Geigenspiel dem meines Pflegebruders an die Seite setzen zu wollen. Thomas ist Primarius, das versteht sich von selbst.“ — „Das versteht sich nicht von selbst,“ fiel ärgerlich Bendir ein. „Freilich spielt Thomas viel besser, viel erhabener, viel künstlerischer, wie ich, aber darauf kommt's bei reisenden Musikanten nicht an. Den Rummel verstehe ich, wie einer; denn ich habe ihn viele Jahre lang mitgemacht und bin alt darüber geworden. Meint Ihr, die Leute in der Welt, die uns ihre Batzen bringen sollen, hätten nur Gefallen an dem Herzergreifenden, Rührenden, Melancholischen? Prosit die Mahlzeit! Ergözt, belustigt wollen sie seyn. Thomas mag geigen, wie ein Professor des Pariser Conservatoriums oder wie der längst verstorbene heidnische Virtuos Orpheus, ich wette meinen Straduarius darauf, daß ich ihn doch aussteche.“ Severin konnte sich eines Lächelns nicht enthalten, das Bendir bemerkte. „Lacht, wie Ihr wollt, Ihr werdet es sehen!“ fuhr dieser hitziger fort. „Erfreut will die Menge seyn, aber nicht jammervoll nach Hause gehen, und auch der Frau und den Kindern etwas von der Rührung mitbringen. Das ist das ganze Geheimniß. Mein Lehrer, der große Scheller, den die undankbare Welt schon so bald vergessen hat, verstand die Sache aus dem Grunde. Von ihm habe ich den musikalischen Wandercomment gelernt. O, ich kann auch rühren, wenn ich will; aber ich thu's nicht für gewöhnlich, weil es nichts einbringt. Laßt nur den Thomas seine Konzerte von Spohr, seine Polonaisen von Mayseder spielen. Ich trete nachher auf. Ich stimme ein ganz einfaches Thema, etwas Bekanntes, Volksmäßiges an: den lieben Augustin oder den Vetter Michel. Das freut schon die Leute; denn wer findet nicht gern einen alten Bekannten wieder? Dann gehe ich gleich in eine Variation über, Sprünge, Triller, Staccato mit einem Finger durch die halben Töne, zartes Flageolett, Quinkeliren am Steg, Doppelgriffe, alle diese Dinge werden durchgemacht. Die Zuhörer verwundern sich und meynen, ich sey etwas Rechtes. Jezt Geige und Bogen auf den Rücken, dann über den Kopf, dann unter den Beinen durch, endlich mit dem Instrument auf dem Bogen, und so den lieben Augustin und den Vetter Michel durcheinander gehaspelt, gekrazt, gewüthet — Bravo! Bravissimo! ruft's von allen Seiten, und die Batzen fallen wie Regentropfen bei einem Gewitterschauer. Man nennt mich Scheller, den

Wiederauferstandenen, oder gar Paganini — Teufel! daß ich den nicht gehört habe! Die Glockengeschichte machte ich ihm gewiß auch bald nach! Wenn Ihr's mich aber so nicht wollt treiben lassen," sezte er ruhiger, indem er trank, hinzu, „so stehe ich für nichts, für keinen Heller Profit, nicht einmal für die Reisekosten!" (Die Forts. folgt.)

## Korrespondenz-Nachrichten.

### Frankfurt a. M., December.

(Beschluß.)

Bei dieser Veranlassung wollen wir einige Worte über eine neue Erfindung des Freiherrn v. Drais aus Mannheim sagen, die derselbe bei seiner lezten Anwesenheit produzirte und die uns Beachtung zu verdienen scheint, weil sie von praktischem Nutzen zu seyn verheißt. Es betrifft diese Erfindung, welche schon vor mehreren Jahren die Aufmerksamkeit der brasilianischen Regierung erregte, bei welcher Hr. v. D. damit debütirte, eine Schnellschreibmaschine, deren Hauptcharakter darin besteht, daß durch einen leichten Fingerdruck ganze Buchstaben und durch einen Taktschlag der Hände ein Wort ausgedrückt wird. Ihrer Form nach stellt die Maschine ein hölzernes Kästchen von der Größe eines Kubikfußes dar, auf dessen Oberfläche sich in der Mitte eine Oeffnung von vier Zoll im Quadrat befindet. Um nun Buchstabe um Buchstabe darzustellen, darf der Schreiber, der sitzend die Maschine auf dem Schooße oder zwischen den Beinen hält, nur die mit den verlangten Buchstaben bezeichneten Tasten der Reihe nach leicht niederdrücken, um auf einem in dem Innern der Maschine befindlichen Papiere den entsprechenden Abdruck zu bewirken. Schon auf diese Weise kann man eine große Schnelligkeit erreichen, zumal wenn man die Fingerfertigkeit eines geübten Klavierspielers besizt, da man gleichsam nur Punkte, statt ganzer Buchstaben, zu machen braucht. Indessen hat Hr. v. D. noch eine andere Methode erdacht, welche, auf die Kombination der Zahl 4 sich gründend, es möglich macht, jeden der verlangten Buchstaben des Alphabets auf jedem ¼ der 16 Tasten auszudrücken. Durch die Befolgung dieser zweiten Methode, wodurch ganze Wörter dargestellt werden, wird es möglich, so schnell oder noch schneller zu schreiben, als man sprechen kann, indem Taktschläge mit den Händen in eben so kurzer oder in noch kürzerer Zeit zu bewirken sind, als Wörter ausgesprochen werden können. — Der praktische Nutzen der hier allerdings nur in flüchtigen Zügen und daher sehr unvollkommen skizzirten Erfindung möchte sich, was die erste Methode betrifft, vornehmlich bei Blinden bewähren; sodann dürfte dieselbe auch Personen, die undeutliche Handschriften schreiben, sehr zu empfehlen seyn. Die Anwendung der zweiten Methode würde vornehmlich beim Nachschreiben parlamentarischer Verhandlungen mit Vortheil angewendet werden; auch könnten, meint der Erfinder, sehr schnell denkende Schriftsteller sich ihrer bedienen, um eine desto größere Menge ihrer Geistesprodukte zu Tage zu fördern, was denn freilich nur ein relativer oder doch sehr bedingter Gewinn für das Publikum seyn möchte.

Unsers anmuthigen Erzählers G. Dörings Phantasiegemälde für das Jahr 1830 sind so eben ein Gemeingut der Lesewelt geworden. Sie zeichnen sich vorzüglich durch die Haltung der Charaktere aus, die, sind sie auch Schöpfungen der Phantasie des Dichters, doch so aus dem gesellschaftlichen Leben, wie es wirklich ist, gegriffen sind, daß der Leser nicht selten dieses oder jenes ihm bekannte Individuum mit den treffendsten Zügen darin geschildert zu finden glaubt.

Haben wir auch keine Neujahrsmesse, wie Leipzig, so entschädigt uns dafür doch unser um so reichlicher ausgestatteter Weihnachtsmarkt. Derselbe ist jezt in vollem Flor und das Gedränge um die schön geschmückten Kaufläden ein Schauspiel, das den Liebhaber von dergleichen Volksscenen fast die strenge Winterkälte des 50sten Breitegrades, unter dem wir leben, vergessen läßt. Will man sich aber überzeugen, wie weit es unsere Handelsindustrie in wohlgeordneter Auswahl und Anhäufung geschmack- und kunstvoller Festgeschenke gebracht hat, so darf man, unter mehreren andern, nur das so herrlich damit ausgestattete Lokal des Hrn. Albert besuchen. Dasselbe ist in der That das vollständigste Museum in seiner Art, das selbst schon demjenigen Befriedigung gewährt, der es lediglich in der Absicht betritt, um sich an den Fortschritten zu vergnügen, welche die technischen Künste in Erzeugung der mannigfaltigsten Gegenstände, von den kostspieligsten mechanischen Instrumenten an bis zu den geringsten Kinderspiel-Werkzeugen herab, gemacht haben.

### Newyork, November.

(Fortsetzung.)

Ein Gegenstand, der, wie Alles in dem neuen und außerordentlich schnell aufblühenden Lande der Vereinigten Staaten, das übelwollende oder ungründliche Urtheil kurzsichtiger Reisenden erfahren hat und über den namentlich Engländer sehr viel Oberflächliches gesprochen haben, ist die englische Sprache, wie sie von den Amerikanern gesprochen wird. Es ist etwas so durchaus Neues, etwas so Interessantes, dieselbe Sprache von zwei großen, freien und in sich thätigen Nationen sprechen zu hören, daß einige Bemerkungen über Amerikanismus nicht unwillkommen seyn werden. Wir entheben sie dem im ersten Bande der Encyclopaedia Americana (herausgegeben von unserm Landsmann Dr. Franz Lieber), welcher so eben erschienen ist, enthaltenen Artikel Americanism. Die Abweichungen der Amerikaner vom englischen Sprachgebrauche in der Sprache des gewöhnlichen Lebens wurden schon lange von Zeit zu Zeit von einigen ihrer eigenen Schriftsteller und von den Kritikern des Mutterlandes gerügt. Unter den amerikanischen Schriftstellern, die darauf aufmerksam machten, war der bedeutendste Franklin, der selbst sehr rein und in einem korrekten Styl schrieb und die Irrthümer, in welche das Volk mehrerer Staaten fortwährend, sowohl in Hinsicht „des Ausdrucks als der Aussprache" verfalle, in scharfen Worten tadelte. Diese Bemerkung wurde vor vierzig Jahren gemacht, zu welcher Zeit Franklin selbst einige Worte besonders hervorhob, die er als unzuläßige Neuerungen in unserer parlamentarischen Sprache bezeichnete, wie z. B. die Zeitwörter to notice, to advocate and to progress, von denen er das lezte, als das plumpste und abscheulichste von den dreien, gänzlich verwarf. Das Wort opposed, fügte er hinzu, wird, obgleich es kein neues Wort ist, doch in einer neuen Bedeutung gebraucht, z. B.: The gentlemen who are opposed to this measure, to which I myself have been opposed. Die englischen Schriftsteller haben sich bis vor sehr kurzer Zeit in strengen Bemerkungen über die Abweichungen von der englischen Regel, wie sie bei den amerikanischen Schriftstellern vorkommen, gefallen, obgleich sie in einzelnen Fällen gerade die Worte, die sie früher verdammten und verwarfen, gebrauchten. Von den Wörtern, die die Engländer nun selbst gut heißen, wurde das Zeitwort to advocate noch im Jahr 1793 als eines angeführt, welches die Amerikaner „ohne scheinbaren Grund erfunden, und das die Engländer anzuerkennen ganz und gar verweigert hätten." Aber dieses unglückliche Wort ist schon, wie man neuerlich entdeckt hat, von Milton gebraucht worden, dessen vorzügliche Prosa bis auf die neueste Zeit über der Herrlichkeit seiner poetischen Diktion vergessen worden war. (Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 4.

# Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. Januar 1830.

> Wohlauf! noch getrunken
> Den funkelnden Wein! —
> Ade nun, ihr Berge,
> Du väterlich Haus;
> Es treibt in die Ferne
> Mich mächtig hinaus!
>
> Justinus Kerner.

## Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

„Er hat leider recht!“ sagte Herzlieb. „Die thörichte Welt will es nicht besser haben, und wer in ihr sein Fortkommen sucht, muß sich nach ihr bequemen.“ — „Für solche Dinge überlasse ich ihm auch gerne den ersten Platz,“ ließ sich Thomas in einem bittern Tone vernehmen; „hält Bendix sich nicht zu gut, einen Hanswurst abzugeben, so ist das seine Sache. Aber akkompagniren werde ich zu diesen Gaukeleien durchaus nicht. Ich ehre die Kunst nicht um der Menschen, ich ehre sie um ihrer selbst willen.“ — „Ich ehre sie des Geldes wegen, das sie einbringt!“ fiel Bendix ein. „Aber, Herzenschatz, Goldthomas, Du sollst auch gar nicht Deine vornehme Geige zu meiner gemeinen Fidel erklingen lassen! Mein Clärchen krabbelt dazu auf der Harfe herum, und das ist alles, was ich brauche.“ — „Wenn Ihr's haben wollt, Vater, so muß ich wohl gehorchen,“ sagte Clara in einem verdrießlichen Tone. „Aber gern thu' ich's nicht. Thomas hat ganz recht,“ fuhr sie mit einem freundlichen Blicke auf diesen fort. „Wie schwer ist mir's nicht gefallen, ehe ich ein Paar Passagen auf der Harfe klimpern konnte, und welche unsägliche Mühe hat es mir nicht gekostet, ehe ich es so weit brachte, wie ich jezt bin. Nun soll ich die Frucht meines Fleißes zu solchem schnöden Spielwerk hergeben! Ich werde nur mit Wiederwillen spielen, und unter einer Bedingung: wenn wir nach Cassel kommen, so müßt Ihr's dahin bringen, daß ich mit Madame Spohr eine Doppelsonate spiele. Das ist das Höchste, was ich mir vorgesezt habe.“ — „Fiat!“ rief in einem pathetischen Tone der Vater, der einmal durch die lateinische Schule gelaufen war. „Im Uebrigen steht den Weibern keine Stimme im Rathe zu, sie müssen pausiren, während wir konzertiren, das heißt mit einander streiten. Der Punkt wäre wiederum abgethan, und nun kommt der Hauptpunkt an die Reihe.“

Severin und Therese, die indessen leise mit einander über die Reize der Gegend gesprochen hatten, wurden durch diese bedeutungsvolle Vorbereitung wieder zur Aufmerksamkeit auf die statthabenden Verhandlungen bewogen. Thomas sah mit einem finstern, argwöhnischen Blick nach ihnen hin. Sie bemerkten es nicht. „Wer soll das Geld einsammeln?“ hob Bendix mit erhöheter Stimme an. „Dieses ist die Frage, sagt der Prinz in der Komödie, und ich beantworte sie mit einem einfachen Ich! Am besten wären die Mädel dazu, aber sie haben es schon früher rund abgeschlagen und ich fühle auch so etwas von Vaterpflicht und wunderlicher Tugend hier unter dem dritten Knopfloch, das mir verbietet, darauf zu dringen. Herzlieb ist Direktor und darf schon deßhalb nicht mit dem Teller oder mit dem Notenblatte herumgehen, Thomas würde lieber den Chimborasso ersteigen und dort ein Solo spielen, als seinen

neue Wörter, deren Zahl außerordentlich klein ist, z. B. caucus; von dieser geringen Zahl aber sind die meisten nothwendig und aus dem veränderten Leben hervorgegangen, z. B. boatable, was der Amerikaner zum Unterschied von navigable gebraucht; „a river is boatable“ heißt, er ist mit Booten und Flößen schiffbar, nicht aber mit Dampfbooten, Schoonern oder andern Kielschiffen. Dieser Unterschied ist, wie man sich leicht denken kann, in den flußreichen Ländern Nordamerika's, wo dem neuen Ansiedler so viel darauf ankommt, inwiefern er den Fluß, an welchem er sich vielleicht niederläßt, benutzen kann, höchst wichtig. 2) Wörter, welchen die Amerikaner eine andere Bedeutung als die Engländer gegeben haben, z. B. clever, das in England geschickt, tüchtig, in Amerika brav, redlich heißt; daher man in den höhern Cirkeln Amerika's, wenn das Wort clever gebraucht wird, nicht selten die Frage hört: the american clever or english clever? oder to girdle, gürten, das beim amerikanischen Ansiedler bedeutet: die Rinde des Baumes mit dem Bast in einem Ringe am Stamm des Baumes nahe an der Wurzel entfernen, um dadurch den Baum zum Absterben zu zwingen. Man wendet diese Art, ein Land zu entwalden, an, um den hohen Arbeitslohn des wirklichen Fällens zu ersparen. 3) Wörter, deren ursprüngliche Bedeutung in Amerika beibehalten wurde, während die Engländer ihnen eine neue gegeben haben; deren gibt es nicht wenige. 4) Provinzialismen, welche ursprünglich von verschiedenen Gegenden Englands durch die ersten Auswanderer nach Nordamerika verpflanzt wurden und jezt noch hier gebraucht werden, gerade wie sie auch noch in dem Mutterlande fortdauern; diese Klasse von Wörtern ist gänzlich auf die Sprache des Umganges beschränkt. 5) Wörter, welche in England veraltet und außer Gebrauch, in Amerika aber noch ganz gangbar sind, z. B. to tarry. So trifft man überhaupt in Amerika manche biblische und Shakespeare'sche Wörter noch in täglichem Gebrauch, welche sich in England in die poetische Sprache zurückgezogen haben, z. B. yonder. Indeß muß hier auch bemerkt werden, daß manches dieser Wörter und gerade das angeführte yonder, was kein Londoner mehr gebrauchen wird, noch in manchem englischen Shire in der Umgangssprache fortlebt. Bei allen diesen Klassen darf jedoch nicht vergessen werden, daß sehr viele der angedeuteten Wörter theils nur an einigen Orten gebraucht werden, theils technisch, theils gemein sind, oder von einzelnen Schriftstellern aufgenommen werden, deren Eigensinn oder affektirter Styl von der Nation im Ganzen durchaus nicht nachgeahmt wird. Der erste Versuch, eine Sammlung aller Amerikanismen zu veranstalten, war der des Hrn. John Pickering, welcher sie, in einem Wörterbuch zusammengestellt, in den Memoiren der amerikanischen Akademie im Jahr 1809 bekannt machte. Es ist ein Verzeichniß von ungefähr 500 Wörtern und Redensarten, welche alle sorgsam geprüft und sämmtlich auf den englischen Ursprung zurückgeführt sind. Es sey uns noch erlaubt, des Lesers Aufmerksamkeit auf den Umstand zu richten, daß England und die Vereinigten Staaten von Amerika das erste Beispiel zweier großen, freien und thätigen Nationen in der Geschichte sind, welche täglich neue und charakteristische Züge entwickeln, in sehr großer Entfernung von einander leben und doch eine gemeinsame Sprache und gemeinsame Literatur haben.

(Der Beschluß folgt.)

Chambery, December.

Es ist bereits über ein Jahr, daß ich Ihnen nichts von unserer kleinen savoyischen Hauptstadt berichtet habe. Ich kann nun einen artigen Vorrath inländischer Memorabilien zusammenfassen und Ihnen über die Berge in ein Land schicken, wo man zwar weniger ißt und trinkt, als bei uns, aber dafür freier athmet. Es scheint, mit dem Athmen wird es jezt immer schlimmer, je weiter man nach Süden kommt. Aber in der Gazette Piemontaise und unserm Journal de Savoie ist alle Tage zu lesen, daß wir das glücklichste Volk von Europa sind und daß uns die andern beneiden müssen. Dieß wird auch Jeder glauben, der unsere großen und kleinen Gesellschaften, mit heitern, immer vergnügten Frauenzimmern, wer ihre Windmühlenhüte und Faßärmel sieht, wer sie mit den Herren lachen und schäkern hört. Nirgends in der Welt geht es lustiger zu, als bei uns. Ein Ball drängte vorigen Winter den andern. Unsern schönen und jungen Savoyerinnen geht aber gutes Essen und Trinken noch über Tanz und Spiel. Das Theater zog auch viel Leute an, zumal der Logenverkehr hier schon ganz italienisch ist. Uebrigens sage mir keiner etwas über unsere Damen, denn über Tanz und Lust vergessen sie nicht, daß Andere nicht tanzen und lustig seyn können. Sie sammeln oft für die Armen und arbeiten wohl gar manchmal für sie, so wenig sie auch sonst die Hände anders bewegen mögen, als um Handschuhe aus- und anzuziehen, mit dem Fächer zu spielen und Messer, Gabel und Glas zu manipuliren. Bei alle dem fehlt es ihnen nicht an Geist, der den Männern fast ganz abgeht, die Jüngern müßten ihn denn versteckt halten. Mit den Aeltern, die früher in Frankreich gedient haben, läßt sich eher ein Wort reden.

In geselliger Beziehung hat Aix den größten Einfluß auf uns, denn unser Sommer wäre wohl, wie in allen Nachbarstädten von einiger Bedeutung, arm an Unterhaltung, wenn wir Aix nicht hätten, das uns so angenehm ist, wie Wiesbaden den Frankfurtern und Hanauern. Ich habe ein recht artiges Buch vor mir liegen, das den Grafen de Fortis zum Verfasser hat; es heißt: Amélie, au voyage à Aix les Bains et aux environs. 2 Vol, Chambéry 1829. Es enthält in ziemlich anmuthigen Aufsätzen beiläufig Alles, was den Fremden über dieses Bad anziehend und wichtig seyn kann, und da dieß Werkchen wohl schwerlich über die Landesgrenze hinaus kommen wird, so will ich Einiges ausziehen, was bei Ihnen Interesse haben dürfte. „Von allen Seiten kommt man jezt nach Aix, aus Savoyen, der Schweiz, Frankreich, Deutschland, Italien, ja selbst von Polen, Rußland und Nordamerika. Hier, wie in andern bedeutenden Badeorten, trifft der Kranke mit dem Gesunden, Kräftigen und Lebenslustigen, der steinreiche Fürst mit dem Armen, der Diplomat mit dem reichen Bankier zusammen. An den Spieltischen, im Theater und auf Spaziergängen mischt sich das Ungleichartigste: junge Männer, die mit frohem, hoffendem Blick in die Zukunft schauen und genußsüchtig an der Gegenwart hängen, Greise, die nur von Erinnerungen zehren, junge Frauen mit zarten, sehnsüchtigen Nerven, alte mit haltbaren, Kriegsleute, die dem Tod nur mit Narben und Wunden entgangen sind. Für Alle ist gesorgt, und eine reiche, grandiose Natur in Nähe und Ferne empfängt die Gäste. Durch seine örtliche Lage ist Aix leicht für die Nachbarländer und Städte, für Lyon, Grenoble, Marseille, Paris, Genf, Lausanne, Bern, Turin, Genua und Mailand zugänglich, und von daher kommen auch die mehrsten Badegäste.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 5.

# Morgenblatt

für

# gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Januar 1830.

> — In bewegter Zeit
> Muß sich das Leben rasch und bunt gestalten.
>
> F. Müller.

## Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829.
### Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Fortsetzung.)

So lange Maaß und Sitte die Entfaltung des erwachenden Geschmackes hüteten, bewahrte sich dieser in seinem Streben. Die größte Einfachheit blieb eine Weile unzertrennlich von dem gewonnenen Begriff der Harmonie. Diese durfte nicht unterbrochen werden, wollte man den Vorbildern der Antike einigermaßen ähnlich bleiben. Und das wollten die Coryphäen der neuesten Mode in diesem Augenblick. Nicht umsonst war man es inne geworden, wie sehr das Ebenmaaß, die Feinheit und Fülle der Formen in der duftigen Verhüllung überraschten, wie eine Hand erst jezt schön genannt zu werden verdiene, seit das Auge sie in richtigem Verhältnisse zu dem fast unbedeckten Oberarme würdigen gelernt, was der lebendige Ausdruck des Gesichtes durch freiere Bewegung des Kopfes, durch gefälliges Wenden des Halses und den unentstellten Abfall der Schultern gewinne. Niemand war gleichgültig gegen die Aufmerksamkeit der Künstler, die den weichen Wellenlinien des Nackens, der Biegsamkeit und geschmeidigen Anmuth der Glieder ihre Bewunderung zollten. Der Gedanke kam wohl Einzelnen, allmählig werde entwickelte Bildung festhalten, was vergängliche Mode vorübergehend gebracht hatte. Deßhalb ward einen flüchtigen Augenblick lang alles verbannt, was im Geringsten zu viel scheinen mußte und der Würde des Schönen nicht entsprach.

So sah man die gefeiertsten Heldinnen des Tages in weißem, oder doch einfarbigem, ganz ungarnirten Kleide, mit goldnem Gürtel und einen Pfeil von gleichem Metall durch das aufgewundene Haar gesteckt, auf Bällen den Preis des guten Geschmackes davon tragen. Höchstens ward der Putz noch durch einen Blätterkranz erhöht, der dem Oval des Kopfes weiter keinen Eintrag that.

Vielleicht geht es andern wie mir. Aus dem ganzen Chaos verwirrter Zeitbilder wird dieser einzige, flüchtige Abdruck des Unvermischten und Idealen unvergänglich in meiner Erinnerung bleiben. Allein es zeigte sich sehr bald, daß die ruhige Begränzung des Beschlossenen weder aus dem Leben selbst hervorgegangen war, noch mit dessen unstätem Laufe in Uebereinstimmung gebracht werden mochte. Die weniger Beglückten und Begabten, von denen immer ein bedeutender Theil dem sogenannten schönen Geschlechte angehört, konnten bei aller Selbsttäuschung doch keinen sonderliches Gefallen an dem Blosstellen ihrer Mangelhaftigkeiten finden. Sie mußten diese verstecken, ersetzen, so gut es geben wollte. Dadurch kam gleich von Anfang etwas Komponirtes in ihre Toilette. Der Reiz der Einfachheit fiel für sie weg, und da man einmal zu fremden Hülfsmitteln gezwungen war, sollten diese auch in die Mode kommen und dem Einerlei ein Ende machen. In diesem lezten Punkte trafen sie selbst mit denen zusammen, die noch kurz zuvor bei Athen und dem Praxiteles schworen. Sie gingen einen Schritt weiter und wurden mit römischem Luxus vertraut. Diademe, Ohrgehänge, Tunica,



Freundlichkeit auf, die an den Savoyarden gerühmt werden müssen. So ist's auch mit dem Tisch. Man kann zu allen Stunden und zu allen Preisen essen, von 65 Centimen bis zu 6 Franken. Im Sommer 1784 waren nur 260 Badegäste in Aix, 1829 dagegen 2400. Bedeutend haben sich die Fremden besonders seit der Zeit vermehrt, wo hier der Cercle besteht, ein Gesellschafts- und Leseinstitut, wo man sich vereint, um in einigen Sälen der Conversation und dem Spiel, in andern der Lektüre zu pflegen. Dazu werden mehrere französische Tageblätter und Zeitschriften, jedoch keine liberalen, gehalten. Die Badesaison, die im März beginnt, dauert bis Ende Septembers. Zwischen dem 15. Juli und dem 15. August ist der größte Zufluß von Fremden. Zu den neuern Entdeckungen über die Wirkung unserer Heilquellen gehörten mehrere interessante Fälle von Starrsucht und Somnambulismus, die hier mit dem glücklichsten Erfolg behandelt worden sind. Eine solche Kranke, ein junges Mädchen aus Grenoble, hatte früher ohne sichtlichen Erfolg die Sturzbäder in Aix gebraucht. Sie verfiel später völlig in somnambülen Zustand, und wir theilen aus dem Briefe ihres Vaters an einen hiesigen Arzt eine Stelle zum Beweis mit, daß die Somnambülen im südlichen Frankreich gerade so sprechen, wie im südlichen Deutschland. „Von heute an werde ich sechs Wochen ohne alle Anfälle bleiben, hernach aber werden sie wieder kommen und zwar stärker, als die in meiner großen Krankheit, wenn man dieß nicht verhindert und ihnen nicht durch das Mittel zuvorkommt, das ich jezt angeben will. Nur eiskalte Sturzbäder können mich heilen; so viel als möglich, vier bis sechs täglich, oder auch noch mehr, denn sie können mir nicht schaden. Diese heftigen Erschütterungen, diese schnellen Uebergänge von fieberhafter Wärme zu Eiskälte können allein die glühenden Kohlen löschen, die mir im Magen brennen. Jedes andere innerliche Mittel ist unnütz und vermehrt nur meine Leiden. Meinen Aeltern werde ich aber nie etwas von diesem Heilmittel sagen; lieber will ich noch jahrelang leiden und endlich unterliegen, als ihnen noch mehr Kosten verursachen. Meine Krankheit wird sehr lang seyn, wenn man mir nicht wieder die kalten Sturzbäder gibt, die mir der Hr. Doktor D. in Aix verordnete. Er allein kannte mein Uebel und das Mittel dagegen.“ Der Vater brachte also das Mädchen dieses Jahr noch einmal nach Aix, ließ sie die eiskalten Sturzbäder nach ihrer eigenen Angabe nehmen, und sie verließ nach einiger Zeit den Badeort gesund und wohl. — Da hätten wir also auch eine kleine Seherin von Prevorst. In unserer Gegend, und dieß ist ziemlich merkwürdig, haben die Aerzte und Physiologen viel mehr Glauben an thierischen Magnetismus, Somnambulismus und deren wundervolle Erscheinungen, als in Frankreich und in dem benachbarten Genf, wo die klügsten Aerzte darüber lachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Newyork, November.

(Beschluß.)

Dieses Verhältniß muß früher oder später einen entscheidenden Einfluß auf die Sprache haben, die beiden Nationen mit gleichem Rechte zugehört; denn wer möchte den Amerikanern, einem in frischem Leben fortschreitenden Volke, das vollkommen gleiche Recht auf seine Sprache mit dem Engländer absprechen? und keine Sprache ist so festgestellt, daß sie nicht fortwährendem Wechsel, der ja eben das Wesen alles Lebens ist, unterworfen wäre. Autorität mag in Hinsicht der Sprache weit gehen, aber sie kann nie und soll nie auf lange Zeit dem Lebenseinflusse eines unabhängigen, schaffenden und denkenden Volkes widerstehen. Wenn das Leben in den Vereinigten Staaten, welches in mancher Hinsicht nach so ganz andern Prinzipien als in England fortschreitet, Veränderungen der Sprache erzeugt, dieß Wort im edelsten Sinne genommen, so muß sich ein denkender Engländer weit eher darüber freuen, als eine solche Erscheinung nur nach seinem Leben und seinem Maßstabe beurtheilen. Spanien und Portugal stehen zwar zu den unabhängigen Völkern Südamerika's in einem in mancher Hinsicht analogen Verhältniß, aber dort wird Zwiespalt in der Sprache in dem Verhältnisse langsamer eintreten, als in den Mutterländern weniger Kraft und Thätigkeit herrscht, und die Staaten, die erst vor Kurzem ihre Fesseln abwarfen, in Künsten und Wissenschaften langsamer fortschreiten.

In dem Wochenblatte The Rights of All (die Rechte Aller), welches hier von Negern geschrieben wird, befindet sich in der Nummer vom 2. Oktober 1829 ein Artikel des schwarzen Redakteurs, in welchem mehrere in Philadelphia von „schwarzen Herrn“ (black-gentlemen) gefaßte Beschlüsse gepriesen werden. Er ist nach Inhalt und Form nicht uninteressant. Der Neger schreibt so: „Kaum vermögen wir auszudrücken, welche Freude uns die Beschlüsse gewährt haben, die von einer zahlreichen und respektablen Versammlung unserer farbigen Brüder (of our coloured brethyren) in Philadelphia gefaßt worden sind. Ja, von dieser alten Stadt Penns, Franklins und Rushs erwarteten wir die ersten Strahlen des Lichtes; möge jede Stadt, jeder Ort in unserer Union sich zu diesen Grundsätzen bekennen und möge der Geist allgemeiner Verbesserung sich verbreiten, bis die ganze farbige Bevölkerung Amerika's zu dem ihr gebührenden Standpunkte unter ihren Mitbürgern von hellerer Farbe (of a lighter hue) erhoben ist. Der Mensch, der, sein Name und Stand sey, welcher er wolle, öffentlich oder privatim behauptet, daß die farbige Bevölkerung der Vereinigten Staaten in diesem Lande nie zu ihren Rechten gelangen, sondern immer ein unterdrücktes Volk bleiben soll, ist ein Deist, ein Mensch, der an das Wort und die Weltordnung Gottes nicht glaubt. Er sollte als ein Feind seines Vaterlandes betrachtet, seine Lehre sollte als allen Grundsätzen von Tugend und Republikanismus zuwiderlaufend bezeichnet werden. Aber laßt unsere Leute allgemein einig seyn, laßt den Trieb zum Lesen und zur Untersuchung (disposition for reading and inquiry), mit einem Worte, laßt Verbesserungen in Wissenschaft, Moral und Religion sich ausbreiten, und die Macht der Tyrannei und Unterdrückung kann den Sieg unserer Rechte nicht länger streitig machen. Laßt dasselbe Gefühl in den Herzen aller unserer Leute leben, das in den Herzen unserer Philadelphischen Freunde lebte, laßt die Maßregeln, welche aus diesem Gefühle entsprangen, allgemein angenommen werden, und die Verbesserung unserer Lage, die Entwickelung unserer Rechte muß selbst die kühnsten Hoffnungen übertreffen und die Herrn, die so weise seyn wollen (would be wise-men), mit Scham erfüllen.“ — Hierauf folgt der Bericht über jene Versammlung in Philadelphia, wobei die Weißen genau kopirt sind. Dieß alles geht hier ganz ruhig vor sich; keine Polizei schreitet ein, kein Flugblatt ruft „Gefahr,“ kein Minister unterdrückt.

Beylage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 6.

# Morgenblatt für gebildete Stände.

Donnerstag, 7. Januar 1830.

Und allen Harfnern war er hold,
Die ihre Kunst verstanden:
Drum viele Ruhm und Ehrensold
An seinem Hofe fanden.

A. F. E. Langbein.

## Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

„Ein wanderndes Orchester!“ fuhr der Baron fort. „Jetzt übersehe ich die ganze Gesellschaft, sie steigt eben die Anhöhe herauf, gerade nach unserer Villa her. Vorn ein alter Mann mit der ehrenwerthen Baßgeige, ein anderer neben ihm, der seinen Höcker hüpfend durch die Welt trägt, eine Karrikatur in Callot-Hoffmannscher Manier; der Hals einer Geige ragt über die niedrigere der beiden Schultern hervor; dann zwei junge Leute, und neben diesen — wahrhaftig! meine gnädigen Damen, ich sage nicht zu viel, wenn ich Ihrem Wohlwollen die zwei Graziengessichtchen empfehle, die dort unter zierlichen schwarzen und goldgestickten Häubchen heraufblicken. Gewiß sind es böhmische Musikanten, und wenn die Leutchen nur einigermaßen ihre Sache verstehen, so kann sie ihr Geschick nicht glücklicher geführt haben, als unter das gastfreie Obdach unseres gütigen Wirthes, der ihre Kunst liebt und zu beurtheilen vermag.“

Der Baron überließ zögernd den Platz vor dem Fernrohre einigen ältern Damen, die zu ihm getreten waren, und die Absicht, ihn zu verdrängen, deutlich genug an den Tag legten. Sie sahen und sahen, aber die Personen, nach denen sie forschten, waren indessen näher gekommen, der Standpunkt des Tubus paßte nicht mehr, und so kam es, daß sie, statt der angekündigten Grazien, ein Paar Butterweiber erblickten, die ihre Schritte nach einem tiefer liegenden Dorfe richteten. Getäuscht traten die Damen zurück. Man machte dem Baron Vorwürfe, man beschuldigte ihn einer Mystifikation. Er verbeugte sich lächelnd, aber ein bedeutungsvoller Blick, den er dem Hausherrn zuwarf, sagte diesem, daß die Sache allerdings ihre Richtigkeit habe, und daß es nicht seine Schuld sei, wenn die Damen sich betrogen glaubten. Die Unterhaltung nahm eine andere Wendung. Ein Theil der Gesellschaft trat in den Salon zurück, um hier in den aufgelegten Mappen mit köstlichen englischen Kupferstichen zu blättern. Der Graf, der Baron und einige junge Frauenzimmer waren auf dem Balkon geblieben und sahen nach dem fernen westlichen Horizont, wo ein Gewitter sich zu bilden schien. Die Strahlen der sinkenden Sonne legten einen glühenden Saum um das dunkle Gewölk. Ein seltsames Purpurlicht erhellte das Gebirg, an dem die Gewitterwolken aufstiegen. Dieses Schauspiel zog die Aufmerksamkeit des Grafen und seiner Gäste von dem ab, was in ihrer Nähe vorging. Nur Lingen bemerkte die Ankunft der wandernden Musiker, die er vorläufig angekündigt hatte. Er sah, wie sie sich unter dem Balkon aufstellten, er hörte sie, mit leiser Berührung der Saiten, stimmen, was von den Uebrigen nicht wahrgenommen wurde. Aber nicht das Interesse an ihrer Kunst war es, was die besondere Theilnahme des Barons auf sie lenkte. Die Schönheit des einen Mädchens hatte einen tiefen Eindruck auf sein leicht empfängliches Herz gemacht. Er war gewohnt, dieses immer in Beschäftigung zu erhalten. Die Reise seiner Braut

hatte eine Leere in ihm hervorgebracht, die einige leichte Tändeleyen mit den unbedeutenden Fräulein aus der Nachbarschaft nicht ausfüllen konnten, er hoffte nun in der schönen Böhmin einen, wenn auch nur flüchtigen Ersatz für die Abwesende zu finden. Der erste vollstimmige Akkord, den unsere musikalischen Freunde und Freundinnen — es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß wir hier dem alten Herzlied mit seiner Gesellschaft wieder begegnen — anstimmten, machte sogleich dem Gespräche auf dem Balkon ein Ende und rief die übrigen Gäste aus dem Salon. Der Graf beugte sich weit über das Geländer und schien sich ganz dem Genusse hinzugeben, der ihm hier in einer, seine Erwartung weit übersteigenden Weise geboten wurde. Er kannte das Meisterwerk, welches die Musiker aufführten. Es war jenes herrliche Sextett von Beethoven, in welchem der Meister alle wunderbare Romantik seiner reichen Schöpferkraft erschlossen hat. Thomas hatte es, in richtigem Verständniß der Sache, für sich und seine Gefährten arrangirt, sie trugen es mit Empfindung und mit der genauesten Uebereinstimmung vor. Das Beispiel des schweigenden und in einer wahren Verzückung lauschenden Grafen wirkte auf die andern. Lingen allein hörte wenig auf die Musik. Er sah hinter dem Rücken der Damen durch seinen Operngucker so auffallend nach Theresen, daß diese es bemerken mußte, erröthete und sich abwandte.

Das erste Stück der Komposition war geendigt und reicher Beifall hatte den Spielenden gelohnt. „Nein!“ sagte Graf Werben, indem er sich aufrichtete und seinen Kammerdiener aus dem Salon heranwinkte. „Diese ausgezeichneten Künstler dürfen nicht wie gewöhnliche herumziehende Musikanten behandelt werden, die ihre Talentlosigkeit zur Maske der Tagdieberei machen. Sie sollen heraufkommen, sie sollen uns ein Konzert aufführen.“ — „Und nachher ein Tänzchen, lieber Graf!“ bat eine der Damen. Es war die Wittwe eines ehemaligen Reichstagsgesandten. Schönheit und Jugend machten wenig Ansprüche mehr an sie, die Wittwe aber desto mehr noch an die Freuden des Lebens. „Excellenz haben zu befehlen!“ erwiederte der Graf. „Zwar fürchte ich sehr,“ fuhr er mit leichtem Achselzucken fort, „daß diese Künstler schwerlich geneigt seyn möchten, zum Tanze aufzuspielen, aber im Nothfalle finde ich selbst noch einen oder den andern Walzer auf dem Pianoforte heraus, und mein Kammerdiener akkompagnirt mit dem Cello gar nicht übel.“ Die Excellenz biß sich in die Lippen und wandte sich zu dem Baron. Indessen waren die Musiker in den Saal getreten. Der Graf ging ihnen entgegen. Er musterte sie mit rasch überfliegenden Blicken, die aber plötzlich an Severin haften blieben. Dieser allein von den Männern zeigte jenen ruhigen und edlen Anstand, der die Bekanntschaft mit den Formen des höheren, geselligen Lebens verräth. Seine Haltung war zwanglos, er sah ohne Blödigkeit und dennoch bescheiden den Grafen an, während Herzlied, von Alter und Mißgeschick gedrückt, in einer tiefen Verbeugung harrte. Bendir in verlegener Beweglichkeit nicht wußte, was er thun sollte, und Thomas, im übermäßigen Bewußtseyn seines Künstlerwerthes, trotzig den Boden anstarrte. Die Mädchen standen im Schatten hinter ihren Begleitern, so daß man nur wenig von ihnen wahrnehmen konnte.

Der Anblick Severins schien auf den Grafen einen sonderbaren Eindruck zu machen. Die Rede, die er eben an ihn richten wollte, verstummte auf seinen Lippen. Er blickte ihn scharf an, Befremdung sprach aus seinen Zügen, ein Seufzer wollte sich aus seiner Brust drängen, aber er bekämpfte ihn und war sichtlich bemüht, eine trübe Erinnerung, die durch seine Seele ziehen mochte, zu entfernen. Freundlich und in einer Weise, die selbst dem spröden Thomas schmeichelte, sprach er nun seinen Wunsch aus, und zugleich das Verlangen, die Gesellschaft möge es sich einige Tage auf seinem Landhause gefallen lassen, um ihm dann ungestörter die Kunstfreuden zu gewähren, die er in seiner Einsamkeit so lange entbehren müssen. Der Graf war in seiner Jugend bei einer Gesandtschaft in Wien attachirt gewesen. Er hatte Mozart und Haydn persönlich gekannt. Die Begeisterung für Musik, die ihn in jenen schönen Tagen, unter Umgebungen, die einen reinen und edlen Kunstsinn besaßen, ergriff, war in ihm lebendig geblieben. Seine Reisen in Frankreich und Italien machten ihn mit den ersten Künstlern bekannt, sein frühe gebildeter Geschmack reinigte sich immer mehr, und die theoretischen Kenntnisse, die er im eifrigen Studium mit jenem vereinigte, befähigten ihn allerdings zu einem Urtheile. Nichts war ihm verhaßter, als das beliebte Absprechen derjenigen, welche unklare Gefühle, von denen sie sich keine Rechenschaft zu geben vermögen, zu einer kritischen Stimme erheben wollen. Er selbst sprach sich bei seiner richtigen Empfindung, bei seiner vollkommenen Kenntniß der Sache, immer nur sehr bescheiden und gegen Künstler frageweise, als suche er Belehrung, aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829
### Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Fortsetzung.)

Bewirkte der Matronen Doppelkostüme so viel, durfte die junge Schöne eigentlich gar nicht daran denken, in ihrer idealen Tracht zu altern, so durchkreuzten vollends die Männer jede Annäherung an die alte Welt. Ihre Fracks, Pantalons und kleine Westchen ''eßen an keine Vermittlung mit dem Peplos und Chiton denken. Und doch woll-

ten sie sich auch erneuern. Sie flüchteten zu dem Uebertriebenen, weil sie schon längst dem Edlen und Reichen früherer Tracht den Abschied gegeben hatten. Nicht mehr die Genies, die Incroyables im Militär und Civil waren es jezt, die das Haar kurz geschoren, à la Caracalla, oder kurz gelockt, en Titus, trugen. So nach Büsten zugestuzt, legten sie eine dicke, mit Fischbein gesteifte, mit Watte gefütterte Cravate um den Hals, sezten einen unförmlich großen, dreieckigen Hut hinten nach dem Genicke zu, so daß die eine Spitze vorn über der Stirn auf dem antik frisirten Kopf in die Höhe stand, trugen Pantalons von weißem oder leichtgeröthetem Seidentrikot, welche mit den Strümpfen zusammengewoben, den Schein völligen Unbekleidetseyns gewährten, und hingen nun den kurzen, engen, abgeschnittenen Uniformsrock oder den Civilfrack darüber. Man wird versucht, hierbei an Wilde zu denken, denen die europäische Soldatenjacke über das allzunatürliche Volkskostüme gezogen ward. Damals nahm man so wenig Aergerniß daran, daß vielmehr eine schöne Gestalt Gefahr gelaufen wäre, unbemerkt zu bleiben, hätte sie es verschmäht, sich durch die allerengste und anschließenste Bekleidung vortheilhaft zu produciren. Ja man ging hierin bald noch weiter. Das Knappe konnte nicht knapp, das Natürliche nicht natürlich genug ausfallen. Deßhalb wurden jene Trikotpantalons feucht angezogen, damit sie sich gewissermaßen mit der Haut des Körpers amalgamirten.

Pariser Modeblätter aus jenen Tagen müssen noch genug Abbildungen ausweisen; welche meine Beschreibung rechtfertigen. Sie sind schwer von den Karrikaturen zu unterscheiden, die Witz und Laune unmittelbar darauf folgen ließen. Auf diesen fand sich der bewaffnete wie der unbewaffnete Badaud, wie sie die Straßen großer Städte bald überall füllten, mit den monströsen Hüten, den Cravaten, die nichts als lange Nasen und hohle Augen heraus sehen ließen, klapperdürren Beinen im Seidenneß, und der hinten angehängten Uniform; dazu ringelten sich dann zwei ganz dünne, lang ausgezogene Haarlocken, unter dem Namen tire-bouchons der damaligen eleganten Welt sehr bekannt, von den Schläfen über den Backenknochen und die Halsbinde herunter. Der moderne Alcibiades hielt den Fadenelnes Joujou de Normandie, das er weit auswarf, um es wieder an sich zu ziehen, in der Hand, und führte an der andern ein schwach verhülltes Frauenzimmer, der Künstlerwerkstatt eines Atheniensers mehr als der sittlichen Welt angehörend, in durchsichtigen Musselin und ebenfalls in röthlichen Trikot gekleidet, um den kleinen Fuß die Sandale geschnürt und, in Barbarei und Rohheit ihrem Begleiter einigermaßen zu gleichen, die feinen Zehen mit Ringen besteckt.

Nicht Paris allein hatte dergleichen aufzuweisen. Die beringten Zehen abgerechnet, füllten sich deutsche Badeorte mit Damen, deren luftige Tracht sie mit den Nymphen des Brunnens verwechseln ließ, und Männer gingen einher, dem dreistesten Zerrbilde Hohn sprechend.

Nirgends fiel das Neuerungswesen im Militärkostüm mehr auf, als in Potsdam, diesem steinernen Feldlager des großen Friedrich. Kam es freilich dort niemals zu völliger Ausartung, wußte eine alte, strenge Disciplin die Regimenter auf der Wachtparade und dem Exerzierplatz in der gewohnten Ordnung zu erhalten, so kamen doch einzelne Obere, Offiziere aus der Adjudantur und dem Gefolge des hochseligen Königs, leichter mit dem durch, was sie aus dem französischen Kriege, von der Grenze der Republik und den revolutionirten deutschen Städten mitbrachten. Solch Beispiel findet überall Nachfolge. Von nun an unterwarf sich die Jugend nur widerstrebend der steifen Vorschrift. Vorzüglich war der fatale Zopf Jedem ein wahrer Dorn im Auge. So lange der königliche Dienst Gehorsam heischte, fügte sich Jedermann gern oder ungern. Allein nach der Parade, im Besuchzimmer, auf Bällen prunkten die Meisten, wenn auch nicht mit rund geschornen Köpfen, doch, so gut wie Andere, mit dicken Hälsen und fleischfarbenen Beinen; ein Bewußtseyn, in welchem sie mehr schwelgten, als in dem, altpreußischem Pli (wie man es damals nannte) getreu geblieben zu seyn.

Es trat bald darauf eine Epoche ein, wo es zur Bedingung der Elegance wurde, sich die Uniform so oft und so gründlich als möglich abzustreifen. Wenn früher nur aus Nothwehr gegen allzustrenges Versagen des Urlaubs der geehrte Rock momentan gegen einen weniger schimmernden und prächtigen vertauscht ward, der Offizier sich auch gewissermaßen dadurch herabzusetzen glaubte, und es manchen gab, der, wie der Strauß denkend, nur den Kopf in einen runden Hut versteckte, während Stiefeln, Sporen und Ueberrock den Militär verriethen, so ward nunmehr Alles daran gesezt, die Spuren sklavischer Abhängigkeit, so gut es sich thun ließ, zu verstecken. Bei Landpartien, bei vertrauten Zusammenkünften in der Stadt mußten Degen, Federhut, die Uniform mit goldenen oder silbernen Tressen, und was sonst wohl dem jugendlichen Stolz schmeicheln, die hübsche Gestalt herausheben mochte, dem schimmerlosen Rock von Nankin oder hellfarbigem Tuche, dem buntem Gilet und der ungepuderten Titusfrisur weichen. So ward auf Promenaden geschlendert und Genuß in dem Gedanken gefunden, hier wenigstens von Ketten befreit, menschlich dem Menschen nahe zu stehen. Gleichwohl dünkte es doch den Meisten, der weltbürgerlichen Gesinnung zum Trotz, einigermaßen unbequem, im Gewühl der Menge, der sie sich beimischten, ganz unbewaffnet einherzugehen. Vorzüglich vermißten sie bei nächtlichen Ritten und Fahrten den abgelegten Degen. Diesen zu ersetzen, ward der leichte

Spazierstock mit dem darein versteckten Stilet erfunden. Nur eines Fingerdruckes bedurfte es, um im Nothfalle die heimliche Vertheidigungswaffe zur Hand zu haben. So zwang sie denn das wache, empfindliche Ehrgefühl zu verborgenen und verbotenen Auskunftsmitteln, indem sie aus Bequemlichkeit und Irrthum den offenen, natürlichen entsagten.

Beunruhigt uns nun gewissermaßen das historische Quodlibet, das sich in jenem Zeitmoment so grillenhaft und bizarr zusammenstellt, finden wir hier nichts als eine nachgiebige Oberfläche, der die possenhafte Mode bei jedem Schritt ihre Spur eindrückt, so gereicht es zu doppeltem Trost, von einer andern Seite, und gleichsam in einer andern Region, den ernsten Gang innerer Bildung zu begleiten.

Erwägen wir es, welche Meisterwerke uns Goethe und Schiller bereits gegeben hatten, werfen wir einen Blick in ihre Korrespondenz, übersehen wir auch nur historisch, was die literarische Welt damals Alles umfaßte, was wirklich geleistet, was vorbereitet wurde, welch ein Geist sich in so Vielen regte, wie groß die Schätze waren, die wir zum Theil unbewußt besaßen, so müssen wir eingestehen, daß Irrthum und Wahrheit im Leben vorwärts treiben, und durch das Labyrinth der Thorheit ein Faden läuft, der freilich gesucht seyn will, doch auch gefunden werden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, December.

(Fortsetzung.)

In Ameliens Reise nach Aix findet sich ein komisches Fragment aus einem alten Buch über die Aixer Heilquellen vom Jahr 1724, und eine medizinische Consultation über deren Gebrauch. Die Hauptperson dabei spielt der Doktor Cabias, Arzt in Aix, in goldbesetztem Kleid, einer großen Perrücke und einem langen Stock mit silbernem Knopf. Angekommen sind eben Herr und Madame Coquet, sehr ehrsame bürgerliche Tuchhändler aus Lyon, welche sich folgendermaßen vernehmen lassen: Mad. C. Da sehen Sie, werthester Herr, in welchem jämmerlichen Zustand mein armer Mann, der Herr Coquet, ist. Zwar gewinnt man ein hübsches Geld in der Stadt Lyon, man holt sich aber auch Schnupfen, Husten und Gliederflüsse genug. Ich weiß ein Wort davon zu reden. — Dr. C. Ich kurire Sie, ich kurire Sie, werthe Madame C., verlassen Sie sich darauf. Nichts geht über die Wundereigenschaften der Aixer Gewässer, und nur diejenigen wissen sie recht zu erkennen und zu preisen, die elend und krüppelhaft und voll böser Krankheiten hierher kommen, hier lagern wie am Teiche Bethesta und dann gesund und wohl wieder fortgehen. Dergleichen habe ich Unzählige kurirt, z. B. die gar ehrsame und tugendhafte Demoiselle von Chateaufort, die an Verstopfung litt, Frau von Poligny, Nichte des Herrn Grafen de la Fare, Gouverneurs des Arsenals von Grenoble, den Herrn von Grammont, General des St. Antoniusordens u. s. w., deßgleichen tausende von gemeinen Leuten ohne Stand. Sie, Hr. C., müssen Schwefel-Sturzbäder nehmen, und Sie, Frau C., müssen wegen Ihres veralteten und eingewurzelten Hustens in dem Gemeinbassin baden, wo der große Heinrich (Heinrich IV.) sich eine Stunde lang zur großen Ergötzlichkeit der Menge badete und wusch. — Herr und Madame C. Sehr verbunden, Herr Doktor, für Ihren guten Rath; das Herz geht uns ganz wieder auf. Wir werden Ihrer Verordnung genau nachkommen. Haben wir denn aber nichts weiter zu beobachten? wegen Essen und Trinken? — Dr. C. Ja, allerdings. Zuerst machen Sie einen kleinen Spaziergang, sowohl vor, als nach dem Mittagessen, besonders nach dem arbre de l'appétit.... Ihr Mittagsmahl nehmen Sie zwischen zehn und eilf Uhr; aber ja mäßig: weiches, wohl ausgebackenes, etwas gesalzenes Brod, Hühner, Kapaunen, junge Tauben, Hammel- und Kalbfleisch, ferner Rebhühner, Fasanen, Haselhühner, Krammetsvögel, Drosseln, Wachteln, Lerchen, ferner Forellen, Aeschen, Aalraupen, Barsche, Seeforellen oder Krebse; nach Tisch und Abends beschäftigen Sie sich lediglich mit angenehmen und unterhaltenden Dingen, Gesprächen, lustigen und fabelhaften Erzählungen, kurz, was zur honetten Rekreation dient. — Herr und Madame Coquet befanden sich nicht übel bei diesem Badeleben; deßhalb mag der Hr. Dr. C. ganz Recht gehabt haben, als er in sein über die wunderbar geheilten Kurgäste gehaltenes Buch Folgendes eintrug: „Hr. Coquet aus Lyon gebrauchte die Gewässer mit so wundersamen Erfolg, daß er in vierzehn Tagen ganz hergestellt war, da er vorher acht Monate lang weder gehen, noch stehen konnte, zum großen Staunen der Herren Medici in Lyon.“

Der Verfasser der Amelie spricht auch von den Cretins in einigen Alpenthälern. „Auf meinen vielen Wanderungen habe ich die Cretins von Wallis, von Savoyen, von Piemont und im Thal von Aosta mit einander vergleichen können. Ich fand nicht die geringste Verschiedenheit unter ihnen. Die mehrsten sind stumm; einige bringen nur unverständliche, andere klagende Töne und unartikulirtes Geheul hervor. Man sollte glauben, bei dem unglücklichen Zustand dieser Wesen wäre ihr Leben, zumal in den ärmern Familien, höchst elend. Dem ist aber nicht so. Es herrscht in jenen Gegenden ein religiöser Glaube, dem zufolge diese armen Menschen ihrer Unschuld — eigentlich Dummheit und Beschränktheit — halber doch bei Gott angeschrieben stehen und gewiß einen Platz im Himmel finden. Daher hält es auch die ärmste Familie für ein Glück, wenn sich in ihr ein Cretin findet. Diese Unglücklichen werden sehr sanft und menschlich behandelt und man betrachtet sie mit einer Art von verehrender Scheu. Einen Cretin mißhandeln, hieße Gott beleidigen, und man hat daher kein Beispiel davon. Oft mußte ich dieß fromme Mitleid bewundern, das tief in den Gemüthern jener Thalbewohner gewurzelt ist. Sieht man die Milde und Sorgfalt der Geschwister für diese unglücklichen hülflosen Wesen, so kann man sich der Rührung nicht enthalten und muß die Kraft der christlichen Religion preisen, wodurch dieß Alles möglich wird. Was würde doch aus diesen armen Geschöpfen werden, wenn es gelänge, an die Stelle der christlichen Religion die vagen Grundsätze der Menschenliebe zu setzen?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 7.

# Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Freitag, 8. Januar 1830.

Es wird bald dieß, bald jenes aufgeregt,
Ein jeder sieht, was er im Herzen trägt.
Noch sind sie gleich bereit, zu weinen und zu lachen,
Sie ehren noch den Schwung, erfreuen sich am Schein;
Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar seyn.

Goethe.

## Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829.
### Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Fortsetzung.)

Es ist zu bemerken, daß, wie es den Zeitgenossen selten recht klar wird, was ihre Gegenwart im Wesentlichen hervorbringt, auch in jener Periode nur Wenige mit liebevoller Theilnahme auf die Leistungen begabter und tieferer Geister achteten. Die Lauheit, welche Zeitenweise in Deutschland gegen Literatur, vorzüglich aber gegen den poetischen Theil derselben, eintritt, wird gemeiniglich nur durch Bezügliches im Leben überwunden. Es muß etwas geschehen, das nach dieser Richtung hin den Anstoß gibt. Bis dieß der Fall ist, zwingt die Muse ihre Schützlinge, einen Kreis um sich zu ziehen, innerhalb welches sie dann ungekannt, unbekümmert um zeitliche Geringschätzung, unwillkürlich höherer Aufforderung folgen. In dieser dünnern Luftschicht bewegen sich nun gar manche, die dem Rade der Zeiten Umschwung geben, ohne daß die Umgetriebenen eine Ahndung davon haben.

Ich wüßte nicht, daß bis zur Erscheinung des Musenalmanachs von Schiller, seiner in der eleganten Welt anders als bei Gelegenheit der Aufführung des Don Karlos gedacht worden wäre; und auch dann gab es unter den Zuschauern gewiß unzählige, welche den Verfasser des Gedichtes nicht kannten, sich auch im Mindesten nicht darum kümmerten. Die Periode der Räuber war vorüber. Man betrachtete das Stück als ein ziemlich rohes Jünglingsprodukt. Mit Kabale und Liebe ging es nicht besser. Die Thränen, welche einst Luise und der Major gekostet, verstand Kotzebue leichter hervorzulocken. Gewohnt, bei diesem zu schwören, fiel es so leicht keinem Menschen ein, an etwas Interessanteres (ein Lieblingsausdruck der Zeit) zu glauben. In dieser gewöhnlichen Stimmung erhielt sich die Jugend wie das Alter eine Weile, ohne merklich von der Stelle zu rücken.

Vielleicht war es die Langeweile, welche, hierdurch erzeugt, zuerst neugierig, dann aufmerksam und plötzlich lern- und wißbegierig machte. Schon die Horen fanden willige Aufnahme. Die Unterhaltungen der Ausgewanderten zogen wegen des politischen Meynungsstreits an, hernach ward es das Leichtfertige, später das Räthselhafte in ihnen, zu dem sich ein unbeschäftigtes Gemüth so leicht hinneigt, was für sie entschied. Da nun das Interesse einmal gefesselt war, durften sich trockenere Abhandlungen über abstrakte Begriffe auch hervorwagen. Das Analysiren geschah ganz im Geschmack einer Schulübung, und da sich das Publikum kaum auf der untersten Stufe fremden Denkens befand, so sagte das seinem Bedürfnisse zu. Es war nun schon ein geistigerer Ton angeschlagen. Der Musenalmanach gab diesem Klang und Schwingung. Die Ideale trafen mit dem ersten Erheben der Phantasie, just als diese, die Erde hinter sich lassend, einem leeren Himmel entgegenflog, zusammen. Das merkwürdige Gedicht lieh der wehmüthigen Verzweiflung mancher schönen Seele Worte, die um so erschütterndern Eindruck machten, als sie aus dem Innern Aller gesprochen zu seyn schienen.

Freier und froher Gesinnte ergötzten sich dagegen an Goethe's Elegieen. Auch sie glaubten zu finden, was sie suchten. Der höchst unbefangene Epicureismus, der sich so überaus warm und menschlich aussprach, gefiel den Muntern in der Gesellschaft. Sie hatten es um so weniger hehl, als sie darin eine erwünschte Vermittlung zwischen alter Gewohnheit und neuer Bildung zu finden glaubten.

Es ist sehr leicht, daß sich die Menge bei den ersten, unsichern Schritten auf ungekannter Bahn über deren Ziel täuscht. Jeder Durchgangspunkt gilt in der Regel dafür. So hatten denn auch hier ungefähre Anschauungen der Vorwelt, Uebersetzungen des Homer, viel Gespräch darüber, und besonders die herrschende Mode des antiken Wesens, dem kühnen Dichter durch die Elegieen weit eher Eingang verschafft, als die hohe Iphigenia ihm jemals gewinnen konnte.

Eine andere Seite, bei welcher der Mensch zu jeder Zeit leicht zu fassen ist, wußten die dreisten Xenien unmittelbar zu treffen. Wahrscheinlich würde nichts anderes augenblicklich so ergözt haben, als diese stachlichten Gastgeschenke; denn gilt es nur, die Fehler andrer zu verhöhnen, verstanden oder unverstanden, der Witz hat den Lacher stets für sich. Die Erschütterung ist unwillkührlich; sie geht voran, das Begreifen der Ursache folgt nach. Wenigstens liegt immer einigen daran, sie zu kennen. Auf solche Weise kam auch hier vieles in Umlauf, was den Meisten sonst fremd geblieben wäre. Muthwille und heilsame Kritik beschworen auch das Dunkelste aus dem Versteck der Unwissenheit oder Vergessenheit hervor. Es schmeichelte jedem, auch ein Urtheil, eine Meynung darüber zu haben. Es wurde aus dem Grunde mit größerer Aufmerksamkeit viel und vielerlei gelesen. Altes und Neues kam den Leuten zu Handen, sie erfuhren, daß es eine deutsche Literatur gebe, und nach und nach verlor sich Alles in die Labyrinthe des Denkens und Beurtheilens.

Hat sich der Mensch einmal weiter und höher gefühlt, so spannt er die Schwungkraft gern über das eigene Vermögen hinaus, er fällt dann platt zu Boden, oder er flattert doch eine Weile unsicher in den heimathlosen Räumen, von jedem Luftzuge getrieben, bis er sich selbst gefaßt und die Richtung gefunden hat.

Jean Paul hatte zunächst den Ruhm, die Lesewelt zu beherrschen; obgleich gewiß der allerkleinste Theil seiner Anhänger vorbereitet genug war, um ihn zu verstehen, so entzündete doch der krause Witz, das arabeskenartige der Zusammenstellungen, die Sentimentalität, mehr noch als das unermeßliche Gefühl und der Shakespearsche Humor, junge anspruchsvolle oder empfindsame Geister. Je schwieriger es war, diesem leuchtenden Kometen auf seiner abweichenden Bahn zu folgen, je dringender entstand die Aufforderung, sich das Ansehen zu geben, als vermöge man dieß. Jean Paul ward wie die Goldwage des Verstandes, des Erhebungsvermögens, der Gefühle, in den Händen seiner Schüler getragen; wer hier zu leicht befunden ward, dem stand sein Urtheil geschrieben. Vorzüglich priesen ihn die sogenannten gebildeten, oder der Bildung beflissenen Frauen mit aller Emphase, welche Erregung und Erweichung einflößen. Auf sie wirkten hier besonders, wie so häufig in der belletristischen Region, die schönen Stellen, die einem elektrischen Schlage ähnlich, das Innere erbeben lassen, und es dann in ein Dunkles, Dumpfes, Unnennbares versenken. Deutlich empfanden sie in ihrer Bewunderung weder sich noch den Dichter, denn schwerlich möchten sie es diesem sonst verziehen haben, wie schlimm er im Allgemeinen einem Geschlechte mitspielt, das er entweder als ein ephemeres Produkt der Materie, abhängig von ihren zufälligen Launen, selbst launenhaft und haltungslos darstellt, oder die Gefeierten zu feuchten Nebelmeteoren macht, in keiner Gestalt, in keinem Verhältnisse denkbar, zerfließend und verschwendend ohne andere Heimath als die des Gedankens. Wie fern überhaupt der unergründliche, phantastische Rhapsode Frauen steht, kann vielleicht nur eine Frau beurtheilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

Es konnte nicht fehlen, daß die gütige, ehrenvolle Einladung des Grafen, und die Aeußerungen über Kunst, welche er an diese knüpfte, den vollen Beifall unserer Reisenden erhielten. Severin führte das Wort für die kleine Gesellschaft, er pries sie glücklich, an den Wohnsitz eines so freundlichen Kenners und Gönners der Tonkunst gelangt zu seyn, er versicherte, daß sie Alles aufbieten würden, ihn und seine Gäste zu erfreuen. Der Graf schien besonderes Gefallen an der Unterhaltung mit dem jungen Manne zu finden. Während die Bedienten beschäftigt waren, in der Nähe des Flügels, der den Salon zierte, Musikpulte aufzustellen, befragte er Severin um seine Heimath und ließ sich von ihm mit den übrigen Mitgliedern des kleinen Orchesters bekannt machen. Theresens Schönheit und edler Anstand schienen auch dem alten Herrn zu imponiren. Er verbeugte sich vor ihr, als wäre sie seinesgleichen. Auf eine Antwort des von ihm befragten Thomas, aus welcher der erfahrene Menschenkenner sogleich das reizbare Gemüth des selbstbewußten Künstlers erkannte, bemerkte er lächelnd: „Sie haben recht, mein junger Freund! Der Künstler kann sein Streben und sein Ziel nie zu hoch anschlagen."

Mit einem Vergnügen, wie sie es während ihrer bisherigen Wanderung noch nicht empfunden hatten, traten die Musiker zu den aufgestellten Pulten. Therese nahm bescheiden ihren Platz hinter ihrer Freundin Clara, die sich ohne Verlegenheit mit ihrer Harfe niedergelassen hatte, und sich mit ungezwungenen Blicken an dem mannigfachen Putze der Damen erfreute. Indessen hatte der Baron Stühle für diese setzen lassen, der edle Wirth selbst führte jene tanzlustige Excellenz zu dem Ehrenplatze, und der Stille, welche jezt eintrat, folgte nach wenigen Augenblicken die Fortsetzung des Beethovenschen Meisterwerks.

Thomas übertraf sich heute selbst in dem Vortrage seiner Parthie. Er glaubte zum ersten Male vor Zuhörern zu spielen, welche eine künstlerische Leistung zu würdigen verstanden, indem er den Grafen als Repräsentanten der ganzen Gesellschaft ansah. Die Tiefe seiner Empfindung quoll in einem reichen Tonstrome klar und lebendig aus dem gesangreichen Instrumente, er fühlte sich bald der Gegenwart entrückt, er war mit sich und der Schöpfung, die er ins Daseyn rief, allein. So hatte ihn Severin noch nie spielen hören, Clara warf oft begeisterte Blicke zu ihm empor, sie bewunderte den so gern, dem sie eine geheime Neigung widmete. Dennoch wurde Thomas nur von dem Grafen ganz gewürdigt. Die Damen achteten lieber auf den schönen, blondgelockten Flötenbläser, der leicht und zierlich seine Solostellen hinwarf, und durch seine ruhige, sichere Haltung mehr bestach als der Geiger, dessen finstere Züge sich nie erheiterten, der es nicht der Mühe werth zu finden schien, einige Sorgfalt auf den äußern Anstand zu verwenden. Clarens blühende Wangen, ihr lebhaftes Auge, der freundlich lächelnde Mund erregten dagegen die Aufmerksamkeit der Herrn, so wie ihr Spiel die Theilnahme einiger jungen Fräulein, die selbst ein wenig auf der Harfe zu klimpern vermochten. Nur Lingen hatte weder Auge noch Ohr für die Spielenden. Er stand an ein Pfeiler gelehnt und suchte mit angestrengten Blicken die Züge Therefens aus dem Schatten, in dem sie saß, herauszufinden. Beugte sie sich manchmal vor, um ihrer Freundin das Notenblatt umzuwenden, und fiel nun der volle Strahl des Lichtes auf das reizende, edel gebildete Angesicht, so mußte er sich gestehen, nie ein weibliches Wesen gesehen zu haben, das so sehr, wie dieses, geeignet sey, ihn für die Langeweile des Landlebens und die abgeschmackten Besuche, die sich hier häuften, zu entschädigen. Und welche Schwierigkeit konnte sich ihm in der Eroberung eines Mädchens entgegenstellen, das sich einem herumschweifenden Leben ergeben hatte, das für Geld vor den Häusern und in Gasthöfen sang? Beinahe verdroß es ihn, daß die Annehmlichkeiten, die er sich von dieser Bekanntschaft versprach, nicht durch den Reiz des Widerstandes erhöht werden sollten. Die Art, wie die Spielenden ihre schwere Aufgabe lösten, konnte ihm keine besondere Achtung einflößen, da er von Musik eben so wenig verstand, wie die Meisten der Anwesenden, die nur aus Gefälligkeit für den Grafen sich den Schein der Theilnahme gaben. Sein Herz war seit lange in den mannigfaltigsten Genüssen des Lebens erkaltet und abgestumpft worden. Die Parthie mit Comtesse Emilie sagte ihm zu, weil diese so hübsch war, daß er sie eben so gern zu seiner Freundin, wie zu seiner Gemahlin gemacht hätte, weil die Güter des Grafen an die seinigen grenzten, und überhaupt das ansehnliche Vermögen, welches die Braut zu erwarten hatte, gar nicht zu verachten war. Im Uebrigen hielt er sie auch für sanft und gefällig genug, auf seine etwaigen Schwächen und Verirrungen kein großes Gewicht zu legen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, December.

Der dießjährige zwanzigste, den Zeitraum vom Christmonat 1828 bis dahin 1829 umfassende Bericht der Zürcherschen Blinden-, und seit zwei Jahren nun auch Taubstummenanstalt ist schon dadurch erfreulich, daß er, wie in frühern Jahren, eine immer fortschreitende Theilnahme des Publikums am Gedeihen dieses Privatinstitutes beweist; denn noch nie stiegen die Geschenke und freiwilligen Beiträge, wie dießmal der Fall war, auf fast dreihundert Louisd'or. Die Jahreseinnahme betrug 6016 fl., die Ausgabe 4785 fl. und der Reservefonds der Anstalt hob sich von 21.971 auf 23.232 fl. In zwei gleichgroßen Abtheilungen der Blinden und Taubstummen befinden sich gegenwärtig dreißig Zöglinge in der Anstalt, und es ist Raum für mehrere in der durch die sich mehrenden Hülfsmittel stets sich erweiternden Stiftung. Hinsichtlich ihrer Blinden dehne die Schule die Sorge auch noch auf jene aus, welche, von derselben entlassen, in ihre Heimath zurückgekehrt sind, indem sie theilweise, aber in bedeutendem Maße, für Absatz und Verkauf ihrer Arbeiten Bedacht nimmt. Mit dem Arbeitsunterricht in vollem Maße gepaart, erweist sich aber die Geistesentwickelung und die sittliche Veredlung der Kinder höchst wohlthätig, denen für die eine, wie für die andere ungewöhnliche Bahnen mußten geöffnet werden, und der Berichterstatter konnte mit vollem Rechte sagen: „Wir wünschen, daß unsern Lehrstunden diejenigen beiwohnen möchten, welche behaupten, Taubstummenlehranstalten seyen eben nicht besonders nöthig, da jeder verstandesgesunde Taubstumme ohnedieß zur Arbeit angeleitet werden könne. Wahrlich, hätten sie gesehen, mit welcher Aufmerksamkeit, Andacht, Rührung, mit welch' tiefem Ernste die Taubstummen solche Belehrungen auffassen, hätten sie bemerkt, wie sie voll heiliger Freude über die Hoffnung eines künftigen Lebens sich äußerten; wie sie ihren Abscheu vor allen Lastern und ihren festen Entschluß treuer Pflichterfüllung in Worten und Geberden ausdrückten; wahrlich, jene einseitigen Beurtheiler würden sich eines solchen Gemeinspruches geschämt haben." Wenn es noch eines Beleges zur vorstehenden Behauptung bedürfte, so fände sich derselbe am Beispiele eines achtjährigen Baslerknaben (Jakob Krebsers), von welchem erzählt wird: „Bei seinem Eintritte im vorigen Jahr geberdete er sich wie rasend; er wollte durchaus nicht im Hause

kleiben, schlug auf Jeden, der ihn zu halten suchte, rücksichtslos, stampfte und knirschte, warf zornig seinen neuen Hut zu Boden und wollte die Kleider zerreißen. Eben dieser Knabe, dem damals noch jeder Begriff von Sprache mangelte, der weder einen Buchstaben kannte, noch schreiben konnte, ist nun nach einem einzigen Unterrichtsjahre im Stande, mit einer fast unbegreiflichen Fertigkeit gesprochene Säze von den bewegten Organen abzulesen und eben so schnell deutlich niederzuschreiben. Er weiß eine große Menge Gegenstände zu benennen, deren Beschaffenheit, Gebrauch u. s. w. in kurzen Säzen anzugeben und einfache Fragen schriftlich oder mündlich zu beantworten." Wir sezen noch einen andern Zug her, wie deren der Bericht mehrere enthält. Ein Taubstummer, der bei mittelmäßigen Anlagen sich durch Fleiß und rühmliches Betragen auszeichnet, erzählte eines Morgens und schrieb dann in sein Tagebuch, ohne daß der kleine Aufsaz wäre verbessert worden, was folgt: „Am Mantag, den 26. Jenner 1829. Ich träumte, ich bin gestorben. Als der Bruder Kaspar mich wecken wollte, erwachte ich nicht. Er sah und weinte. Er sagte meinem Vater, daß ich gestorben sey in dem Schlafzimmer. Meine Eltern und Geschwister trauerten über mich und weinten. Als der Schreiner einen Sarg gehobelt hatte, kam er und brachte ihn. Mein Vater sagte, daß viele Menschen in drei Tagen kommen. Zwei Jünglinge trugen den Sarg, in welchem ich war, auf der Tragbahre. Die Menschen hatten schwarze Röke und reichten meinem Vater und Kaspar'n die Hände. Sie gingen in den Kirchhof, man legte den Sarg in die Erde. Ich komme in Himmel. Jesus sagte zu mir: Höre und ich hörte. Ich erwachte."

In einigen über den Unterricht in der Zürcherschen Taubstummenanstalt dem Bericht angehängten Mittheilungen des trefflichen Lehrers, J. Th. Scherr, wird zunächst von den großen Vortheilen gesprochen, welche der in jener Anstalt angewandte Tonsprachunterricht bei der Sprachbildung des Taubstummen überhaupt und für dessen geselliges Leben unter andern Menschen insbesondere gewährt. „Es klingt widersprechend," sagt Scherr unter anderm, „beim Unterrichte der Taubstummen die Tonsprache als Lehrfach anzugeben. Da ist jedoch wohl zu beachten, daß der Taubstumme nicht eigentlich stumm ist, sondern bei Lachen und Weinen Töne von sich gibt, wie die Hörenden, auch in besondern Affekten verschiedene Laute ausstößt. Seine Redeorgane sind in der Regel gesund und vollkommen. Er redet nicht, weil er die Tonsprache nie hörte und dieselbe also nicht nachahmen lernte. Verhörte man, vor einem vollsinnigen Kinde jemals zu reden, es würde ebenfalls stumm bleiben. Das Hervorbringen der Töne erregt Erschütterungen, welche auch von Andern durch den Tastsinn an Brust, Stirne, Backenknochen wahrgenommen werden können; die zur Aussprache bestimmter Töne notdwendigen Stellungen der Organe kann das Auge beobachten. Den Taubstummen zu diesen beiden Arten der Wahrnehmung und zur Nachahmung des Gefühlten und Gesehenen veranlassen — das ist das ganze Geheimniß dieses Tonsprachunterrichts."

Chambery, December.

(Fortsezung.)

„Wenn die Cretins," fährt der Verfasser der Amelie fort, „nicht auf dem Lande und zwischen den Gebirgen, in der Heimath einfacher und frommer Sitte, sondern in großen Städten geboren würden, so hätten sie nichts von reichen und wohlhabenden Aeltern und Verwandten zu hoffen, als die Stelle in einem Pflegehaus, und der Staat entzöge vielleicht die Armen den Händen fühlloser Angehörigen. Was finge man aber auf dem platten Lande mit ihnen an, wenn sie die Religion nicht schüzte? Sie würden umgebracht oder mit gebundenen Händen im Lande der Civilisation ausgesezt." In Savoyen, zu St. Jean de Maurienne, sah der Verfasser einen Cretin, der keinen Kropf hatte, auch sonst äußerlich nicht entstellt war. Im gewöhnlichen wachen Zustand war er stumm. Er verfiel aber oft in einen schlafwachen Zustand, ohne äußere Veranlassung, und darin sprach er sehr bestimmt, deutlich, ordentlich und mit Geist. Er war in ein Mädchen verliebt, das mit ihm erzogen worden. In dem schlafwachen Zustand sprach er sehr lebendig und schön zu ihr und hielt dabei gewöhnlich eine nicht angezündete Lampe in einer Hand, in der andern aber Blumen oder Früchte. Er hat zur großen Zufriedenheit beider Familien das Mädchen geheirathet.

Das üble Wetter des vergangenen Sommers benahm dem Aufenthalt in Aix viel von seiner Annehmlichkeit. Es war mißlich, weite Spaziergänge in die reizenden Umgebungen und die Umgegend vorzunehmen, und auch auf die Heilkraft des Bades hatte der graue Himmel, deßgleichen die kühlen Abende und Morgen, nachtheiligen Einfluß. An diesen trüben Tagen war der neue Cercle von großem Nuzen, denn Viele, die verdrießlich und übelgelaunt hineingegangen waren, kamen heiter wieder heraus. Unter den dießjährigen Badegästen waren der Kardinal Clermont-Tonnäre, Erzbischof von Toulouse, der Minister Laferronnais, der Fürst Tscherbatof und seine Gemahlin aus den höhern Ständen merkwürdig. Das gesellige Leben war im Ganzen einförmiger und gespannter als sonst, wozu wohl die türkischen Angelegenheiten Manches beitrugen, wiewohl Schumla, Varna und Adrianopel eben nicht nahe bei Aix liegen.

Ein edler Mann, der Engländer Haldimann, der schon seit mehreren Jahren Aix bewohnt und da viel Gutes stiftete, hat eine bedeutende Summe zum Ankauf und zur Einrichtung eines Hauses hergegeben, wo arme Kranke die Badezeit hindurch für ein ganz Geringes aufgenommen, verpflegt, verköstigt, gebadet, ärztlich behandelt und mit Arzneien versehen werden. Für 75 Centimen oder 18 Kreuzer rhein. täglich wird außer Obigem früh eine gute Suppe, deßgleichen eine Suppe und eine andere nahrhafte Speise um Mittag, Abends wieder eine Suppe und den ganzen Tag über Brod nach Belieben verabreicht. In dieser Anstalt werden keine Einheimischen, sondern nur Fremde aufgenommen, die mit Zeugnissen ihrer Obrigkeit und der kirchlichen Behörde ihre Armuth beweisen. Die Pflege der Kranken besorgen Nonnen, genannt Schwestern des heiligen Joseph.

So einförmig und fast möchte ich sagen einfältig unser Leben in Savoyen ist, so vielgestaltet und unruhig zeigt sich die Natur. Sie darf es seyn; ihr kann Niemand das Geringste anhaben, nicht einmal die Gensd'armen, Douaniers und geheimen Polizeileute. Da zog einmal gegen Abend ein helles, lichterfülltes Meteor gerade über die Stadt weg. Es war ziemlich groß, länglich und sprühte Funken wie ein Schwärmer. Im Herbst, wo die starken, unaufhörlichen Regengüsse fielen, schwoll die Aisse fürchterlich an und sezte einen guten Theil der Stadt unter Wasser. Glücklicherweise stieg sie nicht weiter, und wir kamen mit der Angst davon. Im Oktober folgte acht Tage lang ein heftiges Gewitter dem andern. Die heftigsten Bliye und Donnerschläge wechselten mit Hagel, und am Morgen waren alle Höhen dick beschneit. Gewiß ein gar sonderbarer Paroxismus der Atmosphäre!

(Die Fortsezung folgt.)

---

Beylage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 8.

# Morgenblatt

für

# gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Januar 1830.

Das wärmste Leben
Die Farbe haucht,
Wenn Amor in sie
Den Pinsel taucht.

Quinault.

## Der Maler.

Ein Maler bin ich, laß es mir nicht nehmen;
Mir gab's der Gott, ich sag' es stolz und frei.
Drum darf ich mich vor keinem Meister schämen,
Wie groß und hochberühmt er immer sey.
Kein Mensch hat mir den Pinsel übergeben,
Die Farb' und ihn holt' ich vom tiefsten Leben.

Will ich in reines Weiß den Pinsel tauchen,
Meynst Du, es sey in Milch, in Schnee am Rain?
Und sollte mir ihr Weiß die Lilie hauchen,
Sein Weiß der Schwan — nicht wollt' ich es; o nein!
Es ist der Hals, es ist die blanke Stirne
Von meiner vielgeliebten zarten Dirne.

Soll glühend Roth auf dem Gemälde brennen,
Ist's das der Kirsche an dem vollen Baum?
Willst du der Pfirsichblüthe Roth mir nennen?
Des Apfels Wang', des Abendrothes Saum?
O nein, die Lippe ist's, die süße, lose
Von meiner aufgehauchten lieben Rose.

Soll duft'ger Hauch in dem Gemälde zittern,
Glaubst du, es sey der elfenfeld'ne Flor,
Aus welchem freudebebend nach Gewittern
Die Zauberlandschaft bräutlich schaut hervor?
O nein, es ist der Augen feuchtes Glimmen,
Wenn sie im süßen Schmerzensthaue schwimmen.

Soll süße Wehmuth alles überschweben,
Die dich ergreife wie mit Allgewalt:
Es ist das ahnungvolle Heimwehbeben,
Das mich ergreift nach ihrer Huldgestalt,
Es ist um sie das tiefe inn'ge Sehnen,
Bethaut mit nieversiegten bittern Thränen.

A. Henne.

## Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

Das Musikstück ging zu Ende. In den Schlußakkord stimmte das Bravorufen und Beifallklatschen des Grafen ein, dem sich die Uebrigen anschlossen. Er trat zu Thomas und sagte diesem so viel Lobendes und zugleich richtig Erkanntes, daß sich der junge Mann gestand, noch nie so wahr und scharfsinnig beurtheilt worden zu seyn. Der Graf sprach über die Schwierigkeit des Violinspiels, über die Führung des Bogens, über Schule und Vortrag mit vollkommener Kenntniß der Sache. Thomas war entzückt. Die Güte des Grafen löste das sonst so feste Band seiner Zunge. Diese floß über vom Preiße seiner Kunst in einem gewaltigen Strome, so daß der Graf, der Rücksichten für seine Gäste hatte, sich genöthigt sah, diesem Einhalt zu thun, indem er dem jungen Mann freundlich auf die Schulter klopfte und in einem gütevollen Tone sagte: „Ein anderes Mal, mein Freund! Wenn wir allein

und ungestört sind, wollen wir dieses Thema, das mich allerdings sehr interessirt, wieder aufnehmen." Thomas trat finster und verstimmt zurück. Er glaubte sich in dem Grafen geirrt, er glaubte sich durch seine Offenheit lächerlich gemacht zu haben.

Die Damen hatten indessen Claren umringt und sie mit vornehmer Kennermiene belobt. Bald aber wußten sie den interessanten Flötenbläser, wie sie Severin unter sich nannten, in's Gespräch zu ziehen. Sie waren nicht wenig erstaunt, in diesem eine Bildung, eine Ungezwungenheit des Benehmens zu finden, als habe er von jeher sich in den Cirkeln der großen Welt bewegt. Er nahm jeden Gegenstand der Unterhaltung, der ihm geboten wurde, mit Ruhe auf, er sprach darüber leicht und geistvoll, ohne nur einen Augenblick die Formen zu verletzen, welche ihm der höhere Rang der ihm Gegenüberstehenden zu beachten gebot. Zu Theresen war Baron Lingen getreten. Das Mädchen, dem seine zudringlichen Blicke schon zur Last gefallen waren, hätte ihn gern vermieden; aber es war nicht wohl auf eine unscheinbare Weise zu thun. Nur bei seiner ersten Annäherung befiel sie einige Verlegenheit. Als er im Tone einer affektirten Herablassung sie anredete und die Hoffnung äußerte, nun ihr Talent bewundern zu dürfen und überhaupt schöne Genüsse, er legte einen besondern Nachdruck auf dieses Wort, durch ihre Gegenwart auf dem Landhause zu finden, sah sie ihn ernst und ruhig an und erwiederte, es sei ihr eine angenehme Pflicht, durch ihr unbedeutendes Talent etwas zu dem Vergnügen eines so würdigen Herrn, wie Graf Werben, beizutragen. Er wollte seinem Zwecke näher kommen, allein der Graf machte in diesem Augenblicke jeder Unterhaltung ein Ende, indem er seine Gäste ersuchte, den weitern Leistungen der Künstler ein geneigtes Gehör zu schenken. Herzlieb führte seine Tochter zum Flügel. Von einem großen Theile der Gesellschaft war Therese bis jetzt übersehen worden, ihre unerwartete Erscheinung machte deßhalb einen um so größeren Eindruck. Unter den Herrn wurden Stimmen der Bewunderung laut, ein zweideutiges Flüstern ging durch die Reihen der Damen. „Wunderschön! Herrlich! Eine raphaelische Madonna!" hieß es bei jenen; „affektirt! koquett! sonst ein erträgliches Lärvchen!" bei diesen. Sie selbst setzte sich an's Instrument. Weder Schüchternheit noch Dreistigkeit zeigte sich in ihrem Wesen. Kein verführerisches Lächeln, kein schmachtendes Augenspiel ward um die Gunst der Zuhörer. Sie that, als sey sie allein, als nehme sie zu ihrem eigenen Vergnügen irgend ein Gesangstück vor. Nun war der erste Akkord des Flügels verhallt, nun ertönte ihre volle, aus der Tiefe der Brust klagende Stimme. Es war ein einziger Ton, aber das bebende Anwachsen dieses Tons, sein tönendes Erz in seiner vollkommenen Stärke, sein schmelzendes Abnehmen und Hinsterben — der Graf war außer sich. Er stand auf, er schlich leise näher, hinter die Sängerin. Jetzt entfaltete sich ein zartes Cantabile, auf Wellen getragen, zum Himmel sich drängend und wiederum in die Tiefe des Herzens hinabsteigend. Süße und schmerzliche Erinnerungen aus frühern Zeiten wurden in der Seele des Grafen wach. Sein ganzes Innere löste sich in Wehmuth. Es war ihm, er müsse einen Freund suchen, der ihn in diesem Drange der Gefühle aufrecht halte. Er griff um sich, er faßte eine Hand. Wie ein elektrischer Schlag durchbebte ihn die Berührung dieser Hand. Er sah auf: Severin stand neben ihm, und die betroffenen Blicke des Jünglings begegneten den seinigen. Fast ohne zu wissen, was er that, schloß er die ergriffene Hand fester in seine Rechte und lauschte nun wieder dem wunderbaren Gesange. Es war ein sehr einfach gehaltenes Tonstück, ganz berechnet auf die Macht der Stimme, auf die Würde des Portamento, auf das Leben des Gefühls, ohne jene leichtfertigen und flatternden Verzierungen, die selbst einer bedeutungslosen Stimme den Beifall der Menge gewinnen können, die wahrscheinlich auch den Gästen des Hauses mehr behagt haben würden, als diese edle Leistung, die sie in ihrem Innern für steif und geschmacklos erklärten.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829.
### Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Fortsetzung.)

Es könnte auffallen und fast unerklärlich scheinen, daß in dieser Periode Wilhelm Meister nicht größern Effekt machte, und das Buch niemals Mode ward. Doch war es wirklich der Fall. Man ging daran hin, wie in gewissen Gemüthsstimmungen der ungleich bewegte, schwer in sich arbeitende Mensch von dem hellen, reinen und klaren Tagesscheine weg, dunklen Schatten entgegengeht. Je verwickelter die Labyrinthe sich zusammenschieben, durch welche er hindurch muß, je lebhafter fühlt er sich selbst in ihnen. und da er meist nur das will, so wärmt er sich nicht so gern an der Sonne, als er im Schatten feiert, wenn ihm jene eine Welt erhellt, in welcher er sich verliert. Das Einzige, wodurch das vorliegende Werk einem nachspührenden, stets auf Ergründen ausgehenden Geschlecht Interesse einflößte, war, daß es sich berechtigt glaubte, hinter so einfacher Darstellung etwas Verborgenes und darunter Verstandenes zu suchen. Das Geschichtliche an sich, das Thun und Treiben der handelnden Personen mußte etwas bedeuten. Um Schauspielerschicksale, um die damals wenig berücksichtigte Bühne konnte sich ein Werk von dem Umfange nicht blos drehen. Tiefer liegende Zwecke glaubte jeder halbwegs denkende Mensch dabei voraussetzen zu dürfen. Allein welche waren es? Die Scenen im

Thurme, die geheime Gesellschaft, der angedeutete Ordensverband, der Geist während der Vorstellung des Hamlet — es waren eben so viel ausgeworfene Fäden, an welchen sich eine ungeheure Mystifikation der damaligen Glaubensverwirrungen anknüpfen und die moralisch-politische Tendenz des ganzen Planes entwickeln ließ. Einmal hierauf gerichtet, ward alles bezüglich, und deßhalb der Nachforschung um so mehr ein erwünschter Gegenstand, als wirklich ein sehr lebhaftes Intriguenspiel die verschiedenen Partheyungen in Europa bewegte, und die größere oder geringere Theilnahme an den öffentlichen Vorgängen Jedermann auf deren Motive zurückführte. Es ist indeß aus eben dem Grunde begreiflich, wie eine Dichtung in solchem Zustande der Gemüther nur so lange beschäftigen konnte, als in ihr dasjenige gesucht ward, worüber sie an sich niemals Auskunft geben konnte. Je mehr man wissen wollte, je mehr griff man in die Luft. Die Konfusion ermüdete, man ließ fallen, was man nicht im Stande war festzuhalten. Während auf solche Weise der Roman in Vergessenheit gerieth, lebte Mignons Gestalt in der Phantasie der Leser fort. Sie und der Harfner wurden mythische Personen, deren Gesänge in rührenden Tönen von den Lippen Unzähliger flossen, ohne daß diese den Quell anzugeben wußten, aus dem sie geschöpft waren.

Ueberhaupt ist es bemerkenswerth, daß Goethe sehr oft lange Zeit in vertraulicher Nähe zu der Welt stehen kann, ohne daß diese weiß, wer es ist, der sie berührt. So hörte ich in meiner Kindheit die lieben, kleinen Liedchen alle singen, die seitdem Volkslieder geworden sind, ohne daß man des Dichters dabei erwähnt hätte. Wir nehmen auf ähnliche Weise im Frühlinge Sonnenlichter und Blumenschmelz hin, wärmen und erfrischen uns, athmen den vollen Strom neuen Lebens ein, ohne wohl sogleich dem Naturgeiste die Ehre zu geben, der Sichtbares und Unsichtbares schafft. Es braucht immer einige Zeit, ehe das Gefühl in's Bewußtseyn tritt.

Dieß leise Wirken, die ungekannten Regungen drängte Schiller jezt, mit unläugbarer Gewalt, in starke, entschiedene Gefühle zusammen. Er hatte die tragische Seite des Lebens erfaßt und mit dem Kampfe zwischen Schicksal und Willensfreiheit alle angerührten Töne des menschlichen Innern herausgerissen. Einzelne Romanzen und Balladen erschollen zuerst, wie ein Ruf an das verweichlichte, schwankende Geschlecht. Die Erscheinung Wallensteins gab dem erwachenden Sinne einen Gegenstand. Heldengröße war bisher Contrebande gewesen. Da war nun wieder ein Held, ein wahrer, lebendiger, schuldvoll und doch groß, tragisch durch den ganzen Lauf seiner Bahn, der Bewunderung so werth, wie der Strafe.

Es möchte schwer seyn, einem kritischen und zergliedernden Geiste, wie dem unserer Gegenwart, einen Begriff von der willenlosen Hinnahme, der Begeisterung, dem unbegrenzten Beifall zu geben, mit welchem die Piccolomini, das Lager und Wallensteins Tod auf der Bühne aufgenommen wurden. Jede Brust, in der noch die Lebenspulse für ungewohnte Größe schlugen, öffnete sich mit lang entbehrtem Entzücken dem neuen, Alles beherrschenden Eindrucke. Der kriegerische, wie der Freiheit Geist, der das Lager beseelt, sprach besonders an. Er rüttelte die schlummernde Thatkraft wach, er hob über beengende Lebensordnung hinaus. Das war es, was man längst gewollt: aus der Unthätigkeit fort in den Krieg, mit einem Feldherrn, kühn, herrlich, groß und glücklich, wie dieser es lange Zeit gewesen! Durch ganz Deutschland, glaube ich, gab es keine Armee, die nicht mit des Friedländers Schaaren gesungen, gejubelt, den Kopf stolz empor getragen hätte. Des Wachtmeisters bedächtige Art, die noble Weise des Küraßiers, der andern Muthwille, die soldatische Dressur — erkannte sich doch jeder darin wieder, lernten doch alle dem Geringfügigsten Bedeutung geben. So ward Schiller das Ideal der kräftigern Jugend, der Pilot ihrer wogenden Phantasie, der Sänger der Heere, unsterblich für die Geschichte wie für die Kunst.

Unter meinen noch lebenden Zeitgenossen ist gewiß keiner, welcher den Genuß vergessen hat, den ihm der Schauspieler Fleck in Wallensteins Tod gewährte. Ein begeisterter Held in Blick und Anstand, war er für die Rolle geboren, die er, durch das seltene Zusammentreffen solcher Bedingungen, zu vollständiger Wirklichkeit erhob. Schon das beherrschende, majestätisch ruhige Auge, die natürlich hohe Haltung des Kopfes, der stolze Nacken und ein Lächeln, so fein, so doppelsinnig, daß es halb durch Güte bestach, halb durch Spott verwirrte — dieß zusammen, und dazu noch der Heldengang, das tiefe, erschütternde Organ, voll von der Melodie des Schmerzes und dem ehernen Klange der Begeisterung — der Wallenstein, in seiner kalten Fassung, seinem verachtenden Zermalmen, stand da, man bebte vor ihm zurück, und ein einziges Wort, mit jener beseelenden Gewalt gesprochen, führte ihm alle Herzen wieder zu.

Aus den Saaten, welche die schöne Dichtung in offene Herzen streute, entwickelte sich die Fähigkeit, den Dichter in höherer und reinerer Region zu begleiten.

Wie aus den wilden, blutigen Kämpfen des Alterthums die Ritterzeit hervorgeht, sehen wir die Jungfrau von Orleans jener Trilogie des Wallenstein folgen. Unbeschreiblich, und mit nichts Anderm in der Folge zu vergleichen, war der Eindruck des phantastisch-romantischen Trauerspiels bei dessen erstem Erscheinen. Wohl kann man sagen, der Vorhang einer neuen Welt ward aufgezogen. Wenn der spätern romantischen Schule ohnstreitig das Verdienst zugeschrieben werden muß, die Richtung nach dem Idealen ausgebildet zu haben, so darf es nicht vergessen werden, daß die Jungfrau von Orleans

das erste vollständige Kunstwerk war, welches diese Richtung allgemein gab: **allgemein**, insofern das lebendigste Interesse augenblicklich für ein Uebersinnliches aufflammte, das der bisherigen Gesinnung, den politischen und philosophischen Ansichten, der poetischen Stimmung, wie sich diese in der Mehrzahl kund gab, völlig entgegen war. Unmöglich könnte der bloße Klang der Worte, die Vertrautheit mit denselben, die einmal begründete Vorliebe für den Volksdichter, dieß Wunder bewirkt haben, wäre es nicht gerade **ihm** beschieden gewesen, den Funken anzuschlagen, von dem wir sagen dürfen, er sey der Verkünder eines wahrhaft innern, lebendigen Feuers geworden. Zauberhaft wirkte der Anblick des begeisterten Heldenmädchens. Bis zu der untersten Klasse der Zuschauer wußten Alle ihre Worte auswendig. Man hörte sie in den Logen wie im Parquet neben sich flüstern, noch ehe die Schauspielerin sie sprach, und die bangen Athemzüge ließen sich zählen, als sie endlich durch höhere Macht die Ketten zerriß und wie der Engel des Herrn zu den Ihrigen zurückkehrte. Bald forderte, bald wollte man nichts sehen als dieß fremde phantastische Trauerspiel, und war das auch Effekt der Mode, so beweist dieß nur, daß diese niemals unabhängig von dem Zustande geistiger Bildung ist.

(Beschluß des zweiten Artikels.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Chambery, Dezember.

(Fortsetzung.)

Zu den auffallenden Erscheinungen gehörte auch der Abbé Demazures, der vom April bis October eine Reihe Predigten bei uns gehalten hat. Ich erinnere mich, im Colliseum zu Rom oft einem Kapuziner zugehört zu haben, dessen kräftige, natürliche, ganz auf die römische Volksnatur berechnete Beredtsamkeit aller Aufmerksamkeit werth war, auch Alt und Jung hinriß. Die Predigten des Abbé Demazures haben mich sehr an jenen Kapuziner erinnert, der mir aber doch noch lieber ist, als Demazures mit seinen Reden gegen Denk- und Preßfreiheit, über die Schädlichkeit philosophischer Bücher, die Sündhaftigkeit religiöser Diskussionen u. s. w. Es war ein Glück für den Mann, daß er nach langem Aufenthalte aus dem gelobten Land kam und zur Unterstützung der Wächter des heiligen Grabes aufforderte. Wenn einer von dorther kommt, aus dem Lande des türkischen Despotismus, so braucht man sich nicht zu wundern, daß ihm alle höheren Ideen europäischer Civilisation fremd sind, und daß er sich gegen Alles stemmt, was den Leuten fatal ist, mit denen er lebt und die seine Predigten bewundern. Dabei haben wir es aber auch bewenden lassen, und außer einigen Gaben für das heilige Grab hat man sich zu nichts verstanden, und Alles ist beim Alten geblieben. Seine Predigt über die bösen Bücher dürfte auch in Deutschland nicht ohne Interesse seyn, darum will ich hier Einiges daraus bemerken. Demazures betrachtet die bösen, d. h. die über Philosophie, Geschichte des Christenthums, Geschichte des Pabstthums, Volksrechte, Verfassung u. s. w. sprechenden Bücher wie eine Giftquelle, die den Verstand verkehrt, das Herz verderbt, Ordnung und öffentliche Ruhe untergräbt und zerstört. Er bewies sonnenklar, daß die bösen Bücher größeres Unheil, größere Zerstörung im Reich Jesu Christi und bei dem ganzen Menschengeschlecht angerichtet haben, als die blutigsten Kriege. Ihm nach haben allein die bösen Bücher alle Unruhen, Empörungen und den Umsturz der Regierungen veranlaßt, zumal die französische Revolution. „Diese Umwälzung ist, sagte der Redner, Gottlob schon ferne von uns; wir müssen sie aber immer vor Augen haben, um uns vor ähnlichem Unheil zu bewahren. Sehet auf den Areopag von Athen, auf den römischen Senat, auf die Kaiser Konstantin und Theodos, deßgleichen auf manche andere treffliche Fürsten und Könige; was thaten sie? sie ließen die bösen Bücher verbrennen, die gegen öffentliche Ordnung, Moral und Christenthum stritten, ja sie begnügten sich nicht damit, sondern ließen auch deren Verfasser aus dem Land jagen.“ Hierauf versuchte der Redner, die fürchterlichen Folgen der Preßfreiheit auf das bürgerliche, moralische und religiöse Leben darzustellen. Dann wandte er sich mit einer Art von Verzückung an den König Carl Felix. „Erlauchter Sohn der Amadeus,“ rief er, „unvergänglicher Dank sey dem Geber alles Guten dafür gesagt! durch Deine mächtigen Gesetze ist in Deinem Reiche ein mächtiger Damm gesetzt gegen solche niederischen Erzeugnisse, gegen solche böse Bücher, die den Glanz Deiner Krone und das Glück Deines Königreichs bedrohen, gegen die höllischen Erfindungen, die den Zorn Gottes erregen und verhindern, daß der wohlthätige Thau des Himmels auf die Gipfel von Gelboé falle. Angebeteter Monarch! die geistlichen, bürgerlichen und militärischen Behörden Deiner treuen Stadt Chambery sind voll Eifer und werden es immer seyn, Ewr. Majestät weisen Gesetzen nachzukommen, die Ihnen Gott selbst eingegeben hat.“ ... Daß bei uns Bücher **aller** Art aus der Fremde verboten sind, daß deßhalb an den Grenzen und in den Städten die heftigsten Verfolgungen vorgenommen werden, daß diesem Verbot auch Fremde unterworfen sind, deren Bücher man nicht einmal von einer Grenze zur andern plombiren will, sondern sie konfiscirt, das nenne der Zelot ein weises, von Gott eingegebenes Gesetz! Welche Vorstellung muß er sich von diesem Gott machen? — Doch zurück zu Demazures Predigt. Am Schlusse derselben ermahnte er seine Zuhörer dringend, bei sich nachzusehen, ob sie keine bösen Bücher hätten, um sie schnell in die Hände ihrer würdigen Pfarrer und Beichtväter abzuliefern. „Die göttliche Vorsicht wird Euch nicht ohne treffliche Unterrichtsbücher lassen. Euer verehrungswürdiger Erzbischof ist jezt für Euch eine sichtbare Vorsehung. Er hat mir den ehrenvollen Auftrag gegeben, Euch zu verkündigen, daß er eine Büchersammlung ausgewählter Schriften angelegt hat, wo Ihr täglich wie an einer reinen Quelle schöpfen könnt.“

(Der Beschluß folgt.)

---

Auflösung des **Räthsels** in Nro. 2:
A. B. C.

---

### Räthsel.

Ein Jeder hat's in seinem Haus,
Ein Mancher scheuet überaus,
Und weiß warum, das böse Wort;
Geküßt wird's nur an Einem Ort.
Geh' hin und küß' e, frommer Christ,
Doch weh! wenn du darunter bist.

---

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 9.

# Morgenblatt

für

# gebildete Stände.

Montag, 11. Januar 1830.

Die Menge macht den Künstler irr und scheu:
Nur wer Euch ähnlich ist, versteht und fühlt,
Nur der allein soll richten und belohnen.

Goethe.

## Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

Dem Grafen standen Thränen in den Augen, als Therese endigte. Er wandte sich ab, um sie zu verbergen. Ein lautes Bravo aus dem Munde Lingens wurde von den Männern wiederholt; die Damen zeigten eine Gleichgültigkeit, auf welche Therese, die mit sich selbst zufrieden war, keinen Werth legte. „Wie wär's," sagte jezt Bendir zu Severin, indem er diesen bei Seite nahm, „wenn ich nun die hochadeliche Gesellschaft mit einigen erheiternden Variationen zu bedienen suchte? Gerührt ist sie hinlänglich, und um den Appetit zum Abendessen zu erwecken, wäre etwas Lustiges ganz an seinem Platze." — „Hier durchaus nicht!" versezte mit ungewöhnlicher Bestimmtheit Severin. „Wir würden die Achtung des Grafen verscherzen, und die ist mehr werth als aller Beifall der Uebrigen." — „Was Achtung!" murrte Bendir, während er sich verdrießlich zurückzog; „sein Geld ist die Hauptsache, und wenn wir seine Gäste gut unterhalten, so bezahlt er uns gut."

Die Damen hatten sich erhoben und besprachen sich über geringfügige Dinge. In einzelnen Pausen trillerte die Gesandtenwittwe halblaut eine Walzermelodie für sich hin, die sie mit einem mahnenden Blick nach ihrem Wirthe begleitete. „Meine Freunde," redete indessen Graf Werben die Musiker an, „es ist genug für dieses Mal! Nehmen Sie meinen aufrichtigen Dank, nehmen Sie den Zoll meiner Bewunderung der ausgezeichneten Talente hin, die Ihre kleine Gesellschaft in sich vereinigt. Ich gestehe Ihnen offen, daß eine Fortsetzung Ihrer trefflichen Leistungen mich zu sehr angreifen, mich in eine Stimmung versetzen könnte, die ich heute vermeiden muß. Lassen Sie es sich wohl gefallen in meinem Hause, sehen Sie sich als meine Gäste an, theilen Sie unser geselliges Vergnügen, wenn Sie nicht etwa vorziehen, nach einer vielleicht ermüdenden Wanderung der Ruhe zu pflegen." Nach diesen Worten wandte er sich zu den Damen. Bald war Alles zu der erwünschten Tanzpartdie geordnet, der Graf nahm den Platz am Flügel ein, sein Kammerdiener sezte sich mit dem Violoncello ihm zur Seite. Severin erkannte die zarte Schonung, mit der er und seine Gefährten behandelt wurden. Unaufgefordert ergriff er in der Hälfte des Tanzes die Flöte und fiel in die wohlbekannte Melodie ein; Herzlieb und Bendir hielten es ohnehin für ihre Schuldigkeit und zugleich für eine Ehre, den Herrn Grafen begleiten zu dürfen. Sie folgten ohne Säumen dem Beispiele des jüngern Genossen. Nur Thomas, finster vor sich hinblickend, und die zwei Mädchen standen, wie ein schüchternes Kleeblatt verirrter Tauben, in einer Fenstervertiefung zurückgezogen. Zu ihnen gesellte sich nach einiger Zeit der Baron, der, ohngeachtet es an tanzfertigen Herrn fehlte, sich nicht versucht fühlte, mit einer der anwesenden Damen zu tanzen. „Es scheint nicht," sagte er in jenem vornehmen und nachlässigen Tone, der auf den Geringern stets empörend wirkt, zu

Thomas, „daß Sie Vergnügen finden, den Herrn Grafen in seiner Bemühung, die Gesellschaft zu erheitern, zu unterstützen?" Thomas fühlte sich in seinem Künstlerbewußtseyn tief verletzt; aber er bezwang sich, er blickte den Fragenden kalt an und entgegnete: „Ich spiele nie zum Tanze, das ist Grundsatz bei mir." In der That hatte er sich auch bisher von jeder Theilnahme an diesem Zweige ihres Wanderlebens fern gehalten. „Bettlerstolz!" sprach der Baron halblaut, aber doch verständlich genug für sich hin, indem er jenem den Rücken wandte. „Narrenforderung!" sagte ebenso Thomas, und seine Wangen erglühten. Lingen that, als habe er das beleidigende Wort nicht gehört. Er kniff die Lippen zusammen, er beschloß, diese Frechheit dem trotzigen Musikanten nicht ungerügt hingehen zu lassen. Er hatte wohl bemerkt, daß seine Blicke oft mit einem leidenschaftlichen Ausdrucke an Therese hingen, er hoffte, in der Erreichung seiner Wünsche auch zugleich das Ziel seiner Rache zu finden. Nach beendigtem Tanze stand der Graf auf. Er dankte den Musikern für ihre bereitwillige Unterstützung, er fügte hinzu, daß es nun auch ihm eine angenehme Obliegenheit sey, sie in den Kreis der allgemeinen Freude zu ziehen. Seine Nichte, ein Mädchen von dreizehn Jahren, mußte den Platz am Flügel einnehmen. Er fühlte sich so froh bewegt, fast begeistert, daß er nicht Anstand nahm, sich über manche gesellige Rücksichten, die er sonst gewissenhaft beobachtete, hinauszusetzen. Nicht allein der überraschende, schöne Kunstgenuß war es, der ihn aus seinen gewöhnlichen Verhältnissen rückte; nein, es dünkte ihn auch, als übe eine magische, unerkennbare Gewalt ihren Einfluß auf ihn, die besonders in Severins Nähe ihn wunderlich ergriff und belebte. Er sprach einige Worte flüsternd mit der Gesandtenwittwe. Die Dame schien Anfangs erstaunt über deren Sinn, dann lächelte sie, dann nickte sie dem alten Herrn freundlich zu. Nun trat er zu Theresen und bat sie um den ersten Tanz. Ihre bescheidenen Einwendungen wußte er auf die gütigste Weise zu beseitigen, in den nächsten Augenblicken waren auf seine Veranstaltung auch die Uebrigen gepaart; Clara mit dem gefällig herbeikommenden Lingen, Thomas mit einer entfernten Verwandten des Hausherrn, einem guten blöden Mädchen, Severin mit der Excellenz, die ihre Nachbarin versicherte, bei einer Fête champêtre müsse man es nicht so genau nehmen.

Die allgemeine Betroffenheit der Damen löste sich nach und nach in eine frohe Theilnahme an dem erhöheten Vergnügen auf. Die Gesandtin mußte sich gestehen, daß sie selbst auf den glänzendsten Hofbällen keinen bessern Tänzer gefunden habe, als Severin; sie sah sich von ihm in den Ruhepunkten so angenehm und zugleich ehrfurchtsvoll unterhalten, daß sie ganz bezaubert von ihm wurde. Freilich wußte sie nicht, daß Severin die Feinheit seiner Bildung in den ersten Cirkeln der Hauptstadt Böhmens gewonnen, in die ihm sein Talent und gefälliges Betragen Eingang verschafft hatten. Deßhalb nahm sie eine romantische Erklärung zu Hülfe. Severin mußte ein verkappter Edelmann seyn, wie der Maler Schweizer in Wagners reisenden Malern, der sich aus Liebhaberei, Kaprice, vielleicht aus einer Neigung zu einer der zwei Harfnerinnen, der Musikantenbande angeschlossen hätte. Sie war am Schlusse des Tanzes so fest hiervon überzeugt, daß sie, zu ihren Freundinnen zurückkehrend, diesen ihre Vermuthung als eine Gewißheit mittheilte, und von nichts sprach, als von dem mysteriösen Flötenbläser."

(Die Fortsetzung folgt.)

## Das Fest der Epiphanie und die Akademie in der Propaganda.

Zu den Merkwürdigkeiten des neuen Roms gehört die von Gregor XV. im Jahr 1622, und von Urban VIII. 1627 zu Verbreitung des christlichen Glaubens und Ausrottung der Ketzerei gegründete Kongregation de propaganda fide, und der Tag, an dem sie sich in ihrem vollen Glanze zeigt und ihren Charakter äußerlich am auffallendsten entwickelt, ist das Fest der Erscheinung. Wir theilen daher eine kurze Beschreibung dieses Festes, wie es in der Kirche der Propaganda gefeiert wird, mit den Worten eines Theilnehmers mit.

* * *

Das Fest der Epiphanie, der Erscheinung des Herrn, ist das Hauptfest der Kirche der Propaganda als Privat- oder Kollegialkirche, und mit Recht haben es dazu die Stifter der Anstalt eingesetzt. Die Weisen des Morgenlandes führte ihr glücklicher Stern nach der armen Hütte in Bethlehem, auf daß sie den neugebornen Heiland anbeteten in den Armen der Gottgesegneten, die die unbegreifliche Liebe der Gottheit zu den Menschen schon vor der Zeiten Anfang dazu bestimmt hatte, den Erlöser des ganzen gefallenen Geschlechtes Adams zu gebären. Die heil. Schrift meldet uns nur noch die Rückkehr der glücklichen Könige; aber es ist gewiß, daß sie in ihrem Vaterlande die ersten Apostel der Ankunft des Herrn wurden. Wenn also die Propaganda, als Missionsanstalt, die nach dem ganzen Sinne der Sendung des Heilandes in alle Welt ihre Jünger schickt, allen Völkern und allen Kreaturen das Evangelium zu verkünden *), das Fest der Epiphanie als das Hauptfest ihrer Kirche feiert, so hat sie immer den einen hohen Zweck vor Augen, der die ganze Tendenz ihres kräftigen, rastlosen Wirkens umfaßt. Daher erinnert auch Alles daran, was die Kirche an äußerem Schmucke besitzt, und das große schöne Bild des Hauptaltares

*) Matth. 28, 19. Marc. 16, 15.

kann gleichfalls allein darauf zurückführen. Es gewinnt auch die Feier dieses Festes in der Propaganda etwas Großartiges und Auszeichnendes; und wie der Herr bei Malachias durch den Mund des Propheten von dem großen Sühnopfer spricht, das der Messias einsetzen solle, das heilige Meßopfer nämlich: vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange ist mein Name groß unter den Völkern, und aller Orten wird meinem Namen ein reines Opfer entrichtet und dargebracht *), so sieht man diese seit mehr denn achtzehn Jahrhunderten schon in Erfüllung gegangene Weissagung an dem Morgen des Festes der Epiphanie in der einen Kirche der Propaganda, an einem und demselben Orte wunderbar verwirklichet, und man kann nicht umhin das gläubige Auge dankbar emporzuheben gen Himmel, den Herrn zu loben und zu segnen, und zu bekennen, daß groß seine Macht ist und seine Verheißungen wahrhaftig. Priester der verschiedensten Nationen, aus den verschiedensten Gegenden der Welt, in den verschiedensten Sprachen und in dem verschiedensten Ritus sieht man hier das heilige Meßopfer verrichten. — Die Kirche der Propaganda ist nicht von bedeutender Größe; sie hat nur vier Seitenaltäre nebst dem Hauptaltare; aber an dem Tage des Festes ist sie merkwürdiger als jede andere. Während an dem einen Altare das heil. Meßopfer in syrischem Ritus und syrischer Sprache dargebracht wird, geschieht es an einem andern auf Chaldäisch, an einem andern auf Koptisch, an einem andern auf Armenisch, wieder an einem andern auf Griechisch, und so wechselt es immer ab; bald sieht man hier einen lateinischen Priester lateinisch, dort einen Maroniten syrisch, einen Malachiten griechisch und arabisch, einen Polen russisch u. s. w. die heil. Messe lesen. Dabei ist der Anzug und der Ritus eines jeden so verschieden, als es nur immer die Sprachen selbst seyn können. Kein Fremder, der davon Kunde hat, versäumt es, an dem Tage sich in der Kirche einzufinden; sie werden nicht müde zu schauen und zu bewundern, und verlassen die Kirche nicht wieder, bis mit dem Mittage endlich die Messen aufhören; auch wissen sie gewöhnlich nicht, welchem der Celebranten sie ihre Aufmerksamkeit ganz schenken sollen, denn sie möchten dieselbe gerne einem jeden zuwenden.

Es wäre hier freilich der Ort, über die verschiedenen Ritus, Anzüge u. s. w. etwas weitläufiger zu seyn, aber etwas der Art muß man selbst sehen, um einen richtigen Begriff davon zu erhalten. Der Priesteranzug der Orientalen ist sehr reich und prächtig, und der lange Bart, den sie tragen, scheint die Würde des Amtes, das sie verwalten, nicht wenig zu erhöhen. Namentlich der Messe des syrischen Patriarchen muß man beiwohnen. Ich habe mehrere orientalische Bischöfe und Patriarchen zugleich in der Propaganda die heil. Messe in ihrer Sprache, in ihrem Ritus lesen sehen. Am seltsamsten nimmt sich aber ein Abyssinier aus, der die heil. Messe auf Koptisch liest; aus dem langen silbernen Meßgewande, das den ganzen Körper bedeckt, sieht man nichts hervorstechen als das kohlschwarze Gesicht und die Hände. Dieser Abyssinier ist gleichfalls ein Alumnus der Propaganda.

*) Malach. 1, 11.

Am Vorabende des Festes hält ein Bischof die Vesper; die Zöglinge der Anstalt, jetzt sehr zahlreich, bilden den Chor und psalmiren; es sind unter ihnen einige recht gute Sänger, denn unter der Leitung des wackern Singlehrers Lorenzo Berti haben sie in dem gregorianischen Gesange große Fortschritte gemacht. Mit der Vesper und dem h. Segen mit dem Hochwürdigsten endigt auch wieder am Abende des Festtages die Feierlichkeit des Gottesdienstes, bis am ersten Sonntage in der Oktave desselben die Akademie gehalten wird. — Ein ziemlich großer Saal wird festlich ausgeschmückt und Alles darin für die Akademie angeordnet; die Zöglinge der Anstalt nehmen auf den amphitheaterartig geordneten Bänken Platz; in der Mitte steht ein Tisch, vor welchem der sitzt, welcher den Prolog (wovon weiter unten) zu halten hat. Gegenüber sind die Sessel für J. J. Em. Em. die Kardinäle der h. Kongregation de propaganda fide aufgestellt, hinter diesen nehmen die Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten Platz, welche der Akademie beiwohnen, und endlich füllt eine Menge Stühle und Bänke den ganzen übrigen Theil des Saales für ein zahlreiches Auditorium, das aber gewöhnlich so groß ist, daß der Saal es nicht mehr zu fassen vermag.

In der Anstalt befinden sich Egypter, Syrer, Perser, Chaldäer, Melchitische Griechen, Iberer, Maroniten, Araber, Armenier, Bulgaren, Thrazier, Illyrier, Albaneser, Servier, Epiroten, Abyssinier, Amerikaner, Irländer, Schottländer, Griechen von fast allen Inseln des jonischen und ägeischen Meeres, Deutsche, Holländer, Flammänder rc.

Die Akademie wird wegen des Festes der Epiphanie gehalten, und besteht deßhalb auch in nichts, als in der Deklamation von Gedichten über diesen Gegenstand, gewinnt aber großes Interesse durch die Mannigfaltigkeit der Sprachen, in welchen deklamirt wird, und weil die Deklamatoren meist in ihrer eigenen Muttersprache auftreten. Ein kurzer Prolog in lateinischer Prosa, gewöhnlich über die Ankunft der Magier, ihr Vaterland oder sonst einen ähnlichen Gegenstand, in dem Style einer akademischen Disputation, eröffnet die Akademie. Sodann folgt eine lateinische Ecloge, ein Dreigespräch unter drei Hirten, und sonach die übrigen Gedichte, auf Hebräisch, Chaldäisch (Schrift- und Volkssprache), Griechisch (Neu- und Altgriechisch), Syrisch, Arabisch (Schrift- und Volkssprache), Persisch, Armenisch (Schrift- und Volkssprache), Illyrisch, Ethiopisch, Georgisch, Albanesisch, Bulgarisch, Wallachisch, Servisch, Amarisch, Kurdisch, Türkisch, Englisch, Schottisch, Deutsch, Italienisch, Flammändisch,

Holländisch, Irländisch, Französisch, Spanisch, Russisch, Polnisch ꝛc.

Daß es ein ganz eigenes Interesse hat, dieser Akademie beiwohnen zu können, läßt sich leicht denken, wie kurz auch dieselbe von mir beschrieben ward, und der allgemeine Beifall, den man den Deklamatoren schenkt, ist der sprechendste Beweis der allgemeinen Zufriedenheit.

Jean Baptiste Berger.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Vor nicht gar langer Zeit hatte Paris eine Wiederholung im Kleinen der bekannten Anekdote des Müllers von Sanssouci, welcher Friedrich II. seine Mühle nicht verkaufen wollte und gegen den König die Gerechtigkeit ansprach. Was der deutsche Müller gegen die preußische Regierung that, wiederholte ein hiesiger Bürger gegen die Pariser Stadtobrigkeit. Es sollte nämlich der Boulevard zwischen der Porte St. Denis und der Porte St. Martin erweitert werden, was um so nöthiger war, da dieser Theil des Boulevards der am meisten befahrene und doch der engste war. Alle Eigenthümer, deren Häuser oder Gründe an diesen Boulevard grenzten, fanden sich leicht mit der Obrigkeit ab; nur ein einziger widerstrebte, und da man ihn nicht zwingen konnte, so blieb sein Haus stehen, indeß die andern zu beiden Seiten schon abgebrochen waren. Zum Unglück für ihn war sein Haus aber sehr schmal und dabei außerordentlich hoch, so daß es wie ein Warthurm aussah. Dennoch wollte der starrköpfige Besitzer dieses thurmähnlichen Hauses, das allen Vorübergehenden ein Stein des Anstoßes war, sein Eigenthum nicht veräußern, und einmal ließ er sogar mit großen Buchstaben auf ein Aushängeschild die Verse oder die Worte setzen:

> Ma maison est à moi,
> Comme la France au Roi.

(Nach den Versen des Prof. Andrieux in seiner schönen Erzählung: le moulin de Sanssouci.) Allein die Witzlinge bemerkten, es sey mehr rime als raison in diesen Versen, denn Frankreich gehöre dem Könige nicht zu in dem Sinne eines Eigenthumes; er sey König über Frankreich, vom Grunde und Boden gehöre ihm aber nicht mehr, als seine Privatdomänen. Die Leute gingen murrend vor dem schmalen und hohen Hause vorüber, welches ihnen den Weg versperrte und sie zwang, einen kleinen Umweg zu machen. Mit der Zeit hat aber der trotzige Eigenthümer angefangen, Betrachtungen anzustellen: wie, wenn einmal bei starkem Winde sein Thurm ihm über dem Kopf zusammenfiele und sein Grabmal würde? denn so ohne alle Stützen konnte sich der leichte Bau unmöglich lange halten. Wäre es also nicht besser, ein gutes Stück Geld daraus zu ziehen und sich ein festeres anzukaufen, das Niemand Anlaß zum Murren geben könnte? So soll der Mann in sich gegangen seyn und sich geneigt bewiesen haben, mit der Obrigkeit in Unterhandlung zu treten. Vor der Hand bleibt das Haus aber immer noch da stehen. Ein eben so trotziger, wiewohl nicht begüterter Mann, wie jener Hauseigenthümer, ist der berüchtigte Duclos, von dem ich schon einmal gesprochen habe, welcher ein besonderes Vergnügen daran findet, seine Zerlumptheit unter den Bogengängen des Palais royal neben den von Gold, Silber und Edelsteinen glänzenden Waarenlagern zur Schau zu stellen, und mit Fingern auf sich weisen zu lassen. Neulich ist wieder eine Lebensgeschichte desselben erschienen, die aber vielleicht nicht viel mehr Wahrheit enthält als die erste, und worin denn wieder seiner ehemaligen Verbindungen mit dem Grafen Peyronnet und andern Exministern gedacht wird. Auch der jetzige Polizeipräfekt Mangin hat den Duclos schon seine Macht wollen empfinden lassen. Er ließ ihn nämlich vor einiger Zeit einziehen und verlangte zu wissen, warum er so zerlumpt einhergehe und sich der Gefahr aussetze, als ein Landstreicher und Betteler behandelt zu werden. Duclos hat aber immer dieselbe Antwort: er verlange von Niemand etwas und wünsche einherzugehen, wie's ihm beliebe. Da nun kein Gesetz vorhanden ist, welches den Leuten verbietet, den Diogenes zu spielen, so hat man denn auch Duclos wieder loslassen müssen, bis etwa ein neuer Polizeipräfekt ans Ruder kommt und eben so neugierig ist, wie die vorigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Chambery, December.

(Beschluß.)

Von hier ging der Abbé Demazures in die benachbarten savoyischen Städtchen Conflans, l'Hopital, Annecy, Thonon und Evian, wo sich der bescheidene Mann von der beschränkten Menge wie einen Heiligen verehren ließ. Von da wandte er sich nach Freiburg, Bern und Genf. Ueberall sammelte er reichliche Spenden für das Hospiz des heiligen Grabes zu Jerusalem, das der Missionär recht klug mit dem Hospiz auf dem großen St. Bernhard verglich, denn dadurch machte er sich alle Gutdenkenden in der Schweiz geneigt, die seine Predigten vorher zurückgestoßen und gegen einen Mann eingenommen hatten, dem Menschenrechte und Menschenwürde ganz unbekannte Dinge schienen. Wahrhaftig, man sollte nicht glauben, daß der Mann aus Jerusalem, der Wiege des herrlichen Christenthums, daß er von Golgatha kommt, wo man, meine ich, den Sinn für irdische Herrlichkeit und Schimmer in der lebendigen Erinnerung an **den** verliert, dem alle Erdenkronen werthlos waren. — Bei so gestalteten Dingen begreifen Sie, daß es mit unserm Unterrichtswesen nicht gut steht. Keinem Lehrer ist unter irgend einem Vorwand erlaubt, auch nur für Einen Tag in das benachbarte Frankreich, oder gar in das kalvinische Genf zu reisen, in dessen Religionsleben doch nichts mehr an Kalvin erinnert. Damit meint man, Licht und Klarheit abzuhalten. Man irrt sich. Es leben auch bei uns Schulmänner, die nach Guizot, Cousin und Villemain hinüberschielen und ihre gedruckten Vorlesungen, so wie manches andere Literarische aus Frankreich auf Wegen bekommen, die ich hier nicht verrathen will. Da auf dem Lande bei uns große Unwissenheit herrscht, und ganze Gemeinden ohne irgend einen Lese- oder Schreibekundigen auskommen müssen, so haben mehrere gutdenkende Männer auf ihre Kosten Dorfschulen anlegen, einrichten und dotiren wollen. Dieß wurde aber lange nicht erlaubt, bis die Männer erklärten, ihre Absicht sey nur, Schulen für den religiösen Unterricht zu gründen. Von Lesen und Schreiben durfte nicht mehr die Rede seyn; es wird aber doch wohl nebenher getrieben werden. Kirchen und Klöster erheben sich überall, wo auf einem Fleckchen noch keine standen. Aus unserer öffentlichen Bibliothek können Nichtgelehrte nur mit Mühe Bücher erhalten. Durch Geschenke ist diese Sammlung und das mit ihr verbundene Museum nicht unbedeutend bedacht worden, besonders was Naturwissenschaften und Alterthümer betrifft.

Alterthümer werden häufig bei uns gefunden; besonders viele Gräber mancherlei Gestaltung, allobrogische, mit großen Steinplatten ausgelegt, und römische mit Münzen und Waffen. Von ersterer Art wurden ganz vor Kurzem Gräber bei dem Gehöft Mandala in der Provinz Genevois entdeckt. Die beschränkten Bauern zerstörten aber Alles, und man konnte nicht einmal herausbringen, ob Skelette in den Gräbern gelegen oder nicht.

---

Beylage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 10.

# Morgenblatt
für
## gebildete Stände.

Dienstag, 12. Januar 1830.



— Ein jeder Ort und Flecken
Hat seine Lust für sich. Zwar Welschland, gibt man zu,
Ist aller Erden Zier, des welschen Landes du.

Opiz.

## Frascati und Tuskulum.

Ob es gleich jezt recht angenehm in Rom ist, so war das Wetter doch zu schön, um es nicht zu einem kurzen Ausflug in die Nachbarschaft zu benutzen, wenn auch keine förmliche Villegiatur daraus werden sollte. Ich hatte die Wahl zwischen Albano und Frascati, und entschied mich für lezteres, weil ich Albano schon einigermaßen kenne. Die Entfernung ist dieselbe, zwölf Miglien, nur ist der Weg nach Albano besser. Es hat mich auch keineswegs gereut, ihm den Vorzug gegeben zu haben, ob ich gleich hierin der Mode nicht gefolgt bin, die ihre Herrschaft auch hier bis über die Villegiaturen erstreckt hat. Wie berühmt war nicht sonst Frascati, wie viel erzählte man nicht davon, und wer hatte nicht davon gehört! Es machte Tivoli den Rang streitig, und man konnte es eben so gut wie dieses in Paris antreffen, wo es wohl noch jezt auf dem Boulevard sich befindet. Wer erinnert sich nicht noch der lieblichen Oper la Frascatana, durch die dieser Name überall bekannt wurde? Jezt ist das alles ganz anders; Frascati ist aus der Mode gekommen. Gegen Hunderte, die nach Albano wandern, ziehen kaum einzelne nach Frascati, und wenn jezt jene Oper geschrieben würde, müßte sie die Albanerin heißen. Vieles mag dazu beigetragen haben, daß Albano, auf der großen Straße nach Neapel gelegen, mehr Bequemlichkeit darbietet als Frascati, aber immer bleibt es ungerecht, dieses so ganz zu vernachläßigen, denn es ist ein gar lieblicher Ort. Doch wir sind noch nicht da, und um hin zu kommen, müssen wir erst durch die Wüste der Campagna di Roma. Ich habe nie eine Wüste gesehen, wenn man nicht etwa die Lüneburger Heide für eine solche will gelten lassen, aber ich glaube, daß es nicht leicht eine interessantere gibt als diese, so sehr man auch beklagen muß, daß sie auf diesem Fleck liegt. Es gehen täglich mehrere Wagen nach Frascati, und eines Nachmittags nahm ich auf einem derselben für vier Paoli (14 Gr.) Platz.

Sobald man zum Thor St. Giovanni beim Lateran herauskommt, läßt man den Weg nach Albano rechts, und kommt links bald an einen antiken Aqueduct, der restaurirt noch jezt Rom ein köstliches Wasser, man nennt es aqua felice, zuführt. Man fährt darunter hin, gerade an der Stelle, wo die zerstörte Wasserleitung des Claudius sich mit dieser kreuzt. So weit das Auge reicht, kann man von jener die oft unterbrochenen Ruinen der Bögen durch die ganze Campagna verfolgen. Eine solche Ruine steht dicht vor dem Schwibbogen der noch jezt dienenden Wasserleitung, durch welchen der Weg geht. Ueber und über mit Epheu dicht bewachsen, hält man sie von weitem für einen ungeheuer dicken Baum von sonderbarer Form, bis man, naheherankommend, den Irrthum bemerkt. Troz der Einförmigkeit der Campagna, schien mir der Weg doch angenehmer, als der nach Albano. Freilich sieht man hier, so wie dort, auf der ganzen Strecke von zwölf Miglien, etwa drittehalb deutschen Meilen, nur ein einziges bewohntes Haus, ein Wirthshaus, das selbst vielleicht nicht einmal beständig bewohnt wird, Torre di mezza via genannt,

weil es auf dem halben Wege liegt. Dicht dabei befinden sich sehr ansehnliche Ruinen, die einen großen Platz einnehmen. Von der nach Rom zugekehrten Seite dieses ehemaligen Pallastes hat sich sogar noch ein Theil des zweiten Stockwerkes erhalten, von dem noch drei Fenster vorhanden sind. Das Ganze wird, sonderbar genug, Roma vecchia genannt, und nicht etwa blos vom gemeinen Manne, sondern es findet sich im Kataster mit demselben Namen bezeichnet. Daher kam es auch, daß der verstorbene Bankier Torlonia, welchem das Land umher gehörte, und der sich, wie man sagt, vom Facchino (Lastträger) bis zum Herzog emporgeschwungen hatte, unter seinen Titeln auch den sehr hochklingenden eines Conte di Roma vecchia zählte. Man weiß übrigens weiter nichts von diesen Ruinen, als daß sie einem großen Landhause, aus den Zeiten der Kaiser, etwa, wie man meint, des zweiten Jahrhunderts, angehörten. Sie sind auch deßwegen merkwürdig, weil sie durch ihr Daseyn, gerade mitten in der Campagna, unwidersprechlich beweisen, daß man auf derselben Stelle, wo jezt im Sommer eine pestilenzialische Luft herrscht, ehemals die beste Luft suchte und fand. Die sinkende Abendsonne beleuchtete auf eine wahrhaft magische Weise das interessante, gerade vorliegende Albaner Gebirge, als wir uns Frascati näherten, und dieser Anblick allein war schon die Reise werth. So wie bei Tivoli, sieht man auch hier große Gehölze von Olivenbäumen, doch keinen so schönen Wald davon als den, durch welchen man nach dem leztern Orte gelangt, wenn man an der Villa des Hadrians vorbei, den Berg hinansteigt.

Gleich am Thore befinden sich die beiden einzigen Wirthshäuser von Frascati, wenn man sie mit diesem vornehmen Titel beehren will; das erste, die Trattoria del Pepo genannt, soll noch viel schlechter seyn als das zweite, die Trattoria del Sennese, wo ich abstieg, welches aber von dem Namen der Wirthin schlechtweg bei der Mariuccia genannt wird. Hierin hat Albano offenbar den Vorzug, wo man unter mehreren, nicht ganz schlechten Wirthshäusern die Wahl hat, auch in Privathäusern ein besseres Unterkommen findet als hier. Doch wenn man nur genügsam ist, kann man sich auch in Frascati recht gut bei der Mariuccia behelfen, wo man wenigstens alles beisammen findet, Kaffee- und Speisehaus.

Die ganze Geschichte der Entstehung der Stadt Frascati liegt in ihrem Namen. Als nämlich König Heinrich VI., Barbarossas Sohn, nach Rom kam, um sich krönen zu lassen, hatte er die Schwachheit, den Römern, welche es zur Bedingung machten, die ihm treue Stadt Tuskulum aufzuopfern, welche darauf jene in der Nacht des 1. Aprils 1191 überfielen und von Grund aus zerstörten, um sich wegen mehrerer, von den Einwohnern erlittenen Niederlagen zu rächen. Vielleicht wären die lezteren diesem Ueberfall, geschüzt durch die feste und vortheilhafte Lage ihrer Stadt, glücklich entkommen, wenn nicht die deutsche Besatzung, wir müssen es mit Schaamröthe eingestehen, anstatt sie, wie es ihre Pflicht war, zu vertheidigen, sich zu den Angreifenden geschlagen und so alle Rettung unmöglich gemacht hätte. Was nicht niedergehauen wurde, flüchtete sich auf die Berge, in die Wälder oder in die nahen Ortschaften. Nach einiger Zeit erhielten die Uebriggebliebenen die Erlaubniß, zurückzukehren. Aber nicht auf den Ruinen der unglücklichen Stadt durften sie sich wieder ansiedeln, nur weiter unten am Abhange des Berges wurde es ihnen erlaubt. Hier von allen Hülfsmitteln entblößt, und nur durch Liebe zu dem väterlichen Boden gefesselt, erbauten sie einstweilen armselige Hütten von Baumästen (Frasche); daher der Name Frascati, und so entstand allmählig die gegenwärtige Stadt.

Kaum war ich in die Thüre des Gasthauses getreten, als mir schon ein Cicerone seine Dienste anbot, die ich auch ohne viel zu handeln annahm, und ihn des andern Morgens nach Sonnenaufgang bestellte, um mich nach Tuskulum und in die ganze Umgebung zu führen. Er stellte sich auch pünktlich mit seinem Asinello ein; so nannte er gar zierlich, was hier allgemein ein Sommaro heißt. Ich gab im Ganzen sieben Paoli; er hätte sich auch mit weniger begnügt. Ich war sehr zufrieden mit ihm und kann ihn allen denen, welche hieher kommen, empfehlen. Er hatte so ziemlich alles gelesen, was über Tuskulum geschrieben worden, und das Gelesene gut im Gedächtniß. Ueberdieß ist ja die Entdeckung von Tuskulum unter seinen Augen vorgegangen. Er heißt Vincenzo Feretti, und war im lezten Kriege sogar in Rußland. In Berlin, wo er auch war, hat es ihm besonders gefallen.

Die Sonne war kaum aufgegangen, als ich mich mit Vincenzo auf den Weg machte. Der Tag war schön und nicht zu heiß. Wir stiegen den Berg hinan und kamen bald an ein großes Kapuzinerkloster, welches Frascati und die ganze herrliche Gegend zu seinen Füßen liegen hat. Es ist schwerlich bloßer Zufall, daß diese Klöster auf den reizendsten Punkten liegen. Nachdem man etwas weiter den Berg hinauf gestiegen ist, kommt man durch ein stattliches Thor in die Villa Ruffinella, und stößt sogleich auf das Landhaus, welches mitten im Garten liegt. Diese Villa wurde von einem Kardinal Ruffino erbaut, den Jesuiten vermacht, dann von der Regierung eingezogen, und von dieser an Lucian Bonaparte verkauft. Um mit ihrer Geschichte geschwind fertig zu werden, setze ich hinzu, daß lezterer sie an die Duchesse de Chablais verkaufte, nach deren Tode sie ihr Bruder, der König von Sardinien, ihr gegenwärtiger Besitzer, erbte.

Es war für alle, die an Alterthumskunde Antheil nehmen, ein sehr glückliches Ereigniß, daß diese Villa in die Hände von Lucian Bonaparte kam, denn ihm verdankt man die Entdeckung des alten **Tuskulums**, von dem

man vorher nicht einmal wußte, wo es gelegen hatte, indem viele es weit von seiner wahren Stelle versezten. Er hat sich dadurch wirklich ein wahres und bleibendes Verdienst erworben. Schade daß ein unglücklicher Vorfall ihn verhinderte, sein Werk zu vollenden. Ich meyne den Ueberfall des Räuberhauptmanns de Cesari mit seiner Bande vor vierzehn oder fünfzehn Jahren. Bis zu jenem Zeitpunkt war er fast beständig hier und leitete selbst die Ausgrabungen (Scavi); nach jenem Ueberfall aber, welcher ihm den Aufenthalt daselbst verleidet hatte, betrat er die Villa nicht mehr und verkaufte sie bald nachher, was sonst wohl nicht geschehen wäre. Bekanntlich entkam er damals glücklich den Räubern, indem er sich durch den Garten und das Gehölze nach Frascati rettete, und sie konnten blos einen bei ihm wohnenden jungen französischen Maler fortführen, der beinahe vierzehn Tage unter ihnen auf den Bergen und in den Schluchten zubringen mußte, bis er ausgewechselt wurde. — Drollig genug erzählten ganz kürzlich fast alle Pariser Blätter diesen Vorfall, als ob er sich so eben ereignet hätte.

(Der Beschluß folgt.)

## Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

Die Damen waren nun ganz und gar versöhnt mit der Veranstaltung des Grafen. „Es ist nur eine Fête champêtre, und da braucht man es nicht so genau zu nehmen!" war das Paßwort, das von Mund zu Mund ging. Man hatte zwei gute Tänzer gewonnen, und wenn Baron Lingen auch gegen die Dehors verstoßen, indem er zuerst mit der Harfenspielerin getanzt, so konnte er sich doch nun nicht wieder ganz von der Theilnahme am Tanze zurückziehen. Seine Bemühungen, mit Theresen in die Reihe zu treten, mißglückten. Sie saß immer am Flügel, wenn er, in der Absicht sie aufzufordern, sich ihr näherte, und lehnte bald jedes fernere Ansinnen ab, indem sie Neigung zum Schwindel vorschüzte. Die Liebenswürdigkeit des edlen Wirthes, die Kunst, mit der er das gesellige Band immer inniger zu knüpfen verstand, fesselte die Gesellschaft bis nach Mitternacht. Die nahewohnenden Gäste fuhren nach Hause; die übrigen blieben bei dem Grafen und nahmen die Zimmer in Besitz, welche ihnen angewiesen wurden. Auch bei dieser Vertheilung wurde die Vorsorge des Hausherrn fühlbar. Therese theilte ein artiges Zimmer, nebst einem anstoßenden Kabinet, mit Clara, Herzlieb war mit Bendix, Severin mit Thomas zusammen logirt.

„Ein tolles Treiben in der sogenannten großen Welt!" sagte der Leztere, als er sich mit seinem Pflegebruder allein befand. „Nichts ist Wahrheit, Alles nur Schein, gleißende Hülle, die die innere Leere verdeckt." — „Nun," erwiederte Severin erstaunt, „ich denke, heute hattest Du nicht Ursache, unzufrieden zu seyn. Wie hätten wir nur eine bessere und ehrenvollere Aufnahme wünschen können? Welche Zuvorkommenheit des Herrn vom Hause, welche zarte Schonung und herrliche Anerkennung! Galten wir doch der ganzen Gesellschaft als ihres Gleichen, wurden wir doch beachtet und bedient, wie jeder andere Gast." — „Diesen Grafen lasse ich mir zur Noth gefallen," antwortete Thomas, „obschon seine Scheu, sich am Kunstgenuß zu überladen, etwas Lächerliches für mich hat. Aber die Uebrigen? Du nimmst einen gefärbten Sechser für ein Goldstück an, Severin, allein mich täuscht man nicht. Ihre Herablassung ist Hochmuth von der allerschnödesten Farbe. Sie wollen sich einmal gemein machen, weil es die Gelegenheit nicht anders mit sich bringt, sie sind zufrieden, sich zu blamiren, weil sie sich unter sich befinden und weil sie überzeugt sind, daß gewiß keiner den andern verräth. Bei vielen steht's hinter der Herablassung noch weit schlimmer aus. Hast Du wohl den dürren Baron bemerkt mit der Brille auf der Nase und dem Operngucker vor der Brille? Der Hasenfuß hat's auf Theresen abgesehen. Aber ich passe ihm auf, und wenn er eine einzige Unverschämtheit wagt, so soll ihn —" — „Keine Uebereilung, Thomas!" fiel Severin ein. „Therese ist selbst verständig und besonnen genug, um jede Zudringlichkeit in ihre Schranken zurückzuweisen. Sie allein hat auch ein Recht dazu und nur, wenn sie in einem solchen Falle unsern Beistand anspricht, müssen wir ihn leisten. Eher noch, als wir, ist ihr Vater ihr natürlicher Beschützer. Aber nichts dieser Art darf uns verleiten, die Achtung, die Güte des Hausherrn mit Undank zu bezahlen. Alle Dinge, selbst die schlimmsten, können durch eine vorsichtige, leichte Behandlung gefällig beendet werden." — „Meinst Du?" fragte mit einer seltsamen Betonung der Pflegebruder. Severin wartete vergebens auf eine weitere Rede, welche diese Frage näher bestimmen möchte. Mit großen Schritten ging Thomas im Zimmer auf und nieder, seine Blicke hafteten am Boden, sein Mund blieb verschlossen. Endlich schien er Zweifel, die in seinem Innern herrschten, beseitigt und einen Entschluß gefaßt zu haben. Er trat vor seinen Freund, der sich indessen niedergelassen hatte, und begann: „Severin, es liegt etwas Heimliches zwischen uns beiden, das einmal zur Sprache kommen muß, und eben um dieser Nothwendigkeit willen, je eher, je lieber. Wir sind wie Brüder zusammen erzogen worden, und wenn wir auch meist in unsern Neigungen und Ansichten uns von einander trennten, so hat doch nie das gegenseitige Wohlwollen darunter gelitten. Jezt macht endlich eine und dieselbe Neigung ihre Macht über uns geltend: es ist die zu Theresen. Sage mir nichts darüber, Severin; ich weiß, daß Du sie liebst, aber ich liebe sie auch und finde keinen

Grund, vor Dir zurückzutreten. In Deinem Wesen liegt etwas Freundliches, Gefälliges, das ich nicht besitze. Ganz natürlich erwiedert das Mädchen Deine entgegenkommende Freundlichkeit, allein ich erkenne darin kein Geständniß ihrer Gegenliebe. Du sollst mir eben so wenig weichen. Ich verlange nur, daß Du ihr Zeit lässest, auch mich näher kennen zu lernen; dann treten wir zusammen vor sie hin und unterwerfen uns ihrer Entscheidung. Antworte mir jezt nicht. Bedenke Dich erst. Willigst Du in meinen Vorschlag ein, so bedarf es überhaupt keiner Antwort. Gute Nacht, Severin. Ich bin müde, ich gehe schlafen."

Severin konnte leicht sich in den Willen seines Pflegebruders fügen. Er liebte wirklich Theresen schon seit längerer Zeit, und hatte bereits auch die Versicherung ihrer Neigung erhalten. Was ihm Thomas entdeckte, kam ihm unerwartet. Dieser war in der Regel zu verschlossen, und Severin selbst zu wenig scharfer Beobachter, als daß eine Ahnung von der Gemeinschaftlichkeit ihrer Liebe in der Seele des Leztern hätte aufkeimen können. Er glaubte vielmehr, daß Thomas die Neigung, welche Clara bei jeder Gelegenheit gegen ihn an den Tag legte, erwiedere. Er blieb noch lange in Gedanken verloren bei dem niederbrennenden Lichte sitzen. Er mußte den Pflegebruder bedauern, der ein Herz, das sich ihm liebevoll näherte, nicht erkannte und zurückwies, indem er nach einem andern begehrte, das ihm nicht werden konnte. Erst gegen den Anbruch des Tages suchte und fand er Ruhe.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Im Grunde muß man über den comischen Kerl (Duclos) lachen, welcher es sich zum Grundsatze gemacht hat, mitten unter der Ueppigkeit des Pariser Bazars eine abschreckende Kleidernoth zur Schau zu tragen, und einen schneidenden Kontrast zwischen den costbaren Waarenlagern, in denen er sich selbst ehemals versah, und seiner jezigen Armseligkeit darzustellen. Man behauptet, er thue dieß, um die ehemaligen Minister, die ihn vernachlässigt oder gar abgewiesen haben, nachdem sie lange Zeit hindurch seine Freunde und Genossen gewesen waren, dadurch zu beschämen. Ist dieß wahr, so muß man gestehen, daß der Mann viel Beharrlichkeit hat und sich mehr Mühe giebt, als man zu thun pflegt, um Jemanden zu ärgern. Denn dieß Einhergehen mit dem struppigten Barte und den zersezten Hosen, das allen Vorübergehenden, den Damen besonders, ein Gräuel ist, dauert nun schon beinahe zwei Jahre so fort, ohne daß Hr. Peyronnet oder andere seiner ehemaligen Freunde davon Notiz zu nehmen scheinen. Sie rollen in ihren Kutschen vorüber, indeß der arme Schlucker die Geduld hat, ihnen zum Troze den Diogenes zu spielen. Höchstens nimmt sich dann und wann ein Journal die Mühe und belehrt das Publikum, daß der berüchtigte Duclos, der ehemalige Freund des Grafen Peyronnet und anderer im mittäglichen Frankreich gebornen Staatsminister (diese Gegend ist sehr fruchtbar an Ministern), noch beständig im Palais royal einherspaziere und eben so zerlumpt aussehe, als zuvor. Die Herren thun, als ob sie nichts von der Sache wüßten; aber ein Herr von altem Adel, den man in einer Biographie des Duclos mit ihm auf eine eben nicht ehrenwerthe Art in Verbindung gesezt hatte, hat die Sache ernsthaft genommen und dem Biographen einen Injurienprozeß angehängt, den er denn auch gewonnen hat. Duclos läßt über sich schreiben und sprechen, wie man will; wofern man ihm nur seinen Gang freiläßt, so will er auch gern Andere ruhig gehen lassen.

### Herr Ouvrard.

Wenden wir uns zu einem sonderbaren Manne anderer Art, von welchem auch schon mehrmals in diesen Berichten die Rede gewesen ist; ich meine den berüchtigten Ouvrard, der nun schon so lange eine Rolle in Frankreich spielt, und sicher der lustigste und geistreichste Lieferant ist, den Frankreich je gesehen hat. Der Mann ist der Republik, dem Kaiserthum und dem Königthum nöthig, ja fast unentbehrlich gewesen, und jezt soll er aus dem Schuldenverhafte los kommen und gleich darauf wieder Hauptlieferant werden. Daß er fünf Jahre lang im St. Pelagiegebäude festgesessen, verdankt er bekanntlich seinem lieben Freunde Seguin, der ehemals sein Mitlieferant war, die gewonnenen Millionen mit ihm theilte, nicht so viel Geist hatte, als Ouvrard, aber dagegen mit dem Gelde etwas besser hauszuhalten verstand und daher zum Gläubiger des Hrn. Ouvrard wurde. Da dieser nun aber nicht zahlen konnte oder vielleicht nicht wollte, so fand es der liebe Freund Seguin für gut, Ouvrard, welcher an Pracht und glänzenden Festen mit ihm gewetteifert hatte, als Schuldner einstecken zu lassen. Zum Glücke ist Ouvrard ein Mann, der sich überall zu belustigen weiß, und dem ein Schuldengefängniß beinahe eben so wohl gefällt, als ein schönes Landgut. Auch war er seinem Gegner immer noch überlegen, denn Seguin mußte zu St. Pelagie für Ouvrards Unterhalt zahlen, dieser aber hatte seinem Gläubiger den Streich gespielt, daß er sein schönes Landgut neben Paris auf den Namen eines andern Eigenthümers geschoben und so der Beschlagnahme von Seiten seines Gläubigers entzogen hatte. Erst spät kam Seguin dahinter und witterte den Betrug aus. Unterdessen hatte sich Ouvrard in seinem Gefängnisse schön, ja fast prächtig eingerichtet. Die besten Zimmer zu St. Pelagie hatte er gemiethet und möbliren lassen, gab Gastmahle und Audienzen, schrieb witzige Memoiren, und es heißt, er soll auch zuweilen die Erlaubniß erkauft haben, sich des Nachts wegbegeben zu dürfen. Außer der Forderung Seguins ward noch eine ungeheuer große von Seiten der Regierung wegen der Lieferungsangelegenheiten in dem Kriege wider die spanischen Cortes an ihn geltend gemacht, wogegen Ouvrard behauptete, nicht er sey der Schuldner der Regierung, sondern die Regierung sey seine Schuldnerin, so daß man also statt des Ouvrard die Regierung zu St. Pelagie hätte einsperren müssen. Da dieß aber nicht wohl thunlich und, wie es scheint, die Forderung der Regierung einleuchtender war, als die Gegenforderung Ouvrards, so wurde dieser und nicht die Regierung zum Zahlen verurtheilt, oder, im Nichtzahlungsfalle, zum Verhafte. Das Zahlen hat sich aber, wie man sagt, Ouvrard bei dem vielen Wühlen unter Millionen Geldes dergestalt abgewöhnt, daß er nicht einmal die Rechnung eines Tischlers oder Maurermeisters, der für ihn eine kleine Arbeit geliefert hat, bezahlen soll, wofern er nicht dazu gezwungen wird; wogegen er sich aber im Verhafte sehr wohlthätig in Hinsicht armer Gefangener bewiesen hat.

(Der Beschluß folgt.)

---

Beylage: Kunstblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 11.

# Morgenblatt

für

# gebildete Stände.

Mittwoch, 13. Januar 1830.

> Selbst ein Räthsel, schwer zu lösen,
> Bin ich mir.
>
> Müllner.

## Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

5.

Am andern Tag war es still auf dem Landhause. Die Gäste, welche hier übernachtet hatten, waren in der Frühe des Morgens abgereist, und nur Lingen, der schon seit längerer Zeit anwesend war, blieb bei dem Grafen zurück. Das schöne Sonnenlicht, das mit den Wipfeln der Baumgruppen im Park anmuthig spielte, lockte Theresen hinab. Sie bat ihre Freundin, sie zu begleiten, allein Clara hatte sich vorgenommen, eine neue Sonate einzustudiren, und schlug es ab. Sie wandelte erst kurze Zeit in den schattigen Gängen, als Severin mit strahlendem Angesichte sich zu ihr gesellte und sagte: „Es gefällt mir hier überaus wohl. Alles heimelt mich an, und es ist mir, als ob ich diese Bäume, diese Rasenplätze und Blumengruppen schon seit lange kennte, obschon ich recht sehr überzeugt bin, zum ersten Male diese Gänge zu durchschreiten. Der Mensch wird oft von sonderbaren Gedanken ergriffen. So ist mir nun schon seit der Stunde, da ich hier spazieren gehe, zu Muthe, als sey es eigentlich meine Bestimmung, an einem solchen Orte zu walten und zu leben, wie es mir meine Gesinnungen eingeben, und die Musik als eine Liebhaberei etwa nebenbei zu treiben." — „Das möchte freilich ganz angenehm seyn!" erwiederte lächelnd Therese, indem ihr großes schmachtendes Auge das Vergnügen, den Freund ihres Herzens an ihrer Seite zu sehen, hinlänglich aussprach. „Ich verstehe Dich wohl. Das Loos des alten Herrn, der uns so gütig aufgenommen, sein Vermögen, Gastfreiheit zu üben und Freude zu verbreiten, scheint Dir beneidenswerth; Du würdest Dich bereden lassen, den Stand eines wandernden Flötenspielers mit dem eines Grafen zu vertauschen?" — „Freilich!" versetzte Severin mit einem komischen Seufzer. „Wie dieser Graf sich leicht und anständig in den Schranken seines Ranges zu bewegen versteht, könnte mir das Edelmannsleben wohl gefallen, und ich muß gestehen, daß ich noch nie einen so entschiedenen Beruf dazu gefühlt, wie heute." — „Da lerne ich Dich ja von einer ganz neuen Seite kennen," scherzte Therese; „das hätte ich wohl dem Thomas zugetraut, aber nicht Dir." — „Der hat andere Sorgen!" sagte fast zu ernst Severin. „Er hat auch nicht so viel Hoffnung wie ich, nicht so große Aussichten." Das Mädchen maaß ihren Freund mit einem seltsamen Blicke. „Du siehst mich groß an?" fuhr dieser fort. „Weißt Du denn nicht, daß ich nur Thomas Pflegebruder, daß ich ein sogenanntes Findelkind bin, und daß mir folglich die weite Welt, jeder Stand und Rang offen steht für meine Aussichten?" „Kein Wort!" versicherte befremdet Therese. „Ich kenne Dich nun schon sechs Jahre, aber nie ist zwischen uns die Rede davon gewesen." — „Bendix hätte Dir's sagen können, der weiß Alles," sprach Severin. „Ich liebte meinen Pflegevater, wie einen eigenen, und gefiel mir darin, mich für sein wirkliches Kind anzusehen. Deshalb

erwähnte ich nicht gern dieser Sache. Jetzt aber, liebe Therese, da eine Zeit gekommen ist, in der wir keine Geheimnisse mehr für einander haben dürfen, mußt Du erfahren, was noch aus Deinem Zukünftigen und Dir selbst werden kann, nämlich alles Mögliche." — „Severin!" sagte Therese in einem zärtlichen Tone; „ich kann mir nicht denken, daß Du in einer so ernsten Sache scherzest, und dennoch — Du scheinst mir aufgeregt, überspannt — " „Keineswegeß!" fiel lebhaft Severin ein. „Hier zum ersten Male in meinem Leben fühle ich mich recht wohl, recht zu Hause und frei, wie mir immer seyn müßte, und nur weil Dir das natürlicherweise als etwas Neues erscheint, so hälst Du mich für exaltirt. Höre mich an, Liebe! Ich will Dir mein frühestes Lebensschicksal berichten, nicht wie ich mich dessen selbst erinnere, sondern wie man es mir erzählt hat. Eines Abends saß der alte Thomas mit seiner Ehehälfte beim spärlichen Lichte. Er schrieb Noten, sie strickte und das Söhnlein schlief schon. Da trat der Soldat Veit, ein Bekannter des Alten, herein. Sie sahen sich seit lange zum ersten Male wieder, denn Veit kam aus dem Kriege zurück. Was aber den Thomas und seine Frau am meisten in Erstaunen setzte, war meine etwa dreijährige Wenigkeit, die Veit auf dem Arme trug. Der Soldat jammerte und klagte sehr. Er war während seiner Abwesenheit Wittwer geworden, er hatte sich so sehr auf das Wiedersehen gefreut, und fand nun die begraben, die seine Freude theilen sollte. Die Verstorbene hatte sich immer nach einem Kinde gesehnt, aber der Himmel ihr diesen Wunsch versagt. Nun hatte mich Veit, er wollte nie sagen, wie und von wem, im Kriege erbeutet, mit unsäglicher Mühe heimgebracht, um — jetzt nicht zu wissen, was er mit mir anfangen solle. Da nahmen Thomas und seine Frau sich meiner an und beschlossen, mich mit ihrem eigenen Knaben zu erziehen. Veit verließ bald darauf den Dienst, ging in die Fremde, und man hat nie wieder etwas von ihm gehört. Das ist alles, was ich von meiner Herkunft weiß, liebe Therese, und Du mußt gestehen, daß ich eben so viel Recht habe, mich für einen verkappten Grafen zu halten, wie für etwas anders." Therese lachte, dann fiel sie in die Arie Figaros ein:

„Will der Herr Graf ein Tänzchen machen,
So so mag er's nur sagen, ich spiele ihm auf."

„Gewiß, Theuerste!" unterbrach sie liebkosend der junge Mann, „Niemand anders soll den Takt meines Lebensganges ordnen als Du, und wenn auch die weite Aussicht, die mir in meinen frühern Jahren eröffnet worden ist, aus nichts anderem als einem ungeheuren Irrgarten besteht, so wird doch Deine Hand mich zu einem glücklichen Ziele führen."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Frascati und Tuskulum.

(Beschluß.)

Die Villa Ruffinella umfaßt das ganze alte Tusculum. Sobald man bei dem Hause vorbei ist, steigt man in einer schmalen Allee den Berg hinan, biegt dann links ein und kommt auf die ausgegrabene alte Straße.

Man erlaube mir hier eine vorläufige Bemerkung, durch die ich gern ein- für allemal mein Gewissen erleichtern möchte. Beim Anblick dieser Ruinen muß man es wahrlich bedauern, daß jetzt so wenig für fernere Ausgrabungen geschieht, die eine so reiche Ausbeute versprechen. Viele Bildsäulen, vorzüglich von Bronze, wurden hier von Lucian gefunden, unter andern ein sehr schöner Jupiter, dem aber ein Arm fehlt und der jetzt zu Canino ist. Ich sahe nur ein paar Arbeiter, die die Fortsetzung der alten Straße aufzuräumen beschäftigt waren. Aber die zum Theil aufgedeckten Monumente lagen noch alle so da, wie sie Lucian verlassen hatte. Wenn auch nicht so interessant, wie Pompeji und Paestum, da das Meiste zerstört worden, könnten diese Ruinen doch vielleicht den dritten Rang einnehmen, wenn sie ganz zu Tage gefördert würden. Sie scheinen mir das ganz eigene Interesse darzubieten, daß man hier eine erst vor sechs und einem halben Jahrhundert zerstörte Stadt finden würde, in der sich Manches aus dem höchsten Alterthume sehr wohl erhalten hatte, und wo man also dieses mit dem aus dem Mittelalter Übriggebliebenen beisammen antreffen würde. Tusculum gehört bekanntlich zu den ältesten Städten Italiens. Doch wir wenden uns nun nach der Stelle, die diese alte Stadt eingenommen hat. Nachdem man einige Zeit auf der engen, aber wohlerhaltenen alten Straße fortgegangen, sieht man links eine ovale, regelmäßige Vertiefung; es ist, oder war vielmehr, das Amphitheater. Man trifft kaum einige Spuren von Substructionen an und sieht deutlich, daß es ein Amphitheater seyn mußte, sonst aber auch nichts. Es lag noch außerhalb der Stadt, denn etwas weiterhin, immer links, hat man ein Columbarium aufgegraben, welche bekanntlich außerhalb lagen, das wohl erhalten ist, und an dem man die Einrichtung derselben, die ausgehöhlten Plätze für die Urnen u. s. w. noch deutlich erkennt. Man betritt nun den Boden der eigentlichen Stadt, indem der Eingang noch an den Resten der alten Mauer kenntlich ist. Wieder links, denn rechts liegt noch alles verschüttet, hat man ein Haus, oder vielmehr die Area desselben ausgegraben, denn die Mauern sind bis auf einige Fuß von dem Boden demolirt, auf welchem man Fragmente von Mosaik sieht. Bruchstücke von den gemalten Kalkwänden liegen auf einem Haufen gesammelt bei einander. Die dunkelrothe Farbe herrscht hier wie in Pompeji vor, und überhaupt schien mir dieses Haus, obgleich wahrscheinlich aus dem eilften oder zwölften Jahrhundert, doch in seiner Kleinheit und Niedlich-

keit eine unverkennbare Aehnlichkeit mit denen zu haben, die ich in Pompeji gesehen hatte. Weiterhin ist zwar die Straße angedeckt, aber nichts an beiden Seiten von den Häusern, und doch wäre dieß leicht, da an den meisten Stellen das Erdreich, mit Gesträuch bewachsen, etwa nur Mannshoch über der Straße erhaben ist. So geht es durch die ganze ehemalige Stadt hindurch, bis man an das entgegengesezte Ende derselben gelangt, welches nach dem Berge zu liegt, auf welchem die Citadelle stand. Hier findet man das Theater, welches Lucian Bonaparte angefangen hat ausgraben zu lassen. Sechs bis acht Reihen der obersten amphitheatralischen Sitze liegen zu Tage, so daß man die ganze Form desselben deutlich erkennen kann. Diese Sitzreihen sind so wohl erhalten, daß sie ganz neu zu seyn scheinen, und dieß und alles andere läßt vermuthen, daß, wenn man die Ausgrabungen fortsezt, man hier eines der am besten erhaltenen alten Theater finden würde. Mit ein Paar hundert Thalern wäre es abgemacht. Leider hat es aber nicht den Anschein, daß eine so erfreuliche Aussicht sobald in Erfüllung gehen werde, und doch ist der Besitzer ein König! Dicht an diesem großen Theater hat man ein anderes ganz kleines, gleichsam ein Miniaturtheater aufzudecken angefangen, dessen Bestimmung schwer einzusehen ist; sollte es vielleicht zu Proben gedient haben? Die Reihe der Ausgrabungen beschließt eine große Piscina oder ein Wasserbehältniß, nahe beim Theater, welches bis auf den Boden nebst seinen vielen Pfeilern aufgedeckt ist. Bis hieher hoffte man auf der andern Straße, die man um den Berg herum verfolgte, aber an der, wie gesagt, nur ein Paar Mann beschäftigt waren, sich durchzuarbeiten.

Wenn man von dem Theater nach dem schroffen Abhang des Berges, nach Grotta ferrata zu, sich wendet, wird man gewahr, daß er unter den Füßen hohl ist. Steigt man den Abhang hinunter, so sieht man an demselben eine Menge tiefer Grotten angebracht, oder vielmehr großer Säle, vor denen in der ganzen Länge ein Portikus herlief, wie man aus den Ueberresten von Säulen und Mauerwerk erkennt. Es mußte eine herrliche Wohnung hier seyn, wo man zugleich der größten Kühle und der schönsten Aussicht auf die Campi di Hannibale nach dem Albaner See hin genoß. Dieß ist höchst wahrscheinlich das Tuskulanum des Cicero, obgleich andere es nach Grotta ferrata verlegen wollen, meines Erachtens zu weit von Tuskulum weg, ob es auch dann gleich noch in seinem Gebiet lag. Hier ist noch viel zu suchen, und vielleicht auch viel zu finden, und es verlohnte wohl der Mühe, auch hier die Schaufel anzusetzen. Aber wann wird dieß geschehen?

Ich bestieg nun den Hügel, auf dem die Citadelle gelegen hat, den höchsten Punkt über Frascati, um der ganz einzigen Aussicht zu genießen. Rechts und links und vorwärts liegt das herrlichste Panorama vor dem entzückten Blick ausgebreitet, nur hinterwärts beschränken noch höhere Berge die Aussicht. Da liegt vom Monte Cavo (der höchsten Spitze des Albaner Gebirges, 2920 Fuß hoch), herab: Rocca del Papa, Castel-Gandolfo, Marino, Grotta ferrata, Frascati und Monte Porzio, welches an den unsterblichen Cato erinnert, der hier wahrscheinlich ein Landhaus hatte, alle im Vordergrunde und auf dem Albaner Gebirge oder an seinen Abhängen gelegen; dann die Campagne, in deren Hintergrunde man Rom und über dasselbe hinaus das Meer sieht. Rechts der Soracte und die Sabiner Gebirge, ihren höchsten Gipfel, den Monte Gennaro, sonst Mons Lucretilis, an der Spitze; (er ist bedeutend höher als der Montecavo). Dann Palombera, Castel S. Angelo und Monticelli, alle drei sehr malerisch auf schroffen Hügeln des Vordergrundes liegend. Eins davon soll Collatia seyn, so berühmt durch Lucrezia geworden. Dann das liebliche Tivoli, und in der Ebene zwischen den beiden Bergketten der Sabiner und Albaner Gebirge, außer mehreren Oertern zwei kleine Seen, der Lacus Regillus, in der römischen Geschichte so berühmt, wo A. Posthumius die Tarquinier in einem blutigen Treffen schlug; jezt heißt der See Lago di S. Prassede, und der von Gabii, in dessen Nachbarschaft also diese, auch so oft in der Geschichte erwähnte Stadt lag, von der aber nichts mehr vorhanden ist. Beide Seen sind, jezt wenigstens, sehr klein, doch ist der von Gabii noch viel größer als der andere; so schien es wenigstens von oben herab gesehen. Noch weiter rechts über Palestrina, das alte Präneste, hinaus, das man aber wegen des Vorsprungs der Berge nicht sehen konnte, und fast im Rücken liegen die hohen Gebirge der Abbruzzen, unter denen der höchste Berg im Festlande von Italien, wenn man Savoyen und die italienische Schweiz davon ausschließt, der Gran Sasso d'Italia (nach einigen 8255 Fuß hoch, nach andern sogar 8950, also nur 1300 Fuß niedriger als der Aetna) sehr deutlich mit seinem Schneehaupte hervorragt. Doch ich breche ab, denn ich fühle leider selbst zu deutlich, daß ich anstatt eines der herrlichsten Naturgemälde, nichts als eine leere und trockene Nomenclatur gebe.

Die ältern Reisebeschreiber können, wenn sie auch Frascati erwähnen, natürlich nichts von Tusculum sagen, da dieses erst vor ohngefähr einigen zwanzig Jahren entdeckt worden ist; aber auch bei neueren, die seitdem hier waren, wie z. B. W. Müller (der aber, der Mode folgend, nach Albano ging), habe ich nichts darüber gefunden. Vielleicht dürfte daher dieser kleine Beitrag mit dem, was früher schon davon bekannt geworden, nicht ganz unwillkommen seyn. —r.

## Ueber strenge Winter in Europa.

Bei strenger Kälte kommt immer, und so auch dieses Jahr, das Kapitel der harten Winter zur Sprache; wir glauben daher, daß folgende kurze Uebersicht der strengsten Winter, welche Europa heimgesucht haben, als Beitrag zur Unterhaltung darüber nicht unwillkommen seyn wird.

Im J. 60 nach Christus herrscht außerordentliche Kälte in ganz Europa. — 558 ist das schwarze Meer zwanzig

Tage lang gefroren. — 605 und 670 sehr strenge Winter. — 763 außerordentliche Kälte im Orient; das schwarze Meer feiert 30 Ellen tief und 100 Meilen weit zu. — 1234 und 1236 strenge Kälte in Deutschland, Italien und Frankreich. — 1323 ist das mittelländische und das baltische Meer sechs Wochen lang völlig mit Eis bedeckt. — 1305 und 1407 sehr strenge Winter. — 1408 außerordentliche Kälte in Deutschland, England und Frankreich; das Meer wirft auf die Küsten der Bretagne eine so ungeheure Menge von Fischen aller Art, daß der Geruch, als sie in Fäulniß übergehen, die Einwohner eine Zeitlang völlig verjagt. — 1420 strenger Winter in Deutschland und Frankreich; große Sterblichkeit in Paris; die Stadt stirbt beinahe aus, die Wölfe zehren die Leichname auf. — 1422 und 1433 außerordentliche Kälte in Deutschland. — 1434 friert es zu Paris vom 31. December an, 2 Monate 21 Tage lang. — 1570 große Kälte in ganz Mitteleuropa. — 1580 sehr strenge Kälte in ganz Europa. Das Vieh stirbt im Stalle, alles Wildpret in den Wäldern und auf dem Felde. — 1621 ist das baltische Meer theilweise mit dickem Eis bedeckt. — 1658 allgemeiner Frost in Europa; das baltische Meer fror so fest zu, daß Karl X. von Schweden auf dem Eis an der Spitze eines Heeres von 20,000 Mann über den kleinen Belt zog, um die Dänen anzugreifen; das Eis brach während des Marsches und mehrere Eskadrons ertranken. — 1684 — 1695 strenge Winter in Mitteleuropa. — 1709 großer Frost in ganz Europa; das adriatische Meer ist völlig zugefroren; allgemeine mörderische Hungersnoth; ungeheure Preise der ersten Lebensbedürfnisse. Sehr reiche Erndte im folgenden Jahre. — 1724 — 33 und 40 außerordentlich strenge Kälte in Europa. — 1748 fällt zu St. Petersburg der Thermometer auf 30°. — 1788 fällt zu Paris am 30. Dec. der Thermometer auf 18¾° (größte zu Paris beobachtete Kälte); das Eis ist zu Versailles am 22. Dec. 12½ Zoll dick. — 1794 bis 99 sehr strenge Kälte. — 1812, durch die Niederlage der großen Armee in Rußland berühmter Winter; am 15. und 16. November stand der Thermometer auf 16 — 18° unter 0, was übrigens im Norden Europa's eben nichts Außerordentliches ist. — 1820 strenger Winter in Europa; am 10. Jan. zu Berlin 20°, zu Toulouse am 11. Januar 10¼°, am 12. Jan. zu Paris 12°. — Im vorigen Jahre war im December zu Warschau eine Kälte von 20°.

## Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

### Herr Ouvrard.

(Beschluß.)

Es scheint, daß Ouvrard nicht gezahlt hat und also achtzehn bis zwanzig Monate Verhaft von Seiten der Regierung ausstehen mußte, indeß er immerfort noch behauptete, er sey nicht der Schuldner, sondern der Gläubiger der Regierung; wie weit er hierin Recht hatte, würde schwer zu entscheiden seyn; denn die berüchtigte Lieferungsgeschichte in jenem spanischen Kriege ist so verworren, daß Niemand bis jezt klug daraus geworden ist, und der Minister Villèle hatte Ursache genug, um vor den Kammern diese Angelegenheit so schnell als möglich abzufertigen, damit die Leute der Sache nicht auf den Grund schauen möchten, indem hier Hofränke, schändliche Verschwendungen, politische Staatsstreiche und dergleichen gehässige Erscheinungen zusammentrafen. Ouvrard hat in seinen Memoiren den Schleier, welcher dieselben bedeckt, etwas gehoben; allein ganz hat er ihn nicht entfernt; er mochte seine guten Ursachen dazu haben, obgleich er Anfangs den Ministern gedroht hatte, er werde Alles sagen. Dieß Versprechen hat er aber bis jezt nicht erfüllt, und da nun eine neue Laufbahn für ihn beginnen soll, indem er Hauptlieferant des französischen Heeres werden soll, wie die Zeitungen sagen, so hat er noch einen Beweggrund mehr, als zuvor, die spanischen Lieferungsangelegenheiten im Dunkeln zu lassen. Um aber wieder als großer Lieferant auftreten zu können, mußte Ouvrard erst in Freiheit gesezt seyn; allenfalls hätte er auch zu St. Pelagie seine Befehle ertheilen können; allein so etwas läßt sich doch besser in einem Hôtel, als in einem Verhafte thun, so bequem man sich auch daselbst mag eingerichtet haben. Nach den vier Spezies gerechnet, waren die fünf Jahre, während welcher der theure Freund Seguin den Ouvrard festzuhalten berechtigt war, am 24. December abgelaufen; allein der verwünschte Seguin wollte sich mit diesen fünf Jahren noch nicht begnügen, sondern behauptete, da Ouvrard achtzehn oder zwanzig Monate im Namen der Regierung festgesessen, so müßten diese achtzehn oder zwanzig Monate davon abgerechnet werden; er, Seguin, habe also noch eine solche Frist zu Gute und könne seinen ehemaligen Kollegen noch so lang festhalten. Im Grunde war die Forderung recht; denn wenn Ouvrard die achtzehn Monate im Namen der Regierung festgesessen, warum hatte man denn zugegeben, daß Seguin die Kost für ihn bezahlte, und diese Zahlung hätte auf Rechnung der Obrigkeit kommen sollen, die ihn zum Verhafte verurtheilt hatte. Bei den Kriminalgerichten ereignet es sich zuweilen, daß die Angeklagten auch von mehreren Gerichten zum Gefängnisse verurtheilt werden; aber alsdann pfropft man nicht, wie bei Ouvrard, eine Verhaftung auf die andere, sondern läßt den armen Sünder eine Schuld nach der andern abtragen. Es gibt Verbrecher, die mehr als hundert Jahre Gefängniß auf ihrer Rechnung haben, und als Schuldner der Regierung aus der Welt gehen, ehe sie die Hälfte ihrer Schuld abgetragen haben. Bei den Geldschuldnern scheint man aber, wie billig, milder verfahren zu wollen; wenigstens verwarf das Gericht den Antrag des Hrn. Seguin, und als dieser an ein höheres Gericht appellirte, ward sein Gesuch auch dort abgewiesen. Die Gerichte mögen denken, für einen Spaß (denn im Grunde ist der Streit zwischen den beiden Lieferanten doch nur ein Spaß) seyen fünf Jahre genug. Auch ist schon in mehreren Tageblättern über die ungebührliche Befugniß der Gläubiger, ihre Schuldner fünf Jahre lang der Freiheit zu berauben, geklagt und auf Einschränkung derselben gedrungen worden. Ist der Schuldner ein Fremder, so hat der Gläubiger ein noch weit größeres Recht; denn er kann alsdann den Schuldner so lange in St. Pelagie beköstigen, bis dieser seine Schuld abträgt. Vor nicht gar langer Zeit saß ein Amerikaner fest, der schon zwanzig Jahre lang von seinem Gläubiger festgehalten und beköstigt wurde, und noch neulich sprach die hiesige englische Zeitung die Engländer um Beiträge zur Erlösung eines ihrer Landsleute an, der wegen einer Schuld von 1200 Franken fest sitze und so lange sitzen bleiben müsse, bis er dieselbe abgetragen habe. Kurz, Ouvrard kommt endlich in diesen Tagen wieder los und wird sich einen neuen Wirkungskreis eröffnen. Das Memoirenschreiben wird einstweilen aufhören; aber vielleicht hören wir wieder Thaten von ihm, welche es verdienen, in Memoiren aufgezeichnet zu werden.

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 12.

# Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. Januar 1830.

> Die ihn erzogen, Mütter-Aeonen —
> An eurem Busen, sprechet, wie lange lag
> Der Säugling Weisheit lallend? Wie lange ging
> Der Menschengeist durch Regionen,
> Völkerumwälzungen, Licht und Dunkel,
> Von Schritt zu Schritte?
>
> Herder.

## Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

Was die Wissenschaft Cuvier zu verdanken hat, ist allbekannt. Er ist der Repräsentant der Naturwissenschaften in Frankreich, er vor Allen hat aus dem zerrissenen und verblichenen Kodex der Urwelt die Geschichte derselben skizzirt, ja ganze Kapitel wirklich gelesen. Seit zehn Jahren hat dieser Mann in der Hauptstadt seines Vaterlandes keinen öffentlichen Vortrag mehr gehalten, sondern nur durch einen Suppléant, eine Art von Famulus, zu der lernbegierigen Jugend gesprochen. Am 15ten December des vorigen Jahrs aber eröffnete er eine Vorlesung über die Geschichte der Naturwissenschaften. Auch diesen Gegenstand, der ihn nicht selten in die Tiefen der Gelehrsamkeit führt, weiß sein Genie mit regem Leben zu durchdringen, und die Eigenschaften, die, wie viele seiner gelehrten Landsleute, so namentlich ihn auszeichnen, die Schärfe des Urtheils und die Klarheit, machen sich auch hier geltend. Der Trieb zum positiven Wissen, zur Belehrung, namentlich im Gebiete der Naturgeschichte, der mit dem Gang unserer Kultur innig zusammenhängt, äußert sich bei uns, wie in Frankreich, immer lebendiger, und so glauben wir den gebildeten Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir Cuviers interessanten Vorlesungen in gedrängter Kürze folgen.

* * *

Mit drei kostbaren Geschenken: dem Trieb zur Geselligkeit, der Sprache und dem Abstraktionsvermögen, hat die Natur dem Menschengeschlechte nicht allein seine Existenz gesichert, sondern dasselbe zu immer weiterer Entwicklung und Vervollkommnung bestimmt. Von seiner Wiege an zwang den Menschen Bedürfniß und Neugier zur Beobachtung der Natur und ihrer Kräfte; er entdeckte Mittel, er erfand Werkzeuge, um vorher Unmögliches zu wirken; so wurden in der Reihe langer Jahrhunderte nach und nach die Bearbeitung der Metalle, die Schiffahrt, die Sternkunde, der Ackerbau, die Magnetnadel, das Pulver, die Buchdruckerkunst, die Dampfmaschine erfunden. Welch unermeßlichen Einfluß haben diese Künste alle auf das Geschick des Menschengeschlechts gehabt; und die neuste Erfindung, die Dampfmaschine, muß der Welt eine andere Gestalt geben.

Beobachten wir den Gang, den der Menschengeist in seiner Entwicklung, von den ältesten bis auf die neusten Zeiten, genommen hat, so lassen sich drei große Perioden unterscheiden: die religiöse, die philosophische, und die der Theilung der Arbeit, die eigentlich wissenschaftliche.

Im ersten dieser Zeiträume wohnte die Wissenschaft allein in den Tempeln, war ausschließliches Eigenthum der Priester, die dem Volk ein Geheimniß daraus machten, oder sie ihm blos unter der Hülle der Sinnbilder vor Augen stellten. Sie beginnt und schließt sich im Orient.

Der zweite Zeitraum tritt ein, als die Wissenschaften, deren Keime aus Egypten herrührten, nach langer Zeit in Griechenland zu regerem Leben sich zu entwickeln begannen. Von Stunde an trennten sie sich völlig von der Religion und wurden nicht mehr von Priestern, sondern von Weisen gepflegt, welche die Früchte ihrer Forschungen ohne Rückhalt mittheilten. Jeder begabte Mann der Art umfaßte aber das ganze Gebiet des menschlichen Wissens; der Philosoph war Alles: Metaphysiker, Sittenlehrer, Mathematiker, Physiker.

Die dritte Epoche beginnt mit der Trennung der verschiedenen Zweige der Wissenschaft. Von nun an wurde jeder Zweig von Männern bearbeitet, die sich ihm ausschließlich widmeten, und durch diese Theilung der Arbeit erlangte man Resultate, von denen die frühere Welt keine Ahnung hatte. Leicht hätte der große Aristoteles den Eintritt dieses Zeitraums beschleunigen können; aber leider hatte er keine Nachfolger, die an dem von ihm entworfenen Gebäude mit Geist fortgebaut hätten, und so trat jener Zeitpunkt erst nach dem langen Mittelalter zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ein. Methodisch werden also die Wissenschaften erst seit etwa drei Jahrhunderten betrieben.

Versuchen wir nun, den Gang des menschlichen Geistes auf dem Wege der Erfindung und der Wissenschaft in der ersten der angegebenen Perioden zu bezeichnen, so drängt sich zuerst die Frage auf, wo wir diese Periode zu beginnen haben, d. h. wie alt das gesellschaftliche Band der Menschen auf Erden ist, eine Frage, die mit der nach dem Alter des Menschengeschlechts überhaupt zunächst zusammenhängt. Die Menge der Thatsachen, an die man sich bei Lösung dieser Frage halten kann, ist allerdings sehr gering, und nur durch fortwährende Vergleichung der Geschichte der Menschheit mit der Geschichte der Erdrinde, deren Urkunden sich gegenseitig berichtigen und bestätigen, ist es möglich, zu einem etwas befriedigenden Resultate zu gelangen. Es erzählen die Sagen aller Völker von einem mächtigen Ereigniß, das die Gestalt der Erdoberfläche verändert und das Menschengeschlecht beinahe völlig vernichtet habe; die Erdkunde dagegen weist darauf hin, daß die lezte der Umwälzungen, welche der Erdboden zu erleiden hatte, auffallend mit der Zeit zusammentrifft, in welche man die Sündfluth sezt. Wir beobachten überall auf der Erde gewisse Bildungen, welche unmittelbar nach der lezten Umwälzung der Erdoberfläche sich anzusetzen beginnen mußten, und deren Wachsthum bis auf unsere Zeit ganz regelmäßig fortgeschritten ist. Hieher gehören die Anschwemmung an den Mündungen der Flüsse, die Steinwälle am Fuß der Gebirge, die sich aus den von den Gipfeln der Berge herabstürzenden Trümmern bilden. Da sich der jährliche Zuwachs dieser Bildungen beobachten läßt, so kann man rückwärts berechnen, wie viele Zeit sie gebraucht haben, um die gegenwärtigen Dimensionen zu erreichen. Man hat diese Berechnung am Fuße der Gebirge angestellt und überall 5—6000 Jahre herausgebracht; man hat sie an den Flußanschwemmungen gemacht und dasselbe Resultat erhalten. Kurz, die Angaben der Traditionen haben sich immer und überall bestätigt, und diese Traditionen selbst stimmen unter einander aufs Merkwürdigste zusammen. Die Genesis sezt die Sündfluth auf das Jahr 2349 vor Christus; die Indier lassen das vierte Weltalter, das jetzige, im Jahr 3012 beginnen, die Chinesen im Jahr 2384. Nach Consucius Lehre läßt der erste König Yao die Wasser des Oceans, welche sich bis zu den Gipfeln der Berge erhoben hatten, wieder abfließen und macht den dadurch angerichteten Schaden wieder gut.

Sicherlich erst lange nach dieser Zeit begannen die Keime der Wissenschaften sich unter den Menschen zu entwickeln. Von der Sternkunde findet man am frühesten Spuren, und sie scheint in verschiedenen Ländern zugleich sich zu entwickeln. Die erste Sonnenfinsterniß wurde erwiesenermaßen von den Chinesen i. J. 776 v. Ch. beobachtet. Die älteste Beobachtung der Chaldäer zu Babylon ist vom Jahr 747. Von den Thierkreisen, welche man auf den Wänden verschiedener egyptischer Tempel findet, wollte man den Beweis hernehmen, daß die Astronomie in Egypten seit den ältesten Zeiten bekannt gewesen sey. Welche Deutung man aber auch jenen Thierkreisen geben mag, so viel weiß man jezt nach Champollions Forschungen, daß jene Tempel weit jünger sind, als man glaubte; namentlich der zu Denderah wurde unter Tiber gebaut, und führt Neros Namen; ein anderer ist aus Domitians Zeit. Man kann also ziemlich sicher annehmen, daß die Wissenschaften erst im achten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung zu einer gewissen Entwicklung gelangt sind, und doch lebten bereits mehrere Jahrhunderte vorher große Völker auf mehreren Punkten der Erde. Etwa 1500 Jahre vor Christus finden wir besonders vier: Indier, Chinesen, Babylonier, Egypter.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

Therese und Severin wandelten noch einige Zeit scherzend durch die reizenden Boskets. Dann erinnerte sich Severin, daß ihm die Schuldigkeit gebiete, dem Hausherrn seine Aufwartung zu machen. „Es ist ein vortrefflicher Herr,“ sagte er beim Abschiede. „Er scheint mir so lieb und befreundet, wie alles hier. Ich wollte, er behielte uns den Sommer über bei sich. Das Leben könnte mir schon gefallen.“

Therese sah ihm freundlich nach. In Gedanken

verloren, vertiefte sie sich immer weiter in die Gänge, die nach dem Walde führten. Dem weiblichen Scharfblicke war Thomas entstehende und zunehmende Neigung nicht entgangen. Die glühenden Blicke, die er, wenn er sich unbemerkt wähnte, nach ihr gesandt, hatten ihr Alles entdeckt. Von Claren war sie schon längst zur Vertrauten ihres Geheimnisses gemacht worden. Wie wehe that es ihr, daß gerade sie es seyn mußte, die unschuldigerweise den Wünschen und Hoffnungen der Freundin im Wege stand! Aber sie gab noch nicht alles verloren, eine glückliche Wendung der Sache schien ihr nicht ganz unmöglich. Clara ging so eifrig, mit so ganzer Seele in alle Ansichten, in die Empfindungsart des Mannes, den sie liebte, ein, sie fing an, so auffallend nach denselben Grundsätzen, welche ihm eigen waren, in ihrer künstlerischen Thätigkeit zu verfahren, daß nothwendig er selbst dieses bald bemerken und in dieser Veränderung ihres ganzen Wesens die ihm geltende, tief gewurzelte Neigung entdecken mußte. So schöne Voraussetzungen erheiterten Theresen wieder. Alles wird dann wie es seyn muß, dachte sie weiter; Thomas und Clara, Severin und ich und die beiden Väter sind durch ein einziges Band vereinigt, und wenn unsere Reise gesegnet wird, so lassen wir uns still und friedlich in der Heimath nieder und leben in Liebe und Freundschaft. Unter diesen Gedanken bemerkte sie nicht, daß sie den Wald betreten hatte, und die Grenze des Parks hinter ihr lag. Sie empfand wohl das Anmuthige des dichten Schattens, den Reiz des Waldaufenthaltes, aber sie lebte in diesem Augenblicke zu sehr in ihrem Innern, um von den äußeren Umgebungen sich zu einiger Aufmerksamkeit veranlaßt zu fühlen. Mit einem Male stand Baron Lingen im Jagdanzuge vor ihr. Sie wußte die unangenehme Empfindung, die sich ihr bei diesem Zusammentreffen aufdrängte, zu verbergen. Der Baron schien freudig überrascht. Der Ernst, mit dem Therese am gestrigen Abende seine Annäherung erwiedert hatte, war gerade das, was er wünschte. Er sah ihn für das Vorspiel eines stärkern Widerstandes an, beides aber für Kunstgriffe, die sich bei einem bestimmten, soliden Antrage von seiner Seite, in ihr Nichts auflösen würden. Lachend und unbefangen redete er das Mädchen an. Sie laufe Gefahr, meinte er, sich in das Jagdrevier des Grenznachbars zu verirren, von diesem als eine schöne Beute eingefangen und so dem gräflichen Landhause, dessen Besitzer mit ihm untröstlich seyn würde, entzogen zu werden. Dieser unfeine Scherz machte Theresen erröthen. Der Baron bemerkte es mit Vergnügen. Er fing an zu glauben, daß er sich in ihr geirrt habe, daß er da der Unschuld und Unerfahrenheit begegne, wo er Intrigue und Verstellung vorausgesezt hatte. Diese Entdeckung gab der Eroberung, die er sich vorgenommen hatte, einen erwünschten Reiz und einen höhern Werth. Er nahm, ohne daß es gerade auffallend erschien, Theresens Arm und sagte, indem er sich mit ihr, die jezt erst ihre unabsichtliche Entfernung aus dem Park gewahrte, nach diesem umwandte: „Erlauben Sie mir, schöne Therese, daß ich Sie auf den rechten Weg bringe, nach dem Ziele, für das Sie die Natur, für das Sie selbst die Kunst bestimmt hat.“ — „Sie verbinden mich, mein Herr!“ erwiederte in demselben Tone ruhigen Ernstes, den er schon vernommen hatte, das Mädchen. „Im Uebrigen verstehe ich Sie nicht. Das Landhaus des Herrn Grafen ist mein Ziel, und wenn auch die Kunst mich zufällig jezt dahin verweist, so hat doch, wie mir scheint, die Bestimmung der Natur nichts hiermit zu thun.“ — „Sie verkennen sich selbst!“ entgegnete verbindlich Lingen. „Wem könnte die Natur größere Ansprüche gegeben haben, ein freies und schönes Loos, statt des sklavischen, wechselvollen Wanderlebens zu finden, als Ihnen? Sie sind geschaffen, als Herrin einen solchen Landsitz zu bewohnen, Freude zu verbreiten, die Kunst zu beschützen und nicht ihr zu fröhnen.“ — „Ich wünsche das nicht, was mir unerreichbar ist,“ versezte Therese, der nur die Schmeicheleien des Barons zur Last fielen, ohne daß sie die Planmäßigkeit seines Verfahrens geahnt hätte. „Ich bin mit meinem Schicksale zufrieden; Ansprüche auf ein höheres kenne und nähre ich nicht.“ — „Unerreichbar wäre Ihnen ein solches Loos?“ sprach lebhaft der Baron und ergriff dabei die Hand Theresens, die auf seinem rechten Arm ruhte. „Glauben Sie das nicht, Liebenswürdige. Alles ist zu erreichen, was wir fest und bestimmt erstreben, ob es uns auch das Opfer einiger alter Vorurtheile, einiger vielleicht liebgewordener Gewohnheiten kostet. Was der Mensch will, das kann er.“ Therese erinnerte sich einer ähnlichen Behauptung ihres Freundes Thomas, als er sie einst überreden wollte, bei ihm Unterricht auf der Violine zu nehmen. Unwillkührlich lächelnd sagte sie: „Wenn das in der That so wäre, Herr Baron, so sollte es gewiß nicht an mir liegen, den Erwerb durch die Kunst gegen den Genuß der Kunst in einem freien, sorgenlosen Verhältnisse zu vertauschen.“ — Lingen legte diesen Worten eine Erklärung unter, die seinen Wünschen entsprach. Sein früherer Plan, mit Theresen nur eine flüchtige Verbindung während ihrer Anwesenheit auf dem Landhause zu knüpfen, wich dem keimenden Verlangen, sich ein so reizendes Wesen auf längere Zeit, als eine anmuthige Gefährtin auf dem Seitenpfade seines künftigen Ehelebens zu sichern. Er drückte innig ihre Hand, die sie erschrocken, aber vergebens zurückzuziehen bemüht war. „O, Sie verstehen mich, himmlisches Mädchen,“ rief er, indem er dem Tone seiner Worte einen Anstrich von Begeisterung zu geben suchte, „Sie sind erhaben über die beschränkten Meinungen der Alltagsmenschen, Sie streben nach jener Freiheit, in der sich

allein der Kunstgenius entfalten kann. Ja, Therese, ich brauche nicht mehr in vorsichtigen Andeutungen, ich kann offen zu Ihnen sprechen. Werden Sie meine Freundin, Theureste, sehen Sie ein Landgut, das ich an der Grenze besitze, für Ihr Eigenthum an. Dort soll unsere verborgene Liebe das Glück meines Lebens machen, dort sollen Sie gebieten, dort mich als Ihren ersten Sklaven" — „Genug, mein Herr!" fiel mit zitternder Stimme das empörte Mädchen ein, das plötzlich einen Abgrund von Schändlichkeit vor seinen Füßen aufgethan sah. „Wären Sie nur der Baron Lingen," fuhr sie dann fester fort, „so würde ich mich begnügen, Sie zu verabscheuen, so aber sind Sie auch der Bräutigam von Comtesse Werden, und ich muß Sie verachten." Mit aller Anstrengung, deren sie fähig war, riß sie sich los und floh durch die Gänge des Parks, den sie betreten hatte, dem Landhause zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

### Ueber Spanien.

Grund und Boden gehört in Spanien zum größten Theil dem Adel, der Kirche und den Städten oder Körperschaften. Der Ackerbau befindet sich im Allgemeinen in kläglichem Zustande. In den Königreichen Leon und Kastilien, in Estremadura und Andalusien gibt es keine oder fast keine Einfriedigungen, was von der Sorglosigkeit der Eigenthümer, von ihrer Armuth und den Privilegien herrührt, nach welchen die Besitzer der großen Heerden dieselben von Nord nach Süd treiben dürfen, um sie Winters weiden zu lassen. Die Mesta (die Verordnungen über das Wandern der Heerden) ist sicherlich eines der drückendsten und schädlichsten Gesetze auf Erden. Es verbietet, irgend ein Eigenthum einzufriedigen, und erst im Jahr 1788 erhielten gewisse Individuen, welche im Besitz von privilegirten Ländereien waren, die Erlaubniß, Gemüsegärten und Weinberge zu umzäunen. Namentlich Estremadura hat darunter sehr zu leiden gehabt. — Die Bauerngüter sind meist sehr klein und die Bauern in der größten Dürftigkeit. Troz des niedern Preises der Renten und der Wohlfeilheit des Lebensunterhalts, können sie nicht das Mindeste auf Verbesserung ihres Gutes verwenden, und wenn sie Geld brauchen, sehen sie sich meistens gezwungen, ihre Erndte zu verpfänden. Der Boden erträgt im Durchschnitt höchstens $1\frac{1}{2}$ bis 2 pCt., außer in den Königreichen Biskaya, Murcia und Valencia, wo das Grundeigenthum mehr vertheilt oder in kleineren Stücken verpachtet ist. Die Nutznießer müssen den Zehnten, los premicios, los frutos civiles etc. bezahlen, worauf ihnen kaum die Hälfte des reinen Ertrags übrig bleibt, um sich mit dem Grundeigenthümer abzufinden, und Gesinde und Familie zu ernähren. Die Ackerwerkzeuge sind mit wenigen Ausnahmen in ganz Spanien noch ganz so, wie man sie zu Philipps IV. Zeit hatte.

Es gibt in Spanien sehr wenige große Grundeigenthümer, die man reich nennen kann. Sogar die Herzoge von Medina-Celi, Alba, Altamira, Ossuna, Montellana, Frias, Benavente, del Infantado, San-Carlos ꝛc., deren Revenüen zwischen 500.000 und 1,000.000 Dollars betragen, stecken in Schulden. Die Landessitte legt ihnen nicht nur die Verbindlichkeit auf, für sich selbst ein Heer von Dienern zu halten, sondern auch sämmtlicher Dienerschaft ihrer verstorbenen Verwandten Unterhalt zu geben; da ihnen das Herkommen gleichfalls verbietet, alle diese Menschen zum Anbau ihrer Güter zu verwenden, so ergibt sich von selbst, daß ihre Einkünfte zu nichts dienen, als einen trägen, unnützen Haufen zu ernähren.

Der Transport der Früchte aus dem Innern Spaniens an die Küsten findet große Schwierigkeiten. Diese Schwierigkeiten rühren nicht von Verboten der Regierung her, die seit 1820 und 1823 ihrem Prohibitivsystem entsagt hat, sondern einzig von den Transportkosten, welche durch den erbärmlichen Zustand der Straßen und den Mangel an Kanälen zu beträchtlich werden. Ein Zug, welcher die spanischen Regierungen aus mehr als einer Zeit charakterisirt, möge hier eine Stelle finden: Unter der Regierung Karls II. erbot sich eine Gesellschaft holländischer Kapitalisten, den Manzanares von Madrid bis zu seiner Vereinigung mit dem Tajo, und den Tajo von da bis Lissabon schiffbar zu machen. Der Rath von Kastilien nahm den Vorschlag in Erwägung und that nach langer Berathung folgenden Ausspruch: Hätte es Gott gefallen, die beiden Flüsse schiffbar zu machen, so hätte er dazu menschlicher Hülfe nicht bedurft; da er es nun nicht gethan, so wollte er offenbar, daß es nicht seyn solle. Man würde also, wollte man es unternehmen, dem Willen der Vorsehung zuwider handeln.

Die Bevölkerung beträgt nach Minnano und Balbi auf 14 Millionen Seelen; seit Beginn des Jahrhunderts hat sie sich um mehr als 3 Mill. vermehrt, und doch fallen in diesen kurzen Zeitraum zwei Restaurationen und drei Invasionen, wenn anders die lezte auf die Bevölkerung Einfluß gehabt hat.

In fast allen etwas bedeutenden Städten Spaniens gibt es zahlreiche Anstalten zur Versorgung der Armen, die von milden Gaben der Privaten unterhalten werden. Sie bestehen in Hospitälern für Dürftige und Findelkinder, und in Kosthäusern, wo arme Kinder genährt und erzogen werden. Sie stehen größtentheils unter der Aufsicht der Weltgeistlichen. Die Klöster ernähren auch eine gewisse Zahl von Armen; im Allgemeinen verwenden aber die religiösen Körperschaften nur einen sehr unbedeutenden Theil ihrer Einkünfte darauf; und sonderbar! die Bettelorden, die Franziskaner, Dominikaner und Kapuziner, zeichnen sich ganz besonders durch Werke der Barmherzigkeit aus; freilich sind die Bettelorden die reichsten auf der ganzen Halbinsel. Das Bettlerhandwerk (wir meinen die gemeine, weltliche Bettelei) gilt in den Provinzen, die der Krone Kastilien gehorchen, durchaus nicht für schimpflich; noch ziehen Schaaren von Studenten in den Ferien durch das Land und erbetteln sich die Mittel zu Fortsetzung ihrer Studien. In einem Lande, wo das Elend so groß und so allgemein ist, wo das Cölibat unumgängliche Bedingung für Jeden wird, der gerne am öffentlichen Gute, das größtentheils in den Klöstern vergraben liegt, seinen Theil haben möchte, in einem solchen Lande muß die Zahl der unehelichen Kinder sehr groß seyn; man wird sich daher nicht wundern, daß das Verhältniß derselben zu den ehelichen wie 1 zu 4 angegeben wird. — In Madrid wurden vom Jahr 1724 bis zum November 1826 aus dem Fegefeuer 1.030.395 Seelen für den Preis von etwa 20.000.000 fl. erlöst; vom 1. November 1826 bis ebendahin 1827, 11.402 Seelen für etwa 175.000 fl. Die Zahl der dazu erforderlichen Seelenmessen war 548.921; auf jede Seele kommen also $1\frac{9}{10}$ Messen und etwa 19 fl.

---

Beylage: Kunstblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 13.

# Morgenblatt
## für
## gebildete Stände.

Freitag, 15. Januar 1830.

> Wer kann des Sängers Zauber lösen,
> Wer seinen Tönen widerstehn?
> Wie mit dem Stab des Götterboten
> Beherrscht er das bewegte Herz,
> Er taucht es in das Reich der Todten,
> Er hebt es staunend himmelwärts.
>
> Schiller.

### Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

„Das sollst Du mir büßen, Musikantendirne!“ rief der Baron, indem er ihr einen wüthenden Blick nachsandte. Auf neue Entwürfe sinnend, lenkte er wieder in das Dickicht des Waldes. Diese Zurückweisung war doch selbst für seinen Wunsch nach Wiederstand etwas zu stark und die Beschimpfung, die ihm widerfahren war, reizte, ohne daß er daran dachte, sie verdient zu haben, seine ganze Rachsucht, während sein Verlangen nach dem Besitze Theresens sich nicht verminderte.

Diese war odemlos in der Nähe der Wohnung des Grafen angelangt. Beim Ausgange des Parks trat ihr Thomas mit Bendir entgegen. „Um Gotteswillen, was ist Ihnen begegnet?“ rief Thomas, als er das glühende, verstörte Mädchen erblickte; sein Verdacht fiel sogleich auf Lingen; „sollte sich Jemand erfrecht haben, Sie zu beleidigen? Beim Himmel!“ — „Nein, nein!“ unterbrach ihn Therese, die seine Heftigkeit scheute und aus Achtung vor dem Grafen den häßlichen Auftritt zu verschweigen beschlossen hatte. „Ich bin nur sehr erschrocken. Ich glitt aus und wäre beinahe in das Gartenbassin gefallen. Das ist Alles.“ Sie eilte vorüber. Thomas schüttelte ungläubig den Kopf. „Beleidigen!“ sagte Bendir, indem er ihn fortzog. „Was fällt Dir ein? Wir sind hier auf dem charmantesten Schlosse von der Welt, wo Jedermann Liebes und Gutes gegen uns im Sinne trägt, von dem charmanten Grafen an, bis zu dem charmantesten Küchenjungen herab. Ja, Söhnlein, ich sage Dir, ich habe, während Ihr alle in den Federn laget, das wahre lustige Leben auf diesem Landhause recht kennen gelernt. Wie haben nicht Köche und Küchenmägde, Lakayen und Hausjungfern und alles, was Beine hat, nach meiner Geige getanzt, bis Glocke sechs diesen Morgen! Aber wie ist auch die Kunst belohnt worden von Küchen- und Kellermeister, mit denen ich Brüderschaft getrunken in trefflichem Rüdesheimer, bei den köstlichsten Leckerbissen! Ja, Junge, so war's; inkognito und verborgen im abgelegenen Hintergebäude! Ein wahres Schlaraffenleben! Meinetwegen bleibe ich ein Jahrhundert auf diesem Schlosse, wenn der charmante Graf damit zufrieden ist.

Herzlieb gesellte sich zu den Männern. Zum ersten Male war seine Stirn weniger bewölkt als gewöhnlich. Die gütige Aufnahme des Grafen, der Eindruck, den der ruhige Genuß einer reizenden Umgebung, eines ungewohnten behaglichen Lebens auf ihn machte, hatten ihn seiner trüben Stimmung enthoben. Während Bendir in froher Laune das lustige Treiben seiner durchwachten Nacht näher ausmalte, durchschritten sie den Park, dessen verständige und geschmackvolle Anlage selbst diese Layen in der Gartenkunst wohlgefällig ansprechen mußte.

4.

In den Salon, der die reizende Aussicht in die Ferne bot, wurde die musikalische Gesellschaft zum Mittagsmahle

eingeführt. Der Graf empfing sie auf das Verbindlichste. Theresen fiel eine Centnerlast vom Herzen, als sie den würdigen Herrn allein sah, als sie vernahm, daß Baron Lingen noch nicht aus dem Walde zurückgekehrt sey. Sie war unruhig und scheu in den Saal getreten, aber wenige Augenblicke reichten hin, ihr die vollkommenste Unbefangenheit wiederzugeben.

Der Graf wußte ohne Zwang das Gespräch auf Böhmen, auf die nähern Verhältnisse der Reisenden zu lenken. Man hatte keine Ursache, diese zu verbergen, man sprach sich gegen den freundlichen Mann ohne Zurückhaltung aus. Thomas und Severin waren selbst unter ihren Bekannten immer für Brüder gehalten worden. Der Vater des erstern hatte das so gewollt, und diese langjährige Gewohnheit brachte es denn auch mit sich, daß sie vor ihrem gütigen Wirthe als solche auftraten. Diese aus der Unterhaltung ganz natürlich hervorgehende Erklärung schien eigentlich das zu seyn, was er mit der Berührung des Gegenstandes beabsichtigt. Er ließ nun dieses Gespräch fallen, er gedachte der schönen Gegenden, welche die kleine Gesellschaft durchwandert haben müsse, er kam bald und gern auf Musik zu sprechen. Die Allgemeingültigkeit dieses Themas unter den hier versammelten Personen machte in kurzer Zeit die Unterredung sehr lebendig. Nur Herzlieb, in seine gewöhnliche Schwermuth zurückgefallen, und Bendix, der sich dem Grafen gegenüber unbehaglich und nicht an seinem Platze fühlte, nahmen keinen Theil daran.

„Ich meinerseits," begann der Graf nach einigem Hin- und Herreden, „halte die dramatische Musik für die letzte und höchste Aufgabe des schaffenden Künstlers. Was die Schöpfung, was das Leben, in Gestalt und Gefühl, was die Phantasie an geheimnißvollem Reichthum in sich schließt, alles kann hier in der wunderbaren Sprache der Töne, als eine neue Schöpfung, als ein edleres Leben, als ein reineres Gefühl, in einer noch unendlich reichern Phantasie wiedergeboren werden. Die bloße Instrumentalmusik spielt mit Empfindungen; diese können in einem reizbaren Gemüthe umgekehrt auch mit ihr spielen, und nach Lust und Belieben mehrfache Deutungen unterliegen. Der dramatische Komponist bestimmt dagegen das Warum und das Wie der Gefühlserregung. Er ist wie eine höhere Macht, in deren Hand die Gewalt über das innere Schicksal von Tausenden, nicht blos auf die Stunden des Zuhörens, nein! auf Jahre der Erinnerung niedergelegt ist. Himmel und Hölle, diese zwei Endpunkte moralischer und mit diesen verbundener poetischer Begriffe, was sind sie nach der Bedeutung des gewöhnlichen Lebens? Wie großartig erhaben aber werden sie nicht schon durch die dichterische Metamorphose, die Klopstock und Dante mit ihnen vornehmen, und wie bleibt alles Streben des Dichters und seiner Sprache hinter dem zurück, was Händel in seinem Oratorium und Mozart in dem Don Juan über jene Begriffe offenbaren!" — „Händel in seinem Oratorium?" wandte Therese halblaut und schüchtern ein. „Mich dünkt, Sie wollten nur von der dramatischen Musik sprechen." — „Sie haben ganz Recht," sagte lächelnd der Hausherr. „Aber ich habe mich dennoch nicht verplaudert und gestehe offenherzig, daß nach meiner Ansicht die Kirchenmusik mit der dramatischen auf den nämlichen Grundsätzen beruht, in den nämlichen Elementen sich bewegen und gleiche Wirkung hervorbringen soll." Diese Behauptung hatte im ersten Augenblicke, besonders für die Frauen, etwas Widersinniges und Ketzerisches. Sie waren in der katholischen Religion erzogen worden. Die ungeheure Kluft zwischen Kirche und Theater sollte nun mit einem Male nicht vorhanden, sie sollte ausgefüllt seyn durch das, worin eben wieder eine Trennung, die sich nach jener zu richten schien, obwaltete. Sie sahen betroffen vor sich nieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

(Fortsetzung.)

Die Chinesen blieben von jeder völlig isolirt, ihre Fortschritte kamen nur ihnen zu gut und hatten keinen Einfluß auf die allgemeine Civilisation; man kann sie also in einer Geschichte der Naturwissenschaften fast ganz übergehen. Die drei andern Völker aber zeigen so viele Uebereinstimmung in ihren übersinnlichen Vorstellungen, ihren religiösen Sinnbildern, ihrer Verfassung und ihren Bauwerken, daß sie einst nothwendig in Verbindung gestanden haben müssen. — Da der Trieb zur Erkenntniß des Uebersinnlichen allen Völkern gemein ist und von allen nach denselben ewigen Gesetzen des menschlichen Geistes befriedigt wird, so ließe sich wohl erklären, wie jedes für sich auf dieselben religiösen Vorstellungen kommen konnte; auch die Uebereinstimmung in der Wahl der Symbole könnte man begreifen, weil der Mensch ja immer die Naturkörper, die ihn gewöhnlich umgeben, dazu ausersieht. Wie läßt sich aber die Uebereinstimmung in den Verfassungen anders als durch einen Verkehr zwischen den Völkern erklären? Wir kennen die heutige gesellschaftliche Verfassung der Indier; sie ist noch jetzt ganz so, wie sie vor der christlichen Zeitrechnung war. Dieses seltsame Kastensystem nun, das allein das Werk eines großen, gewaltigen Geistes seyn konnte und dessen Einführung, auch nur bei einem Volke, gewiß ganz besondere Mittel und Wege erforderte, findet sich Punkt für Punkt in Egypten wieder. Niemand wird wohl ein solches Zusammentreffen dem Zufall beimessen wollen. — Noch auffallender, weil die Gegenstände noch weit willkührlicher sind, ist die Aehnlichkeit zwischen den drei Völkern in ihrer Architektur. Die Säu-

lenarchitektur hätte allerdings in den künstlichen Höhlen Oberegyptens und in den unterirdischen Pagoden Indiens sich zumal entwickeln können, weil der Gedanke, durch Pfeiler, die man stehen ließ, die Decke der künstlichen Höhlen zu stützen, sich von selbst darbot; aber bei den Bauwerken über der Erde kann die Aehnlichkeit der Formen nicht von der Anwendung desselben Materials herrühren. In Assyrien wurden statt Granits und Sienits blos Backsteine angewandt; aber an den wenigen Tempeltrümmern dieses Landes erkennen wir, daß ihre architektonischen Formen im Großen dieselben waren, wie in Indien und Egypten.

Ein weiterer Punkt, in dem die drei Völker mit einander übereinstimmen, ist die geographische Lage ihrer Länder. Alle drei hatten sich in der Nachbarschaft großer Ströme niedergelassen, in Ländern, wo zahlreiche natürliche Kanäle die Schiffahrt im Innern begünstigten. Die Indier treffen wir nach der Geschichte zuerst auf den großen Ebenen des Ganges; die Babylonier wohnten auf dem Delta des Euphrats, die Egypter den Nil entlang; alle drei Länder lagen an der Hauptstraße eines ungeheuren Handelsverkehrs, der unter dem Schutze der Religion stand.

So wenig auch die Art der Mittheilung, welche in dieser ganzen ersten Periode, die wir die religiöse genannt haben, herrschte, der Entwicklung des menschlichen Geistes förderlich seyn mochte, so hätten doch wohl die Wissenschaften in diesen drei Ländern, die man als ihre Wiege betrachten kann, eine bedeutende Stufe der Vollkommenheit erreicht, ohne einen Umstand, der auch alle drei betraf, nämlich die Einfälle der Barbaren.

Die von den Babyloniern, Chinesen und Indiern bewohnten Länder bilden gleichsam einen reichen, weiten Gürtel um einen ausgedehnten Landstrich, der größtentheils aus sandigen Hochebenen besteht, die blos Hirtenvölker nähren können. Völker der Art können nie die Kulturstufe der ackerbauenden, noch weniger die der handeltreibenden Völker erreichen; aber sie sind mäßig, muthig, unternehmend, hängen nicht sehr am Boden, sie treten leicht als Eroberer auf und sind, so oft ein unternehmender Mann sich an ihre Spitze stellt, stets bereit, in unzählbaren Heeren über ihre reichen Nachbarn herzufallen. So sehen wir überall in der Geschichte, wie die kultivirten Völker bald die Nomadenvölker zurückdrängen, bald von ihnen unterjocht werden. China wird zu verschiedenen Malen von Tartaren überschwemmt und unterjocht, Indien von Mongolen, Babylonien von Assyrern und später von Persern. Auch in Egypten fielen zu verschiedenen Zeiten Nomaden ein. Zum ersten Male wurde es von den sogenannten Hirtenkönigen ums Jahr 1750 v. Chr. erobert; das Land blieb zweihundert Jahre lang besezt. Während dieser Zeit war der Priesterstand völlig niedergehalten und die Entwicklung der Wissenschaften gehemmt. Der zweite Einfall war der der Meder und Perser unter Cambyses; nach unserer Zeitrechnung kamen die Sarazenen und zulezt die Türken. Die Eroberung zu Alexanders Zeit rechnen wir nicht; sie hatte nichts weniger als einen nachtheiligen Einfluß auf die Kultur, weil die Griechen damals weiter waren als die Egypter.

So kam es, daß die Wissenschaften, im Orient durch die ewigen Einfälle der Barbaren immer wieder in ihrer Entwickelung gehemmt und zurückgeworfen, erst dann ein besseres Erdreich fanden, als sie, von den Egyptern auf die Griechen und von da auf ganz Europa übergehend, in das Abendland verpflanzt wurden.

Indien trug zu unserer Kultur unmittelbar nichts bei; ja erst seit kurzer Zeit ist überhaupt der wissenschaftliche Verkehr mit diesem Lande wieder hergestellt, und doch müssen wir, Allem nach, in Indien den Ursprung der Wissenschaften suchen. In jenem Lande mußten sich die der lezten Ueberschwemmung entkommenen Menschen niedergelassen haben; in den Bergketten des Himalaya in Tibet hatten sie Zuflucht gefunden; am Fuße derselben Berge trafen sie das erste fruchtbare Land. Babylonien mußte zu jener Zeit noch ein Sumpfland seyn; Egypten war noch unter Wasser. Ganz Niederegypten ist, wie die Priester Herodot sagten, ein Geschenk des Nils; der Fluß sezt jedes Jahr eine neue Lehmschichte ab; zählt man nun die Schichten, die leicht zu unterscheiden sind, so kann man sehen, um wie viel sich der Boden in einer gegebenen Zeit erhöht hat; auf diese Weise bringt man durch eine einfache Rechnung heraus, daß 2000 Jahre vor Ch. Niederegypten noch gar nicht existirte. Das verhältnißmäßig höhere Alter der Indier wird ferner durch Traditionen bestätigt, auf die man bisher nicht gehörig geachtet hat. Aus mehreren Stellen des Diodor und Manethon geht nämlich hervor, daß die ersten egyptischen Priester eine äthiopische Kolonie, und daß die äthiopischen Priester, wie die chaldäischen Priester in Babylon, indischen Ursprungs waren.

(Die Fortsezung folgt von Zeit zu Zeit.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Baden bei Wien, im Monate Juli.

Es wird vielleicht Interesse für Sie haben, etwas von dem hiesigen Badeleben zu erfahren; über die Wirkungen der Bäder selbst, die von den Römern schon gekannt waren, kann man sich leicht in den Beschreibungen der Bäder des östreichischen Kaiserstaates unterrichten, aber die reizenden Umgebungen, das frohe Treiben unter allen Klassen, das einfache Leben der kaiserlichen Familie, das überhaupt den Großen dieses Landes ganz eigen ist, dieß ist im Auslande viel weniger gekannt, als es sollte. Seit Jahren hatte ich Baden nicht gesehen, und erstaunte über die vortheilhafte Veränderung; Palläste und Häuser sind entstanden und öde Plätze sind in reizende

Gärten verwandelt; die Stadt selbst scheint sich ausgedehnt zu haben und ist mit freundlichen Landhäusern umgeben. Ich sehe aus meinem Fenster das Waldschloß des Helden von Hohenlinden vor mir, das zarte Gattenliebe Weilburg genannt hat; der großartige Bau desselben scheint wunderbar die Geburtshäuser der hohen Bewohner zu verkünden, denn das Erhabene des Pallastes Pitti in Florenz ist mit dem Romantischen der schönen Rheinufer innig verbunden. Der reich bekränzte Felsenberg im Hintergrunde hebt die schön geformten Massen des Pallastes heraus, und man glaubt in dieser ganzen reichen Umgebung ein Zauberschloß aus der Mährchenwelt zu sehen. — Unter den neuesten Verschönerungen kann man mit Recht das Schloß von Guttenbrunn erwähnen, das seit einigen Monaten das Eigenthum des Freiherrn von Kutschern ist. Mit zarter Schonung des alten Bestehenden, hat er das Anmuthige der neuern Zeit zu vereinen gesucht; der Garten wird nach seiner gänzlichen Vollendung bald der Sammelplatz der schönen Welt seyn; ich besuche ihn oft, und die hohen Kastanienbäume erinnern mich an die Zeit, in der sie gepflanzt wurden: es war die der Allonge-Perrücken und Reifröcke. Ich gestehe, diese jezt verlachte Zeit ist mir um Mancherlei willen ehrwürdig; es war eine geregelte Großartigkeit, wenn auch steif. — Unter die besuchtesten Pläze gehört der Park in der Stadt, der mit seinen schattenreichen Gängen ein Schutzort gegen die Mittagssonne ist, und es gehört zum Ton, zur Mittagszeit dort zu erscheinen. Nachmittags besucht die schöne Welt das liebliche Helenenthal und die beiden Krainerhütten; einfache Pläze, wo man Milch und Erfrischungen erhält, die aber durch den wunderschönen Wald, durch den der Weg führt, durch die Nähe der Felsen und Bäche, einen magischen Reiz gewinnen. Die Ruinen der Schlösser Rauhenstein und Rauheneck vermehren das Interesse. — Unter meine liebsten Spaziergänge gehören die Anlagen der nun verstorbenen Gräfin R., einer gebornen Polin, die seit Jahren nahe bei Baden in einem einfachen Dorfe lebte und Schöpferin dieser verschönerten Gegend war; wenn man die Menschen nach ihren Werken beurtheilen kann, so hatte diese Dame das feinste Gefühl, den wahren Schönheitssinn, denn der Felsenberg, auf dem diese Gärten angelegt sind, hat eine beträchtliche Höhe und der Raum ist durch benachbarte Gärten ziemlich beschränkt; troz diesem aber ist Alles mit so viel Geschmack vertheilt, daß das Ganze durch die Natur und nicht durch Kunst hervorgebracht zu seyn scheint; auf welchem Punkte man immer steht, genießt man der entzückendsten Aussicht: hier hohe Berge und Waldbäche, dort freundliches, bebautes Land; zwei gut erhaltene Wege, durch den nahegelegenen Wald führend, beschließen diese herrliche Schöpfung. Am interessantesten ist Sonntags ein Mittagspaziergang im Park; man sieht da die elegantesten Einwohner von Wien, die Verwandte und Bekannte zu besuchen kommen; der geschmackvolle Putz der anmuthigen Wienerinnen zeigt sich da im hellsten Lichte; die erlauchten Prinzen des Kaiserhauses, unter ihnen den Herzog von Reichstadt, der in seinen Gesichtszügen die liebliche Bildung seiner erlauchten Mutter mit dem Adlerblick des Vaters vereint, Gesandte, Fürsten und schlichte Bürger sieht man da in bunten Gruppen. Das nämliche frohe Gewimmel erneuert sich Nachmittags beim Spazierenfahren, und oft beschließt das Theater, das hier nicht übel ist, den froh durchlebten Tag. Bälle — es müßte nur für einen wohlthätigen Zweck geschehen — werden nicht gegeben; die Wohnungen sind hier so eingerichtet, wie man es von der Nähe der glänzenden Kaiserstadt erwarten kann, die Speisen gut und billig. Dieß sind ungefähr die Hauptumrisse des hiesigen Badelebens. Hazardspiele werden hier und im ganzen Kaiserreiche nicht geduldet, und manche Nichtkranke wollen Baden, wegen dieses moralischen Vorzuges, den der Ort vor den Bädern des Auslandes hat, etwas langweilig finden.

Paris, 1. Januar.

Ein herber Frost hat die Pariser dießmal früher als gewöhnlich überfallen, ehe noch die Winterlustbarkeiten alle eingerichtet waren; der eigentliche Winter pflegt erst im Januar zu beginnen, allein dießmal kam er früh im December, da noch bei weitem nicht alle Soirées im Gange waren, womit man in Paris die Winterabende so angenehm zubringt. Nur die Schauspiele haben sich nicht überraschen lassen, sondern alle waren bereit, den Winter, wie gewöhnlich, mit vielen Neuigkeiten zu empfangen; übrigens haben die Schauspiele zu jeder Jahrszeit einen Beweggrund zur Thätigkeit, im Sommer, damit die in Paris zurückgebliebenen Bewohner sich nicht verleiten lassen, einen Spaziergang im Grünen und Freien einer Schauspielvorstellung vorzuziehen, und im Winter, damit die vielen in Paris anwesenden Familien ihren Abend nicht anderswo, als im Schauspiel zubringen. Indeß behalten sie doch manche Neuigkeiten auf den Winter vor, weil den Verfassern sehr daran liegt, ein größeres Publikum zu haben, daher es denn auch jezt beständig neue Stücke gibt. Scribe, der außer seinem Ruhm als erster Vaudevilledichter Frankreichs auch noch dem eines guten Lustspieldichters, wie Picard oder Collin d'Harleville, nachstrebt, hat am Théâtre français ein lustiges Stück: „Die Untröstlichen,“ gegeben, welches aber den Fehler hat, daß der Stoff, nämlich die baldige Stillung des Schmerzes einer jungen Wittwe, auf der Bühne leider allzusehr abgenuzt ist. Scribe hat sich auf seinen Geist und seine heitere Darstellungsgabe verlassen, um den alten Stoff der Matrone von Ephesus zu verjüngen; allein dießmal hat ihn sein Talent nicht hinreichend unterstüzt. Eine untröstliche Wittwe, die sich ein Landgut neben Paris gemiethet hat, um einsam weinen zu können, aber hier noch keine hinlängliche Einsamkeit findet, ein junger und reicher Mann, der kürzlich eine Geliebte verloren hat, dieselbe beweint, ein Landgut sucht, und da die junge Wittwe gerade das ihrige gegen ein entfernteres vertauschen will, dasselbe besieht, um es zu miethen, mit der jungen Wittwe zusammentrifft, mit ihr weint, sich mit ihr tröstet und zulezt in sie verliebt wird: alles dieses oder etwas Aehnliches ist schon mehrmals dargestellt worden; daher das Publikum das Scribe'sche Lustspiel bei der ersten Aufführung mit Murren aufnahm, besonders da man vielleicht etwas Originelleres von ihm erwartet hatte; auf der kleinern Bühne des Théâtre de Madame wäre ein Vaudeville Scribe's desselben Inhalts wahrscheinlich eben so gut durchgegangen, wie so manche andere leichte Stücke von ihm; allein am Théâtre français hatte er es mit einem strengeren Publikum zu thun; hier fordert man schon mehr, als einen lustigen Schwank; indessen ist das Lustspiel doch auch nicht durchgefallen; nur bewährt sich immer mehr, daß Scribe für das höhere Lustspiel, oder, wie die Franzosen sagen, für die haute comédie wenig Anlagen hat und daher besser thut, sich an die Vaudevilles und Operetten zu halten, die ihm, wo nicht alle, doch meistentheils sehr wohl gelingen. Bayards „Marie Mignot“ ist eines derjenigen Stücke, die in der lezten Zeit am meisten Beifall erhalten haben. Eine Parodie dieses Stückes wird unter dem Titel Marie Mignonne auf dem Variétésthеater gegeben, in welchem die Handlung gerade wie in dem Vaudeville Marie Mignot, aber in einer untern Sphäre vorgeht. Die Dichter der Parodie haben aber dieser burlesken Nachahmung keinen recht komischen Geist einhauchen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 14.

# Morgenblatt

für

# gebildete Stände.

Sonnabend, 16. Januar 1830.

Seyd willkommen, edle Gäste,
Jedem ächten deutschen Sinn;
Denn das Herrlichste, das Beste,
Bringt allein dem Geist Gewinn.

Goethe.

## Drei Gedichte von Victor Hugo,

aus dem Französischen übersezt

von

Ludwig Robert.

Wenn man jene Unbeweglichen ausnimmt, die nicht im Stande sind, sich von der Petrifikation einer konventionellen Poetik loszumachen, so stimmen alle französischen Kunstrichter darin überein, daß Victor Hugo im Gebiete der lyrischen Poesie sich neue und glänzende Bahnen eröffnet hat. Ihrem Urtheil zufolge hat dieser junge Dichter, in seinen früher erschienenen Oden, sich nicht nur als Meister dieser Gattung bewiesen, er war auch, wie sie behaupten, der Erste, der, in ächter Wesenheit, pindarische Gesänge in französischer Sprache anstimmte. Seine kürzlich herausgekommene Sammlung orientalischer Gedichte *) sollen hier keineswegs beurtheilt, es soll nur hingewiesen werden auf die Affinität dieser Poesien mit deutscher Art und Kunst. So wie wir einen Divan, einen Spiegel des Hafis und Griechenlieder besitzen, so erhielten die Franzosen in den Orientales eine Reihe von Gedichten, die sich auf bestimmte Nationalität und Umgebung beschränken. Enger aber hat sich der französische Dichter seine Grenzen nicht gezogen, noch gar die Kette sklavischer Nachahmung sich aufgebürdet, die nur in demselben Kreise sich wiederholend zu drehen erlaubt. Weder spricht hier einzig nur ein wirklich persischer, türkischer, oder sonst orientalischer Sänger, noch immer wieder ein für Freiheit entbrannter und nach Osmanenblut lechzender Neugrieche; wohl aber versezt der Dichter sich und uns in diese und die verschiedensten Stimmungen und Verhältnisse der gewählten Umgebung, und gibt so in seinen lyrischen Ergüssen ein objektives Gemälde des heutigen Orients. Landschaftliche Bilder südlicher Natur wechseln mit örtlichen Gräuelscenen, religiöse Erhabenheit mit orientalisch-erotischer Liebe; zum gemessenen Ruderschlag singen Korsaren, muhametanische Schlachtlieder ertönen, Griechenhelden beseelen zu Muth, und Ali-Pascha beschenkt lächelnd den Dervisch, der ihm, mit strafenden Worten, seine Grausamkeit vorhielt. Das Lob des Weines finden wir nicht, vielleicht weil es der Dichter nicht für charakteristisch unterscheidend hielt; aus entgegengesezter Ursache, weil es nämlich unserer Sitte zu sehr widerstrebt, tritt auch kein schöner Schenke auf; so wie wohl deßhalb keine Sprüche der Weisheit ertönen, weil solche aphoristische Didaktik nicht in den Kreis dieser bewegten Lebensbilder gehört.

Die drei Gedichte, die ich aus dieser Sammlung übersezte, und von denen ich glaube, daß sie den neuen Aufschwung der französischen Lyrik und die Originalität des jungen Dichters darthun, sind keineswegs die vorzüglichsten, sie wurden nur wegen ihrer Kürze, wegen der Möglichkeit einer getreuen Uebertragung gewählt. Gerne hätte ich gezeigt, wie neu und wie glücklich Victor Hugo

*) Les Orientales, par Victor Hugo. Paris 1829.

auch hinsichtlich der Form ist, welches er am prägnantesten in dem Gedichte: „Les Djinns“ zeigt; aber dieses zu übersetzen, schien mir so weit über meinem Vermögen, daß ich es nicht einmal versuchte. Mögen indessen die folgenden Proben das Verlangen erregen, einen ächten Dichter in seiner Ursprache kennen zu lernen.

1.

### Clair de lune.

La lune était sereine et jouait sur les flots, —
La fenêtre enfin libre est ouverte à la brise;
La sultane regarde, et la mer qui se brise
Là-bas, d'un flot d'argent brode les noirs ilots.

De ses doigts en vibrant s'échappe la guitarre.
Elle écoute . . . un bruit sourd frappe les sourds échos.
Est-ce un lourd vaisseau turc qui vient des eaux de Cos,
Battant l'Archipel grec de sa rame tartare?

Sont-ce des cormorans qui plongent tour-à-tour,
Et coupent l'eau qui roule en perles sur leur aile?
Est-ce un Djinn qui là haut siffle d'une voix grêle,
Et jette dans la mer les créneaux de la tour?

Qui trouble ainsi les flots près du sérail des femmes?
Ni le noir cormoran, sur la vague bercé;
Ni les pierres du mur, ni le bruit cadancé
D'un lourd vaisseau rampant sur l'onde avec des rames.

Ce sont de sacs pesans, d'ou partent des sanglots.
On verrait, en sondant la mer qui les promène,
Se mouvoir dans leurs flancs comme une forme humaine. —
La lune était sereine et jouait sur les flots.

1.

### Mondschein.

Klar steht der stille Mond, auf Fluthen spielt sein Schein. —
Das Fenster, endlich frei, ist offen frischem Winde;
Die Sultanin blickt aus, und eine Silberbinde
Schlingt, brandend dort, die See um schwarze Inselein.

Die Zitter, bebend noch, ist ihrer Hand entwichen.
Sie horcht . . . ein dumpfer Klang weckt dumpfen Wiederklang.
Ist es ein Schiff? aus Cos? und trifft, bei schwerem Gang,
Der Türken Ruderschlag das Inselmeer der Griechen?

Sind es Seeraben wohl, die, streifend hin und her,
Einschneiden in die Fluth, von der ihr Fittich träufet?
Ist es ein Nachtgespenst, deß grelle Stimme pfeifet,
Und das vom alten Thurm die Zinne wirft in's Meer?

Wer stört die See hier auf, so nah des Harems Zellen? —
Der Seerab' ist es nicht, der in die Wogen drang,
Auch nicht ein Stein vom Thurm, noch der gemessne Klang
Des schweren Ruderschiffs hinkreuchend auf den Wellen.

Nein, schwere Säcke sind's, draus tönt, dumpf, angstvoll Schrei'n.
Durchsuchte man das Meer, zu schau'n, was sie enthalten,
Bewegung sähe man von menschlichen Gestalten.
Klar steht der stille Mond, auf Fluthen spielt sein Schein.

---

## Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

„Wenn ich schon anders über das Wesen der Instrumentalmusik denke,“ hob nach einer Pause, in welcher der Graf seine Gäste mit dem Ausdrucke gutmüthiger Ironie betrachtete, Thomas an, „so werden Sie mir wohl erlauben, auch meine Zweifel über die Gleichheit zweier so entgegengesezten Kunstzweige auszusprechen. Wie sehr sind sie nicht schon in Stoff und Form von einander verschieden.“ — „Das gebe ich gern zu, aber das liegt nicht an der Sache, sondern an denjenigen, die sich mit ihr befaßten,“ versezte der alte Herr. „Wenige Worte werden Sie über meine eigentliche Meinung aufklären. Wir wollten annehmen, der dramatische Tonsetzer habe ein Gebet zu komponiren, welches von irgend einem Individuum im Gefühle tiefen Leidens, das sich nach und nach zu Hoffnung und Gottvertrauen erhebt, zum Himmel gesandt wird. Soll er die Musik hier minder heilig, minder wahr sprechen lassen, als unter gleichen Verhältnissen in der Kirche, hier, wo noch überdem jenes Leiden mit seinen Ursachen zur Anschauung kommt?“ — „Gewiß nicht!“ antwortete Severin, der nun schon die Art, wie der Graf seinen Satz weiter ausführen würde, zu ahnen begann. „Wahrheit ist das innerste, eigentliche Leben der Kunst, sey es im Heiligthum oder auf der Bühne.“ — „Sie selbst haben Alles zu Gunsten meiner Behauptung gesagt, was zu sagen ist,“ erwiederte mit glänzenden Blicken der Hausherr. „Wahrheit ist die große Regentin des Alls, in der Natur wie in der Kunst. Wahr spricht sich die Gottheit in ihren Werken aus, und will der Mensch ihr ähnlich werden, was der einzige, seiner würdige Beruf auf Erden ist, so muß er vor allem wahr in den seinigen seyn. Und die Wahrheit ist nur eine, sie ist dieselbe auf dem Chore wie auf der Bühne. Empfindet

die Person des Oratoriums anders, als die der Oper?“ Sollte der Makkabäer Händels anders charakterisirt werden müssen, als der, den wir in lebendiger Nachgestaltung auf dem Theater erscheinen lassen wollten? Wo ist ein einziges, auf die Kunst übergetragenes Naturgesetz, das eine solche Willkühr rechtfertigte? Jeder Stoff, welcher der Geschichte, sey es heiliger oder profaner, entlehnt wird, ist schon an sich durch die Gegen- und Zusammenwirkungen verschiedener Individuen ein dramatischer. Da, wo der Stoff einer Komposition für den Kirchendienst von dem Dichter selbst erfunden wird, finden immer Personifikationen statt, die an die Stelle jener Individuen treten, und das dramatische Prinzip ist wiederum das Obwaltende. Hierin ständen also die dramatische und die geistliche Musik einander gleich. Aber was die Aufgaben der ersteren weit bedeutender und schwieriger macht, deßhalb aber auch das Ziel lockender und ruhmvoller, ist jener wichtige Umstand, daß ihnen das Gebiet der Gefühle uneingeschränkt und grenzenlos offen steht, daß die wunderbarsten Wechsel der wirklichen und einer magischen, vom Dichter erschaffenen Welt durch sie herauf beschworen werden, Natur- und Zaubererscheinungen, mögliche und phantastische Ereignisse, kurz! eine neue Schöpfung, alle Tiefen der Seele ergründend und ein Wunderreich der Kunst eröffnend, das den Menschen über alle bisherigen Begriffe und Erfahrungen hebt.“ — „Warum aber,“ wandte Thomas, der nicht so leicht zu überzeugen war, ein, „hätte man von jeher jene Verschiedenheit des Kirchenstyls von dem dramatischen, deren ich schon gedachte, so gewissenhaft beobachtet, wenn der Geist der Sache selbst einer und derselbe wäre?“ — „Das beantwortet sich schon, wie mir dünkt, aus dem Gesagten,“ versezte der Graf. „Diese Trennung kann nach den Ansichten, die ich aufgestellt habe, nur auf einem Irrthume, vielleicht auch auf dem bequemen Eigensinne einzelner Theoretiker, die, ohne die Weihe der Kunst erhalten zu haben, diesen Mangel durch die Form ersetzen wollten, beruhen. Nichts ist mir mehr zuwider, als jene unglückseligen Fugen und kanonischen Sätze in den Kirchenkompositionen, die meist am unrechten Orte stehen. Selbst die größten und trefflichsten Meister haben sich durch eine falsche Lehre hierzu verführen lassen. Ist es denn nicht geradezu lächerlich, wenn ein mächtiger Chor zum Preise des höchsten Wesens angestimmt wird, und nun mit einemmale die Melodien, wie toll geworden, hinter einander herlaufen, bis sie sich endlich erwischen und zur Ruhe geben? Je großartiger das Thema, desto ärgerlicher diese Jagd! Die Melodien geberden sich dann gleich Riesen, welche Haschemännchen spielen wollen. Ich will nicht läugnen, daß es Momente geben kann, wo sie an ihrer Stelle sind; aber diese finden sich weit eher auf der Bühne, als in der Kirche. Kampf und Streit, ein Entgegentreten sichtbarer Individuen, die durch ihre Gegenwart, durch ihre Stellung, durch Handlung und Geberde den Krieg der Melodien gegen einander unterstützen und versinnlichen, diese sind das eigentliche Element der Fuge und alles Dahingehörigen.“

Der Graf war von seinem Gegenstande hingerissen worden. So wenig auch strenge Kenner der Kunst in Allem ihm beipflichten möchten, so ergaben sich doch seine Gäste in diese Ueberzeugung, die ihm theuer schien. Nur Thomas wollte das Recht und die hohe Bedeutung, die er der Instrumentalmusik beilegte, nicht so leicht fallen lassen. „Was Beethoven, Mozart und Haydn in ihren Symphonien geleistet haben,“ sagte er, „kann, meines Dafürhaltens, nach keinem andern Maßstabe, als nach dem, der sich in diesen Werken selbst vorfindet, beurtheilt werden, so wie denn überhaupt die Kunst um ihretwillen da ist, und nur in der Lösung ihrer höchsten Aufgabe ihr rechtes Ziel erreicht. Die Instrumentalmusik ist der reinste Erguß eines künstlerischen Gemüthes. Nichts von außen wirkt auf ihn ein, nichts bestimmt ihn. Er ist rein geistig und kein Irdisches ist mit ihm verwandt.“ — „Ich erkenne, daß einiges Wahre Ihrer Behauptung zum Grunde liegt,“ versezte nach einigem Nachdenken der Graf. „Sie werden hoffentlich mit mir zufrieden seyn, wenn ich die Instrumentalmusik — besonders in der Freiheit, der sie der herrliche Beethoven zugeführt hat — für die Romantik der Tonkunst erkläre, und ihr so gewiß einen würdigen und ehrenvollen Platz, den sie nur allein einnehmen kann, anweise.“

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen ging die Tafel vorüber; der Baron war nicht erschienen. Man hatte ihn nicht vermißt. Für den Abend wurde eine musikalische Unterhaltung verabredet. Sie sollte ganz im Stillen genossen werden; der Hausherr wollte für etwaige Gäste nicht zu Hause seyn. Während der Mahlzeit schon hatte ein Gemälde, das ihr gerade gegenüber hing, zum öftern Theresens Aufmerksamkeit gefesselt. Es war in Oel gemalt und stellte eine Dame in mittlern Jahren vor. Therese war zu wenig Kennerin, um durch die Kunst, die diesem Bilde innwohnen mochte, angezogen zu werden. Eher gefiel ihr das Sanfte und Melancholische des Angesichtes. Der Hauptgrund ihrer Aufmerksamkeit aber war eine seltsame Aehnlichkeit, die sie, ungeachtet der Alters- und Geschlechtsverschiedenheit, in dem Antlitze der Dame mit den Zügen Severins finden wollte. Jezt trat sie zu dem Bilde und betrachtete es in der Nähe. Mit schwarzen Buchstaben stand auf der untern Goldleiste des Rahmens: „Mathilde v. Werden, geb. 1784, gest. 1822. Es war die verstorbene Gemahlin des Grafen. In der Nähe zeigte sich Theresen das Bild anders, als bisher. Die trüben Schatten der Stirn wurden auffallender, die Züge der Schwermuth um Mund und Wange erschienen bestimmter. Sie fand jezt durchaus keine Aehnlichkeit mehr mit dem

freundlichen, ungetrübten Antlitze **Severins**. Sie lächelte über ihre Befangenheit zu Gunsten des Freundes, die sie zu einer Selbsttäuschung verleitet hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Paris, 1. Januar.**

(Fortsetzung.)

Am besten lassen sich schlechte Tragödien parodiren, weil das Ernsthafte, wenn es fehlerhaft ist, durch eine Travestirung, welche die Fehler ins Licht sezt, nothwendig komisch wird; allein ein Lustspiel ist schwer zu parodiren, besonders wenn es nicht von handgreiflichen Fehlern wimmelt. In Marie Mignot ist ein fehlerhafter Auftritt, der nämlich, worin der Marschall von Hopital Zeuge der alten Liebe zwischen Marie Mignot und ihrem verschmähten Liebhaber ist, und worin er die Rolle eines allzu gutmüthigen Ehemanns spielt; diesen Auftritt haben die Verfasser der Parodie auch am besten und witzigsten parodirt. Aus dem Walter Scott'schen Romane: „Die Braut von Lammermoor.“ hatte das Theater der Porte St. Martin schon vor zwei Jahren den Stoff zu einem Melodram gezogen, welches ziemlich vielen Beifall hatte, besonders wegen des lezten Auftritts, worin das wogende und brausende Meer schön dargestellt wurde, das die beiden Liebenden verschlingt und wieder ans Ufer wirft. Ein italienischer Dichter, Balschi, hat eben diesen Stoff zu einer italienischen Oper zugerichtet, und Caraffa, der bald für die welsche, bald für die französische Bühne sezt, hat die Musik dazu komponirt; dieses Stück hätte Rossini verfertigen sollen; allein der große Maestro ist über die Berge gegangen und hat seinen Nachahmern, wozu sicher Caraffa gehört, freien Spielraum gelassen. Caraffa hat einige ziemlich gute, oder wenigstens dem grössen Publikum gefallende Operetten gedichtet, z. B. den Solitaire und den Masaniello; andere haben nur geringen Beifall erhalten; seine italienischen Operetten sind in Frankreich wenig bekannt und werden nicht gespielt. Auch seine Braut von Lammermoor wird nicht viel dazu beitragen, ihn auf dieser Bühne einheimisch zu machen, und wahrscheinlich wird er wieder zur französischen Operette zurückkehren müssen, wenn er in Frankreich sein Glück machen will. Man gesteht allgemein, daß, obgleich die italienischen Libretti oder Texte meistens nicht beachtet werden, der Text des Hrn. Balschi doch eine Auszeichnung verdient, da derselbe für den Tonkünstler sehr geschickt eingerichtet oder, wenn man lieber will, zugeschnitten war. Jezt spricht man von einer Oper Faust, die auf der italienischen Bühne einstudirt werden soll und deren Musik einer jungen Dame zugeschrieben wird. Seit der Mad. Gail, der geschiedenen Frau des bekannten Professors und Hellenisten Gail, hat sich keine Dame in der dramatischen Tonkunst auf den Pariser Theatern versucht, und auch die Mad. Gail hat nur Operetten und keine große Oper geliefert. Eine Operette, die besonderes Glück gemacht hat, ist die des jungen Halevy, eines Tonkünstlers israelitischer Abkunft, dessen Ruf bedeutend zunimmt und von dem man noch Grösseres erwartet. Die Operette heißt: **la Dilattante d'Avignon**, und dreht sich um ein eben nicht neues Thema herum, nämlich um die leidenschaftliche Zuneigung eines Musikfreundes zur italienischen Oper; solch ein Musiknarr ist eben nicht schwer komisch zu behandeln; allein nicht jedem Tonkünstler gelingt es, eine lebhafte, geistreiche Musik dazu zu setzen; die des jungen Halevy hat mehrere merkwürdige Singstücke, und wird sich wahrscheinlich ziemlich lange Zeit auf der Bühne erhalten. Nicht so verhält es sich mit einer Operette des Hrn. Ebelard: **la Table et le Logement**, dessen Text so wenig als die Musik gebilligt worden ist, obschon man aus lezterer doch sieht, daß sie ein tiefsinniger Tonsetzer verfertigt hat. Dieß ist aber nicht genug; man muß allgemein gefallen. Einige Theaterkritiker sind so hart, daß sie Hrn. Ebelard gänzlich die Anlage zum komischen Tonsetzen absprechen; es kann seyn, daß dieser Künstler mehr Neigung zum Ernsthaften, als zum Komischen hat; indessen soll in Italien seine Operette: „Ein Haus zu verkaufen.“ doch Beifall gefunden haben. Hier hat er vor einigen Jahren seine musikalische Laufbahn mit einer großen tragischen Oper: „Macbeth.“ begonnen; aber auch diese hat sich nicht lange auf der Bühne gehalten, sondern ist nach einigen Darstellungen von derselben wieder verschwunden. Seitdem ist Ebelard nach Deutschland gegangen, wo sein musikalisches Talent besser als in Paris anerkannt worden seyn soll. Sein zweiter Versuch, sich den Parisern beliebt zu machen, ist ihm noch weniger gelungen, als der erste, obwohl die Aufgabe dießmal viel leichter schien; denn zu einer Operette in einem Aufzuge gehört doch wohl weniger Kunst, als zu einer tragischen großen Oper. Da nun die theatralische Laufbahn dem übrigens sehr verdienstlichen Tonkünstler wenig zuzusagen scheint, so ist er auf den Einfall gerathen, ein musikalisches Athenäum zu bilden, das heißt eine Anstalt zur Uebung angehender Tonkünstler. Es sollen den Winter hindurch mehrere Konzerte gegeben werden, wodurch diese jungen Künstler Gelegenheit bekommen, sowohl ihr Kompositionstalent, als ihre Fertigkeit im Ausüben zu zeigen. Der Präfekt des Seinedepartements hat ihnen zu diesen öffentlichen Uebungen einen Saal im **Hôtel de ville** geliehen, und hier haben sie bereits zwei Konzerte gegeben; diese hatten eben nichts Auffallendes, wenigstens für die Pariser, welche gewohnt sind, alle großen Talente Europa's nach und nach vor ihrem Parterre erscheinen zu sehen. Indessen läßt sich aus solchen ersten Versuchen nicht auf die Zukunft schließen, und es wäre möglich, daß in der Folge etwas Bedeutendes aus der Anstalt würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Auflösung des Räthsels in Nro. 8:

**Pantoffel.**

---

## Räthsel.

Wer sind die Diener Eines Herrn,
Die Brüder, die von nah und fern
Dem Souverän von allen Dingen
Genau und schleunig Kunde bringen?
Fast jeder hat sein eigen Haus,
Wacht, schläft darin, geht nie heraus.
Der sizt im Labyrinth von engen,
In harten Fels gehau'nen Gängen;
Der zweite hat ein Zelt von Haut,
Mit lichter Kuppel überbaut.
Ein dritter haust in Bergesspalten,
Wo öfters böse Schwaden walten.
Ein andrer hinter'm Felsensaum
In einer Höhle weitem Raum.
Nur Einer, frei und ungebunden,
Wird stets an jedem Ort gefunden,
Schließt sich in keine Zelle ein.
Wer mögen wohl die Brüder seyn?

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 15.

# Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Montag, 18. Januar 1830.

Desdemona. Sprichst Du vom Tödten?
Othello. Ja.
Desdemona. Dann, guter Himmel,
Erbarm' dich mein!

Shakespeare.

## Drei Gedichte von Victor Hugo,
aus dem Französischen übersezt
von
Ludwig Robert.

2.

### Le Voile.

La soeur.

— Qu'avez vous, qu'avez vous, mes frères?
Vous baissez des fronts soucieux.
Comme des lampes funéraires
Vos regards brillent dans vos yeux.
Vos ceintures sont déchirées;
Déjà trois fois hors de l'étui,
Sous vos doigts, à demi tirées
Les lames de vos poignards ont lui.

Le frère ainé,

N'avez vous pas levé votre voile aujourd'hui?

La soeur.

Je revenais du bain, mes frères,
Seigneurs, du bain je revenais,
Cachée aux regards téméraires
Des Giaours et des Albanais.
En passant près de la mosquée
Dans mon palanquin recouvert,
L'air de midi m'a suffoquée;
Mon voile un instant s'est ouvert.

2.

### Der Schleyer.

Die Schwester.

Was ist Euch, was ist Euch, Brüder? In Schmerzen,
In Sorgen senket die Häupter Ihr.
Die Blicke sie leuchten wie Grabeskerzen
Aus Euren finstern Augen mir.
Zerrissen sind Euch die Gürtel am Kleide,
Und Eurer Dolche blitzendes Licht,
Schon drei Mal halb entrückt der Scheide,
Kam drei Mal schon mir zu Gesicht.

Der älteste Bruder.

Zogst Du den Schleyer heut von Deinem Antlitz nicht?

Die Schwester.

Vom Bad, Ihr Brüder, kam ich zurücke;
Ihr Herrn; zurück vom Bad ich kam,
Vor jedes Gauers frechem Blicke
Tief eingehüllt in Zucht und Schaam.
Nah der Moskee vorbeigetragen,
Ward in dem off'nen Palankin
Mein Schleyer nur wenig zurückgeschlagen,
Weil gar zu drückend die Sonne schien.

Le second frère.

Un homme alors passait, un homme en caftan verd?

La soeur.

Oui ... peut-être ... mais son audace
N'a point vu mes traits devoilés ... —
Mais vous vous parlez à voix basse,
A voix basse vous vous parlez.
Vous faut-il du sang? sur votre ame,
Mes frères, il n'a pu me voir,
Grace! tuez-vous une femme,
Faible et nue en votre pouvoir?

Le troisième frère.

Le soleil était rouge à son coucher ce soir.

La soeur.

Grace! qu'ai-je fait? grace! grace!
Dieu! quatre poignards dans mon flanc!
Ah! par vos genoux que j'embrasse ...
O mon voile, ô mon voile blanc!
Ne fuyez pas mes mains qui seignent,
Mes frères, soutenez mes pas!
Car sur mes regards qui s'éteignent,
S'étend un voile de trépas.

Le quatrième frère.

C'en est un que du moins tu ne leveras pas!

Der zweite Bruder.

Ein Mann ging da vorbei? Ein Mann? der Kaftan grün?

Die Schwester.

Ja ... es kann seyn ...., doch unmöglicherweise,
Daß mich entschleyert der Dreiste sah ... —
Weh, aber was flüstert so heimlich, so leise,
So leise, so heimlich was flüstert ihr da? —
Muß Blut Euch werden? In diesen Nöthen
Schwör' ich zu Gott, nicht konnt' er mich seh'n!
Habt Gnade! Ihr wollt doch ein Weib nicht tödten,
Zu schwach, um Euch zu wiedersteh'n?

Der dritte Bruder.

Roth war die Sonne heut bei ihrem Untergeh'n.

Die Schwester.

Erbarmen! Was that ich? Erbarmen! Erbarmen!
Vier Dolche ... Gott! ... In die Brust hinein!
Laßt Eure Kniee mich umarmen ....
O mein Schleyer! mein Schleyer! so weiß, so rein!
Vor meinen blutenden Händen nicht fliehet!
Ich sinke ... helft! ... O grauses Geschick!
Weh mir! Des Todes Schleyer ziehet
Sich dunkel schon vor meinen Blick! —

Der vierte Bruder.

Nun diesen wenigstens schlägst Du nicht mehr zurück! —

---

## 3.

## Extase.

J'étais seul près des flots, par une nuit d'étoiles.
Pas un nuage aux cieux, sur les mers pas de voiles.
Mes yeux plongeaient plus loin que le monde réel,
Et les bois et les monts et toute la nature
Semblaient interroger dans un confus murmure
Les flots des mers, les feux du ciel.

Et les étoiles d'or, legions infinies,
A voix basse, à voix haute, avec milles harmonies,
Disaient, en inclinant leurs couronnes de feu;
Et les flots bleus que rien ne gouverne et n'arrête,
Disaient en recourbant l'écume de leur crête:
— C'est le seigneur, le seigneur Dieu!

## 3.

## Verzückung.

Ich blieb allein am Strand; die Nacht war sternenhelle;
Am Himmel kein Gewölk, kein Segel auf der Welle;
In's Daseyn schaut' ich weit, und über Welten fort.
Da schien vom Wald, vom Fels rings aus dem All der Dinge,
Als ob im Flüsterchor ein Fragen wirr erginge
Zur Meerfluth hier, zum Sternlicht dort.

Und die endlose Schaar der goldnen Sterne droben,
Die Stimmen leis' und laut in Harmonie verwoben,
Sie sprachen, neigend tief der Kronen Strahlenschein,
Und die bläuliche Fluth, unlenkbar, nicht zu hemmen,
Sie sprach, und bog den Schaum auf ihren Wogenkämmen:
— Gott ist es, Gott der Herr allein!

# Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft zerstreute sich. Therese ging mit Claren in's Freie. Sie vermied den Weg, der nach dem Parke führte, um nicht etwa der unangenehmen Begegnung Lingens ausgesezt zu seyn. Die beiden Mädchen gingen den breiten Fahrweg längs dem Bowlinggreen hinab, der in das nahe Dorf, aber auch durch einige Seitenpfade nach dem Landhause zurückführte. Clara war ungewöhnlich still gewesen bei Tische. „Du bist ein rechtes Glückskind, Therese!“ sagte sie jezt zu der Freundin mit einem tiefen Seufzer, der aus ihrem fast immer heiter lächelnden Munde seltsam klang. „Dein Herzensverhältniß mit Severin hat sich ganz natürlich und von selbst eingerichtet, während zwischen mir und Thomas nichts zu Stande kommen will. Er hat keine Augen für mich, und Ohren nur, wann ich Harfe spiele. Aber daß ich nur spiele, um ihm zu gefallen, daß ich die schwierigen Sachen von Spohr nur deshalb Tag und Nacht eingeübt habe, um sie mit ihm vortragen zu können, um so, wenigstens eine nur zu kurze Zeit lang, einen gemeinsamen Haltpunkt — soll ich Dir es sagen? — einen künstlerischen Brautstand mit ihm zu haben, das ahnt er nicht.“ Clarens Stimme verrieth, daß ihr das Weinen sehr nahe sey. Therese ergriff ihre Hand und sprach tröstend: „Es wird wohl noch anders, Liebe! Du änderst Dich oder er. Gewöhne Dich lieber jezt schon, ihn mit vorurtheilsfreierem Blicke zu betrachten. Wer weiß, ob Du glücklich mit ihm würdest. Thomas ist ein finsterer, eigensinniger und mürrischer Mensch. Wie würde die Heiterkeit, die Dir doch einmal angeboren ist, sich in seinen düstern Ernst fügen?“ — „Er ist gerade, wie ich ihn wünsche,“ versezte bestimmt und gereizt die Freundin. „Er wirft sich nicht weg, weil er seinen Werth kennt, er beharrt auf seinen Grundsätzen, weil er sie richtig findet, und das alles steht ihm so gut, daß es eben das ist, was ich an ihm liebe. Der Künstler darf keine Wetterfahne seyn, die sich nach jedem Winde dreht, sagt er, und ich bin ganz derselben Meinung.“ — Therese sah ein, daß es vergebens seyn würde, Clarens, ihr hoffnungslos scheinende, Neigung zu mindern. Diese war schon zur Leidenschaft geworden. Sie sah Alles an dem geliebten Gegenstande in einem günstigen Lichte. Sie unterwarf sich seinen Schwächen, indem sie sich nach diesen bildete. Aus der weitern Unterredung mit Claren erkannte Therese, daß die Hoffnung, den Geliebten zu gewinnen, keineswegs so erloschen sey, wie die erste Anrede vermuthen ließ. Bald kehrte des Mädchens natürliche Lebhaftigkeit zurück. Sie sprach mit Hoffnung von der Zukunft, sie rechnete in kindlichem Vertrauen darauf, daß, wenn sie einmal mit Madame Spohr Harfe gespielt, wenn diese und ihr Gatte, Meister Ludwig, den Thomas so hoch verehrte, ein günstiges Urtheil über sie gefällt hätten, der kaltherzige Freund sich dann gänzlich verändern und ihre Neigung erwiedern würde. „Wer nur erst in Cassel wäre!“ schloß sie die trauliche Unterredung. „Ein Stündchen dort kann mein Glück machen, während alle Grafen und alle Herrlichkeiten in ihren Schlössern mir nicht helfen können.“ Diese Hoffnung auf den Aufenthalt in Cassel hatte so fest und innig Wurzel in Clarens Herz geschlagen, daß Therese, die ihr wehe zu thun fürchtete, nichts sagte, was ihren Wünschen entgegen gewesen wäre.

Als sie von dem Dorfe nach dem Landhause zurückkehrten, waren sie nicht wenig befremdet, den Grafen in einem Reisewagen rasch vorüberfahren zu sehen. Er bemerkte sie und grüßte flüchtig. Severin mit den Uebrigen kam ihnen entgegen und löste das Räthsel. Auf einem andern Gute des Grafen, nur wenige Stunden von diesem Landsitze entfernt, hatte der Andrang der ungewöhnlich stark sich ergießenden Bergströme einen Damm durchbrochen, so daß durch die einstürzende Fluth große Verwüstung angerichtet worden war. Ein Eilbote hatte den Grafen in Kenntniß von dem Unglücke gesezt. Seine Gegenwart schien unumgänglich nothwendig. Beim Abschiede hatte er Severin gebeten, mit den Freunden seine Rückkehr zu erwarten, die, wie er hoffe, im Laufe des künftigen Morgens stattfinden würde. Dieses unvorhergesehene Ereigniß verbreitete einigen Mißmuth über die kleine Gesellschaft. Man achtete den Grafen zu sehr, um nicht seinem Wunsche nachzukommen, während man des unangenehmen Verhältnisses gedachte, in das man zu dem Baron, der nun als Herr vom Hause angesehen werden mußte und dem Niemand besonders geneigt war, versezt wurde. Bendixens Vorschlag, sich, wie er es schon gethan hatte, mit der Dienerschaft des Hauses gemein zu machen und einen fröhlichen Abend zu verleben, fand bei Niemand Eingang.

Während sie noch überlegten, ob es nicht am besten gethan sey, sich still in ihre Zimmer zurückzuziehen, erschien Lingen in der Hausthüre und gesellte sich sogleich mit feinem und höflichem Anstande zu dem vor dieser versammelten Kreise. Sein Benehmen war gegen Alle ungezwungen und zuvorkommend. Therese war im höchsten Grade erstaunt. Es war zum erstenmale, daß ihr eine so geübte, den Uebrigen gänzlich unwahrnehmbare Verstellungskunst entgegentrat. Er äußerte die Hoffnung, man werde, ob er sich gleich bei weitem zu schwach fühle, die Stelle seines künftigen Schwiegervaters würdig zu vertreten, wenigstens seinen guten Willen freundlich aufnehmen und anerkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Aachen, December.**

Das sittliche Leben einer Grenzstadt, besonders einer solchen, die, wie Aachen, in einem kurzen Zeitraum so heterogene Veränderungen in ihrer Verfassung erlitten hat, ist selten selbstständig und selbst gebildet, und mehr oder weniger dem Einfluß nachbarlicher Staaten unterworfen und von diesen bedingt. Es ist stets von Interesse, die Fortschritte höherer Bildung, sey es auch auf einem verhältnißmäßig beschränkten Raum, zu verfolgen und die Anstrengungen zu untersuchen, mit denen Fanatismus, jesuitische Herrschsucht und eingebürgerte Dummheit gegen die freisinnigen Bestrebungen einer aufgeklärten Regierung, so wie überhaupt gegen die Anforderung der neuern zeitgemäßen Kultur noch immer ankämpfen. Das Absolute hat die zähen Wurzeln in tausend Spalten eingezwängt, daß es leider schwer wird, das Volk (was grau vor Alter ist, erscheint ihm göttlich) davon loszureißen. Da die trüben, weiten Kreise, die in das hiesige wirkliche Leben hinüber spielen, aber nur Fortsetzungen der konzentrirten Windungen eines fremden, namentlich des belgischen Unwesens sind, so dürften einige Erwähnungen und erklärende Hinweisungen auf jenes Königreich zuweilen nicht ohne Werth seyn. Was bei uns, in dem monarchischen Staate, nur im Geheimen den Obern unter der Hand durchschlüpft, tritt in einem konstitutionellen natürlich offener auf, im Verhältniß von Licht zu Schatten, wenn anders lichttödtendes Treiben diesen Vergleich verträgt.

Allgemeine Duldung war das Schild der Jesuiten, und dennoch es vorziehend, im Dunkeln zu graben, statt öffentlich zu lehren, erhoben sie und ihre Parthei einen allgemeinen Schrei gegen die Gewissensfreiheit, welche der Londoner Vertrag aussprach. Das Recht der Presse und des Kultus wurde mit Angriffen überschüttet und das ausschließliche Monopol des Unterrichts begehrt. Die Folge war die denkwürdige Petition der Vikare von Gent vom 8. Oktober 1814 an den Wiener Kongreß, welche die Wiederherstellung der alten ehrwürdigen Konstitution, oder wenigstens unmaßgeblich die der religiösen Verfassung mit allen Rechten und Vorrechten verlangte. Die Geistlichkeit sollte unabhängig von der weltlichen Macht, der Zehnte wieder eingeführt, dem Prinzen von Oranien zwar die Ausübung seines Kultus gestattet, allen übrigen Unterthanen aber die Errichtung eines nicht-katholischen Tempels untersagt werden. Zerriß auch dieses Mönchsgespinnst, so fehlte doch viel, daß der Geist unterdrückt war, und dieselben dumpfen Theorien krochen über das ganze Land und faßten auf Kanzeln und in Schulen immer festeren Fuß, namentlich aber in leztern; als daher die Regierung die von dem Grundgesetze ihr zuerkannte Sorge für den öffentlichen Unterricht ernstlich übernehmen wollte, gerieth die gesammte orthodoxe Ultrapartbei in Harnisch und versuchte die besten Maßregeln des Königs, der durch die Einrichtung der Athenäen, Kollegien und gemeinnützigen Vereine für den niedern Volksunterricht in Belgien das zu schaffen suchte, was in Holland längst bestand, durch Ermahnung in Beichtstühlen, Verweigerung des Abendmahls u. s. w. zu untergraben. Petitionen folgten auf Petitionen. Partheien bildeten sich und stellten sich offen einander gegenüber. Journale (der Courrier de la Meuse, als der Tummelplatz des Jesuitismus, opponirte dem verständigen Courrier Universel, dem Organe des Ministeriums) befehdeten sich, und eben die, welche früher das Monopol des Unterrichts für sich in Anspruch nahmen, verlangten jezt, da es ihnen nicht ungetheilt ward, die unbedingte Freiheit desselben. Ref. weißt den, welcher Lust haben sollte, sich mit diesen traurigen Irrungen näher bekannt zu machen, auf ein Buch: „Die Freiheit des Unterrichtes, mit besonderer Rücksicht auf das Königreich der Niederlande und die gegenwärtige Opposition in demselben, von einem wahrheitsliebenden Schweizer. Bonn, bei Weber," als dessen Verfasser sich erst vor einigen Tagen der Professor und Staatsbibliothekar Münch angegeben hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

**Paris, 1. Januar.**

(Fortsetzung.)

Viel darf sich Chelard in Hinsicht des Erfolges seiner musikalischen Anstalt nicht versprechen; denn eine solche freie, von Niemand unterstützte Anstalt wird schwerlich gegen das von der Regierung ziemlich reichlich besoldete Musikkonservatorium und gegen die von Choron gegründete Singschule, die sich auch einiger Unterstützung von Seiten der Regierung erfreut, aufkommen können. Nun hat Chelards Anstalt freilich den besondern Zweck, den jungen Tonsetzern Gelegenheit zu verschaffen, ihre Geistesprodukte hören zu lassen und zur Kenntniß des Publikums zu bringen. Allein dazu bieten auch die Konzerte und die sogenannten Soirées musicales ziemlich häufig Gelegenheit. Jedoch die Absicht des Hrn. Chelard ist löblich, und da für die komische Oper nur ein einziges Theater in Paris vorhanden ist, welches eifersüchtig auf sein Vorrecht wacht und den jungen Tonkünstlern zu wenig Gelegenheit gibt, sich bekannt zu machen, so wäre es allerdings zu wünschen, daß eine Anstalt emporkommen könnte, die den angehenden Tonsetzern ein Mittel an die Hand gäbe, sich als tüchtige Komponisten zu zeigen. Indessen ist es mit dem musikalischen Geschmacke der Pariser etwas Sonderbares; lange Opern, besonders ernsthafte, können nur mit vieler Mühe sich auf dem Theater erhalten. Rossini's Moses, so viele Schönheiten er auch enthält, hat abgekürzt werden müssen, damit noch Zeit zu einem Ballette übrig bleibe, und von dem Wilhelm Tell desselben Meisters urtheilen die Nichtkenner ironisch, daß man, um dieses Stück recht zu würdigen, dasselbe nur das drittemal anhören müsse, womit sie auf die in mehreren Journalen gegebene Ermahnung anspielen, man müsse dem Stücke mehrmals beiwohnen, um es recht zu verstehen. Wie Mozarts Don Juan aufgenommen worden ist, als er zur Benefizvorstellung der Dlle. Sontag gegeben wurde, habe ich in einem frühern Schreiben erwähnt. Seitdem hat man dieses Meisterstück zum zweitenmale gegeben, aber mit besserem Erfolge; vermuthlich waren mehr Kenner und weniger großer Haufen im Saale. Dießmal erregten sogar einige Singstücke wahren Enthusiasmus, und Dlle. Sontag erhielt einen vollständigen Triumph. Es ist sonderbar, daß diese junge Virtuosin, die in italienischen Opern weit mehr Sängerin als Schauspielerin ist und wenig Gefühl verräth, in der Mozartschen Oper ganz anders erschien und hier wenig oder gar nichts zu wünschen übrig ließ, wogegen Mad. Malibran, die in Opern von italienischen Meistern nicht allein schön zu singen, sondern auch gut zu spielen pflegt, in Don Juan weit hinter ihrer Nebenbuhlerin stand. Dieß läßt sich jedoch daraus erklären, daß Dlle. Sontag von Kindheit an Mozarts Meisterstück kennt und damit aufgewachsen ist. Die deutsche Musik und das deutsche Theater muß ihr mehr zusagen, als das italienische, wiewohl sie manche italienischen Rollen gewiß besser durchführt, als diese oder jene Italienerin.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 16.



# Morgenblatt
## für
## gebildete Stände.

Dienstag, 19. Januar 1830.

Fruchtlos spaltete Land von Land
Ein versorgender Gott durch des Oceanus
Scheidung, wenn den verbotnen Sprung
Doch der frevele Floß über die Sunde wagt.

Horaz.

### Dampfprojekte.

Der Dampfschiffahrt verdanken seit geraumer Zeit viele Menschen ihr Brod; aber unmittelbar werden ihr erst jezt die armen Engländer ihr Brod zu danken haben. Dafür sorgt eine Bäckerkompagnie an der holländischen Küste; aus dem Ofen wird das Brod ins Schiff gebracht und vier-und-zwanzig Stunden später an der Themse verzehrt, wenn es Käufer findet. Käufer aber können nicht fehlen, da es wohlfeiler ist als in England; die Kompagnie hat sogar an jedem Brod einen Nettogewinnst von zwei Pence, doch konnte ich nicht ausmitteln, wie viel Pfund ein solches Brod wiegt. Es läßt sich zwar annehmen, daß beim ersten Erscheinen eines fremden Brodschiffs die Londoner Bäckerzunft (wie man sich ausdrücken würde, wo es Zünfte gibt) sich zusammenrotten und daß mancher holländische Laib dabei Schaden nehmen wird, aber die Majorität der Hauptstadt, das heißt die Armen, erklärt sich offenbar für die Brode, welche ein Paar Pence weniger kosten. Bis jezt hatte die brittische Marine Zwieback von Hamburg bezogen; in einigen Wochen ißt John Bull frische holländische Semmeln, denn die Bäckerkompagnie wird wohl, ohne meinen Artikel zu lesen, auf den Gedanken kommen, daß sie eben so gut, oder gar besser, auf dem Dampfschiffe backen kann als auf dem Festland.

Ferner kann man vielleicht in Kurzem auf dem Festland fast eben so schnell fortkommen als zu Wasser; Dampfpropheten haben berechnet, es sey möglich, vierzig Stunden Wegs in der Stunde auf trocknem Boden zu machen. Sollte also auch Paris nicht eher einen Seehafen bekommen als Böhmen — bekanntlich hat ein Kommentator Shakspears in achtzehn Seiten bewiesen, daß lezteres möglich sey — so braucht man doch bei folgender Bemerkung einer englischen Zeitung nicht die Achseln zu zucken. Die Times halten es für möglich, daß nächstens ein Epikuräer sein Mittagessen in Paris bereiten lassen und es in London verzehren könne, zumal wenn er, wie der selige Lord Ellenborough, das Essen lieber ein wenig kalt hat als heiß. Der Austausch von Leckerbissen, welcher durch solche Kommunikation herbeigeführt wird, mag vielen Leuten noch angenehmer seyn als der Ideenaustausch, welchen der schnelle Verkehr befördert, und wer sieht nicht den glücklichen Zeitpunkt voraus, wo Europa ein großes Sparta bilden wird, mit gemeinschaftlicher Küche?

Legen wir in Deutschland Eisenbahnen an, bauen wir noch mehr Dampfschiffe und heben Mauth und Zölle auf, wie man versprochen hat, so wird unter andern z. B. der Vortheil daraus erwachsen, daß man in München frische Austern, in Hamburg Wiener, in Wien Hamburger Backwerk zu billigem Preise kaufen kann. Aber dieß ist nicht Alles; weit über Europa hinaus erstrecken sich die Aussichten der Dampfunternehmer, und kaum haben die Amerikaner einige Schiffe um das Vorgebirge der guten Hoffnung gesandt, so sind sie schon auf folgenden Gedanken gekommen. Sie wollen von Amerika aus, über Europa durch das mittelländische und das rothe Meer Schiffe nach

Ostindien schicken. Der Plan eines Verkehrs über Suez ist uralt und blutjung. Die Räder des Dampfschiffes rollen durch das atlantische Meer in nicht ganz vierzehn Tagen nach Schottland, von Edinburgh bis Bombay sollen sie in zwanzig Tagen rollen; dazu braucht man natürlich zwei Schiffe, bis der Kanal vom Nil in den arabischen Busen vollendet ist; unterdessen macht man den Weg durch die Wüste zu Land. Die Unternehmer haben freilich in ihren sanguinischen Hoffnungen bedeutende Klippen übersehen, die sich ihrer Fahrt entgegensetzen können, ich meyne die Klippen und Sandbänke des arabischen Busens, an welchen die Schiffsräder leicht zerbrechen könnten. Jene Klippen sind noch wenig bekannt, aber sie sind vorhanden und scheinen eine der Ursachen zu seyn, weßwegen die Kommunikation mit Indien über Egypten nie recht gedeihen wollte. Bis zur Breite von Mecca gelangen die Fahrzeuge, durch Monsoons oder Dampf befördert, wie mit geschmierten Rädern, aber nördlich davon beginnt die Gefahr, und es ist doch nicht rathsam, daß die Karavane einen sehr weiten Weg zu Lande durch das Gebiet der Wechabiten zurücklege. Diese würden mehr Zoll verlangen, als die Fahrt um Afrika kostet. Ueberdieß ist es nicht wahrscheinlich, daß bei allen politischen Konjunkturen der zweitägige Landweg durch die Wüste von Suez offen bleibt. Peter der Große ließ bekanntlich seine Flotte trocknen Kieles über eine Landzunge bringen, und nun bitte ich die Mechaniker, vorläufig darauf zu sinnen, daß sich dasselbe Kunststück auf die nach Indien bestimmten Dampfschiffe ausdehnen lasse. Endlich beschwöre ich die Regierungen, vor allem einen Theil der überflüssigen Aerzte nach Indien fahren zu lassen, um sich mit eignem Leibe zu überzeugen, ob die dort herrschenden Krankheiten ansteckend sind oder nicht. Nehmen sie es in Gefahr mit der Pest auf, so müßte eine neue Quarantäne angelegt werden, wodurch die erwähnte Dauer der Fahrt, um zwanzig Tage, sehr verlängert würde. Ist aber einmal dieser Skrupel sammt den Klippen des rothen Meeres beseitigt, so erhalten wir die indianischen Vogelnester frischer als bisher und setzen uns in lebhaften Briefwechsel mit den Sanskritgelehrten; die Kaschmirshawls werden wohlfeiler und die brittische Regierung erhält schneller Nachrichten über die Unruhen des Kompagniebeers; aber zu gleicher Zeit erhält der Weltverkehr eine andere Richtung, und die Länder um das Mittelmeer können, wie im Alterthum, wieder die Stelle einnehmen, welche Großbritannien so lange besezt gehalten hat. Kommen jedoch die erwähnten amerikanischen Dampfschiffe für jezt auch nicht zu Stande, so wird doch die Kommunikation zu Wasser gegenwärtig mit dem regsten Eifer betrieben. Ein Mann aus Boston, der nach einer Abwesenheit von hundert Tagen heimkehrte, war mittlerweile zwei Mal über das atlantische Meer gefahren, hatte sich sechzehn Tage in England aufgehalten, war von da über Hâvre nach Paris gereist, wo er mehrere Tage verweilte, hatte Brüssel, Antwerpen, Utrecht, Amsterdam besucht, und den großen Kanal von leztgenannter Stadt nach Harlem genau besichtigt.

---

## Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

Der Abend ging leiblicher hin, als man erwartet hatte. Lingen schien es darauf angelegt zu haben, den üblen Eindruck, den sein bisheriges Benehmen hervorgebracht haben mochte, durch eine nach allen Seiten zuvorkommende Liebenswürdigkeit wieder zu vertilgen. Er zeigte den Frauenzimmern Achtung, den Männern Freundlichkeit. Alle, am meisten aber Bendix, der die trefflichen Weine, welche vorgesezt wurden, zu würdigen verstand, fühlten sich mit ihm gewissermaßen ausgesöhnt. Nur Thomas konnte seinen Argwohn, daß dieses ganze Wesen eine Larve sey, hinter der sich Selbstsucht und Bosheit verbergen, nicht unterdrücken. Er blieb wortkarg, er trank wenig und suchte eine baldige Trennung der Gesellschaft zu veranlassen.

Mit der Morgensonne des nächsten Tages verbreitete sich ein Geist der Heiterkeit über alle Mitglieder des künstlerischen Vereins. Jeder sah der baldigen Ankunft des Grafen froh entgegen, dessen Abwesenheit drückend, wie die Schwüle einer Wetterwolke, auf dem ländlichen Aufenthalte lag. Therese konnte sich ihren gewohnten Morgenspaziergang nicht versagen. Clara entschuldigte sich auch dieses Mal; jene mußte allein gehen. Das am gestrigen Morgen erlebte unangenehme Ereigniß schwebte ihr lebhaft vor der Seele. Sie vermied die schattigen Gänge des Parks, sie schlug denselben Weg ein, den sie Nachmittags vorher mit ihrer Freundin genommen hatte; aber der schöne Morgen lockte sie weiter, sie ging durch's Dorf, sie erfreute sich der regen Thätigkeit, die hier allenthalben vorherrschte. Ihr war, ohne daß sie es bemerkte, der Jäger des Barons, in einen grauen Oberrock gekleidet, gefolgt. Als er sie ins Dorf treten sah, schlüpfte er rasch hinter die Hecken der Gärten, die, nach dem offenen Felde hin, die ländlichen Wohnungen begrenzten. Therese ging ahnungslos weiter. Sie sah das lezte Haus des Dorfes, von den übrigen durch einen ziemlichen Raum getrennt, vor sich liegen. Es war fast ganz mit Weinreben bedeckt, neu und reinlich, und gewährte so einen höchst freundlichen Anblick. Als sie vor dem Häuschen stand, bemerkte sie ein wunderschönes, blond gelocktes Kind in einem Fenster des Erdgeschosses. Es mochte etwa drei Jahre alt seyn und rief und lachte so reizend nach Theresen hin, daß diese sich nicht versagen konnte, an das Fenster zu treten und mit dem anmuthigen Wesen zu

tändeln. Therese schien dem Kinde ungemein zu gefallen. In seiner artigen Planderhaftigkeit bat es immer, die schöne Madame möchte doch zu ihm herein kommen und mit ihm spielen. Liebende Mädchen sind besondees weich und empfänglich für die Liebkosungen schöner Kinder. So ging es auch Theresen. Sie hätte der kleinen Schmeichlerin gern ihren Wunsch für ein Viertelstündchen gewährt, allein sie nahm doch Anstand, blos auf die Auffoederung eines Kindes in ein ihr gänzlich fremdes Haus zu treten. Da öffnete sich die Zimmerthüre, und eine junge Frau, mehr städtisch als ländiich gekleidet, trat herein. Sie hörte lächelnd die nun lauter geäußeeten Bitten des Kindes, das sie Mutter nannte, und fügte diesen sehr freundlich auch ihre Einladung hinzu. Therese gab nach und trat in das Haus. Schon im Flure kam ihr die Frau mit dem Kinde auf dem Arme, das die Händchen nach ihr ausstreckte, entgegen. Die Feau bat Theresen, ihr in ein besseres Zimmer des obern Stocks zu folgen, wo sie einen anständigern Aufenthalt finden werde, als unten. Des Mädchens Einwendung, daß sie nur einige Minuten mit dem Kinde vertändein wolle, schien sie zu überhören. Sie sprang rasch voran, die Treppe hinauf. Dem Kinde zu gefallen, folgte Therese. Die Frau öffnete eine Zimmerthüre und bat sie, voranzutreten. Therese that es arglos. Wie sehr aber fühlte sie sich betroffen, als sie sich plötzlich in einem kleinen Gemach sah, das völlig leer war. Ehe sie sich umwenden und eine Frage an ihre Führerin richten konnte, hörte sie die Thüre hinter sich zuschlagen, von Außen einen Riegel vorschieben und die Frau mit dem weinenden Kinde die Treppe hinabeilen. „Das ist ein Werk des Barons!" war ihr erster Gedanke, als sie sich in dieser listig gestellten Falle gefangen sah. Sie rüttelte an der Thüre, diese wich nicht, sie rief laut nach der Frau, nach dem Kinde, alles blieb still und schweigend. Ein anderes Mädchen, als Therese, würde von tödtlicher Angst ergriffen worden seyn; sie blieb gefaßt und besonnen. Vor dem einzigen Fenster des Gemaches war ein Vorhang niedergelassen. Therese zog ihn auf und sah nun in einen weiten, umzäumten Gartenraum, hinter diesem in das freie Feld und auf die fernen Berge. Kein Mensch war zu erblicken. Der Garten hatte einen so ansehnlichen Umfang, daß sie nicht hoffen durfte, ihre Stimme werde, wenn sie auch nach Hülfe rufen wolle, über diesen hinaus vernommen werden. Sie öffnete das Fenster und blickte hinab. Der Raum bis zum Boden war beträchtlich. An ein Entkommen auf diesem Wege war nicht zu denken. Nachsinnend ging sie im Zimmer auf und nieder. Welche Besorgniß, welche Unruhe mußte nicht ihren Vater, die Freundin und die Gefährten befallen, wenn sie über die gewohnte Zeit ausblieb. Dieser Gedanke peinigte sie mehr, als der an ihee eigene Lage. Eine halbe Stunde schlich vorüber, ohne daß sich ihr ein Ausweg, ein Rettungsmittel gezeigt hätte. Sie hoffte, die Frau werde wiederkehren. Sie wollte sie zur Rede stellen, selbst Bitten und Versprechungen nicht sparen, um ihre Freiheit zu erlangen. Aber kein Geräusch verrieth die Annäherung eines menschlichen Wesens.

Therese trat wieder zum Fenster. Sie pflegte auf ihren Spaziergängen ein Taschenperspektiv mit sich zu führen, das ihr Severin während der Reise zum Geschenk gemacht hatte. Dieses nahm sie zur Hand und schaute in die Feene, auf das Feld, das hinter dem Garten herlief. Sie erblickte zwei Gestalten, die eben von einer Anhöhe herab einen quer durch das Feld laufenden Fußpfad daherschritten. Ihre Kleidung war nicht die gewöhnlicher Landleute. Jezt wandten sie sich um die Ecke eines Feldstückes; Therese sah ihnen gerade ins Antlitz; sie erkannte Severin und Thomas. Beide schienen in friedlichem Gespräche mit einander und eine Ahnung von der Bedrängniß ihrer Freundin lag ihnen gewiß feen. Im ersten Augenblicke froher Ueberraschung rief Therese laut ihren Namen. Sie wurde nicht gehört; die Männer fuhren ruhig in ihrer Unterhaltung fort. Bald wehete ihr weißes Schnupftuch als eine Nothflagge in der Luft. Thomas und Severin schritten gerade auf den Garten und auf das Haus zu; es war nicht unwahrscheinlich, daß sie das Signal bemerken und seiner nähern Bedeutung nachspüren wüeden. Lange blieb Therese in quälender Ungewißheit. Schon waren die Männer bis an den Zaun des Gartens gelangt, schon waren sie im Begriff, einen Seitenweg zu nehmen, der sie abwärts führen mußte, als Severin plötzlich stillstand, seinen Begleiter zurückhielt und mit der Hand nach dem winkenden Tuche deutete. Therese sah es durch ihr Glas. Ihr Herz klopfte stürmisch. Wie leicht konnte diese Hoffnung noch vernichtet werden, wie leicht konnten die Freunde, ohne die Erscheinung weiter zu beachten, vorübergehen! Sie rief noch einmal mit aller Anstrengung den Namen Severins. Sey es, daß der Klang ihn wirklich erreichte, sey es, daß auch nur ein leiser Laut das liebende Herz mit Ahnung erfüllte, er nahm nun auch rasch sein Taschenperspektiv hervor und erkannte Theresen. Das sagten ihr seine lebhaften Bewegungen, dessen versicherte sie der nächste Angenblick, in welchem beide Freunde eilig die Hecke überstiegen und durch den Garten heranflogen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 1. Januar.

(Beschluß.)

Dlle. Heinefetter sang bei der zweiten Vorstellung des Don Juan wieder sehr gut und unterstüzte ihre Landsmännin recht brav; bisher ist dieß aber auch das einzige Stück, worin sie sich wahrhaft ausgezeichnet hat, und es steht zu befürchten, daß sie nie grossen Ruf in Paris erhalten wird, wenn sie nicht fleißig arbeitet, um sich bis zur Vollendung auszubil-

den. An guten Sängerinnen ist in Paris eben kein Mangel; um Aufsehen zu erregen und eine Prima Donna zu werden, muß man mehr als gut singen, muß das Höchste in der Singkunst zu erreichen suchen. — Bei dieser Vorstellung klagten die Zeitungen wieder über die Zerrüttung des Orchesters der italienischen Oper, das vor einigen Jahren das beste in Paris war, jezt aber sehr mittelmäßig wird. Die Ursache davon ist nicht schwer zu errathen. Das italienische Theater ist eine theure Anstalt, die nur mit schweren Kosten unterhalten werden kann. Da im Sommer die reichen Familien aufs Land gehen, so hat sich der Unternehmer vor zwei Jahren genöthigt gesehen, die Darstellungen auf acht Monate im Jahr zu beschränken und folglich den Schauspielern sowohl, als den Tonkünstlern des Orchesters den Lohn zu verkürzen, ohne daß er zu gleicher Zeit den reichlichen Lohn der Prima Donna im Mindesten schmälern konnte. Dadurch sind ihm mehrere ausgezeichnete Tonkünstler abhanden gekommen, und diejenigen, die übrig geblieben sind, können nicht ihm allein ihre Zeit und ihren Fleiß widmen, sondern müssen sich noch nach andern Beschäftigungen umsehen. Diesen Winter kann sich der Direktor auch mit dem mittelmäßigen Orchester behelfen, denn er besizt zwei Prime Donne, welche das Publikum herbeiziehen, ohne noch diejenigen des zweiten Ranges zu rechnen, deren einige, z. B. die Pisaroni, aller Ehren werth sind; allein im Frühjahr werden ihm die beiden jungen Prime Donne, Sontag und Malibran, davonfliegen, und alsdann wird es Mühe kosten, das Publikum noch herbeizuziehen, zumal da Rossini nicht da ist, um etwas Neues zu schaffen; deßhalb soll er denn auch den guten Einfall gehabt haben, neue Opern setzen zu lassen, anstatt sich mit den aus Italien uns zugekommenen zu begnügen. Da wäre denn für die jungen Tonsetzer eine neue Laufbahn eröffnet, und hier könnten sich neue Talente entwickeln und sich einen Ruf verschaffen, besser, als in Ebelards Athénée musical. — Am Ende des Jahres pflegt irgend eines der kleinern Theater ein satirisches Stück aufzuführen, worin die Thorheiten und Modesachen des Jahres die Heerschau passiren müssen und in witzigen Liederchen durchgehechelt werden. Dieß geschah auch in dieser Woche. Man hat das Stück Revue de Paris genannt, als Anspielung, wie man behauptet, auf den Titel einer neuen Zeitschrift, die ziemlichen Beifall erhält, weil mehrere ausgezeichnete Schriftsteller darin Aufsätze einrücken; sogar Scribe, der sonst an keiner Zeitschrift Antheil nimmt, hat einige dramatisirte Sprüchwörter darin gegeben. Die Tagesbegebenheiten, welche in dem kleinen Stücke durchgehechelt werden, sind eben nicht bedeutend. Man sieht da den Inhaber einer Menagerie, Martin, welcher täglich dem Publikum seinen vertrauten Umgang mit Löwen und Hyänen zeigt, und von der guten Erziehung, die er den wilden Bestien gegeben, Proben ablegt; ferner den kurzbeinigen Zwergen Leach, welcher im Cirque olympique den verständigen Elephanten ersezt hat, den furchtbaren Springer und Stelzengänger Ravel und den unverbrennlichen Pompier von der Erfindung des Italieners Aldini. Die freisinnigen Journale äußern, es seyen in diesem Jahre weit größere und lustigere Tagesbegebenheiten in Paris vorgefallen und es sey zu bedauern, daß die Verfasser sie nicht haben darstellen können; z. B. die drollichte Verordnung des kurz regierenden Ministers Labourdonnaye in Betreff der Hanswurstheater, welche der wachsame Staatsmann unter Aufsicht der Polizei gestellt und dadurch, wie die liberalen Blätter sagen, seine Ministerregierung verewigt hat; ferner den komischen Brevierprozeß, das heißt die Anmaßung des Erzbischofs von Paris, welcher behauptet, er habe das Vorrecht, Breviere und Meßbücher allein drucken zu lassen, welches Recht ihm aber von den Buchhändlern streitig gemacht wird, worauf es zu einem tüchtigen Prozesse gekommen ist, in welchem die Vertheidigungsrede des bischöflichen Anwalts sehr lustig anzuhören war, indem er ganz ernsthaft zu behaupten suchte, das Heil des Christenthums hänge von dem angemaßten Privilegium ab, und ohne dasselbe würde Frankreich Gefahr laufen, in lauter Ketzerei zu gerathen. Zu wie vielen andern satirischen Bemerkungen in einem Vaudeville würden alle die übertriebenen Ausfälle in den Reden der königlichen Anwälte vor den Gerichten, um die Verurtheilung der freisinnigen Tageblätter zu bewirken, Anlaß gegeben haben, wenn die Dichter sie hätten frei darstellen können? Indessen was in dem Vaudeville abgeht, haben die kleinern Journale ergänzt; das Publikum verliert also nichts dabei; auch ist jenes Vaudeville zu unbedeutend, als daß es sich lange auf der Bühne erhalten könnte. Einige witzige Couplets machen noch kein dramatisches Stück.

D g.

## Aachen, December.

(Fortsetzung.)

Der verstorbene Graf Daru sagte: Jede Parthei, die sich auf die Menge stützen will und vernunftwidrig spricht, ist eine verlorne Parthei. Und doch ist eben dieß der Weg, den die Kongregation einschlägt. Es ist derselbe, der auch hier, wenn gleich durch die kräftige Hand der Regierung niedergehalten, momentan und stellenweise sichtbar wird. Trotz dem, daß sämmtliche Schulen unter dem unmittelbaren Einflusse einer königlichen Kommission stehen, sind doch Beispiele nicht selten, daß auch in diese sich der Geist einer falschen Frömmigkeit eingeschlichen hat, daß z. B. Kindern das Theaterbesuchen als eine der ärgsten Sünden geschildert wird. Was sollen Kinder von ihren Eltern halten, wenn sie diese in das Schauspielhaus gehen sehen? Etwas Aehnliches liegt mir in diesem Augenblicke vor, nämlich eine Korrespondenz aus Aachen, mitgetheilt in dem Religionsfreund des Dr. Benkert: Ich erlaube mir, statt aller Bemerkungen, einige Zeilen auszuheben, die auf den Geist des Verfassers schließen lassen: „Neulich wurden auch hier die Umtriebe einer gewissen Gesellschaft offenbar, welche nicht die Zustimmung der katholischen Geistlichkeit hat. Es wurden nämlich auf öffentlicher Straße Blätter und Büchelchen vertheilt, die nicht nach ächt katholischen Grundsätzen abgefaßt waren. Doch wurden diese antikatholischen Bemühungen durch die Wachsamkeit unserer würdigen katholischen Geistlichen in ihren schlimmen Folgen zurückgehalten. — Hier sah man wieder recht deutlich ein, daß in unserer Zeit ganz vorzüglich der evangelische Warnungsspruch: „wachet und betet," in Thätigkeit kommen muß. Denn die Tage des frommen Zeitalters sind ganz und gar verschwunden und unsere Tage huldigen einem Geiste, der moralisches Verderben zur Folge haben kann. Auch in unserer Stadt haben wir traurige Beispiele der hingeschwundenen ehemaligen Frömmigkeit. Wie man hier für die Religion gestimmt ist, mag man ungefähr daraus ersehen, daß auf dem Boden, wo einst das Kapuzinerkloster stand, jezt das Theatergebäude prangt, daß andere Kirchen und Klöster in Waarenlager umgeschaffen sind, daß man Geld genug besitzt, um die Umgegend Aachens zu verschönern, aber keine Mittel, um nur die von Kaiser Ludwig dem Frommen erbaute Kapelle auf dem Salvatorsberge zu erneuern." Aehnliches konnte man, ehe der König selbst durch einen kategorischen Befehl der Sache ein Ende machte, auch hören, wo es allerdings von schlimmerem Einflusse seyn mußte, als in einem wenig verbreiteten Journale.

(Der Beschluß folgt.)

---

Beylage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 17.

# Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Januar 1830.

Ich sah in selbstgeschaffne Nacht
Die Priester sich versenken,
Mit des geheimen Wissens Macht
Das äußre Triebwerk lenken;
Wie aus der düstern Nacht hinauf
Sie blickten nach der Sterne Lauf,
Und in den Kreislauf droben
Den irdischen verwoben.

Rükert.

## Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung von Nro. 13.)

Wir haben gesehen, daß Indien unstreitig, so wie das am frühesten von Menschen bewohnte Land, so auch die Wiege der Wissenschaften ist. Sollte man nur nicht glauben, bei den Indiern, welche die Wissenschaften zuerst pflegten, und die sich, troz der verschiedenen Einfälle fremder Völker, so ganz gleich blieben, daß sie heutzutage gerade so sind, wie zu Alexanders Zeit, reichliche Aufschlüsse über die Geschichte der Wissenschaften zu finden? Dem ist aber durchaus nicht so. Zwar haben sie seit den ältesten Zeiten gar viel geschrieben, aber keine Geschichte. Es ist Lehrsaz bei ihnen, daß keine Geschichte geschrieben werden darf. Das vierte Weltalter, das unsrige, sagen sie, ist zu erbärmlich, was sich darin begibt, ist zu gering, als daß man versuchen dürfte, das Andenken daran zu erhalten. Wir suchen also bei ihnen vergeblich nach deutlichen Spuren des Kulturgangs, und es bleibt uns bei diesem Mangel an Annalen blos die Hoffnung, mittelbar in andern Büchern oder auf Denkmalen Aufschlüsse zu finden. Aber die Denkmale können uns hier nicht viel helfen; aus den Inschriften ist zwar ihr Alter nicht zu bestimmen, wir können aber dennoch sicher schließen, daß sie jünger sind als die Zeit Alexanders oder der Ptolomäer; denn wären sie damals schon vorhanden gewesen, so würde gewiß ein griechischer Schriftsteller ihrer erwähnen, da ihre riesenhaften Verhälinisse immer und Jedermann auffallen mußten. Man kann überdieß bis auf einen gewissen Grad ihr Alter nach den Sinnbildern schätzen, die darauf vorgestellt sind. Diese Sinnbilder sind sämmtlich der heutigen Religion entnommen; die mythischen Vorstellungen, auf die sie sich beziehen, sind aber erst in Büchern entwickelt, die jünger sind als die Vedas, denn die Metaphysik dieser leztern ist rein pantheistisch. Die uns bekannten Tempel sind also nicht so alt als die Vedas. Was diese in der Sanskritsprache geschriebenen heiligen Bücher selbst betrifft, so schließen wir auf ihr Alter mittelst eines, einer dieser Schriften angehängten Kalenders, der den Stand der Frühlings Tag- und Nachtgleiche angibt. Nach den bekannten Gesetzen des Fortrückens der Tag- und Nachtgleichen konnte man nun berechnen, in welchem Jahre jener Kalender geschlossen wurde; man bringt das Jahr 1500 vor Chr. heraus. Die Vedas handeln von der Religionsphilosophie der Indier; die Upavedas, die gleich alt sind, sind wissenschaftliche Abhandlungen über Musik, Medizin, Kriegskunst, Baukunst, Mechanik ꝛc. Diese beiden Werke, so wie verschiedene Gedichte von sehr großem Umfang, sind in der Sanskritsprache geschrieben, die jezt nicht mehr gesprochen wird. Sie ist die regelmäßigste bekannte Sprache, und vorzüglich darum interessant, weil die Wurzeln der verschiedenen europäischen Sprachen, des Griechischen, des Lateinischen, Deutschen, Slavonischen darin enthalten sind, so daß es fast scheint, als ob man das Urwerkzeug aller Wissenschaft, die Sprache, wieder bei den Indiern

zu suchen hätte. Der astronomische Theil der Vedas enthält nur wenige Regeln; diejenigen, deren sich gegenwärtig die Indier zur Berechnung der Finsternisse bedienen, kommen in Büchern vor, die weit jünger sind.

Bekanntlich behauptete im vorigen Jahrhundert Bailli, die Indier haben ehemals eine sehr ausgebildete Sternkunde besessen, wovon die heutige blos ein schwacher Ueberrest sey. Aber ihre Formeln waren bei weitem nicht so vollkommen, als Bailli meint, und es ist sehr interessant, daß gerade die Mängel derselben dazu gedient haben, jene Meinung zu widerlegen. Die Indier rühmen sich nämlich, eine lange Reihe von Sternbeobachtungen zu besitzen, die bis 4000 Jahre vor Chr. hinaufreichen sollen, zu welcher Zeit eine Konjunktion sämmtlicher Planeten stattgefunden habe. Haben sie nun diese Konjunktion wirklich beobachtet, so sind wir im Stande, dieß mittelst der Rechnung zu bewahrheiten. Man hat dieß wirklich versucht und gefunden, daß diese Konjunktion nicht stattgefunden hat, zugleich aber auch, daß, wenn man sich statt der gegenwärtigen richtigen, der falschen Formeln der Indier bedient, man um die angegebene Zeit wirklich scheinbar eine Konjunktion herausbringt.

Aus diesen wenigen Bemerkungen ergibt sich hinreichend, daß die Indier weder in Astronomie, noch in Geometrie sehr weit waren. Was die Naturwissenschaften betrifft, so mußten sie wohl einige Begriffe davon haben, da der zu jener Zeit sehr blühende Handel eine Menge von Naturprodukten durch ihre Hände gehen ließ; diese Wissenschaften konnten aber bei ihnen nimmer große Fortschritte machen. Schon das Verbot, Leichname zu berühren, und ihr Abscheu vor der thierischen Haut machten dieß unmöglich. Kurz, die Indier konnten den Egyptern fast nichts überliefern als ihre Metaphysik, ihre Götterlehre und ihre bürgerliche Verfassung.

Wir gehen nun auf das alte Egypten über, und bemerken sogleich, daß sich in diesem Lande verschiedene Umstände vereinigten, welche die raschere Entwicklung der Wissenschaften, die nur im Keime hieher verpflanzt waren, begünstigten. Die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens ließ den Einwohnern viele Muße, um sich geistig zu beschäftigen, und die Unthätigkeit, zu der sie sich verdammt sahen, so oft die der Fluß in ihren Städten einschloß, mußte die Neigung zum Nachdenken und zur Beschaulichkeit in ihnen wecken. Gerade jene jährliche Ueberschwemmung, die einerseits den Egyptern Bedürfnisse gab, die andern Völkern fremd waren, weckte andernseits ihre Geistesthätigkeit und führte sie auf eine Menge nützlicher Entdeckungen. Die Nothwendigkeit, nachdem der ausgetretene Fluß sich zurückgezogen hatte, die Grenzen des Grundeigenthums wieder zu finden, brachte sie auf die Feldmeßkunst; das Bedürfniß, dem Wasser das Abfließen zu erleichtern, lehrte sie die Kunst, Kanäle zu graben. Wohl schon frühe wurden sie auf die Beobachtung der Erscheinungen am Himmel, als das einzige Mittel geführt, die Bewegungen des Nils vorherzusehen, und da sie die ausnehmende Reinheit ihres Himmels dabei begünstigte, so eilten sie in der Sternkunde allen andern Völkern voraus. Auch in der Baukunst machten sie große Fortschritte, denn aus Gründen, wovon weiter unten die Rede seyn wird, verwandten sie ihren Reichthum großentheils auf Bauwerke und hatten dazu die trefflichsten Materialien zur Hand, die sie auf dem Flusse sehr leicht fortschaffen konnten.

Die Religion trat hier nicht, wie in Indien, der Wissenschaft hemmend in den Weg. Im Gegentheil war ihre Pflege dadurch gewissermaßen geboten; die Religion hatte eine große Zahl ihrer Sinnbilder aus dem Thierreiche entlehnt, und dieß mußte daher nothwendig zur Beobachtung aller derjenigen Thiere führen, die sie zu Gegenständen besonderer Verehrung gemacht hatte. Dieser Theil der egyptischen Religion ist lediglich nicht indischen Ursprungs; er stammt aus Aethiopien. Wahrscheinlich waren die Aethiopier, noch ehe die indische Kolonie einwanderte, Fetischanbeter, wie es im Allgemeinen alle Völker von der Negerrace sind, und sie mischten wohl in die neue Religion, die sie annahmen, manche ihrer alten abergläubischen Vorstellungen. Wie dem aber auch sey, so viel ist gewiß, daß die Priester jeder Gottheit zum wenigsten Ein Thier geweiht hatten: der Sperber war dem Osiris heilig, der Ibis und die Kuh der Isis, das Krokodil dem Saturn. In den Tempeln, wo diese Gottheiten verehrt wurden, hielt man mehrere dieser heiligen Thiere; man hatte also beständig Gelegenheit, ihre äußern Formen und ihre Sitten, ja ihren innern Bau genau zu beobachten, weil es Vorschrift war, sie nach ihrem Tode einzubalsamiren. In Egypten hatte man nicht den Abscheu vor Leichnamen wie in Indien. Man balsamirte nicht allein die heiligen Thierleichen, sondern auch Menschen ein, und die dieses Geschäft versahen, mußten doch von Gestalt und Lage der innern Theile Kenntnisse bekommen. Daher ist auch der Ursprung der Anatomie unzweifelhaft in Egypten zu suchen; hieher kamen die Griechen, um sie zu studiren, und Galen unternahm ausdrücklich eine Reise nach Egypten, um die Nachbildung eines menschlichen Skelets in Bronze zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

Thomas und Severin standen unten und konnten ihrem Erstaunen kaum Worte geben. Kurz und einfach erzählte Therese die Begebenheit. Ohne lange nach

einem Eingange des Hauses zu suchen, nahm Severin eine Leiter, die am Boden lag, und lehnte sie ans Fenster. Rasch stieg er hinauf, Thomas folgte ihm. Indem dieser noch auf der Brüstung des Fensters stand und Severin schon besorgt die Hand Theresens ergriffen hatte, ließ sich ein Geräusch an der Thüre vernehmen. Der Riegel wurde zurückgeschoben. Thomas sprang in das Zimmer, im gleichen Augenblicke erschien der Baron in der Thüre.

Es war eine Scene der seltsamsten Art. Die Ueberraschung, seine Gefangene in dieser Gesellschaft und unter dem Schutze zweier Männer zu finden, von denen der eine mit wüthenden Blicken, der andere mit einem Auge voll ernster Ruhe und Erwartung ihn maß, brachte Lingen außer Fassung. Er wurde bleich, seine arbeitenden Lippen brachten nur unartikulirte Laute, dann eine kaum verständliche Entschuldigung hervor. Hierauf zog er sich zurück und flog in großer Hast, wie vom bösen Gewissen getrieben, die Treppe hinab aus dem Hause. „Elender!“ rief Thomas und wollte ihm nach. „Laß ihn!“ sagte Severin, indem er den Pflegebruder zurückhielt. „Sein böses Werk ist vereitelt. Er verdient nur unsere Verachtung.“ — „Und Strafe!“ murmelte Thomas. Der Angriff auf Theresen entwürdigte in seinen Augen nicht nur diese, sondern auch sie alle und in ihnen die Kunst. Es dünkte ihm eine heilige Pflicht, diese zu rächen und ihr die gebührende Genugthuung zu verschaffen. Sein Entschluß war schon gefaßt. Mit heftiger Ungeduld sah er der Ausführung entgegen. Von der Frau und dem Kinde war nichts zu sehen, als sie das Haus verließen. In der Hoffnung, der Graf werde zurückgekehrt seyn, schlugen sie den Weg nach dem Herrensitze ein. Es wurde zwischen Theresen und Severin verabredet, man wolle den würdigen Mann durch eine Entdeckung der unangenehmen Sache nicht in seinem Frieden stören, dem Baron aber so begegnen, daß er immer in Furcht und Zweifel vor einer solchen Anklage gehalten werde. Auch Thomas versprach, gegen den Grafen zu schweigen, aber Severin bemerkte wohl, daß etwas in ihm arbeite, was nicht ganz mit ihrem Entwurfe übereinstimmte. Sein Blick war glühend und leidenschaftlich, er faßte Theresens Hand einmal so stark, daß diese einen Wehlaut ausstieß und sie rasch zurückzog.

Von allen Zweifeln, von jeder Besorgniß über ihre künftige Stellung auf dem Landhause schien sie die Botschaft, die ihrer harrte, mit einemmale zu befreien. Der Graf hatte geschrieben, daß der Zustand, in welchem er jenes Gut gefunden, seine Gegenwart auf mehrere Tage erheische, daß er, obgleich mit großem Bedauern, deßhalb hiermit Abschied von seinen musikalischen Freunden nehmen und sie von der Fortsetzung ihrer Reise nicht abhalten wolle. Dem alten Herzlieb war von dem Haushofmeister ein sehr ansehnliches Geldgeschenk überreicht worden, und jedes Mitglied der Gesellschaft empfing noch außerdem irgend ein artiges Kleinod zum Angedenken. Unter den obwaltenden Umständen konnte die Katastrophe nicht besser gelöst werden. Man begab sich sogleich ans Packen der wenigen Gegenstände, welche die böhmischen Wanderer mit sich führten, Bendix eilte ins Erdgeschoß, um sich seinen Freunden in Küche und Keller beim Valettrunke zu empfehlen, und in einer Stunde waren alle reisefertig, gerüstet zum Auszuge, wie sie gekommen waren. Da fehlte Thomas. Indem einer hier, ein anderer dort etwas herbeiholte, hatte man seiner nicht geachtet. Herzlieb entsann sich, daß er während dieser ganzen Zeit nicht zum Vorschein gekommen sey. Nur Severin, der irgend eine Gewaltthätigkeit gegen den Baron von Seiten seines Pflegebruders befürchtete, fühlte sich durch diese Abwesenheit beunruhigt. Plötzlich trat aber der Vermißte mit ungewöhnlich heiterer Miene herein. Er schien sehr zufrieden, daß die Anstalten zum Aufbruche schon so weit gediehen seyen, und man stand nun auch keinen Augenblick länger an, diesen ins Werk zu setzen.

Indem sich Severin von dem Landhause entfernte, konnte er ein wehmüthiges Gefühl, das sich aus seiner Seele empordrängte, nicht bewältigen. Es war ihm jezt erst, als ob er von der Heimath scheide. Bei der Abreise aus Böhmen hatte er wenig Rührung empfunden, er war im Gegentheil mit Heiterkeit auf die Wanderung gegangen und eine unerklärliche Sehnsucht hatte ihn in die Ferne gezogen. Jezt dünkte es ihn anders. Jeder Schritt, der ihn weiter von dem gastlichen Landsitze trug, vermehrte seine schwermüthige Stimmung, und er mußte mit Schmerz daran denken, daß er den würdigen Grafen wohl nie wiedersehen werde.

So hatten sie etwa eine halbe Stunde zurückgelegt, als Thomas mit einemmale erklärte, er habe etwas vergessen, ein ihm sehr wichtiges musikalisches Manuscript, und müsse nothwendig wieder zurückkehren, um es zu holen. Er bat Severin, ihn zu begleiten. Man bestimmte ein nahgelegenes Dorf, durch das ihr Weg ging, wo man mit den Uebrigen wieder zusammentreffen wolle. „Severin,“ sagte der Geiger, als sie ein Weilchen zusammen gegangen waren, „wir kehren nicht nach dem Landhause zurück. Ich bedurfte nur eines Vorwandes, um von den Andern abzukommen.“ — „Weßhalb?“ fiel hastig Severin ein, dessen böse Ahnungen hinsichtlich des Barons sogleich wieder erwachten. „Du sollst es sehen!“ erwiederte ruhig jener. Er führte den Pflegebruder hinter ein Gebüsch von dem Wege ab. Hier nahm er unter Blättern und Zweigen, die ihn bedeckten, einen Degen hervor. „Diese Waffe ist bestimmt, den Elenden zu bestrafen, der Theresen, der uns, der die Kunst so tief erniedrigt hat,“ fuhr er in einem sehr entschiedenen Tone

fort. „Ich habe den Baron gefordert, er wird erscheinen und wir wollen dann sehen, ob das Glück bei dem Rechte bleibt.“ — Unmöglich!“ rief Severin voll Bestürzung. „Deine Reitzbarkeit, Deine Hitze kann Dich verleitet haben, aber der Baron — er stellt sich Dir nicht. Das glaube mir.“ — „Ueberzeuge Dich selbst,“ versezte Thomas und überreichte dem Freunde ein Papier. „Hier ist mein Billet; die Antwort steht darunter.“ Severin las. Er fand des Pflegebruders Schreiben in gemäßigtern Ausdrücken abgefaßt, als er erwartet hatte. Die Antwort war kurz und enthielt in einer sehr unleserlichen Handschrift die Worte: „Ich kohme und pring' noch ein Kammrat mit.“ — „Das sollte der Baron geschrieben haben?“ sagte kopfschüttelnd der junge Mann, indem er das Papier zurückgab. „Er mag leichtsinnig, er mag bösartig und ränkevoll seyn, aber gewiß steht seine Bildung nicht so weit zurück, daß er nicht im Stande wäre, orthographisch zu schreiben. Sieh' Dich vor, Thomas! Gewiß lauert hier irgend ein hämischer Streich im Hinterhalte.“ — „Nein! nein!“ entgegnete heftig der andere. „Diesesmal ist Dein Argwohn ohne Grund. Dort bei dem Nußbaume ist der Platz, und dort geht schon mein Gegner mit seinem Sekundanten auf und nieder.“

Er eilte so rasch nach der bezeichneten Stelle hin, daß Severin sich anstrengen mußte, gleichen Schritt mit ihm zu halten. In der Gegend jenes Nußbaumes befanden sich in der That zwei Männer, die, als sie die Reisenden bemerkten, erwartungsvoll stillstanden. Severin sah bald, daß keiner von beiden der Baron sey. Thomas aber flog jezt so hastig voran, daß der Pflegebruder ihm seine Bemerkung nicht mittheilen konnte. Ein rohes Gelächter empfing beide unter dem Nußbaume. Jezt erst blickte Thomas auf. Der Jäger und der Bediente des Barons standen vor ihm. „Hier bin ich und hier ist mein Kamerad,“ sagte der erste, „und wenn Er will, so kann's jezt meinetwegen losgehen.“

Der Mensch hatte seinen Hirschfänger gezogen und nahm eine Stellung an, als erwarte er den Angriff eines gereizten Wildes. Einige Augenblicke stand Thomas wie versteinert. Seine Augen flammten, seine Wangen glühten, seine Hände ballten sich krampfhaft. Dann aber schien er plözlich sehr gefaßt und sagte, indem er seinen Degen abbrach, so daß er nicht länger als der Hirschfänger des Jägers war, mit erzwungener Ruhe: „Es kann mir schon recht seyn, mich mit Euch zu schlagen, wenn es Euerm Herrn recht ist, daß Ihr in einem Ehrenhandel seine Stelle vertretet. Im Uebrigen gilt's auch gleichviel: der Knecht ist so schlecht, wie der Herr!“

(Die Fortsetzung folgt.)

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Aachen, December.**

(Beschluß.)

Das Beste, was sich in obiger Hinsicht von Aachen sagen läßt, gilt weniger im Verhältnisse zu übrigen deutschen, namentlich nordländischen Städten gleichen Ranges, als vielmehr im Verhältnisse zu seinem eigenen frühern Zustande; und dem Beobachter ist das Werdende eben so, vielleicht mehr noch bemerkenswerth, als das schon Feststehende und darum leicht Stagnirende.

Troz der von allen Seiten wiederhallenden Verdammung des Theaters, absorbirt doch dasselbe allein das ganze gesellige Leben, besonders seitdem der Thespiskarren hier nicht mehr wandernd ist, wie früher. In wiefern und ob überhaupt eine Bühne im Stande ist, auf die Verstandesbildung des Volkes zu wirken, gehört nicht hierher; daß aber dieser Einfluß, so weit er rein wohlthätig seyn soll, durch einen Privatdirektor, der die Stücke nach der Kasse zu messen hat, nicht sehr befördert werden kann, leuchtet ein. Es ist daher zu bedauern, daß die Bühne, welche, fast täglich spielend, die höhere Welt durch Abonnementszwang fesselt, zum Theil schuld ist, wenn die Gesellschaft aus Mangel an Zeit nicht auf den Standpunkt gelangt, den früher oder später die zunehmende Bildung überall verlangt. Der neue Direktor Fischer, der Gatte der rühmlichst bekannten Sängerin, wird mit Hrn. Roeckel, der von der obern Leitung zurückgetreten ist, in Gemeinschaft die Pariser Unternehmung betreiben. Wie es heißt, soll in der Salla Favart die hiesige Gesellschaft durch Mad. Devrient-Schröder, Dlle. Heinefetter, die Herren Dobler, Wächter und Haitzinger verstärkt und außer einigen ältern Opern sollen auch die neuern: Räuberbraut von Ries, Vidiana von Piris, Vampyr von Marschner, der Oberon, Faust u. a. dort in Scene gesezt werden.

Wissenschaftliche Vereinigung, literarische Blätter, vielleicht selbst den Sinn dafür wird der Fremde hier bald vermissen. Es ist das Theater und einzig das Theater, was uns umschränkt, die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Bereits ist in mehreren hintereinander folgenden Jahren der Versuch gemacht worden, ein Journal, zunächst für die hiesige Gegend bestimmt, zu gründen, aber jedes ist fast im Entstehen gescheitert. In diesem Sommer erschien wieder ein Blättchen, „die Lorgnette,“ aber auch dieses ist noch vor Winters Anfang erfroren; woran freilich mehr die kalten Späße zweier Herausgeber schuld waren, die Persönlichkeiten mit Kritik verwechselt hatten, als die Kälte des Publikums.

Ich kann nicht schließen, ohne der Assisen zu gedenken, die in diesem Augenblicke noch beschäftigt sind und bereits über einen interessanten Fall entschieden haben, über ein junges Mädchen nämlich, das angeklagt war, ihren Vater mißhandelt und mit einem Messer sogar verwundet zu haben. Troz aller erschwerenden Umstände, gelang es dem Vertheidiger der Beschuldigten, die Frage so zu wenden und zu stellen, daß dieselbe von den Geschwornen freigesprochen ward. Der Gerichtssaal wird durch zwei Oefen erwärmt, auf denen Statuen der Themis prangen. Unwillkührlich drängt sich einem die Bemerkung auf, wie oft wohl hier der Gerechtigkeit eingeheizt worden seyn mag.

Ein anderer Fall, einen jungen taubstummen Menschen betreffend, der ebenfalls seine Eltern mißhandelt hat, wird in diesen Tagen gleichfalls vor die Assisen kommen und verspricht höchst interessant zu werden. In meinem nächsten Berichte hoffe ich, etwas Näheres hierüber mittheilen zu können.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 18.

# Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. Januar 1830.

Stech ein! und fort! noch lief es gnädig ab.

Jonson.

## Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

„Das soll Er erfahren!“ rief wüthend der Jäger, und fiel Thomas an; aber schon im nächsten Augenblicke sah er seine Waffe von der des Gegners, der mit seinem Freunde Severin gute Fechterstudien in Prag gemacht hatte, weit hinweggeschleudert, seine rechte Hand hing schlaff herab, und reichliches Blut strömte auf den Boden. Schreiend entlief der Bediente, der sich nun auch seinerseits vor der Rache des verhöhnten Künstlers zu fürchten begann. „Meine Empfehlung dem Herrn Baron!“ sagte dieser, den der Anblick des Blutes besonnener gemacht hatte. „Meldet ihm, daß es ihm ebenso und noch schlimmer hätte gehen können, wenn er Muth genug gehabt hätte, sich zu stellen. Da! nehmt dieses und laßt Euch kneipen!“ Er warf dem fluchenden Jäger einige Geldstücke hin. Severin nahm seinen Arm und zog ihn rasch in der Richtung fort, nach welcher die Uebrigen ihren Weg genommen hatten. „Deine Unbesonnenheit hat keine so schlimmen Folgen gehabt, als ich fürchtete,“ sprach Severin, indem sie schnell fortgingen. „Aber ich bitte Dich, Thomas, laß Dich von Deiner Hitze, Deinem falschen Ehrgefühle nie wieder zu etwas ähnlichem hinreißen! Nur der klugen, der hier sehr richtigen Ansicht des Barons haben wir zu verdanken, daß dieser Handel, der uns allen verderblich werden konnte, nur mit dem unbedeutenden Nachtheile eines Menschen vorübergegangen ist, der eine solche Züchtigung wohl verdienen mochte.“ — „Wie?“ versezte bitter Thomas. „Höre ich recht? Du preisest diesen Baron noch wegen dieser neuen Beschimpfung, hinter der sich doch nur seine Feigheit verbirgt?“ — „Ich halte ihn nicht für feige,“ erwiederte der Pflegebruder; „allein den Zweikampf halte ich für eine so abgeschmackte Sache, daß ich denjenigen lobe, der sich ihm entzieht, wenn nur irgend die gebräuchlichen Ansichten von Ehre ihm einen Vorwand dazu leihen; diesen fand er leicht, da Du ihm nicht ebenbürtig warst. Den schlechten Spaß mit dem Jäger hätte er unterlassen können, doch sind beide hinlänglich dafür gestraft.“

Die Eile, mit der sie, nicht ohne Besorgniß, von dem Schlosse aus verfolgt zu werden, ihren Weg fortsezten, verhinderte sie an weitern Betrachtungen über diesen Gegenstand. Bald sahen sie das Dorf vor sich liegen, wo sie mit ihren Freunden und Freundinnen wieder zusammentreffen wollten. Thomas warf den Degen, der ihm so gute Dienste geleistet, und den er von einem Diener des Grafen erkauft hatte, in ein Gebüsch. Am Eingange jenes Dorfes trat ihnen die harrende Gesellschaft entgegen. Diese empfing sie ohne Ahnung des Abentheuers, das die beiden Freunde gehabt hatten. Thomas und Severin ließen keine Sylbe darüber laut werden. Unter heitern Gesprächen, in denen man der mit dem Grafen verlebten frohen Stunden gedachte, wanderten die Böhmen jenen blauen Bergen zu, welche am Horizonte herliefen und die Aussicht von dem Landhause anmuthig begrenzten.

Der Tag war sehr schön. Seine Heiterkeit mußte sich jedem Gemüthe mittheilen, das sie nicht etwa übelwollend und absichtlich zurückwies.

5.

Wir finden unsere musikalischen Freunde in einem reizend gelegenen Badeorte wieder, und zwar zu der Zeit, wo Mode und Bedürfniß das Gedränge Lebensfroher und Heilungsuchender herbeiführen. Manches hat sich verändert in der Stellung der einzelnen Personen gegen einander. Es war Claren gelungen, was sie so sehr wünschte. Sie hatte mit Madame Spohr in Cassel gespielt, sie war von dieser und deren trefflichem Gatten hoch belobt worden, sie hatte die Erlaubniß erlangt, mit Thomas eine der Harfensonaten mit Geigenbegleitung, die Meister Ludwig für sich und seine Gattin gesetzt, in dessen Gegenwart aufzuführen. Der Meister hatte in seiner ruhigen und würdigen Weise seine Zufriedenheit geäußert, und Thomas gestand nachher gern, daß diese Beifallsäußerung ihm die theuerste gewesen von allen, welche er jemals empfangen. Von diesem Augenblicke an ging eine Verwandlung in seinen Gesinnungen gegen Claren vor. Sie hatte in seiner Meinung an künstlerischer Bedeutung gewonnen, unmerklich nahm sie in dieser Hinsicht die Stelle über Theresen bei ihm ein, und als er nun auch wahrnahm, daß Clara in ihren Ansichten, in ihrem Benehmen fast ganz mit ihm übereinstimmte, fing ihr Bild an, die Züge Theresens, die bisher in seinem Herzen geherrscht hatten, nach und nach zu verdrängen. Severin bemerkte es mit Vergnügen, er erkannte noch überdem, daß sein Pflegebruder, seit dem Aufenthalt in Cassel, viel von seiner Reizbarkeit verloren hatte und gegen die Kunstmißverständnisse der Menge duldsamer geworden war. In Clarens Betragen zeigte sich jezt eine seltsame, fast belustigende Erscheinung. Die Entdeckung, sich von Thomas geliebt zu sehen, erfüllte sie mit Freude und gab ihr die natürliche Heiterkeit ihres Charakters, ihre geistige Lebhaftigkeit zurück. Zugleich aber fühlte sie recht wohl, daß ihr ernstes, sinniges Wesen in der lezten Zeit mit beigetragen habe, ihr des jungen Mannes Wohlwollen zu erwerben. Nun wäre sie gern noch immer so gewesen, um sich die gewonnene Neigung zu erhalten, allein gar zu oft vergaß sie sich und fiel in den heitern neckischen Ton, der ihr eigentlich am besten anstand, da er ihr von Herzen ging.

Es war am Abende eines trüben, regendrohenden Tages, als sich die Musiker auf dem Wege zu dem Salon befanden, in dem sich die schöne Welt des Bades bei ungünstiger Witterung zu versammeln pflegte. Das Bad lag in einem schmalen Thalgrunde, durch den ein nicht unbedeutender Fluß im raschen Falle strömte, um sich einige Stunden weiter mit dem königlichen Rheine zu vereinigen. Hohe Berggipfel ragten an beiden Seiten des Flusses empor. Die Lage des Ortes brachte es mit sich, daß schon am ersten Tage seiner Ankunft jeder Badegast, wenn er anders nicht das Zimmer hüten wollte oder mußte, den übrigen begegnete, so in kurzer Zeit Bekanntschaften machte und in das schon vorhandene gesellige Verhältniß trat. Auf diese Weise bildete sehr bald die ganze Badegesellschaft eine große Familie, die ihre Vergnügungen mit einander verabredete, und insbesondere der kleinen, trefflichen Gesellschaft böhmischer Musiker eine ausgezeichnete Gunst zuwandte. Diese wurde daher, als sie im Gesellschaftssaale erschien, wohlwollend und traulich aufgenommen. Therese und Clara hatten es schon längst für schicklich erkannt, ihre heimathliche Volkskleidung mit einem einfachen, aber sehr anständigen Anzuge zu vertauschen, der nur durch seine Anspruchlosigkeit sich von den Kleidungen der übrigen Damen unterschied. Die Zurückgezogenheit, in der sie lebten, der Umstand, daß sie mit ihren Gefährten nur auf ergangene Einladung sich in geselligen Kreisen hören ließen, legten ihnen eine gewisse Bedeutsamkeit bei, daher sie von den anwesenden Damen als ihresgleichen angesehen wurden.

Auch die Stunden dieses Abends gingen, wie die früherer Abende, von einem heitern Kunstgenuß belebt, vorüber. Das gesellige Band wurde dadurch enger gezogen, daß mehrere der Frauen und Fräulein sich mit den Musikern zu größern Aufführungen aus den besten Opern vereinigten, die Severin am Flügel akkompagnirte. Als die Gesellschaft im Begriffe war, sich zu trennen, trat eine junge Dame von ausgezeichneter Anmuth und Liebenswürdigkeit zu Theresen. Oft schon hatten die Blicke der Sängerin auf diesem lieblichen Wesen, das sich durch Sanftmuth und Freundlichkeit des Betragens gegen Jedermann empfahl, sinnend geruht. Es war Theresen, als spreche sie etwas Bekanntes, Vertrautes und ihrem Herzen Theures aus diesen ruhigen und milden Zügen an. Bei dieser Vorliebe konnte nun Theresen nichts Erfreulicheres begegnen, als daß die junge Dame den Wunsch aussprach, unter ihrer Leitung sich, während ihres noch etwa vierwöchentlichen Aufenthalts, im Gesange vervollkommnen zu können. Man war bald über die Stunden des Unterrichts einig, die junge Dame nannte die Nummer ihrer Wohnung im großen Badehause, und schon am Morgen des nächsten Tages sollte die erste Zusammenkunft stattfinden.

Als sie nach Hause gingen, sprach sie ein alter Bettler mit einem Stelzfuße um eine Gabe an. Sie traten gerade unter den erleuchteten Bogengang, der die Hauptgebäude des Badeortes vereinigte. Jezt erst konnte sie der Bettler erkennen. Ehe noch Clara, die beschäftigt war, ein Geldstück hervorzusuchen, ihm dieses reichen konnte, hatte er sich mit einer raschen Bewegung umgedreht, und

war wieder in dem Dunkel der Schattengänge, aus denen sie kamen, verschwunden. „Ein seltsamer Kauz!“ sagte Bendir. „Das ist nicht der erste närrische Streich, der mir mit ihm begegnet. Ich erinnere mich nicht, dieses braune, narbenvolle und runzliche Gesicht jemals vor unserer Ankunft im Bade gesehen zu haben, und doch nimmt er im Prestissimo Reißaus, wenn er mich nur in der Ferne erblickt. Ich muß ihm einmal nachgehen in seine Spelunke oder Kneipe und dort ihm mit der Prima Sorte Wein oder Fusel auf den Zahn fühlen. Ein Geheimniß steckt dahinter, und der beste Löseschlüssel aller Geheimnisse ist der Feuergeist, der in allen Spirituosen lebt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

### Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Was die Körper aus dem Mineralreich betrifft, so lagen sie gleichsam offen zur Beobachtung da, denn sie sind in Egypten nicht, wie in den meisten andern Ländern, tief in der Erde vergraben. Auch kannte man sie nicht allein nach ihren äußern Merkzeichen, sondern auch, wie wir jezt sagen, nach ihren chemischen Charakteren; ja das Wort Chemie selbst kommt von Chim her, dem alten Namen Egyptens. Die sogenannte egyptische, hermetische Kunst aber, die Kunst der Verwandlung der Metalle in einander, ist eine Träumerei des Mittelalters; das ganze Alterthum wußte davon nichts. Die vorgeblichen Bücher des Hermes sind offenbar unterschoben und rühren von Griechen aus den spätern Jahrhunderten des römischen Reichs her.

Sämmtliche Bücher der Egypter sind verloren gegangen; wir haben also, um die Geschichte der Wissenschaften bei ihnen zu verfolgen, vielleicht noch weniger Hülfsmittel, als bei den Indiern. Clemens von Alexandrien hat uns das Verzeichniß der heiligen Bücher des Hermes aufbehalten, die ein Gegenstand hoher Verehrung waren und bei religiösen Festen feierlich umhergetragen wurden. Diese Bücher handelten vom Gottesdienst, von den Künsten, der Heilkunde und mehreren andern Wissenschaften; aber merkwürdigerweise ist keines darunter, das von Geschichte handelt, so daß es fast scheint, als ob die egyptischen Priester vor der schriftlichen Aufzeichnung der Begebenheiten in ihrem Lande dieselbe Abneigung gehabt hätten, wie die Braminen. Geschichtsbücher besitzen wir also nicht; Eusebius und andere haben uns aber verschiedene Verzeichnisse ihrer Könige aufbehalten. Diese Verzeichnisse stimmen ziemlich schlecht überein; sie können aber doch nützlich werden, wenn man nicht aus den Augen läßt, woher wahrscheinlich diese Verwirrung rührt. Es scheint nämlich, als ob in alter Zeit Egypten in mehrere unabhängige Staaten getheilt gewesen sey. Die Namen der Beherrscher aller dieser kleinen Königreiche sind nun auf uns gekommen; statt sie aber in Reihen neben einander zu ordnen, hat man sie in Einer Linie fortlaufen lassen, als wären alle wirklich einer auf den andern gefolgt. Dieser Umstand hat verschiedene neuere Schriftsteller irregeleitet und sie veranlaßt, den Ursprung des egyptischen Volkes viel zu weit zurück zu verlegen.

Beim Einfall der Hirtenkönige wurden alle diese kleinen Monarchien aufgelöst, und Egypten kam unter Ein Scepter. Nach der Verjagung der Eroberer war wiederum die siegreiche Dynastie allein Meister, und von da an blieb das Ganze vereinigt. Erst durch diese Vereinigung ward Egypten wahrhaft mächtig und erst von dieser Zeit an konnte es große Bauten unternehmen. Champollions neue Forschungen beweisen dieß unumstößlich. Es ist ihm gelungen, die Namen der Beherrscher, die in Hieroglyphenschrift auf den Denkmalen stehen, zu lesen; er konnte aber keinen auffinden, der älter gewesen wäre, als die siebzehnte und achtzehnte Dynastie, d. h. eben die Dynastien, unter welchen die Nomaden wieder verjagt wurden. Noch dazu sind diese Gebäude, an welchen die Namen dieser Fürsten stehen und die wohl ihnen zu Ehren errichtet wurden, wahrscheinlich erst lange nach ihrem Tode gebaut worden.

Da wir, in Ermanglung von Schriften, uns vorzüglich an die Bauwerke halten müssen, so ist es von Wichtigkeit, wenigstens ihr relatives Alter auszumitteln. Dazu führt uns die Vergleichung des Baustyls, der in den ältern Zeiten einfach und roh war, aber mit der Zeit immer zierlicher wurde. Jene Prunkmahle, die Pyramiden, gehören sichtbar der Kindheit der Kunst an und sind unzweifelhaft älter als die Gebäude mit Säulen und von zierlichen Verhältnissen; nun wurden aber diese Pyramiden, nach Manethons Bericht, erst nach der Regierung des Sesostris, des Besiegers der Nomaden, erbaut. Gewiß ist wohl, daß sie zur Zeit der Auswanderung der Juden noch nicht bestanden, denn die heilige Schrift erwähnt ihrer nicht. Ja die Egypter scheinen zu jener Zeit sich der Backsteine zu ihren öffentlichen Bauten bedient zu haben, weil sie die Juden eine so ungeheure Menge davon fertigen ließen. Die Pyramiden standen auch noch nicht, als Cecrops und Danaus auswanderten, denn die Griechen ahmten diese architektonische Form niemals nach. Die erste Anspielung auf die prächtigen Gebäude Egyptens findet sich bei Homer: er spricht von Theben mit den hundert Thoren, und meynt damit ohne Zweifel die gigantischen Propyläen vor den zahlreichen Tempeln dieser Stadt. Die meisten der uns bekannten Gebäude müssen vom Jahr 1000 vor Ch. bis ums Jahr 550, um welche Zeit die Perser einfielen, gebaut worden seyn. Dieß war der Zeitraum der höchsten Blüthe Egyptens. Man würde übri-

gens von der Macht dieses Landes eine übertriebene Vorstellung bekommen, wollte man blos die Anzahl und Pracht der auf uns gekommenen Bauwerke zum Maßstab nehmen. Man darf nicht vergessen, daß sie sich im Laufe von Jahrhunderten angehäuft haben; denn unter einem ewig reinen Himmel dauern aus Granit errichtete Werke so lange, bis man sie absichtlich umstürzt. Auch muß man bedenken, daß Egypten durch seine Lage den afrikanischen Handel in Händen hatte, daß es dadurch ungeheure Schätze erwarb und allen diesen Reichthum auf das Nilthal verwenden mußte; weil weiterhin nichts als Sand war. Es konnte sein Gebiet nicht vergrößern, so bedeckte es denn dasselbe mit Pallästen. Ganz so verhielt es sich auch mit Palmyra. Palmyra ist eine grüne Oase mitten in der Wüste; es besaß einige Quellen, und mehr brauchte es nicht, um alle Karavanen, die vom Euphrat den Weg zum Mittelmeer nahmen, hierher zu ziehen. Diese Caravanen führten die kostbaren Erzeugnisse des Morgenlands, und bei ihrem kurzen Aufenthalt in der Oase ließen sie viel Gold zurück, das den Bewohnern zu nichts gedient haben würde, wenn sie es nicht größtentheils auf Errichtung von Tempeln und Pallästen verwandt hätten. Genua, gleichfalls durch den Handel reich geworden und durch das Meer und den Apennin eingeengt, hat uns in der neuern Zeit die Wunder Palmyras und Egyptens gewissermaßen wieder vor die Augen geführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Boston, December.**

Die Nachricht vom Frieden zwischen Rußland und der Pforte erreichte Boston am 13. November Abends gegen 6 Uhr mit der Post von Neuyork. Ich befand mich mit etwa 400 Menschen in dem Hörsale des Athenäums, um eine Vorlesung des Hrn. Everett anzuhören. Er hatte bereits den Lehrstuhl bestiegen, als ein Kaufmann zu ihm hinauftrat und ihm etwas in das Ohr flüsterte, worauf er begann: „Meine Herren, so eben wird mir gesagt, daß der Friede zwischen der Türkei und Rußland geschlossen sey. Der uns allen wohl wichtigste Artikel des Friedens ist die Anerkennung der Unabhängigkeit Griechenlands.“ Nun erhob sich ein so lautes Beifallklatschen und Fußstampfen, was hier, wie in England, auch ein Beifallszeichen ist, daß wohl 10 Minuten vergingen, ehe die Vorlesung beginnen konnte.

Vor wenigen Wochen stieß mir wieder ein Beispiel des unermüdlichen, ewig rastlosen Unternehmungsgeistes der Amerikaner auf. Noch lange, ehe die Nachricht vom Frieden zwischen den beiden kriegführenden Mächten in Europa hierher gelangte und ehe von den Friedensbedingungen spezieller die Rede war, stand in einer Neuyorker Zeitung, dem Newyork American, der Vorschlag, ein Packetboot von Neuyork nach Konstantinopel und dem schwarzen Meere einzurichten, falls die freie Schiffahrt durch die Dardanellen ein Ergebniß der russischen Siege seyn würde, und Tags darauf, nachdem die Friedensnachricht in Boston angekommen war, hörte ich Kaufleute von einer Expedition nach dem schwarzen Meere sprechen. Das heiße ich bei der Hand seyn.

Washington wurde, nachdem er sich einen Namen in beiden Hemisphären erworben hatte und der Feldherr und Präsident seiner Nation gewesen war, von seinen nächsten Mitbürgern zum Friedensrichter des Orts gewählt und diente als solcher mit Freuden. Später saß der große Mann einmal als Geschworner mit eilf andern Mitbürgern zu Gerichte. John Adams verbesserte als Expräsident sein kleines Landgut und diente treulich bei Abfassung der neuen Konstitution von Massachusetts. Jefferson war bis zum Tode thätig und half mehrere Gesellschaften stiften. Monroe und Madison, die Krieg geführt und Frieden geschlossen, sitzen jezt in der Versammlung Virginiens, welche die Konstitution revidirt und umgearbeitet, wenigstens saßen beide dort; indeß ist Monroe von seinen Konstituenten, den Mitbürgern seines Kreises, abgerufen worden, weil seine Ansicht über einen wichtigen Punkt, das Repräsentationsprinzip in einem Staate, wo Sklaven existiren, von der seiner Konstituenten ganz abwich. Adams, der jüngere, endlich soll im Sinne gehabt haben, als Kandidat für die Gouverneurschaft von Massachusetts aufzutreten, nachdem seine Nichtwiedererwählung zum Präsidenten entschieden war; indeß hatten ihn seine lezten Briefe über mehrere der geachtetsten Bürger in seinem Vaterstaate zu unpopulär gemacht, so daß er gewiß nicht gewählt worden wäre. — Hat das republikanische Rom schönere Züge aufzuweisen?

Ein Neger, Namens David Jones, lebte seit langer Zeit als Diener in Neuyork und erwarb sich das Wohlwollen seiner Herrschaft in hohem Grade. Er legte sich etwas Geld zurück und sah sich zulezt im Stande, zu heirathen. Er zog nach Philadelphia und lebte anständig und zufrieden mit seiner Familie, da kommt vor einiger Zeit ein Sklavenbesitzer aus Virginien nach jener Stadt, erkennt David als einen von seiner Plantage entlaufenen Sklaven und läßt ihn im Schooße seiner Familie festnehmen. Vor Gericht gestand der arme Neger sogleich mit bittern Thränen, daß er wirklich der entlaufene Sklave sey. Menschlicher als der Virginier waren die Zuschauer. Einer von ihnen fragte, was David denn koste? Der Eigenthümer verlangte 600 spanische Thaler; indeß ließ er 100 ab, eine Subskription von 500 spanischen Thalern ward sogleich zu Stande gebracht und David unter lautem Freudejauchzen der Versammelten von dem Gerichtshofe emanzipirt. Ohne ein Wort zu sagen, schrieb David nach Neuyork, wo er ein Sümmchen in der Sparkasse hatte, ließ sich diese senden und brachte sie dem Menschenfreunde, der die Subskription eröffnet hatte.

In Neuyork soll zweimal wöchentlich eine Zeitung erscheinen unter dem Namen: The Triglot, weil sie Aufsätze und Mittheilungen in drei Sprachen, englisch, spanisch und französisch, enthalten soll. Eine Neuyorker Zeitung sagt: Warum sollte das Blatt nicht guten Fortgang finden in unserer Polyglotten-Stadt? Und es ist wahr; Neuyork ist darin gewiß einzig in der Welt. Nirgends befinden sich wohl in einer Stadt von 200.000 Menschen so viele Fremde, als hier. Man kann nicht hundert Schritte in Broad-Way, der lebendigsten Straße Neuyorks, machen, ohne französisch oder spanisch, oft auch deutsch zu hören. In den Kaffeehäusern ist es vollends auffallend. Es ist immer, als wenn Pfingsten wäre, wo in allen Zungen gesprochen ward.

---

**Beylage: Kunstblatt Nr. 6.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 19.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 22. Januar 1830.

Früh übt der junge Aar die Schwingen,
Die ihn der Sonn' entgegen bringen.

Cramer.

## Gustav Adolph der Schlangentödter.

Von Adolph Stöber.

Wer hüpft dort auf dem Wiesenplan
Und klettert keck den Berg hinan,
Und springt von Fels zu Felsen?

Es ist ein Knäblein zart und jung,
Heißt Gustav, ist im wilden Sprung
Der Königsburg entlaufen.

Es klimmt hinauf, da steht es bald
Vor einem dichten finstern Wald
Und hört die Bäume rauschen.

Die Amme sieht's, vor Schrecken bleich,
Sie rennt durch Wiesen und Gesträuch
Und winkt dem losen Knaben.

„Halt an! halt an! Du kleiner Schelm!
Hast ja kein Schwert und keinen Helm,
Zu kämpfen mit dem Drachen.

Geh' ja nicht in den Wald hinein,
Da lauern Schlangen im Gestein,
Die beißen Dich zu Tode."

„So gieb mir eine Ruthe schnell,
Ich will erschlagen auf der Stell'
Die bösen, bösen Schlangen."

Das wilde Knäblein alsobald
Hüpft munter in den finstern Wald,
Mit einem langen Stecken.

Es sucht und raschelt hin und her,
Hat keine Schlange funden mehr,
Sind alle fortgeschlichen.

Das Vöglein im Gezweige lauscht,
Der Wind nur in den Aesten rauscht;
Darüber weint der Knabe.

Und wo man sprach von Drachenbrut,
Da schwang es zornig seine Ruth:
„Will euch zu Tode schlagen."

Es ward ein frommer Königssohn;
Schon ruhte Schwedens alte Kron'
Auf seinen goldnen Locken.

Und als er einst im hohen Saal
Den Becher schwang am Festesmahl,
Da kam viel schlimme Kunde.

Wohlauf! wohlauf! Du junger Held!
Im Felsgeklüft, in Wald und Feld
Die Natter zischt und rasselt.

Wohlauf mit Deinem guten Schwert,
Entfleug, entfleug auf raschem Pferd
In's deutsche Land hinüber!

Der König hüllte sich in Stahl,
Und ritt wohl über Berg und Thal
Mit seinen treuen Mannen.

Er flog die Felder aus und ein,
Und brach hervor wie Nordlichtschein
In allen deutschen Landen.

Und ob der falschen Schlangenbrut
Hat er oft frisch die Eisenruth'
Zu Gottes Ehr' geschwungen.

Bis ein' ihn in die Ferse stach,
Da sank er von dem Rosse jach,
Der kühne Schlangentödter!

---

## Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

Severin und Therese waren ausgegangen. Neben ihne. rauschte der Fluß durch die ruhige Nacht hin, der Mond brach durch Wolken und legte seine Silberstreifen auf die hüpfenden Wellen, die Berggipfel sahen finster und majestätisch herab. „Therese," begann Severin, „es gestaltet sich Alles schöner und freundlicher, als wir hoffen durften. Die treue Neigung unseres Freundes hat die Richtung genommen, in der sie eines beglückenden Zieles sicher ist, der Schmerz Deines Vaters ist ruhiger geworden, und ich denke, daß er, wenn wir einmal als liebende Gatten ihm das Leben verschönern können, auch für dessen Freuden wieder empfänglich wird. Warum aber sollen wir diesen schönen Augenblick noch länger verschieben? Alles begünstigt uns. Ein Wort von Dir, und wir verlassen als glückliche Eheleute diesen Ort, den wir als Liebende betraten." — „Laß uns erst eine bleibende Stätte finden, Severin!" erwiederte Therese. „Ein häusliches Glück will in Stille und Friede genährt seyn, und das unruhige Wanderleben schließt es aus. Wir haben ja unsern Plan entworfen und besprochen. Irgend eine große Stadt bietet Dir reichliche Beschäftigung und Erwerb. Du findest vielleicht Anstellung bei einem Orchester, auch ich gebe Unterricht im Gesange." — „Gib acht, Therese," fiel Severin ein, „es macht sich Alles ganz anders, als wir gedacht haben; es begibt sich eine plötzliche Veränderung, die unsere bescheidenen Entwürfe vereitelt. Ich muß es Dir nur gestehen: ich bin hochmüthig geworden seit unserer Reise, und besonders seitdem wir hier im Bade sind. Lach mich nur aus, Liebe, ich erlaube es Dir, denn ich thue es ja selbst! Thomas ist herabgestiegen von seinem Notenpapiernen Künstlerthrone, während ich bald einen andern zu besteigen wähne von Pergamenten und Stammbäumen. Ja, Theuerste, diese Baronen und Grafen, mit denen ich täglich umgehe, haben mich wahrscheinlich angesteckt mit ihren adelichen Gesinnungen. Ich träume in jeder Nacht, jedes Mal aber auf eine andere abentheuerliche Weise, daß das Geheimniß meiner Geburt entdeckt sey, zwei unerkennbare Nebelgestalten umarmen mich als Vater und Schwester, und an Deiner Seite halte ich meinen feierlichen Einzug in ein herrliches Schloß, während Bendix mit wunderlichen Sprüngen vorantanzt und den Marseillermarsch dazu kratzt." — „Ich kann nicht glauben, daß Deine Rede mehr als Scherz ist?" versezte mit einem leichten Tone das Mädchen. „Du kommst zwar jezt sehr oft auf diese Ideen zurück, aber wir können uns auch sehr leicht von einem Scherze gefangen nehmen lassen und am Ende seine Gaukelei für eine ernste Wahrheit nehmen."

„Beim Himmel," entgegnete Severin mit einer seltsamen Aengstlichkeit, „ich bin unschuldig an der ganzen Sache. Auf dem Landsitze des Grafen Werden sind mir die vornehmen Gedanken zum ersten Male gekommen, und ich kann sie seitdem nicht los werden, so sehr ich auch dagegen arbeite. Wie herrlich ist doch so ein Grafenleben gegen unser miserables Treiben!" Das Zwiegespräch wurde durch die Ankunft der Uebrigen an der Thüre ihrer Wohnung, wo Therese und Severin bereits harrten, unterbrochen. Therese hätte Ursache gehabt, sich über die Sinnesänderung ihres Freundes beunruhigt zu fühlen, wenn ihr nicht seine Liebe, seine große Herzensgüte die Versicherung gegeben hätten, daß in einem minder bewegten Verhältnisse, in dem Verein mit ihr, seine frühere Genügsamkeit und heitere Lust an der Uebung der Kunst sich wiederfinden würden.

Am nächsten Morgen suchte sie in der Badeliste den Namen ihrer jungen Gönnerin, den sie, da ihr die Nummer der Wohnung bekannt war, leicht auffand. Zu ihrem nicht geringen Erstaunen las sie: Emilie, Gräfin von Werden. „Mein Himmel!" rief sie lebhaft, so daß die Uebrigen, die beim Frühstücke saßen, erwartungsvoll nach ihr hinblickten; „die junge Dame, der ich Unterricht geben soll, ist keine andere, als die Tochter unseres Freundes, des Grafen, die Braut des Baron von Lingen!" „Schade um das liebliche Wesen!" sagte Thomas unmuthig; „ich hätte große Lust, mich zwischen diesen Brautstand und die Hochzeit zu legen und der jungen Gräfin eine Geschichte zu erzählen." — „Warum nicht gar!" fiel Bendix ein. „Spiel ihr's auf der Geige vor, und wenn sie's dann begreift, so ist's gut. Im Uebrigen laß Deine Zunge in Ruhe. Mit vornehmen Leuten ist nicht gut Kirschen essen."

Severin war nachdenklich in's Freie gegangen und hatte den Berg über dem Ort bestiegen. „Severin, ich habe Dir etwas mitzutheilen," sprach auf einmal eine krächzende Stimme, und Bendix schaute ihm über die Schulter. „Sage mir, Sohn, hast Du jemals etwas von den griechischen Komödien gehört, in denen das Orakel

eine Hauptrolle spielt, und wenn das Stück nicht fort will, es mit einem tüchtigen Ruck vorwärts schiebt?" — „Was soll die sonderbare Frage?" erwiederte Severin, aus seinen Träumen erwachend. „Vorbereiten soll sie Dich wie der Sextquarten-Akkord die Kadenz," versezte Bendir. „Dein Leben ist nichts anders als ein solches griechisches Theaterstück. Ein Stelzfuß ist Dein Orakel, und ich bin dessen Priester." — „Laßt Eure unzeitigen Späße, Bendir!" sagte der Jüngling verdrießlich. „Ich bin jezt nicht in der Laune, auf solche Scherze einzugehen." — „Larifari!" brummte Bendir. „Wenn einem ein Glück geboten wird, muß man immer in der Laune seyn, es anzunehmen. Jene Griechen waren genöthigt, kostspielige Gesandtschaften an's Orakel zu schicken; Du hast's wohlfeiler, das Orakel kommt zu Dir. Du hast's auch schon gesehen. Gestern Abend, als wir ihm ein Almosen unterm Bogengange geben wollten, ging es durch, als hätte es ein böses Gewissen." — „Wie?" sprach sich erinnernd Severin, „der hinkende Bettler?" — „Eben der," fiel Bendir ein. „Sieh, Junge, das ist Dein Delphischer, aber nicht auch der belvederische Apoll. Zum leztern fehlt ihm außer einem ganzen Bein noch alles Uebrige. Diesen Morgen bekam ich ein Gelüst nach einer Appetit erweckenden Morgenpromenade. Bald war ich am lezten Bauernhause. Ein Fenster des Erdgeschosses stand offen, ich schaue hinein und erblicke meinen durchgegangenen Stelzfuß vom gestrigen Abende, in einem Lehnstuhle schlafend. Ich könnte nicht gerade rühmen, daß sein Schlummer auf eine besonders melodische Weise mein Gehör berührt hätte. Die beste Gelegenheit aber war da, den alten Burschen, der sich immer vor mir flüchtig macht, genau zu betrachten. Ich lehnte mich in's Fenster und sah ihn lange an. Meine alten Bekanntschaften rief ich eine nach der andern mir ins Gedächtniß zurück, ich suchte aus den braunen, tiefgefurchten Zügen des Alten herauszubuchstabiren, wie der Mann wohl vor vielen Jahren ausgesehen haben möchte, da kam mirs erst wie eine dunkle Erinnerung, dann wurde sie heller und heller, mit einem Male hatt' ich's. „Veit!" rief ich aus, „bist Du denn wahrhaftig noch am Leben, und welcher Zufall führt Dich hierher?"

(Die Fortsetzung folgt.)

## Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Während seiner ganzen Blüthe war Egypten den Fremden unzugänglich gewesen; aber um das sechste Jahrhundert vor Christus brachen Unruhen, endlich ein Bürgerkrieg aus, der schwächere Theil sah sich nach fremder Hülfe um, und Psammetich ließ aus Kleinasien Hülfstruppen kommen. Erst jezt konnten sich die Griechen die egyptische Kultur zu Nutze machen, erst jezt suchten Thales und Pythagoras, und vielleicht noch andere Weise, Belehrung in der Schule der Priester.

Betrachten wir nun, um schätzen zu können, was die Griechen bei diesem Verkehr gewinnen mochten, den Stand der Kenntnisse der Egypter zu jener Zeit.

Sicher hatten wohl die Egypter Kenntnisse in der Hydraulik, denn sie verstanden Kanäle zu graben, in der Mechanik, denn ohne sehr wirksame Maschinen hätten sie nie ihre Obelisken errichten, nie so ungeheure Steinblöcke, wie wir häufig an ihren Bauwerken sehen, aufheben können. Sicher waren sie ziemlich gewandt in der Stereometrie, was die Genauigkeit, mit der ihre Bausteine geschnitten sind, beweist. Wir wissen ferner, daß sie geschickte Feldmesser waren. Nach alle dem könnte man glauben, sie seyen in der theoretischen Kenntniß der Mathematik ziemlich weit gewesen. Ist es aber andernseits wahr, daß Thales zuerst die Priester nach der Länge des Schattens die Höhe einer ihrer Pyramiden messen lehrte, ist es wahr, daß Pythagoras erst nach seinen Reisen den Satz vom Quadrat der Hypothenuse, den sogenannten Pythagoräischen Lehrsatz, entdeckte, so müssen wir annehmen, daß die Geometrie sich bei den Egyptern noch in ihrer Kindheit befand, oder wenigstens durchaus blos praktisch war.

Zur Zeit, wo die Auswanderungen nach Griechenland stattfanden, stand die Astronomie in Egypten noch auf ziemlich niedriger Stufe, denn sie kannten blos das Mondsjahr. Da aber, wie schon erwähnt, diese Wissenschaft den Egyptern von großem Nutzen war, so legten sie sich sehr eifrig darauf und machten rasche Fortschritte darin, so daß sie, als unter Psammetichs Regierung die Verbindung mit den Griechen wiederhergestellt wurde, bereits das Sonnenjahr von 365 vollen Tagen angenommen hatten. In kurze Zeit darauf sezten sie einen Viertelstag zu und kamen so der wahren Jahresdauer sehr nahe. Dieses verbesserte Sonnenjahr wurde für die bürgerlichen Verhältnisse angenommen. Da aber das gottesdienstliche Jahr früher festgesezt war, so ließ man es bei seinen 365 vollen Tagen und änderte nichts daran. So kam es, daß die Feste allmählig sich verrückten und nicht mehr auf dieselben Sternzeiten, wie bei ihrer Einsetzung, fielen; sie mußten, um wieder darauf zu fallen, nach und nach alle Jahrszeiten durchlaufen haben. Der Zeitraum nun, nach dessen Ablauf alles wieder sich im ursprünglichen Stande befand, war das große oder Syriusjahr. Wahrscheinlich fanden die Egypter blos durch das Hervortreten der Hauptsterne aus den Sonnenstrahlen oder das Verschwinden in denselben annähernd die wahre Länge des Jahres; denn ihre Mittel der Beobachtung waren höchst mangelhaft, und sie hatten, wie man glaubt, kein Werkzeug, die Sonnenhöhe zu messen, als den Sonnenzeiger.

Man wäre versucht, den Egyptern in der allgemeinen Physik sehr wenige Kenntnisse zuzutrauen, wenn es wahr ist, daß sie das Feuer für ein Thier hielten, das die ihm dargebotenen Körper verzehrt. Es war dieß aber wohl blos Glaube des Volks und nicht der gelehrten Kaste.

Die Egypter hatten von der Geologie manche sehr richtige Begriffe; sie hatten die Gesetze der Aufschwemmung ganz gut beobachtet, und wir erklären uns heutzutage die Bildung des Delta gerade so, wie man sie zu Herodots Zeit erklärte. Die Eigenschaften der Mineralien wurden recht fleißig und gut beobachtet; das Land bot ja die Mittel dazu in reichster Fülle. Die Berge, welche die Seiten des Nilthals bilden, ließen verschiedene Gebirgsarten in ihrem vollen natürlichen Schimmer zu Tag erscheinen: unten den Kalkstein, weiter oben den Sandstein, endlich gegen Syene zu Porphyr und Granit. Egypten war, so zu sagen, ein förmliches Mineralienkabinet. Man mußte die kleinen Thäler durchreisen, welche zum rothen Meere führen, und entdeckte hier andere Mineralien, die nicht in so großen Massen vorkommen; in einem derselben fand man namentlich die Smaragdmine, aus der sämmtliche Smaragde des Alterthums kamen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Berlin, 24. December 1829.**

Vorgestern wurde auf dem Königstädtischen Theater zum ersten Male aufgeführt: „Das Pfefferrösel, oder: die Frankfurter Messe im Jahre 1297," ein Gemälde der Vorzeit, von Charlotte Birch-Pfeiffer, der in Deutschland rühmlich bekannten Schauspielerin. Vor dem Richterstuhl einer philosophischen Aesthetik, die in jedem dramatischen Werke einen lebendig-quillenden Centralpunkt (eine Grundidee) verlangt," dürfte dieses Stück kaum Gnade finden; eben so wenig vor andern Kunstrichtern, die nur das absolute Trauerspiel, das absolute Lustspiel, doch keine Mittelgattung statuiren. Dennoch hat dieses Drama bereits in Wien, Prag, Hamburg und nun auch hier in Berlin einen ungetheilten und wahrlich nicht alltäglichen Beifall erhalten. Der Stoff kann durch schlagende Neuheit, diesen Eindruck nicht bewirkt haben; denn Rettungsgeschichten und Entlarvung und Bestrafung eines Bösewichts, und schüchterne und siegende Liebe sind hundert Mal unbeachtet auf den Brettern vorübergegangen. Auch die Charaktere sind es nicht, die das Stück tragen und heben; zwar kann man sie nicht verzeichnet nennen, vielleicht aber nur deßhalb, weil ihre Umrisse verschwimmen; sie sind überdieß weder neu und prägnant, noch durch Leidenschaft und inneren Kampf hervorgehoben. Noch weniger hat der äußere Glanz das Glück dieses Schauspiels gemacht. Die Direktion des hiesigen Privattheaters hat zwar ihr Mögliches zu würdiger Ausstattung des Ganzen gethan; aber die Frankfurter Messe auf dem Königstädtischen Theater konnte unmöglich ein Publikum begeistern, das ja auf der königlichen Bühne nicht nur den prächtigen Markt von Neapel, nein! selbst den Ausbruch des flammenspeienden Vesuvs, dieses non plus ultra der heutigen Schaubühnenkunst, sah und also (ich finde keinen deutschen Ausdruck) so blasé ist, daß es nur der wirkliche bengalische Untergang der ganzen bunten Bretterwelt einigermaßen reizen könnte. — Wenn nun dieses Stück weder durch tiefe, innere Kraft anzieht, noch durch äußerlichen Glanz besticht, so entsteht wohl die Frage: wodurch es sich die allgemeine Gunst erwirbt? — Die wohlfeilste Antwort wäre: „Es gefällt eben der Menge!" Aber obwohl man unter dem Ausdruck: „die Menge," gewöhnlich eine ungebildete Masse, im Gegensatz eines kleinen kunstsinnigen Publikums versteht, so hat heut zu Tage das kunstsinnige Publikum so um sich gegriffen, es besteht aus einer so zahllosen Anhäufung von ästhetischen, gelehrten und anticipando kritischen Köpfen, daß sich der obige Gegensatz umgekehrt hat: das activ-kritische Publikum ist die größere Menge geworden, während die ehemalige, dem Kunstwerk passiv sich hingebende Menge so zusammengeschmolzen ist, daß man Gefahr läuft, sie für das kleinere und bessere Publikum zu halten. Jene Antwort also ist nicht abweisend, wie sie es doch seyn will, nein! ganz im Gegentheil: ein Stück, das heut zu Tage der Menge gefällt, gefällt dem kritischen Zeitgeist in Person, und was dazu gehört, das weiß er selbst nicht. Daher, wenn dieses Drama nur der vorzüglich ausgezeichneten Menge gefallen hätte, würde ich, über die Ursache auch nur nachzudenken, mich gewiß nicht erdreistet haben; so aber hat es allgemein gefallen, und da überhebe ich mich denn wohl nicht, wenn ich das „Wie so?" aufzufinden suche.

Eine Unterscheidung, auf die ich längst schon in diesen Blättern, und vielleicht zuerst, scharf und streng hinwies, die Unterscheidung eines dramatischen Gedichts und eines theatralischen Drama's, eines dramatischen und eines Bühnendichters — man hat sich von vielen Seiten dagegen erhoben, hat sie durchaus nicht wollen gelten lassen. Auf dem Standpunkt, wohin sich meine Gegner stellten, waren sie durchaus nicht zu bestreiten; es war jener höchste, wo das dramatische Gedicht auch den Forderungen der möglichen theatralischen Darstellung und ihrer bedingten Effekte genüge; wo der bretterkundige Autor, der für die reale, ja für eine bestimmte Bühne schreibt, zugleich ein gehaltvoller, tiefsinnig-dramatischer Dichter ist. Von diesem höchsten und nur von dem seltenen Genius erreichten Standpunkte hatte ich aber, mit vollem Bewußtseyn, abgesehen, und nicht von dem Ideal, was da seyn soll, gesprochen, sondern von der Wirklichkeit, die da ist. In diesem Gebiete entscheidet die Thatsache; die Thatsache aber ist, daß unter zwanzig dramatischen Werken, die in Deutschland geschrieben werden, nur ein einziges darstellbares ist, und unter zwanzig solcher darstellbaren Stücke sich wieder nur ein einziges befindet, das die nothwendigen Bedingungen der theatralischen Oekonomie und Gedrängtheit, der Fernmalerei, der Lichteffekte, prägnanter Situationen, kurz alles das erfüllt, was — nicht etwa eine ideale — sondern unsere in der Wirklichkeit existirende Bühne, sammt ihrem Publikum, verlangt. Es fehlt unserer jüngsten Zeit keineswegs an talentreichen dramatischen Gedichten, die den Leser fesseln und erfreuen; aber selbst die vorzüglichsten dieser Dichtungen, die auf der Bühne versucht wurden, sind, trotz aller Empfehlung achtbarer Kritiker, spurlos vorübergegangen; denn es fehlte ihren Autoren jene Bretterkenntniß, die selbst der genialste Dichter sich erst erwerben muß, und die keine Theorie, kein einsames Studium, sondern nur die Bühne selbst und der eigene Versuch lehren. Die faktische Verschiedenheit eines dramatischen und eines Bühnen-Dichters ist also nicht zu bestreiten. Kotzebue, in dem werthlosesten seiner Kalenderstückchen, ist Bühnendichter; Ludwig Tieck, in der genialsten seiner dramatischen Dichtungen, ist es nicht, oder hat es vielleicht zu seyn verschmäht.

(Der Beschluß folgt.)

---

Beylage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 20.

# Morgenblatt

für

# gebildete Stände.

Sonnabend, 23. Januar 1830.

— Diese vergöttern
Ein Krokodil, die zittern dem schlangengemästeten Ibis. —
Katzen allhier, dort Fische des Nilstroms betet man an. —

Juvenal.

## Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Die Art, wie die Egypter die harten Steine, den Porphyr, den Granit, bearbeiteten, beweist, daß sie sehr scharfe Werkzeuge hatten und folglich sich auf das Härten wohl verstanden. Zwar hat man in ihren Städten und Gräbern nur wenig Eisen gefunden; dieß kömmt aber daher, daß sich dieses Metall so leicht zerstört. Man findet überdieß verschiedene andere Metalle, unter andern Bronze und Gold von seltener Reinheit. Sie kannten all unser Schmelzwerk, unser Porzellan; sie verstanden die glänzendsten, dauerhaftesten Farben zu bereiten, sogar Ultramarin, kurz, in allen chemischen Kenntnissen waren sie ohne Vergleich weiter, als es Griechen und Römer je gebracht haben.

Wir erwähnten bereits, daß der Gebrauch, heilige Thiere in den Tempeln zu halten, die Egypter in Stand setzte, ihre Sitten und ihren Bau genau zu beobachten; die gemalten oder in Stein gehauenen Abbildungen derselben sind aber auch vollkommen getreu. Wir finden auf ihren Monumenten mehr denn fünfzig Thierarten so treffend dargestellt, daß man sie, selbst wenn die Figuren in kleinem Maaßstabe und blos im Umrisse gezeichnet sind, auf den ersten Blick erkennt. So sehen wir auf ihren Bildwerken die große Antilope, den Orix, die Girafe, den langohrigen Hasen, den Sperber, den Geier, die egyptische Gans, die Wachtel, den Kibitz, den Ibis u. s. w. Gau gibt in seinem Werke über Egypten die Abbildung von einem Gemälde, das den Triumph eines egyptischen Königs vorstellt; man sieht darauf die besiegten Völker dem Eroberer die Thiere, die ihren Ländern eigen sind, huldigend darbringen; man bemerkt darunter den Jägertieger, den wir in Europa erst seit etlichen und dreißig Jahren kennen, die Natter, (Coluber haje) das Krokodil u. s. w. Jeder Naturkundige erkennt sicher jedes Thier, sogar Insekten und Fische. Auf einem Bildwerk bei Caillaud, das einen Fischfang vorstellt, sieht man über fünf-und-zwanzig Arten von Fischen; Welse, Karpfen, andere, Egypten eigenthümliche, sonderbar gestaltete Fische sind so treu dargestellt, daß man sie augenblicklich erkennt.

Es läßt sich wohl schwerlich annehmen, daß ein Volk, das die Natur so fleißig und mit solchem Erfolg beobachtete, dabei stehen geblieben seyn sollte, einzelne Beobachtungen zu sammeln, ohne einen Versuch zu machen, sie durch Theorie zu verknüpfen und sich zu Grundsätzen zu erheben. Man darf wohl sicher voraussetzen, daß zu einer gewissen Zeit die Priester, außer den philosophischen und gottesdienstlichen Lehren, auch im Besitze von eigentlich wissenschaftlichen Theorien waren, und diese sind wohl erst in Folge des Drucks, unter welchem die Priesterkaste zur Zeit der persischen Eroberung seufzte, verloren gegangen. Den Häuptern der aus Egypten auswandernden Kolonien mochten wohl im Allgemeinen nur wenige

der Kenntnisse eigen seyn, in deren Besitz jene bevorrechtete Kaste war; sie nahmen nur die Praxis mit sich. Ganz anders aber verhielt es sich mit dem Gesetzgeber der Juden; er war von den egyptischen Priestern erzogen worden, und kannte nicht allein ihre Künste, sondern auch ihre philosophischen Lehren. Viele Spuren in den Büchern Mosis beweisen, daß er über manche höchst wichtige Punkte der Naturphilosophie sehr richtige Begriffe hatte. Besonders ist seine Lehre von der Schöpfung der Welt, rein wissenschaftlich betrachtet, höchst merkwürdig, denn die Ordnung, in der er die verschiedenen Wesen geschaffen werden läßt, ist genau dieselbe, auf welche die Geologie führt. Nach der Genesis wurden, nachdem Himmel und Erde geschaffen und es Licht geworden war, zuerst die Pflanzen, dann die Wasserthiere, dann die Landthiere, und am lezten von allen der Mensch geschaffen. Ganz dasselbe lehrt uns die Geologie. In den ältesten, und folglich am tiefsten liegenden Gebilden der Erde findet man keine Spur von organischen Wesen, die Erde hatte noch keine Bewohner. Weiter nach oben zu aber erscheinen auf einmal Ueberreste organischer Körper, und zwar zuerst Muscheln und Fische, dann, je näher die Erdschichten der Oberfläche rücken, große Reptilien, endlich Knochen von vierfüßigen Thieren. Menschliche Gebeine aber findet man blos im aufgeschwemmten Land, in Höhlen und Felsenspalten, zum Beweise, daß der Mensch erst nach allen übrigen Thiergeschlechtern auf der Erde erschienen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Die Böhmen.

(Fortsetzung.)

Severin war aufgesprungen. Er sah den erzählenden Bendix entsezt an. Die Entdeckung, daß seine Ahnungen mehr seyn könnten, als eine Täuschung irrender Gefühle, machte fast einen Eindruck auf ihn, als erblicke er ein Gespenst. „Habe ich recht gehört?“ sprach er gepreßt. „Veit, jener Soldat —“ — Dein zweiter Vater,“ unterbrach ihn Bendix, „der Dich dem dritten, dem alten Thomas, übergab. Mein Ruf halte ihn erweckt. Er fuhr ängstlich empor, er starrte mich an mit Blicken, die Schreck und Entsetzen aussprachen. „Bendix, verrath mich nicht!“ schrie er in dem alt bekannten Tone. Gleich darauf aber raffte er sich empor, schlug das Fenster zu, das von innen mit einem dichten Vorhange bedeckt war, und ließ mich stehen. Ich lief an die Hausthüre; sie war verschlossen. Ich schrie und machte Lärm, Niemand antwortete mir. Da beschloß ich, erst Dich aufzusuchen, um Dir die seltsame Geschichte mitzutheilen. Dich geht sie am nächsten an, Du bist der Held des Stücks, Du hast das Orakel aufzusuchen, damit es Dir sagt, wer Du bist, was in der That an Dir ist, und ob Deine eigentliche Persönlichkeit die Mühe lohnt, aus dem bisherigen Inkognito hervorzutreten.“

Severin nahm den Vorschlag des Gefährten, nach dem Bauernhause zu neuen Versuchen zurückzukehren, sogleich an. Er fühlte sich stürmisch bewegt. Er dachte nicht mehr an eine Standeserhebung, die ihn betreffen könne, er dachte nur an Theresen, wie diese sich in eine Wendung der Dinge, sey sie welche sie wolle, finden werde. Es war ihm, als stehe er jezt vor der verschlossenen Pforte seiner Zukunft, die sich nun aufthun müsse, hinter der aber eben so wohl ein Ungeheuer, als ein beglückender Genius lauern könne. Mit hastigen Schritten eilte er den Berg hinab. Bendix holte ihn erst am Fuße desselben ein. In der nächsten Minute standen sie vor dem Bauernhause. Die Thüre war offen. Auf dem Flure fanden sie eine junge Bäurin mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt. Auf ihre Frage nach dem Bettler mit dem Stelzfuße, berichtete diese, der arme Mann wohne allerdings bei ihr, sie habe ihn aber am heutigen Morgen nicht gesehen, da sie frühe im Felde zu thun gehabt und bei ihrer Rückkehr ihn nicht mehr zu Hause angetroffen habe. Seinen Namen kannte sie nicht. Seit dem Anfange des Sommers ungefähr, theilte sie ferner mit, befinde er sich hier, und berichtige immer pünktlich die wöchentliche Miethe, was er auch recht wohl vermöge, da die Badeherrschaften großes Mitleid mit ihm hätten und ihn reichlich beschenkten. Er erzähle gern und viel aus seinem frühern Kriegsleben. Uebrigens treibe er sich den Tag hindurch im Bade umher, wo er allerlei kleine Kommissionen übernehme, und kehre erst Nachts zurück. Severin und Bendix sahen ein, daß sie sich bis dahin gedulden mußten, wenn nicht etwa ein günstiger Zufall ihnen den Invaliden entgegenführte. Sie gaben der Bäurin ein Stück Geld, und empfahlen ihr, den Miethsmann nichts von ihrem Besuche und ihren Erkundigungen merken zu lassen. Das Weib lächelte verschmizt. „Sie wollen ihn sicherlich mit einer Wohlthat überraschen,“ sagte sie, indem sie die Männer über die Schwelle begleitete. „Ich verrathe gewiß nichts. Wenn Sie befehlen, will ich Sie diesen Abend um zehn Uhr still einlassen.“ — „Ganz richtig!“ antwortete Bendix. „Wir haben etwas Gutes mit ihm im Sinne, aber er darf's nicht vorauswissen. Thu Dir Gewalt an, Frau, und sey verschwiegen. Auch Dein Schade soll's nicht seyn. Punkt zehn Uhr sind wir da.“

Sie trieben sich bis zum Mittage in den Promenaden und an den Orten umher, wo sie den lahmen Bettler zu finden hoffen durften. Ihre Mühe war vergebens. Seine auffallende Gestalt trat ihnen nirgends entgegen, und sie mußten sich unverrichteter Sache nach Hause verfügen, wo sie die übrigen beim Mittagstische versammelt fanden.

Therese konnte nicht fertig werden, die Güte der jungen Gräfin, ihre Freude zu schildern, als sie erfahren, daß ihre Lehrerin auf dem Landsitze des Vaters glückliche Stunden verlebt habe. Sie fragte nach Allem, sie ließ sich jede einzelne Person, die an dem Konzert- und Ballabende auf dem Schlosse gegenwärtig gewesen, genau beschreiben, sie erkannte sie wieder und ergötzte sich in unbefangenem Frohsinn an diesem Rathspiele. Die innigste Liebe und Verehrung gegen den würdigen Grafen leuchtete aus Allem, was sie sagte, hervor. Nach Baron Lingen erkundigte sie sich nur flüchtig und zerstreut. Sie schien Theresens ausweichende Antwort zu überhören, ihre Verlegenheit nicht zu bemerken. Ihren Vater erwartete sie gegen das Ende der Badezeit, wo er versprochen habe sie abzuholen. So große Liebe auch bei jeder Aeußerung, die diesen betraf, der Ton ihrer Stimme, der Blick ihres Auges an den Tag legte, so deutete doch ein unwillkührlicher Seufzer, als sie der Heimreise erwähnte, auf ein still gehegtes, mächtiges Gefühl, das dieser widerstrebte. In ihrer Gesellschaft befand sich nur eine bejahrte Kammerfrau. Diese schien großen Einfluß auf die junge Dame zu üben, und wurde von ihr wie eine ältere Freundin, nicht aber wie eine Dienerin behandelt. Als die Unterrichtsstunde zu Ende ging und Therese sich eben entfernen wollte, trat ein junger Mann herein, den Gräfin Emilie Cousin nannte. Er war der Sohn der Tante, bei der die Comtesse einige Monate zugebracht hatte, und vor einigen Tagen von dem Gute seiner Mutter herübergekommen, um nach der lieblichen Verwandtin zu sehen. Sein ganzes Aeußeres, sein Benehmen, seine Sprache hatten etwas sehr Zartes, doch nichts Süßliches und Unmännliches. Ein Zug von sanfter Schwermuth verlieh dem feinen Antlitz einen besondern Reiz, und jede seiner Bewegungen zeugte von einem richtigen und tiefen Gefühl für alles, was Anstand und Sitte geboten. Therese bemerkte mit weiblichem Scharfblicke, daß Emilie bei dem Eintritte ihres Cousins erröthete, daß ihre Brust sich höher hob und ihre Hände von einem leisen Zittern befallen wurden. Nun konnte sie sich jenen Seufzer erklären, nun erkannte sie, daß ihn die Abneigung gegen die Verbindung mit Lingen, aber nicht der Widerwille gegen die Heimreise veranlaßt habe.

Man sprach noch am traulichen Mittagstische über diese Dinge und Thomas stellte die Behauptung auf: man müsse der jungen Gräfin zu Hülfe kommen und dem Grafen die Augen öffnen über Lingens Schlechtigkeit, als an die Zimmerthüre geklopft wurde und jene Kammerfrau Emiliens, deren Therese gedacht hatte, hereintrat. Sie blieb wie versteinert auf der Schwelle stehen und sah mit starren Blicken nach Severin, welcher der Thüre gerade gegenübersaß. Ihre Betroffenheit dauerte so lange, bis Therese aufgestanden war und ihr mit der Einladung, sich niederzulassen, entgegentrat. Nur mühsam und nach und nach vermochte sie sich zu fassen. Sie stammelte eine Entschuldigung, daß sie störe, und verlangte für ihre junge Gräfin ein Musikstück, von welchem diese am heutigen Morgen mit Theresen gesprochen hatte. Während das Mädchen nach den Noten suchte, kehrten die Blicke der Botin immer auf Severin zurück, der zu sehr mit sich selbst beschäftigt war, um die Aufmerksamkeit, die man ihm widmete, zu bemerken. Ihm lag immerwährend der Stelzfuß im Sinne, und die Offenbarungen, die er von der Zusammenkunft am heutigen Abende erwartete, peinigten ihn mit den wunderlichsten Zweifeln. Er und Bendir hatten den Uebrigen die Ereignisse dieses Morgens verschwiegen. Sie wollten erst zu irgend einer Gewißheit kommen, und dann den ehemaligen Soldaten Veit bei den Landsleuten einführen und ihn selbst sprechen und erzählen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Neue Entdeckungen und Versuche in Indien.

Der Reisende, Kapitän Herbert, dem man schon viele Nachrichten über die Kette des Himalayagebirges verdankt, ist voriges Jahr in diesem Gebirge bis über den Paß Oota-Dhoora vorgedrungen, der auf der Grenze der chinesischen Tartarei liegt und nach Gertokh führt, wo der größte Markt weit und breit gehalten wird. Dieser Paß liegt 17,780 Fuß über dem Meer; es hatte ihn bisher noch kein Europäer betreten. Die Straße, die dadurch führt, ist blos zwei Monate im Jahr gangbar, die zehn übrigen mit Schnee verschüttet. Sie läuft eine ganze Tagreise lang über Gebirgsrücken, die sich noch mehr als tausend Fuß über die Grenze erheben, von wo an kein Strauch mehr wächst. Die tartarischen Kaufleute benutzen diese Straße, so lange sie von Schnee frei ist, und schaffen darauf gegen 180,000 Pfund Salz und Borax auf etwa 7000 Schaafen fort, den einzigen Lastthieren, die man im Himalaya kennt.

Die englischen Gelehrten forschen in den neuen Provinzen des brittischen Reichs in Indien aufs Eifrigste nach Naturprodukten, die in Europa für Gewerbsfleiß, Künste und Ackerbau von Nutzen werden können. Vor Kurzem wurde ein botanischer Garten zwischen dem Ganges und der Jumna für Gewächse, die sich vielleicht mit Nutzen nach Europa verpflanzen ließen, eingerichtet. Man hat dazu einen 6300 Fuß hohen, nördlich gelegenen Punkt gewählt, wo mitten in Hindostan eine Temperatur wie etwa im Süden unsers Kontinents herrscht. Unter den Ge-

wachsen, die daselbst gezogen werden, befindet sich eine Art Seidelbast (daphne cannalima), woraus im Nepal Papier bereitet wird; ein Strauch (symplocus racemosa), dessen Rinde einen Farbstoff liefert; eine Weizenart, die aus der asiatischen Central-Hochebene kommt, wo sie auf der Grenze der chinesischen Tartarei, in der Höhe von 10,600 Fuß, gedeiht, und eine Gerstenart (hordeum celeste), die man im Himalayagebirge auf Feldern erndtet, welche 12,000 Fuß über dem Meer liegen, also beinahe so hoch, als die Gipfel der Alpen, z. B. die Jungfrau. Diese Früchte werden im Oktober gesäet und reifen zu Ende Aprils.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 24. December.

(Beschluß.)

Es ist hier der Ort nicht, um zu zeigen, wie innig die seltene Erscheinung eines Bühnendichters in obigem Sinne mit unserer Nationalität zusammenhängt, und wie das Theater überhaupt ein fremdes, ein südlicheres Gewächs ist, dem weder die einsame Innerlichkeit, noch die kalte Betrachtung des Nordens zusagt. Genug, wenn auf die Thatsache hingewiesen wird, daß wir — nach einer schönen und leider nur zu kurzen Pause — uns wieder zu den Franzosen hinwenden, oder, wenn man will, hinwenden müssen, um das Repertorium unserer Bühne zu erneuen. Hat sich nun in einer solchen Periode der allgemeine Geschmack, einerseits zu dem Flüchtigen und Skizzenhaften, anderseits zu der süßen träumerischen Glanzwelt der Oper hingewendet, vermag man in diesen Sphären den überreizten Sinn nicht mehr zu befriedigen, wie sehr man sich auch überbietet, wie weit auch Alles herkommt: so wird in dem Publikum eine Stimmung sich einfinden, eine unbewußte Sehnsucht nach wesentlichem Inhalt, ein Heimwehgefühl nach eigener Art und Kunst. — Dieses Gefühl eines lang hintangestellten und unbefriedigten Bedürfnisses ist es nun, welches dem bühnengerechten Drama der Mad. Birch-Pfeifer die Pforten des freudigen und allgemeinen Beifalls eröffnete. Ich sage: das bühnengerechte Drama. Wie viele beliebte französische Neuigkeiten verdanken ihr Glück nur diesem Verdienst, wie viele größere deutsche Dramen scheiterten nur deßhalb, weil sie nicht bühnengerecht waren! Das Drama der Mad. Birch-Pfeifer ist es im vollsten Maße, beweist aufs Neue den Werth und die Unentbehrlichkeit der Bretterkenntniß für den dramatischen Dichter, und verdient, schon in dieser Hinsicht allein, die Beachtung und Anerkennung der strengsten Kritik. Lebendigkeit und Gedrängtheit, natürliche Entfaltung einer Scene aus der andern, bei klarer Motivirung der Begebenheiten, richtige Eintheilung der fünf Akte, rasches Fortschreiten der Handlung ohne Stillstand und Breite, und eine neue, sehr effektreiche Situation (es ist wahrlich leichter, dagegen zu deklamiren, als sie zu erfinden!) zeichnen dieses Drama vor vielen andern rühmlich aus. Wahrhaft poetisch ist die Exposition, oder vielmehr der erste Akt, der ein Vorspiel bildet und sich zu den folgenden — man darf ja dem Kleineren das Größere vergleichen — ungefähr wie „Wallensteins Lager" zu jener grandiosen Tragödie verhält. Wie dort das Lager, so gibt uns hier die bewegte Frankfurter Messe ein Bild, das den Zuschauer in jene Zeit versetzen soll, in welcher die folgenden Begebenheiten sich zutragen, deren Fäden hier schon angeknüpft werden, und deren Hauptpersonen hier schon vorübergehen. Gerade diesen Akt nun tadelt eine hiesige politische Zeitung schlechthin; dagegen ist nichts zu sagen, denn warum sollte ein individuelles Mißfallen sich nicht aussprechen dürfen? Aber wenn da weiter gedruckt steht, daß dieser Akt „nicht recht Effekt machen wollte, die Zuschauer nicht besonders ansprach," so ist diese Behauptung ein Druckfehler, indem das Stück sogleich die Aufmerksamkeit der Zuhörer fesselte, gleich mitten in den Schauplatz der Begebenheiten versetzte, und auch nicht einen Moment lang jene Stimmung eintrat, die, wenn ein Stück weitschichtig wird, ich möchte sagen in der Atmosphäre, drückend wie Gewitterluft, zu fühlen ist. Auch hat wohl jene Zeitung nur sagen wollen, daß die Intention dieses Vorspiels großartiger ist, als dessen Ausführung, und hiermit fand ich kunstverständige Freunde nicht nur einverstanden, sondern, ihrer Ansicht zufolge, würde dieses Stück zu den würdigsten seiner Gattung gehören, wenn ihm nicht überhaupt eine lezte Vollendung der Ausführung fehlte. Dieser Mangel wird besonders in den unbestimmten Umrissen und der blassen und eintönigen Färbung der Charaktere bemerkbar, die — mit Ausnahme der Heldin, welche auf eigene Weise naiv ist — sämmtlich Schärfe und Individualität entbehren. Auch in der Sprache, die, unstät, weder dem Vers, noch der Prosa sich bequemt, wird dieser Mangel an künstlerischer Ausführung fühlbar. Würden vielleicht alle Personen in jambischen Versen und nur die Heldin in bald naiver, bald sich erhebender Prosa sprechen, so wäre in der äußern Form auch die hier treffliche Intention der Künstlerin erreicht worden. Dessen ungeachtet bleibt dieses Drama, als das Werk einer bühnenkundigen Schauspielerin und im Gegensatz so mancher undarstellbarer dramatischen Dichtungen, höchst beachtungswerth; der Beifall aber, den es sich in dieser Zeit der Uebersättigung und der verwirrtesten Anforderungen erwarb, eine hoffnungsreiche Erscheinung, ein Phänomen, welches auf einen vielleicht nahen Frieden zwischen dem Publikum und dem rezitirenden Schauspiel deutet. Die löbl. Direktion des Theaters zu Frankfurt am Main wird sich hoffentlich dieses vaterstädtische Drama nicht entgehen lassen, um so weniger, als es eine bekannte Erzählung des Hrn. Dr. Döring zur Quelle hat.

Ludwig Robert.

---

Auflösung des Räthsels in Nro. 14:

Die Sinne.

---

## Räthsel.

Ich bin ein leichtes, flücht'ges Wesen;
Ins Ungemeßne geht mein Drang;
Läßt du mich frei, leb' ich nicht lang,
Gleich bin ich, was ich erst gewesen.

Doch werd' ich klug im Bann gehalten,
Sträub' ich mich furchtbar, und es schafft
Ein Wunder die gezähmte Kraft,
Das einst die Welt wird umgestalten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 21.

# Morgenblatt

für

# gebildete Stände.

Montag, 25. Januar 1830.

Seht die Schaar der horchenden Entzückten,
Myriaden Sänger, Virtuosen,
Kunstliebhaber, Musen-Nachrichtgeber!

Herder.

## Eine Stimme aus Italien über Paganini.

Rom, im Januar 1830.

Ganz Rom, ja, wie ich höre und lese, ganz Italien schwimmt in Entzücken wegen des ungemessenen Beifalls, den Paganini im Auslande, besonders in Deutschland, erhält. Alles triumphirt, als wenn es bisher noch keinen italienischen Geiger gegeben hätte, der außer Italien mit Beifall gehört worden. Daß es Italiener sind, welche die Geigenkunst erfunden, ausgebildet und bis zu demjenigen Gipfel der Vollkommenheit, welche der wahren Kunst, nicht dem Charlatanismus, erreichbar ist, emporgehoben haben, daß es Italiener sind, welchen Europa die Erfindung der Instrumentalmusik, insbesondere des Quartetts, zu verdanken hat, ja, daß vielleicht ohne Boccherini der große Haydn selbst nicht geworden wäre, was er war, dieß und viele andere dergleichen musikalische Dinge weiß, vielleicht mit Ausnahme eines Einzigen von Zehntausenden, die heutige italienische Generation nicht. Dieser Unwissenheit in der älteren musikalischen Geschichte Italiens ist es zuzuschreiben, daß sich die Italiener vom Beifalle, welchen Paganini im Auslande erhält, auf eine Weise geschmeichelt fühlen, als würde er ihnen selbst ertheilt. Sie wähnen nun die vermeintliche Schmach, als habe Italien bis jetzt noch keinen großen Instrumentalisten aufzuweisen gehabt, von sich abgewaschen zu sehen. Eins nur können sie nicht begreifen, nämlich die großen Einnahmen, welche Paganini in Deutschland hat; in Italien hat man ihm, wie allen andern Künstlern, um mit Figaro zu sprechen, molto onore, poco contante gegeben; ja es ist ihm so schwer gefallen, von seinen Konzerten mehr als den allermäßigsten Ueberschuß zu haben, daß er, während seiner letzten Anwesenheit vor drei Jahren, eine junge, sehr artige Neapolitanerin mit sich brachte, welche ihn mit ihrem Gesange unterstützen mußte, und die ihn, so hieß es allgemein, in derselben Absicht in's Ausland begleiten sollte. Wenn er schon in Italien vermöglich gewesen ist, (was ich nicht weiß, denn der Vorwurf des Geizes, den er hier, wie überall, über sich ergehen lassen mußte, wird oft selbst den ärmsten Teufeln gemacht) so haben ihn sicher seine Konzerte nicht dazu gemacht. Ueberdem hat er von 1815 bis 1822 zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in Neapel gelebt, ohne, so viel ich weiß, ein einziges Mal öffentlich aufzutreten. Die deutschen Kenner haben ihren Charakter nicht verläugnet: sie sind ob der nie gehörten Kunstfertigkeit Paganinis bis in den dritten Himmel entzückt worden. Der eine will sein Künstlerleben, der andere sogar seine Kunst, die Geige zu spielen, schreiben, und ein dritter hascht nach Anekdoten aus seinem Privatleben; alle aber kommen darin überein, daß Paganini der größte Künstler sey, den bis jetzt die Welt erblickt. Ich gehe noch weiter, mir scheint er nicht nur für Einen, sondern für tausend Künstler zu gelten, oder mit andern Worten, mir scheint er ein Tausendkünstler zu seyn. Ist ihm oder seinen blinden Verehrern dieß Lob um die Hälfte zu groß, so hängt es nur von ihm ab, es um eben so viel

zu verkürzen; er braucht nur vor einer Auswahl wahrhafter Musikkenner, nicht vor berauschten Enthusiasten, ein fremdes Konzert ohne alle außerwesentliche Beimischung, das heißt ohne zerhackendes Staccato, ohne trommelstockartiges Tanzen des Geigenbogens, ohne Fistelflageolett, ohne mit dem Daumen gekniffene Baßnoten, und wie sonst noch die bewunderten Eigenthümlichkeiten seines Spiels heißen mögen, aber mit wahrer Virtuosität vorzutragen, das heißt im einfachen, würdevollen Style, mit haarscharfer Abwägung des qualitativen und quantitativen Werths jeder einzelnen Note, mit vernünftiger Vertheilung von Licht und Schatten (worunter ich etwas anderes verstehe, als die beliebte Laternamagika-Manier, welche ohne alle Gradation auf die tiefste Finsterniß der Mitternacht die blendendste Helle des Mittags folgen läßt), vorzüglich aber mit jener Haltung und Bildung des Tons, welche diesen anspinnt, ausspinnt und ihm die gehörige Rundung und Prallheit zu geben weiß, ohne ihn jeden Augenblick abzureißen und wieder anzuknüpfen — er braucht nur, sage ich, ein fremdes Konzert auf diese Weise vorzutragen, und augenblicklich soll er aus einem Tausendkünstler wieder zum Künstler werden, ja ich will ihn aus den Cardinalibus in die Ordinalia versetzen, und ihn nicht einen, sondern den ersten Künstler nennen. So lange er sich aber dieser Probe nicht unterzogen haben, so lange ihm noch seine Hexensonate das Non plus ultra des Ausdrucks auf der Geige und das Sprechen zum Zwergfelle verdienstlicher als das zum Herzen scheinen wird, so lange dürfte der deutsche Enthusiast wohl daran thun, seine Paganinische Geigenkunst ungeschrieben zu lassen, um sich nicht zum Hehler einer musikalischen Taschendieberei zu machen. Wenn übrigens indiskrete Freunde auch in Paganinis Privatleben, wenn sie ihm sogar in den Mund geschaut haben (eine Neugierde, welche in der That naiver ist, als sie auf den ersten Blick scheint), so ist ein solches Benehmen ein neuer Beweis von der alten Wahrheit, daß man in Deutschland stets de omnibus rebus et de quibusdam aliis spricht. Erklärt Paganini das Gerücht, er habe wegen Vergiftung seiner Gattin, Theilnahme an hochverrätherischen Umtrieben, oder aus ähnlichen Ursachen eine Gefangenschaft von mehreren Jahren ausgestanden, für Verläumdung, so thut er wohl daran, denn hätte ersteres Grund, so wäre leztere entehrend für ihn. Scheint es ihm aber rathsam, überhaupt den Verhaft zu läugnen, so heißt dieß für einen Italiener con poca politica handeln. Tausende in Italien wissen, daß er um 1811 — 1813 über zwei Jahre im Gefängnisse zugebracht hat. Die wahre Ursache will Niemand kennen; darin kommen aber alle überein, daß eine Frau die Veranlassung dazu gewesen ist. Ob er im Verhafte auf einer oder auf vier Saiten gespielt hat, weiß ich nicht; wohl aber, daß er sich dort unablässig auf der Geige geübt hat. Ueber die Art, diese zu stimmen, sind in Italien, und, wie ich lese, jezt auch in Deutschland, die lächerlichsten Gerüchte verbreitet worden; man staunt es wie ein Wunder an, daß er auf einer verstimmten Geige spielt. Seine Geige ist aber nicht verstimmt, sondern im Gegentheile mit großem Fleiße gestimmt, und zwar auf eine Art, wie sie von ihm ausgesonnen und seit einem Dutzend von Jahren, Behufs eines oder des andern Stücks, eingeübt worden ist. In Rom hat er, um das Taschenspielerstückchen unter die Leute zu bringen, den Kunstgriff gebraucht, in der Probe während des Spiels mit Fleiß eine Saite von der Geige zu reißen und dann ein Orchestermitglied zu bitten, sie ihm wieder aufzuziehen. Als die Saite saß, wollte sie natürlich mit den übrigen keine Quinte stimmen, und der erstaunte Musiker verkündete seinen Gefährten, Paganini spiele auf einer verstimmten Geige.

---

## D i e B ö h m e n.

(Fortsetzung.)

Die Kammerfrau hatte indessen mit B e n d i x und C l a r e n eine Unterhaltung angeknüpft. Diese betraf ihren Aufenthalt auf dem Gute des Grafen W e r d e n, die Hoffnung der Gesellschafterin E m i l i e n s, bald dahin zurückzukehren, indem sie äußerte, eine erfreuliche Ueberraschung liege ganz in des alten Herrn Art, und sie erwarte jeden Tag, ihn ankommen zu sehen, obschon Comtesse E m i l i e diese Hoffnung nicht mit ihr theile. Als ihr T h e r e s e die verlangte Musik eingehändigt hatte und sie schon zum Fortgehen aufgestanden war, wandte sie sich plötzlich zu S e v e r i n und sagte: „Verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich frage, ob auch Sie von böhmischer Abkunft sind? Ich kann es mir kaum denken. Ihr ganzes Aeußeres verräth den Nordländer.“ Es lag der Ausdruck einer seltsamen Spannung in den Gesichtszügen der Frau, als sie diese Worte sprach. „O mein Gott!“ fuhr S e v e r i n wie aus einem Traume auf; „weiß ich denn selbst, woher und was ich bin? So viel ist gewiß, daß ich mich in meinem vierten Jahre in B ö h m e n befand und es seitdem nicht verlassen habe, bis vor einigen Monaten.“ Die Kammerfrau schwieg. Sie sah noch einmal nachdenklich den jungen Mann an, dann entfernte sie sich mit einer geheimnißvollen Miene, die jedoch nur von B e n d i x bemerkt wurde. Dieser stand jezt auf, trat hinter S e v e r i n und flüsterte ihm in's Ohr: „Courage, mein Junge! ehe dieser Tag sein Solo durchgespielt hat, wissen wir mehr. Das hinkende Orakel muß beichten. Wahrscheinlich heißest Du heute zum lezten Mal S e v e r i n und morgen — ja! wer kann das wissen? A l e x a n d e r, F e r d i n a n d, T h e o d o r i c h — kein Name ist zu gut, daß er nicht der Deinige werden könnte.“

Severin hatte keine Ruhe in seinem Zimmer. Er lief hinaus ins Thal und auf die Berge, er war unzufrieden mit sich, daß er die Ruhe und Heiterkeit seines Gemüthes von chimärischen Hoffnungen hatte verdrängen lassen. Wer war ihm Bürge, daß, wenn er nun seine Geburt, Eltern und Verwandte kennen lernen würde, mit dieser Erfahrung nicht Verhältnisse verknüpft seyn könnten, die seine Verbindung mit Theresen bedroheten? Für die Geliebte war er jedoch entschlossen, Alles aufzuopfern, Allem zu entsagen. Er warf sich auf einen Felsenüberhang nieder, der einen der Berge krönte. Das Thal mit dem Badeorte lag offen zu seinen Füßen. Die Abendsonne begrüßte es mit ihren schrägen Strahlen. Es dünkte ihn, als summten aus der Tiefe harmonische Töne herauf, durch sein Fernrohr erblickte er in einem Garten seine Freunde, von einer ansehnlichen Gesellschaft umringt. Jetzt fiel ihm ein, daß auch er von der Parthie hätte seyn sollen; aber es wäre ihm heute unmöglich gewesen, Musik zu machen. Er sah in die Abendröthe und lauschte der flüsternden Musik. „Dein bleib ich ewig, himmlische Kunst!“ sprach er immer horchend für sich hin. „Du hast den Jüngling genährt und Deinen blühenden Kranz auf sein Haupt gedrückt, Du hast ihm das ewige Einverständniß, die Harmonie alles Lebenden erschlossen, die von dem großen Weltgeiste ausgeht. Ja,“ schwärmte er weiter, „Alles ist Musik, die sichtbaren Schöpfungen der Natur, die unsichtbaren Empfindungen aller Wesen; das Gebot: es werde Licht! war der gewaltige Akkord, der durch alles Geschaffene strömte und fortrauscht in alle Ewigkeit. Thörichter Glaube, der da sagt, die Musik habe keine Heimath, der Ton, der verklungen, kehre nie wieder! Freilich ist sie nicht irdischer Natur, und ihr himmlisches Wesen wird nur von wenigen erkannt. Aber alle Töne sind auf jenes große Gebot zugleich erschaffen worden und leben fort im All und verkündigen sich, wenn sie von dem Vertrauten gerufen werden.“

Er sah so lange ins Thal, bis es dämmerig wurde. Die Musik dauerte noch. Langsam stieg er hinab. Der Friede, der in der Natur herrschte, hatte sich auch seiner Seele mitgetheilt. Als er bei seiner Wohnung anlangte, waren die Uebrigen noch nicht zurückgekehrt. Er setzte sich auf eine Bank vor dem Hause nieder und sah über die Straße hin in die Wipfel der großen Lindenalleen, die der Schein des Mondes anfing mit seltsamen Lichtern und Schatten zu schmücken. Ein Reisewagen rollte vorüber in den Hof des großen Badehauses, das auch Comtesse Emilie bewohnte; Severin dachte an die Aeußerung der Kammerfrau. „Wenn es der Graf wäre?“ sagte er zu sich selbst. „Und wenn auch,“ fuhr er nach einer augenblicklichen Pause fort, „wie bin ich doch so thöricht, in Allem wunderliche Beziehungen finden zu wollen!“ — Nach einem Weilchen kam Bendix odemlos herbei. „Ich habe mich fortgeschlichen,“ sprach er. „Die Leute können heute nicht satt Musik bekommen, und Thomas ist so entzückt über allen Beifall, den er erhalten, daß er gar nicht aufhören mag. Jetzt laß uns gehen, Severin. Es ist Zeit, das Abentheuer zu bestehen. Auf den Nothfall habe ich eine Flasche Wein zu mir gesteckt, um das Orakel redselig zu machen.“

Schweigend schritt der junge Mann neben Bendix her. Die alte Unruhe regte sich wieder in ihm, sein Gang wurde, während Bendix mancherlei Erinnerungen aus seiner frühern Bekanntschaft mit dem Soldaten Veit hervorrief, immer eiliger. Beide bemerkten nicht, daß sie von zwei dunklen Gestalten verfolgt wurden, die sie nicht aus den Augen ließen. In der Thüre des Häuschens trat ihnen die wartende Bäurin entgegen. „Er ist schon seit Mittag zu Hause,“ flüsterte sie. „Eine Unpäßlichkeit hat ihn befallen und er liegt zu Bette. Tretet leise ins Zimmer. Eine frohe Nachricht wird ihm gerade recht kommen in diesem Zustande.“

Das kleine Gemach war von einer düster brennenden Lampe nur wenig erhellt. Im Hintergrunde stand die Lagerstätte des Invaliden. Sie hörten ihn beten. Unaufhörlich wiederholte er die Worte: „Herr, vergieb mir meine Schuld!“ Sie traten näher. Bendix stellte sich so, daß Veit, wenn er die Blicke erhob, ihn sehen konnte. „Guten Abend, Alter!“ sagte er jetzt vernehmlich. „Viele Grüße aus der böhmischen Heimath.“ — „O weh, Du bist es, Bendix!“ stöhnte der Invalide. „Ich wußte wohl, daß es so kommen würde, aber ich konnte Dir nicht entfliehen, denn ich bin krank geworden. Jetzt hast Du mich, nun liefere mich aus ans Kriegsgericht als einen Deserteur, dessen Bild schon am Galgen darauf wartet, von ihm abgelöst zu werden.“ — „Dummes Zeug!“ erwiederte ärgerlich Bendix. „Wer denkt an so etwas? Eine Flasche Wein habe ich mitgebracht. Trink einmal, Alter, das wird Dir gut thun.“

Veit fühlte sich durch diese Erklärung sehr beruhigt. Der Schreck über Bendix Erscheinung am heutigen Morgen, die ihn immer quälende Furcht vor der Strafe, die ihn im Vaterlande erwartete, waren die eigentlichen Ursachen der Schwäche, welche ihn befallen. Er that einen starken Zug aus der Flasche. Sein Auge fiel jetzt auf Severin. „Wer ist der Fremde, der Dich begleitet?“ fragte er argwöhnisch. „Warum bist Du nicht allein gekommen?“ — „Kein Fremder, Veit!“ entgegnete der Musiker. „Du kennst ihn besser, als er sich selbst. Es ist Severin, der Knabe, den Du dem alten Thomas zurückgelassen. Er ist nun ein Mann geworden und verlangt von Dir zu wissen, wo seine eigentliche Heimath ist und wo er seine Eltern, wenn er deren noch hat, oder seine Verwandten aufsuchen soll?“ — „Severin!“ fuhr der Invalid lebhaft empor und richtete sich mit dem Oberleibe auf. „Der schöne Knabe, den ich Monate lang auf meinem

Rücken fortgeschleppt habe, um meinem Weibe, das keine Kinder gebahr und sich doch so sehr darnach sehnte, eine erfreuliche Beute mitzubringen?" — „Ich bin Severin, der Pflegesohn des alten Thomas," sagte mit gepreßter Stimme der Jüngling, indem er dem Soldaten die Hand reichte.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

Die Kommission, die zur Untersuchung unserer Industrie und unsers Handels (wodurch jährlich achtzig Millionen Franken in Umlauf kommen) aus hiesigen Fabrikanten und Arbeitern niedergesezt worden ist, hat nun ihren Bericht an das Ministerium des Handels erstattet. Er ist mit großer Gründlichkeit und Sachkenntniß abgefaßt, und darin redet einseitiges Interesse und Leidenschaft kein Wort. Es ist zu erwarten, daß für unser Gewerbssystem ein großer Nuzen daraus entstehen, und daß es sehr vervollkommnet werden wird. Männer, wie unser Devergne, Heitmann und Guigo, werden bald mit ihrem mechanischen Genie neue vereinfachte Maschinen für die Seidenweberei erfinden, denn über kurz oder lang muß sie sich den andern Webereien nähern, deren fast an das Wunderbare grenzende Leistungen kein Geheimniß mehr sind. Wir wissen, daß in einer elsäßischen Stadt dreihundert mechanische Webstühle täglich dreitausend Ellen Baumwollenzeug weben, und daß in einer andern zweihundert vierzig Webstühle fast eben so viel hervorbringen. Schon jezt ist die Rede davon, durch passende Vorrichtungen den bisherigen Preis des sogenannten Gros de Naples von 3 Fr. 75 C. oder 4 Fr. auf 2 Fr. 50 C. die Elle zu verringern. Geschieht dieß, so werden 80.000 Webstühle nicht hinreichen, um allein Frankreichs Bedarf zu liefern, und Lyon muß dann doppelt so viel Arbeiter haben.

Von großer Bedeutung für unsern Handel wird auch die Dampfschiffahrt auf der Rhone seyn, die Church und Mathieu mit ihrem neuen Dampfschiff, le Pionnier genannt, diesen Sommer so glücklich begonnen haben. In den ersten Tagen des Julius fuhr der Pionnier um 4 Uhr Morgens von hier ab, ging um 2 Uhr Nachmittags unter dem Pont St. Esprit weg, um 4 Uhr kam er in Avignon und Abends 5 Uhr in Arles an. Von dieser dreizehnstündigen Fahrt müssen noch drittehalb Stunden für den Aufenthalt in Beaucaire abgerechnet werden, an dem das Schiff nicht schuld war. Von Arles bis Lyon, den reißenden Strom aufwärts, hat der Pionnier sieben Tage gebraucht. Wenn auch diese Fahrt nicht mit den englischen Dampfwagen verglichen werden kann, so ist sie doch außerordentlich. Auch geriethen alle Uferbewohner, besonders in den Städten Arles, Avignon und Valence, in Entzücken über das pfeilschnell an ihnen vorüberbrausende Schiff, und begrüßten es mit unausgeseztem Jubelruf. In der That ist dadurch eine Reise vom Genfersee an die Küste des mittelländischen Meers zur Spazierfahrt geworden. Dazu ist aber ein Dampfschiff nöthig, denn auf unsern verdorbenen und gefährlichen Wegen kann man nicht fortkommen. Bei den großen Summen, die wir jährlich für deren Unterhaltung zahlen, ist es unbegreiflich, wie sie die Behörden so in Verfall gerathen lassen können. Auch hier heißt es wieder: Alles für die Hauptstadt, so wenig als möglich für die Provinz, die doch zahlen muß, wie Paris.

Nicht nur im südlichen Frankreich, in Montpellier, Perpignan, Nismes und Marseille, sondern auch in dem benachbarten Grenoble und St. Etienne sind zwar mit bedeutenden Kosten, aber mit dem glücklichsten Erfolge Artesische Brunnen gegraben worden. Nach vielem Hin- und Herreden bei unserm Conseil municipal kam es endlich auch bei uns dazu. Zehntausend Franken wurden zu einem Versuch bestimmt, zwei Brunnen auf dem Bellecourplatz nach dieser Art zu graben. Gelingt dieser Versuch, so soll unsere an Brunnen so arme Stadt auf diesem Wege reichlich mit Wasser versehen werden. Unendlich dürfte dadurch Lyon an Reinlichkeit und Gesundheit gewinnen. Dreißig bis sechsunddreißig Artesische Brunnen sollen das Wasser für hundert bis hundert und zwanzig größere öffentliche und zweihundert kleinere Brunnen an den Straßenecken liefern. Jene sollen 180 Kubikmeter Wasser in 24 Stunden geben. Unter der Erde weg sollen Röhren gelegt werden, die das Wasser in alle kleinen Straßen leiten. Zu diesem Zwecke ist man schon mit der Compagnie de Sondage in Paris in Verbindung getreten. Es läßt sich von den Versuchen auf dem Bellecourplatz günstiger Erfolg hoffen, da Lyon in einem Thal von Kalkstein und angeschwemmtem Erdreich liegt, dessen Grundlage gneisartiger und sienitischer Granit und Porphyr ist. Es ist wahrscheinlich, daß man zwischen der ersten Lage und dem festen Grund auf Flächen fließenden Wassers stoßen wird, vielleicht ohne tief zu graben. Das Brunnengraben hat überdieß in unserer Gegend einen goldenen Boden. Ein Bauer fand neulich bei Genas mehrere tausend römische Silbermünzen aus den Zeiten Kaiser Albins, der mit Sever um den Thron stritt. Ihr Kronstreit wurde bekanntlich im Anfange des zweiten Jahrhunderts entschieden; Albin unterlag in einem Treffen nahe bei Lyon, das sich für ihn erklärt hatte und deßhalb von Sever sehr streng behandelt wurde.

Sehr merkwürdig sind die Erfolge der Gesellschaft, die sich hier für die Beförderung des Elementarunterrichts gebildet hat. Sie fing voriges Jahr mit 4000 Fr. freiwilliger Beiträge an und besizt jezt ein Kapital von 175,000 Fr. Damals waren nur 200 Schüler vorhanden, jezt 1050. Nicht allein Kinder, sondern auch viele Erwachsene sizen in den ihnen angewiesenen Klassen. In einer eigenen Abtheilung der Normalschule bereiten sich fünfzig Lehrer und Monitoren zu ihrem Amt vor. Darunter sind mehrere Unteroffiziere aus den hier garnisonirenden Regimentern. Es wurden acht neue Schulen in der Stadt gebildet und man bemüht sich, jezt die Methode Jacotot dem gegenseitigen Unterricht anzupassen. Es ist merkwürdig, daß die Regierung dieses Bestreben gar nicht gern sieht. Bei einer feierlichen Prüfung der Kinder, die nebst der Preisvertheilung statt hatte und wo einige Kinder recht rührende kleine Reden hielten, waren alle gutdenkenden Lyoner gegenwärtig, aber Niemand von den königlichen Civil- und Militärbehörden. — Ueber die angenommene Methode Jacotot wird viel hin- und hergestritten, aber nur Wenige wissen, worin sie eigentlich besteht. Es ist vielleicht für Deutschland nicht ohne Interesse, wenn ich hier ein Wort darüber sage. Während in Frankreich die Professoren der lateinischen Schulen oder Kolleges nach dem Befehl der Universität, ihre Schüler mit Exerzitien und Versionen plagten, lebte Jacotot in der Fremde, beschäftigte sich mit Unterricht, dachte dabei über den Stufengang der menschlichen Intelligenz nach und kam der Wahrheit näher, als irgend einer vor ihm. Seine Methode schreibt nur Zweierlei vor: täglich in irgend einem verständlichen Buch einige neue Stellen lesen, und täglich über das früher Gelesene Bemerkungen anstellen. Dadurch wird zugleich fortgeschritten und wiederholt. Eins darf nicht vom Andern getrennt werden.

(Die Fortsezung folgt.)

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 22.

# Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 26. Januar 1830.



— Die Verwirrung end' ich,
Die Wunderdinge wend' ich
Zum Schluß, der schön sich fügt.
Acht müssen Hand in Hand
Hier knüpfen Hymens Band,
Wenn nicht die Wahrheit lügt.

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

## Die Böhmen.

(Beschluß.)

„Ich hatte Dich — ich hatte Sie gestohlen, aber der Himmel strafte mich bald dafür, denn ich fand mein Weib, für die ich es gethan, daheim todt und begraben," sprach Veit, im Tone reniger Zerknirschung. „Sie haben mir viel zu verzeihen! durch mich sind Sie einem glücklichen Verhältnisse entrissen worden, und ich kann es Ihnen nicht wieder geben. Es war am Tage nach der Schlacht von Regensburg. Wir zogen uns vor den übermächtigen Franzosen durch ein brennendes Dorf zurück. Wir thaten unsere Schuldigkeit, wir vertheidigten jedes Haus, jedes Gemäuer. Endlich verwandelte sich unser Rückzug in eine völlige Flucht. Da sah ich einen umgestürzten Reisewagen auf der Straße vor dem Dorfe liegen, ein vornehm gekleideter Herr mit einer Dame am Arme, und von einem Jäger gefolgt, eilte zu einem Offizier, wahrscheinlich um ihn um Hülfe anzusprechen. Ein wunderschönes Kind war mit seiner Wärterin bei dem Wagen stehen geblieben. „O wenn das Dein Kind wäre!" dachte ich. „Der Böse, der mich an einem Haare gefaßt hatte, hatte mich bald ganz. Die Abenddämmerung brach eben ein. Indem die Wärterin ängstlich nach dem brennenden Dorfe sah, riß ich ihr mit einem Male das Kind von der Hand, sie schrie und wollte mir nach, ich stieß sie zurück, so daß sie auf die Erde fiel. Ehe sie sich wieder aufraffen konnte, war ich mit dem weinenden Kinde, das bei dem Getöse nicht gehört werden konnte, hinter Büsche und Hecken gekrochen, von da in den nahen Wald, wo ich meine Kameraden mit den Weibern des Regiments fand. Die Weiber wetteiferten mit einander in der Pflege des lieblichen Kindes. Ich ließ mir aber nicht nehmen, es auf meinem Rücken zu tragen. Wir irrten lange in Wäldern und unwegsamen Gebirgen umher. Die Feinde hatten uns von der Armee abgeschnitten und umschwärmten uns allenthalben. Erst als der Friede schon geschlossen war, fanden wir uns zu den Unsrigen und kehrten zu unsern Regimentern zurück. Den Knaben brachte ich glücklich heim, mit ihm eine Sünde, die mein Gewissen drückte und mich aus dem Vaterlande trieb." — „Und weiter wüßtet Ihr gar nichts von mir?" rief in heftiger Bewegung Severin. „Ihr hättet kein Zeichen, Ihr bewahrtet keine Erinnerung, die eine nähere Auskunft geben könnte?" — „So viel erinnere ich mich," versezte sich besinnend der Soldat, „daß Sie durchaus nicht mit dem Namen Severin, den ich Ihnen, einem Bruder meiner Frau zu Ehren, und um mein Verbrechen sicherer zu verbergen, beilegte, zufrieden waren. Sie weinten und behaupteten, Sie heißen Eduard, bis Sie nach einigen Wochen das vergaßen und sich geduldig Severin nennen ließen. Dann seh ich auch noch das Wappen der umgestürzten Kutsche lebhaft vor meinen Augen: es war ein Eberkopf auf blauem Grunde, von vier Sternen umgeben, und über dem Wappen prangte eine Krone."

„Und erkennst Du mich auch wieder, Kinderdieb!" rief in diesem Augenblicke eine kreischende Weiberstimme durch die offene Thüre. Es war die Kammerfrau der Comtesse

Emilie. Sie stürzte zugleich in das Zimmer, an das Lager des Invaliden, rüttelte ihn heftig am Arme und schrie weiter: „Ich war es, der Du das Kind entrissen. Du hast auch noch andere Zeichen, die feinen Kleider des Knaben, die goldene Halskette mit dem Achatkreuze.“ Veit erstarrte. Zwanzig Jahre hatten die Frau sehr verändert, aber er sah denselben Blick des Auges, der damals ihn entsetzlich getroffen, er vernahm dieselbe Stimme, die bei jener Frevelthat ihm entgegengetönt hatte.

Indessen sah sich Severin — so wollen wir ihn noch nennen — von den Armen eines Mannes umschlossen, in dem er überrascht und voll froher Ahnung den Grafen Werden erkannte. „Mein Sohn, mein Sohn!“ rief dieser im Tone freudiger Rührung. „So ist denn kein Zweifel mehr, so habe ich Dich wieder gefunden! Jetzt weiß ich, was mich betroffen machte, als ich Dich zum ersten Mal erblickte: es war die große Aehnlichkeit mit Deiner verstorbenen Mutter, der diese Freude nicht mehr werden sollte, es war das eigene Blut, das zu mir sprach. O was habe ich nicht gelitten, wo habe ich nicht geforscht deinetwegen, aber Alles war umsonst, und ich mußte mich in die trostlose Ueberzeugung ergeben, Du seyst ein Opfer des mörderischen Kriegsgetümmels geworden!“

Der junge Mann stand wie betäubt. Er erwiederte die Liebkosungen seines Vaters, aber er vermochte nichts zu denken, er erschien sich selbst fühllos. Bendix tanzte und jubelte wie unsinnig im Zimmer herum. Während dieser Zeit hatte Veit emsig unter seinem Kopfkissen gesucht und aus einem ledernen Beutel, den er hier verwahrt gehalten, etwas hervorgeholt. „Hier ist die goldene Kette mit dem Kreuze,“ sprach er nun und reichte sie der Kammerfrau. „Ich bin recht oft in großer Noth und Versuchung gewesen, sie zu veräußern, aber es war immer, als rufe eine innere Stimme mir zu: Du sollst nicht stehlen! und dann trug ich wiederum lieber das größte Elend, als daß ich die Kette verkauft hätte.“ — „Sie ist es und sie mußte es seyn,“ sagte die Kammerfrau. „Als ich den jungen Herrn heute Mittag zum ersten Male sah, meinte ich doch nicht anders, als der hochseligen Frau Gräfin Angesicht zu erblicken; da fiel es mir ein Blitz in meine Seele: das ist unser verlorner Eduard. Sehen Sie, gnädiger Herr, daß ich mich nicht getäuscht habe, daß es wohlgethan war, gleich nach der Ankunft den jungen Herrn aufzusuchen und ihm hierher zu folgen.“ Thränen erstickten ihre Stimme. Sie ergriff die Hand des noch immer wie in einem Traume schwebenden Jünglings und drückte sie an ihre Lippen.

„Ich habe noch ein Kind,“ sagte der Graf, und Freudethränen schwammen in seinen Augen. „Ich habe Emilie noch nicht gesprochen. Welches Wiedersehen, welche Freude für sie, die noch nichts ahnt, die so oft mit mir geweint hat um Dich!“ Er zog den Sohn mit sich fort. Noch einmal wandte er sich in der Thür um. „Fürchtet nichts von mir!“ rief er dem Invaliden zu. „Bleibt ruhig in diesem Hause, denn ich bedarf noch Eures Zeugnisses. Für Eure übrigen Lebenstage werde ich sorgen, ich will Euch dafür belohnen, daß Ihr nicht schlimmer an meinem Kinde gehandelt habt, als Ihr gethan. Komm, mein Eduard.“

Der Jüngling schwankte am Arme seines Vaters fort. Er konnte noch nichts sprechen, seine Brust war zu voll; er drückte nur die Hand des Vaters, er küßte sie. Emilie, Therese, Lingen, Herzlied tauchten in phantastischen Bildern vor seiner Seele auf. Therese! O das stand fest in dem Gewirre seiner Gedanken; sie verließ er nicht, ehe hätte er die Grafenkrone zurückgeschoben und nach Flöte und Wanderstab gegriffen!

Die Comtesse war nicht allein. Lingen, der mit dem Grafen gekommen, stand, wie es schien, verstimmt in einer Fensternische, der Cousin vom Rhein ebenso in einer andern. Emilie flog dem Vater entgegen, aber die Entdeckung, welche ihr nun ward, vermochte sie nicht sogleich zu begreifen. Ihr Vater und die Kammerfrau mußten die Sache mehrere Male wiederholen, erst dann sank sie weinend an die Brust des Bruders, der von seinen Gefühlen bewältigt, seine Thränen mit den ihrigen vereinigte. Nun war ihm besser. Er konnte wieder sprechen, er mußte sich zu Vater und Schwester setzen und ihnen erzählen aus seiner Jugendgeschichte. Der Cousin hatte ihn als einen lieben Verwandten willkommen geheißen, Lingen, der Böses ahnte, sich mit einer trockenen Verbeugung begnügt. Mit freudiger Bewegung sprach der Jüngling von seinen musikalischen Freunden, mit Begeisterung von Theresen. Der Vater wurde aufmerksam. Lingen dachte indessen über die Veränderung der Verhältnisse nach. Der größte Theil von des Grafen Vermögen bestand aus Lehngütern, die, bei dem Mangel eines männlichen Erben, einer etwaigen Erbin zufielen, und hierdurch war Emilie eine wünschenswerthe Partie gewesen. Jetzt aber stand sie auf dem leidigen Pflichttheile, sie war gewissermaßen abhängig von einem Bruder, der ihm nicht wohlwollen konnte, sein Entschluß war gefaßt: er wollte brechen, ehe der Bruder, der sich so sehr für die schöne Therese interessirte, sein Abentheuer mit dieser offenbart haben würde. „Herr Graf,“ sagte er, indem er seinen Hut ergriff und trotzig vortrat, „Alles was ich höre, scheint mir so mährchenhaft, daß ich nicht daran glauben kann. Sie will ich nicht in Ihrer Seligkeit stören, aber verzeihen Sie, wenn ich unter diesen Umständen Sie Ihres Wortes und Comtesse Emilie jeder Verbindlichkeit gegen mich entledige. Die gnädige Gräfin wird sich zu trösten wissen, wie ich glaube,“ setzte er mit einem bedeutenden Blick auf den Cousin hinzu. Der Graf war außer sich. „Wohin?“ rief er mit Donnerstimme und trat ihm in den Weg. „Lassen Sie ihn, mein Vater!“ sagte Severin-Eduard und hielt ihn zurück. „Emilie kann nur gewinnen, wenn sie ihn verliert.“

Lingen verschwand mit einer flüchtigen Verbeugung. Alles klärte sich nun auf. Der Graf erfuhr die Schändlichkeit Lingens, er erfuhr noch mehr; die gerührte Tochter warf sich an seine Brust, der Cousin ergriff seine Hand; beide gestanden ihre Liebe. „Deshalb waren Deine Briefe immer voll von ihm!“ sagte der Vater und fügte ihre Hände zusammen. Da öffnete sich auch des Sohnes Herz und strömte über vom Lobe Thereseus, von Liebe zu dem Mädchen, von dem Glücke, das ihm ihre Gegenliebe gewähre. Er verschwieg nichts, der Augenblick war gekommen, wo die zweite, die wichtigste Entscheidung seines Schicksals ausgesprochen werden sollte.

Emilie nahm den Arm des unentschlossenen Vaters. Sie führte ihn zur Seite, sie sprach dringend und angelegentlich mit ihm. In diesem Augenblicke ertönte eine sanfte Musik unter dem Fenster. Es waren die böhmischen Freunde, Bendir hatte dem bisherigen Kameraden ein Abschiedsständchen bereitet; Severin-Eduard horchte mit klopfendem Herzen. Therese war nicht dabei. Plötzlich fühlte er sich von den Armen des Vaters umschlungen. „Sie werde die Deinige, sie ist Deiner würdig!“ sagte Graf Werden zu dem entzückten Sohne. „Und nun herauf,“ rief er zu dem geöffneten Fenster hinaus, „alle herauf, meine Freunde! Das Glück ist bei mir eingekehrt. Ihr sollt es mit mir theilen!“ — „Und Therese?“ sagte der Sohn, von mächtiger Sehnsucht ergriffen; „sie ist nicht bei ihnen.“ — „Wir holen sie selbst,“ erwiederte der Graf und führte ihn aus dem Zimmer.

* * *

Nach wenigen Wochen wurden auf dem Landsitze des Grafen Werden nicht weniger als drei Hochzeiten gefeiert. Thomas hatte von Meister Spohr einen ehrenvollen Ruf erhalten, der seine und Clarens Zukunft sicherte. Jetzt fand er, in dem Gedanken, unter dem großen Meister zu wirken, seinen höchsten Stolz. Bendir wollte gleich nach der Hochzeit mit den Kindern ziehen. Der Cousin vom Rheine stand mit Emilie vor dem Altare; in die Wonne der jungen Gräfin mischte sich nur der bittere Tropfen des Schmerzes, daß sie sich von dem Vater trennen mußte. Therese hatte sich bei der Aussicht, eine Gräfin zu werden, gar nicht verändert; das aber erfreute sie, daß Vater Herzlieb in leichten ländlichen Beschäftigungen nach und nach eine Heiterkeit gewann, wie sie sie noch nie an ihm gekannt hatte.

Als sich nun der festliche Tag der dreifachen Vermählung zu Ende neigte, und die reich besetzte Tafel die glücklichen Paare und die theilnehmenden Freunde vereinigte, da stand der Graf von seinem Sitze auf und rief, den Pokal, mit edlem Weine gefüllt, erhebend: „Preis und Ehre der Kunst! Ich habe sie geliebt und genährt mein Lebelang; aber sie hat mir auch reich gelohnt; ihr verdanke ich mein Glück, ihr verdanke ich diesen Tag!“

Alle stimmten ein, am herzlichsten die jungen Gatten. Sie erkannten, daß die Schöpferin so vieler Freuden sie doch ganz besonders zu ihren Schooßkindern erkoren habe.

## Die römischen Lottospieler.

Der positive, natürliche Verstand der Römer, der, allen Chimären abhold, sich blos an die Wirklichkeit hält, hat bis jetzt das römische Volk vor allen Marktschreiereien von neuen Erfindungen, wohlfeilen Verkäufen u. dgl. bewahrt. Seit einigen Jahren laufen zwar auch hier eine Menge Lotterbuben herum, welche allerlei Zeuge unter dem Viertel des Preises, welchen sie, wären sie brauchbar, bei jedem ehrlichen Handelsmanne kosten würden, ausbieten; aber an ihren eingefallenen Wangen und schlotternden Beinen merkt man, daß das Handwerk seinen Mann nicht nährt. Dasselbe gilt von den Fleckkugelnverkäufern, Zahnausreißern und Leichdornschneidern, wenigstens was ihre Handthierungen auf dem öffentlichen Platze betrifft. Ob diese Menschen noch andere Geschäfte treiben, wovon sie den Aufwand für sich und ihre Familien bestreiten, will ich weder behaupten, noch verneinen. Wie dem auch sey, so bleibt ausgemacht, daß Rom keineswegs das Land der Marktschreierei im Handel und Wandel ist. Freilich ist keine Regel ohne Ausnahme, so auch hier: nicht von Zeugen unter dem Preise, nicht von Fleckkugeln, noch von andern solchen Dingen lassen sie sich anlocken, aber von Nummern. Wer Lotterienummern hat, das heißt, wer im Geruche steht, sie als Kabalist mit der gehörigen Ceremonie berechnen zu können, der ist ein geborgener Mann, wenigstens am Freitage. Seine Freunde reißen sich um ihn; an keiner Kneipe wird vorübergegangen, wo er nicht sein Garofolato und eine Foglietta Wein fände, bis er die ersehnten Nummern von sich gegeben hat. Aber auch jedes Individuum wird am Freitage um Nummern angegangen, vorzüglich wenn es ein Nummernträumer ist. „Hast Du Nummern?“ wird er von allen Seiten befragt. Er, sich wichtig machend, zögert; man dringt in ihn, dann zieht er langsam und mit großer Vorsicht ein schmutziges Papierstück aus der Tasche, auf welchem in Drei-, Vier-, Fünf-, Sechs- und Achtecken, ja in Pyramiden sogar, die neunzig Nummern nach allen Richtungen verzeichnet stehen, und zeigt dir fünf an, welche in der nächsten Ziehung herauskommen müssen. Wer keine Träumer unter seinen Bekannten hat, oder sonst nicht im Stande ist, sich für ein Garofolato und eine Maß Wein Nummern zu verschaffen, der stellt sich vor ein Lotteriebureau, wo am Freitage viele Dutzende von Quinternen auf hölzernen Staffeleien aufgeschichtet stehen und Abends sogar erleuchtet werden. Hier hat der Beobachter Gelegenheit, den Menschen zu studiren. Da stehen sie und gaffen die verhängnißvollen Nummern an;

der Athem stockt ihnen, die Augen starren unbeweglich, der Mund öffnet sich weit, einige rufen ziemlich vernehmlich, andere leise ihren Schutzheiligen um Beistand an; alle aber befinden sich in einer Aufregung, die dem hitzigen Fieber ähnlich ist. Die Individuen, welche keine Nummern lesen können, sind übel daran; in jedem andern Falle, wie z. B. um eine Hausnummer zu finden, brauchten sie nur den ersten besten Vorübergehenden zu fragen und würden Bescheid erhalten; aber am Freitage vor dem Lotteriebureau läßt sich Niemand stören. Wie die armen Teufel den Leuten im eigentlichen Verstande um den Bart gehen, ihre Physiognomien studiren und eine mit der andern vergleichen! Haben sie dann, ihrer Meinung nach, die humanste ausgefunden, so zeigt dennoch der Erfolg nicht selten, daß (was ja bekanntlich sogar dem großen Lavater mehr als einmal begegnet ist) sie sich getäuscht haben; denn auf ihre höfliche, vor Furcht mit fast zitternder Stimme ausgesprochene Anrede: Faccia grazia, mio caro Signare, quali sarabbaro questi cinque numeri? (verzeihen Sie gefälligst, mein lieber Herr, wie würden wohl diese fünf Nummern heißen?) erhalten sie ein: Andate al diavolo! (geht zum Teufel!) in einem Tone zur Antwort, den man sonst wohl gebraucht, um einen Hund fortzujagen. Man sollte glauben, daß sie sich vorzugsweise an die dastehenden Priester wendeten; aber diese bleiben verschont; denn was ein schwarzes Mäntelchen auf dem Rücken hängen hat, schickt freilich Niemanden zum Teufel, wenigstens nicht laut, aber gibt gar keine Antwort. Die Leser werden staunen, daß ich auch Priester unter die Nummernsüchtigen vor das Lotteriebureau stelle. Ja, sie stehen da und machen nicht selten die größere Hälfte des Trosses aus. Wissen sie sich auch von außen zu mäßigen, so sieht man sie doch im Innern von denselben Regungen gepeinigt, wie die Uebrigen. Interessant ist es, zwei von ihnen mit einander über die Wahrscheinlichkeit des Herauskommens einer oder der andern Nummer verhandeln zu hören. Dieß geschieht mit einem Ernste, mit einer Emsigkeit, daß man glauben sollte, sie disputirten über einen dogmatischen Lehrsatz mit einander. Nicht selten geht die Diskussion in wahren Streit über: man erhitzt sich, man erzürnt sich, ja man sagt sich sogar Beleidigungen, wie etwa folgende: Si veda bena, cha non intandate nienta dalla Cabala! (man sieht wohl, Sie verstehen nichts von der Cabala!) Jemanden sagen, er verstehe nichts von der Cabala, ist die ärgste Beleidigung, welche man einem Römer anthun kann; so einfältigen Verstandes ein Individuum auch seyn und es willig eingestehen mag, wer ihn der Unwissenheit in der Cabala beschuldigt, hat es mit ihm zu thun. Mönche stehen nur selten und meistens nur von fern vor den Lotteriebuden, unter diesen vorzüglich Dominikaner, als die herzhaftesten, zuweilen auch Kapuziner. Einen Orden aber sieht man nie dort; nie habe ich auch aus dem Munde eines Mitglieds desselben die Worte: Numeri, vincita, giuocare, lotto, botteghino etc. vernommen; dieser Orden ist der der Jesuiten.

## Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Fortsetzung.)

Ferner will Jacotot die Beobachtung gemacht haben, daß die Intelligenz des Menschen nie an einem Fehler oder Mißgriff schuld sey, sondern immer nur das irrende Gedächtniß und der Willen. Daher sollen die Kinder unbegrenztes Zutrauen in ihre Fähigkeit zu lernen, in ihre Intelligenz haben, aber mißtrauisch und sehr streng gegen ihren Willen seyn. Nach dieser Methode kann Jeder allein und von sich selbst lernen; die Lehrer sollen nichts erklären und erläutern, sondern den Schüler nur ermuntern, seinen Willen rege erhalten und seine Intelligenz anelfern. Jacotot nimmt an, daß alle Schüler gleiche Fähigkeiten haben. Dieß ist wohl irrig, der Grundsatz im Munde des Lehrers hat aber das Gute, daß er die vielen Schüler, die bisher nichts lernten, weil Lehrer und Mitschüler ihnen täglich wiederholten, sie hätten keine Anlagen, aufrichtet, der Faulheit entreißt und ihnen Muth macht. Bei allen frühern Lehrmethoden ist der Lehrer Hauptsache und Muster, die Zöglinge lernen und üben sich nur durch ihn, sie werden so zu sagen durch den Durchschlag des Herrn Professors getrieben. Daher bekommt ihr Geist und die Masse des Erlernten bei ihnen fast dieselbe Form. Diese kann an sich, bei dem Lehrer, gut seyn, bei den Schülern aber ist sie nachgeahmt, eng, befangen. Daher gibt Jacotot den Rath, lediglich der Natur beim Unterrichte zu folgen. Wie lernt das Kind gehen und reden? Es versucht, es wagt erst einen Schritt, dann zwei, dann drei, dann mehrere, erst unsicher und schwankend, dann mit mehr Festigkeit; bald darauf läuft und springt es und bedarf keiner Aufsicht mehr. Wenn sich das Kind so bemüht, hüte man sich wohl, ihm zu sagen, daß es fallen werde, das würde ihm den Muth nehmen; im Gegentheil, man muß ihm Muth machen; fällt es, so wird es auch wieder aufstehen, und bald wird es mehr Fertigkeit und Stärke haben, als die Kinder, auf deren erste Schritte große Sorgfalt und Aufmerksamkeit verwendet worden ist. Will man diese Grundsätze auf den Sprachunterricht anwenden, so hüte man sich, das Kind mit Hauptwörtern, Zeitwörtern, Adjektiven u. s. w. zu plagen. Es spricht, und mit seiner schwachen, kaum beginnenden Intelligenz lernt es doch seine Sprache in einigen Monaten besser, als erwachsene Ausländer mit allen möglichen Grammatiken und Wörterbüchern in ihrem ganzen Leben. Um aber die Methode recht in Anwendung zu bringen, muß der Lehrer dafür sorgen, daß das Kind Beharrlichkeit behält und muß sein Denkvermögen immerfort beschäftigen, auf daß es immer nachdenke und vergleiche, was es weiß und was es nicht weiß, auf daß es das Bekannte auf das Unbekannte anwende. Das Geschäft des Lehrers ist hier nicht, für seine Zöglinge zu denken, sondern sie zum Selbstdenken aufzuregen; er soll ihnen keine ganz fertigen und ausgebackenen Grundsätze beibringen, sondern sie aufmuntern, sich selbst welche auszudenken. Darin besteht die ganze Methode. Ihre Anhänger behaupten, in einigen Monaten könne man durch sie eine fremde Sprache so vollständig lernen, als der Verfasser, dessen Buch man gelesen, sie selbst verstehe. Dieß ist eine arge Uebertreibung; denn es ist ein himmelweiter Unterschied, ob einer eine Sprache blos verstehen und zur Noth schreiben, oder sich darin wie ein genialer Mensch ausdrücken kann. Auf jeden Fall wird aber diese Methode in Frankreich, wo bisher der Volksunterricht so vernachlässigt war, von großem Nutzen seyn und zu bedeutenden Resultaten führen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 23.

# Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Januar 1830.

Um schönsten ist des Lichtes Schein,
Strahlt's in die Finsterniß hinein;
Mehr Freud' ein Flämmchen bei der Nacht
Als selbst bei Tag die Sonne macht.

Ungenannter
epigramm. Blumenlese.

## Die Staats-Zeitung des Vicekönigs von Egypten.

Gott ist groß und Mahomet ist sein Prophet! Unerachtet wir nur die Hälfte dieses Satzes als wahr anerkennen, müssen wir doch gestehen, daß die Kultur im Orient unläugbar rasche Fortschritte macht; und Manche, die am Erfolge der weitaussehenden Plane und Neuerungen des Sultans zweifeln, haben wenigstens zum Vicekönig von Egypten einiges Vertrauen und meynen, die jungen Egypter, die er in Frankreich studiren läßt, müßten eine Menge Sämereien für die künftige geistige Kultur des Landes heimbringen. Diese besonders werden sich freuen zu hören, daß seit einiger Zeit im alten Vaterlande der Wissenschaften eine Presse besteht; zwar nur Eine und eine der Regierung gehörige; den Nachkommen der Sarazenen dürfen wir aber, so lange andere Leute sie nicht haben, nicht zu rasch Preßfreiheit und unabhängige Scheiftstellee wünschen. Ein Volk, das größtentheils nicht lesen kann, hat dringendere Bedürfnisse. Wozu benutzt nun dee kluge Eigenthümer vorläufig dieses kostbare Werkzeug? — Er läßt eine offizielle Zeitung, ein Regierungsblatt erscheinen. Schon das Wort offiziell wird bei Vielen Mißtrauen erregen: ein Despot sollte seine Handlungen öffentlich machen? die Willkühr scheut das Licht, und gesezt auch, die Nachrichten seyen wahr, kann der Zweck dabei ein guter, uneigennütziger seyn? Ohne uns auf diese Fragen einzulassen, die bei der unendlichen Veeschiedenheit jenes Volkes von unserem Charakter und unsern Sitten sich nicht so leicht entscheiden lassen, betrachten wir das egyptische Zeitungsblatt selbst näher.

Seit etwa zehn Monaten erscheint diese Zeitung zu Boulac, dem Hafen von Kairo. Das Format ist ein mäßiger Bogen, jede Seite hat zwei Kolumnen, welche dieselben Nachrichten türkisch und arabisch enthalten. Das Türkische ist in Egypten die Sprache der Sieger, d. h. der Regierung und der vornehmsten Beamten, das Arabische die Sprache der Besiegten, des Volks und der untergeordneten Beamten. Das Blatt ist also, wohlgemerkt, für Alle bestimmt. Man liest die Zeitung von hinten herein, wie alles in orientalischen Sprachen Gedruckte. Die Vignette, die natürlich auch hinten ist, stellt eine schwerfällige Pyramide vor; rechts davon steht die Palme, die Linné den Fürsten des Pflanzenreichs nennt, mit ihrem edlen Wuchse, ihrem zierlichen Schafte, ihrer weiten, wenig schattenden Krone, links sieht man eine strahlende, halb noch hinter der Pyramide versteckte Sonnenscheibe. Vorn auf der Pyramide steht der Titel des Blatts; er heißt wörtlich: Begebenheiten Kairos. Weder im Türkischen noch im Arabischen gibt es ein Wort für Journal oder Zeitung. Wir dürfen aber nach diesem Vorgange hoffen, daß das Wort Journal bald in den Sprachen der Völker, die sich zum Islamismus bekennen, das Bürgerrecht erhalten wird. Ferner sind vorne der Tag, das Datum, der Druckort und die barometrischen Beobachtungen vom vorigen Tage zu lesen. Ueber der Pyramide steht die Nummer des Blatts.

Diese Zeitung enthält im Allgemeinen die Befehle und

Entscheidungen des Vicekönigs, die Hauptbegebenheiten in den Provinzen, Nachrichten über öffentliche Bauten, über den Bau von Kriegsschiffen, den Abgang und die Ankunft der Handelsfahrzeuge, die Versuche zu Einführung der Wunder europäischer Kunst, ja sogar Nachrichten aus fremden Ländern.

Wir führen einige Artikel als Beispiele an. 1) Mehemmet-Ali verfügt die Einführung des französischen Rechnungswesens in ganz Egypten, und befiehlt den verrechnenden Beamten, es zu erlernen. 2) Von nun an sollen die Stellen von Einnehmern, Rechnungsbeamten u. s. w. blos Eingeborne bekommen, welcher Sekte sie auch angehören mögen. Sie waren bisher in den Händen von Armeniern, Juden und Griechen. 3) In der Citadelle von Kairo sey ein großes Gebäude errichtet worden, das als Archiv für die öffentlichen Finanzregister dienen solle; es habe etwa 100,000 Gulden gekostet. (Nr. 47.) 4) In Kairo sey eine Schule für praktische Amtsführung gegründet worden; aus ihr sollen die Memurs (Präfekten) und Moavyts (Unterpräfekten) genommen werden. An der Spitze der Anstalt steht ein Direktor und ein Chevk-el-beled (Aeltester), der in der praktischen Landwirthschaft und der landwirthschaftlichen Statistik der Provinzen Unterricht ertheilt. 5) Am 18ten des Monats Ramazan des vorigen Jahres seyen von einem englischen Ingenieur, Gallois, in Anwesenheit vieler vornehmen egyptischen Herrn, des englischen Konsuls und mehrerer fränkischen, in Egypten lebenden Familien, in seinem Garten Versuche mit der Gasbeleuchtung angestellt worden. Der Vicekönig habe diesen Versuch erlaubt, damit sein Volk sehe, wie weit es die europäische Kunst gebracht habe, und fühle, welche Vortheile daraus für andere Länder erwachsen können, die so verständig seyen, Entdeckungen, die so viel Mühe und Geld gekostet, für sich zu nutzen. Jener Versuch habe allgemeine Bewunderung erregt und der Engländer sich erboten, den königlichen Garten von Choubra, Alles eingerechnet, für 30,000 Fr. zu beleuchten. — Eine andere Nummer gibt eine interessante Beschreibung vom Arsenal von Alexandrien, das jezt ganz auf französischen Fuß eingerichtet ist. Eine Beilage zu einer andern Nummer enthält eine Preisliste aller zu Alexandrien aus den Staaten des Großherrn ankommenden Waaren. Sie dient als Grundlage des Zollansatzes. In verschiedenen Nummern sind über Civil- und Militärbeamte verhängte Strafen zu lesen. Der Thatbestand ist angegeben und die Gründe der Strafe werden ausgeführt. Eine Nummer endlich verkündet, daß die Todesstrafe in Egypten für alle Verbrechen abgeschafft sey, ausgenommen für politische Vergehen und im Fall ein Kopte, der ein hohes Staatsamt bekleidet, sich einen Diebstahl zu Schulden kommen ließe. Selbst auf Mord und Falschmünzerei steht nicht mehr der Tod; es tritt dafür zehn bis dreißigjährige, oder lebenslängliche Zwangsarbeit im Arsenal von Alexandrien ein.

An diese Nachrichten aus Afrika lassen sich wohl manche sehr interessante Betrachtungen anknüpfen. Mancher Leser wird denken: wir haben in Europa politische Blätter genug, die just so viel und nicht mehr enthalten, als der Moniteur Mehemmet-Ali's; was aber bei uns gar wenig ist, ist in Egypten sehr viel.

Hauptredakteur des Blattes war Anfangs Aziz-Effendi, der erste Gelehrte des Landes und zugleich Geheimschreiber des Divans, dessen Verhandlungen auch in die Zeitung gerückt werden; man mußte ihn aber dieses Amtes aus einem Grunde entheben, der wohl noch keinem Redakteur eines deutschen Regierungsblattes seine Stelle gekostet hat. Er hielt es nämlich als Poet und Literator für seine Schuldigkeit, die Sprache so blühend als möglich zu machen, ja sogar Verse einzustreuen. So kam es, daß namentlich bei den Debatten des Divans der Sinn häufig unter dem Pomp des orientalischen Styls verloren ging, und der Raum des Blattes überhaupt beschränkt wurde. Man sah sich genöthigt, den poetischen Redakteur abzusetzen und seine Nachfolger streng an die schlichte Prosa zu weisen.

---

## Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829.

### Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

### Dritter Artikel.

Wir haben am Schlusse des vorigen Artikels gesehen, was in der Mitte der neunziger Jahre Deutschland erzeugte, was die Deutschen lebhaft beschäftigte. Alles dieses, von Goethes und Schillers Schöpfungen an bis auf das Wechselspiel der Mode in unserem Vaterlande, blieb dem Auslande damals größtentheils fremd, oder ward doch nicht von ihm beachtet. Dort, vorzüglich in Frankreich, zog die kürzlich gewonnene Bekanntschaft mit dem Morgenlande wissenschaftliche Bestrebungen, wie Kunstfleiß dahin. Sprach- und Alterthumsforscher fanden eine ganz neue Bahn eröffnet; die Expedition nach Egypten führte sie zur Urwelt zurück. Gelehrte, welche den Feldherrn begleiteten, schöpften aus dieser Quelle; große, überraschende Anschauungen ließen auch weniger Unterrichtete nicht gleichgültig. Bald erwuchs daraus für die Meisten der Trieb, sich auf klassischem Boden orientiren zu lernen. Es kamen andere Begriffe in Umlauf, der Maßstab, welcher sich ergab und ganz unwillkührlich an das Aeußere im Leben angelegt ward, mußte sich verändern. Der bloße Anblick der Pyramiden konnte Niemanden gleichgültig lassen, die fast unkenntlichen Spuren der versunkenen Memphis, das ehemalige, allem geistigen Streben geweihte Alexandrien, Syrien endlich und Palästina faßten eine Welt in sich, in der weiter vorzudringen sich jeder versucht fühlte.

Das wunderbare, fabelhafte Unternehmen hatte in diesem Sinne einem ganz andern Zwecke entsprochen, als in dem Gedanken seines Urhebers lag. In dem Hauptplane

waren die muthigen Segler gescheitert, aber sie brachten mit so vielem neuen Material auch frischen Trieb zu dessen Bearbeitung mit. Es waren jenseits der Meere Schätze gesammelt worden, die, dem Vaterlande mitgetheilt, großes Interesse erzeugten, der Wissenschaft Schüler gewannen, und die realen Kenntnisse in dem Maaße erweiterten und vielseitiger verzweigten, als bei uns ein immer höherer Aufflug in rein geistige Regionen fühlbar ward. Auf sehr verschiedenen Wegen also, durch entgegengesezte Aufforderungen in die Vorzeit zurückgezogen, und hier Wegweiser für die neuen Wanderungen suchend, trachteten die Franzosen das Alterthum zu ergründen, wenn wir aus der schönen Mittelzeit menschlicher Strebungen den verlornen Glauben, die kindliche Phantasie, die poetische Begeisterung wieder erringen, die Welt heiligen wollten, während jene sie aufzuräumen, zu verschönern bemüht waren.

Gemeiniglich ergänzt das Leben, was Vorurtheil oder einseitige Abgeschlossenheit getrennt halten. Wir sahen damals ein wenig vornehm auf die Franzosen herab, sie sahen uns dafür gar nicht. Gleichwohl benuzten wir ihre Kunstschätze. Gelehrte, Studirende, Künstler, Offiziere, alle suchten in Paris, was sie in ihrer Ausbildung fördern möchte. Es bewahrte sich daher von selbst jene Gemeinschaft, auf welche man nie verzichten sollte, wie verschieden der Gang auch sey, welchen ein jeder zu gehen hat.

Freilich sahe es außer dem, was für unsere Zwecke paßte, damals nicht darnach aus, als könne es jemals zu irgend einer Verständigung unter uns kommen. Die Poesie insbesondere, auf die einmal der entfesselte Sinn des Deutschen in jener Epoche ausschließend gestellt war, sank in Frankreich zur dienenden Magd politischer und wissenschaftlicher Zwecke herab. Entweder ward sie zum Erlernen oder Erwerben benuzt. Das manierirte Wesen, die steife Korrektheit konnten uns nicht zusagen, wir verachteten, was in diesem Fache geleistet ward. Mit den Versuchen in der bildenden Kunst wollte es ihnen bei uns nicht besser gelingen. Zum Theil kannten wir nicht eben viel davon, und andrerseits schwebte uns das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten vor Augen; wir trauten den Franzosen kein Genie zu freien Hervorbringungen zu. Ueberdem war es Mode, französische Bildung zu verwerfen. Mit der Achtung, die wir für uns selbst gewonnen, verschloß sich momentan die Empfänglichkeit für fremde Vorzüge. Und doch war es gerade der neuere Kunstsinn in Frankreich, der uns unfreiwillig im Außenleben gefangen hielt, denn wie dieser mit dem geistigen auch einen sinnlichen Einfluß auf die Zeitgenossen übte, so drückte sich das in der Art und Weise des Erscheinens aus. Je mehr sich nun der bildende Künstler auf Nachahmungen der Antike beschränkte, je mehr neigte die Mode, im Gefolge vorherrschender Richtungen, dorthin, und wir, einmal von dieser Seite an eigene Erfindungen nicht gewöhnt, blieben in Form und Kleidung griechisch, während wir längst im Innern einer andern Zeit angehörten.

Wirklich sehen wir, daß sich eine ganze Reihe von Jahren hindurch die eine Tracht vorherrschend bewahrte. Freilich geschahe es nicht ohne mannigfache Beimischungen, wodurch die Einheit des Geschmackes sehr viel zu leiden hatte. Ueberhaupt rief das Durcheinander alter und neuer Sitte den Zeitpunkt der Geschichte zurück, der in Rom fremde Gebräuche, angenommene Gewohnheit und veralteke Nationalität zusammenströmen ließ, ohne daß Wahl und Wille dabei zu unterscheiden waren. Hier, wie dort, siegte römischer Luxus über das einfach Schöne. Eben deßhalb bekamen wir mannigfache Bedürfnisse, in die sich die Ansprüche auf Elegance mehr und mehr verzweigten. Diese beschränkte sich nicht allein auf modische Kleidung, sie umfaßte so ziemlich alles, was zum irdischen Daseyn gehörte.

Die Pracht der Könige und Kaiser blieb ehemals, selbst den Reichen, ein Glanz, nach dem sie nicht strebten. Es war eben königlich. Und wenn auch die Einrichtung, der Zuschnitt vornehmer Häuser, die Toilette des Hausherrn und der Dame sich in diesem Style behaupteten, wenn sie durch Stoff und Gattung demselben nahe kamen, so fanden sie doch in der Begränzung der Räume, in der verringerten Anzahl der Gegenstände, von selbst gezogene Schranken. Zudem gab es für ein, oft mehrere Menschenleben keinen Wechsel hierin. Was wohl gewählt, gut gearbeitet, reich verziert, sich unter dem Vater darstellen konnte, das gereichte auch dem Sohne noch zur Ehre. Er hatte keine Aufforderung, daran zu rühren. Er hätte es auch nicht gewollt, aus Furcht, dem Rufe begründeter, solider Wohlhabenheit Schaden zu thun. So begnügte man sich denn und blieb, wie man eben war.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Lyon, December.**

(Fortsetzung.)

Nun auch Einiges von unsern Lyoner Literaturerzeugnissen, so wenig deren auch sind; denn Alles geht nach Paris. Dort sizt ein Conseil des batimens civils, bei dem wir anfragen müssen, ob unser Schauspielhaus ausgebessert oder abgerissen werden soll. Die dermalige Administration des ponts et chaussées müssen wir entscheiden lassen, ob bei uns in einer Straße das Pflaster ausgebessert werden soll oder nicht. Dort sizt auch ein corps litéraire, das behauptet, Herr und Gebieter über den Geschmack in ganz Frankreich zu seyn, und dem König Bittschriften vorlegt, auf daß er Aristoteles Charte unverlezt und bei Kräften erhalte. In den Wissenschaften und in den schönen Künsten gibt es dort immer einige wohl- oder übelberüchtigte Namen, die über uns — das servum pacus — Herrschaft und Gewalt üben. Gleiche Bewandniß hat es mit unserm Buchhandel. Das gelehrte und literarische Frankreich ist heut zu Tage nur in Paris.

Wir Lyoner sind verpflichtet, alle Werke, die von den dortigen Genies erscheinen, zu lesen und zu bewundern. Wir fügen uns auch darein, denn wir sind consommateurs — consumere nati, — Indessen fügt es sich doch zuweilen, daß sich einer der Unsrigen unterstehe, Produkteur zu werden, wenn es auch der Lyoner Buchhandel wohl nie wieder so weit bringt, wie im 16ten Jahrhundert, wo er dem Pariser fast zur Seite stand. Solches ist von einer geistreichen Lyonerin, von Mad. Louise Maignaud, zu rühmen, deren Roman: la femme du monde et la dévote, zu unsern besten Erzeugnissen dieser Art gehört, und wenn auch nicht Alles daran neu ist, doch einen Gegenstand behandelt, der jezt bei uns vielseitige Beziehung hat. Die glücklich erfundene Fabel des Romans gehört ganz der Frau Maignaud an.

Noch lieber nennen wir Mérimée, den Verfasser der Jacquéria, der Chronique de Charles IX. und des Théâtre de Clara Gazul. Unsere Unabhängigkeit und Freiheit ist das Wesen, die Lebensluft dieses Schriftstellers, aber glücklicherweise nicht die Unabhängigkeit und Freiheit Voltaire's, die eigentlich ein höhnisch-stolzes Wesen, eine Art Kriegserklärung gegen die Menschheit war. Mérimée ist ganz Herr seines Talents. Mit umfassendem, festen Urtheil ergreift er auf einmal die ganze Handlung, die er darstellen will. Nur dann wird er warm oder leidenschaftlich, wenn seine Leute warm und leidenschaftlich werden, gerade so, als wenn die Handlung wirklich vor seinen Augen geschähe und er dabei nur der Stenograph wäre. Darum frage man ihn auch ja nicht, warum diese Leute so und nicht anders handeln, warum sie so unmoralisch und revolutionär sind? denn er würde ganz derselben Meinung seyn und den Frager lediglich an die Leute selbst verweisen und ihn bitten, ihnen den Text zu lesen, dieweil ihr Seyn und Treiben ihn gar nichts angehe und lediglich ihre Sache sey. Mir scheint, sein Talent liege besonders in der unausgesezten Reihe von Illusionen und Phantasmagorien, die sich durch seinen Kopf treiben. Hat er sich einmal vorgenommen, eine Empörungsscene aus der Feudalzeit zu schreiben, so steht auch gleich Alles da, was in ihr lebte und webte, alte Ritter mit ihren Harnischen und Panzerhemden, den Falken auf der Faust, oder mit eingelegter Lanze, ihre Fähnlein oder Panner, ihr Gefolge, alles zieht vor ihm vorüber und spricht auf seine eigenthümliche Weise. Wir sehen diese Ritter stolz und doch großmüthig, unwissend, aber zuverlässig, despotisch und tapfer. In ihnen mischen sich Tugend und Laster, sie erscheinen so gut und so böse, als sie bei dem damaligen Stand der Dinge, bei ihrer Erziehung und ihren Lebensverhältnissen seyn konnten. Dabei aber, und das ist ein großes Verdienst, entschlüpft dem Dichter keine Aeußerung, kein Gefühl aus unserer Zeit, keine deklamatorische Verschönerung, keine politische, keine nach Royalismus oder Liberalismus schmeckende Phrase. Von seinen persönlichen Ansichten und Empfindungen merkt man nichts. Wie der wahre Maler kennt Mérimée nichts als seine Schöpfung: Unter ihrem Einflusse ist er ganz Wahrheit und sieht wirklich, was er bei seiner Dichtervision zu sehen meint. Er weiß nicht, ob er weint oder ob er lacht. Trocknet er sich Thränen ab, so geschieht es, ohne daran zu denken. Und was ist die Folge davon? Sein keusches Sparen aller Betrachtung, alles Gefühls bereitet dem Leser einen großen Genuß. Es erweckt eine eigene Empfindung, die nichts weiter ist, als der Reflex der Dichtung. Manchen mögen seine raschen Uebergänge ohne alles Verweilen und Betrachten unangenehm seyn, besonders denen, die es gern haben, daß ihnen der Dichter alles hübsch vorsagt, was sie fühlen oder denken sollen. Manche meinen daher, der Dichter lasse sie auf halbem Wege stehen. Wäre es, so ließe sich auch darin ein wahres Bild des Lebens sehen. Werden nicht auch in ihm unsere süßesten Hoffnungen getäuscht? Manche gehen in Erfüllung, manche bleiben unvollendet, wie zerrissene Handschriften. Wenn diese flüchtigen, unstäten und unabhängigen Gemälde des Lebens Manchen wohlthun oder mißfallen, so beweißt dieß nur, daß der Dichter ihr Gemüth mächtig ergriffen hat oder daß sie es sich nicht gefallen lassen wollen, wenn er mit seinen Schöpfungen nach eigenem Gutdünken umgeht und sie nicht dreht und wendet, wie sie es haben wollen. Mérimée ist durchaus Dichter und steht immer nicht über, sondern mitten in seinem Gegenstand. Es brauchte einige Jahre, ehe man ihm Geschmack abgewinnen konnte und ehe er der Nation zu Herzen drang. Im Anfang hieß es: „Seht den Barbaren! man sollte seine Bücher verbieten und auf den Index sezen; bei ihm ist ein Held nichts weiter als ein Mensch, und wenn er ihn nicht mehr braucht, ist er im Stande, ihn umkommen zu lassen, wie den ersten besten Spizbuben, und zwar mit einer Kälte, daß es einem durch Mark und Bein geht!“ So betrachteten die klassischen Leute unsern Mérimée wie den Währwolf der Literatur. Das Schreien hat sich nun gelegt und dafür ist gerechte Anerkennung seines Talents eingetreten. In der neuen französischen Literatur, deren erste Strahlen jezt hereinbrechen, wird er gewiß eine ausgezeichnete Stelle einnehmen. Möge er sich nur immer selbst treu bleiben und der Geschichte mit seiner Wärme, Klarheit und Gedrängtheit aufhelfen! Leztere zumal sticht so trefflich ab gegen die breite Affektation der Préfaces und Discours préliminaires, die uns seit einiger Zeit zu ersticken drohen. Seine Jacquéria ist wahrhaftig die Wiedererweckung eines Kapitels, das fast ganz aus unserer Geschichte verschwunden ist. In der Chronique de Charles IX. steht die gräßliche Zeit mit furchtbarer Wahrheit und mit allen ihren Farben da. Sein Théâtre de Clara-Gazul ist ein wahres Compendium voll dramatischer Versuche, eine dramatische Poetik voll trefflicher Lehren, die sich unsere Literatoren hinter das Ohr schreiben sollten.

(Der Beschluß folgt.)

Tübingen, 19. Januar.

Jede Thatsache hat etwas Unüberwindliches in sich, nämlich, daß das Geschehene nicht mehr ungeschehen gemacht werden kann. Dem Urtheile darüber stehen nur zwei Richtungen zu Gebote: eine, welche den Thatbestand läugnet und geradezu sagt: es ist nicht oder es ist nicht so, wobei der Streit sogleich zu Ende geht, — die andere, welche den Thatbestand anerkennt und ihre Folgerungen nach den vorliegenden Materialien zieht, welche zwar bei Jedem verschieden ausfallen können, worüber aber doch eine Uebereinstimmung oder gemeinschaftliche Ueberzeugung erzielt werden kann.

Diesen Standpunkt suchte ich in der jüngst erschienenen Beleuchtung der Menzel'schen Einwürfe über die Seherin von Prevorst (s. Extrabeil. z. Morgenbl. Nr. 312) festzustellen. Wer nun fernerhin die Wirklichkeit des Geschehenen läugnet, der mag sich in dem weiten Tummelplaze des Möglichen oder Unmöglichen umhertreiben, er geht uns nichts mehr an. Wer die Wirklichkeit zugesteht, dem überlassen wir, aus dem Gegebenen seine Ueberzeugung selbst zu bilden, er braucht uns nicht dazu. Ueber die schiefen Urtheile, d. h. solche, welche an dem Thatbestand vorbeigehen, werde ich daher kein Wort mehr verlieren; aber über die giftigen Urtheile, welche den Freund verwunden (s. Literaturbl. Nr. 6 u. f.), kann und darf ich nicht schweigen. Ich bat daher meinen Freund Kerner, mir die Rechtfertigung oder, wenn man will, Abfertigung allein zu überlassen, bis ich nun vorläufig ankündige.

Eschenmayer.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 24.

# Morgenblatt

für

# gebildete Stände.

Donnerstag, 28. Januar 1830.

Will sagen von der Treu' beherzter werther Helden,
Die mehr ihr Vaterland als ihre Haut geliebt,
Und mit Beständigkeit sich haben ausgeübt.

Opitz.

## Diplomatische Scenen aus dem siebenzehnten Jahrhundert.

Um die im siebzehnten Jahrhundert für die alte schweizerische Eidgenossenschaft erzielte Anerkennung der Unabhängigkeit durch alle europäischen Staaten, hat der Bürgermeister von Basel, Johann Rudolph Wettstein, sich unvergängliche Verdienste erworben. Als nämlich kurz vor dem westphälischen Frieden die Reichskammer zu Speyer sich über mehrere eidgenössische Stände eine besondere Gerichtsbarkeit anmaßte und, als diese von den in ihren wohlerwordenen Rechten und Freiheiten dadurch gekränkt sich fühlenden Schweizern nicht geduldet werden wollte, zu Thätlichkeiten schritt, die Waaren der Basler Kaufleute mit Arrest belegen ließ u. s. w., da ward im Jahr 1646 der Bürgermeister von Basel, welcher bereits bei gesammter Eidgenossenschaft in großem Ansehen stand, von dieser auf den Friedenskongreß zu Münster und Osnabrück abgesandt, um die Rechte der Schweiz geltend zu machen und bleibende Abhülfe jener Unbilden und Kränkungen zu verlangen. Der glücklichste Erfolg krönte die beharrlichen Bemühungen des einsichtsvollen Mannes, und dem Friedensinstrumente ward die feierliche Anerkennung der völligen Befreiung der schweizerischen Eidgenossenschaft vom deutschen Reiche einverleibt. Hauptsächlich hatten die Gesandten Schwedens und Frankreichs den Abgeordneten der Schweiz unterstützt.

Zur Charakteristik der Zeit und des langen Kongresses, der Europa die Gestalt gab, die es 150 Jahre lang beibehalten hat, aber auch des edlen Schweizers, der zu einer Zeit, wo man sich, wie er selbst sagt, mehr durch überflüßige Pracht als durch Raison zu überwältigen suchte, durch einfache Würde und die Kraft des Geistes sein Vaterland geehrt und ihm die wesentlichsten Vortheile zugewandt hat, mögen folgende, seinem Tagebuch enthobenen Züge dienen.

„Wir sind Gott sey Dank in Münster glücklich angekommen. Hier muß ich mich in einem kalten Gemach aufhalten (er wohnte bei einem Wollweber) und werde mit schlechten, meist kalten Speisen und ungesalzener Butter versehen, und mit saurem Bier. Hans schaut's mit grämlichem Gesicht und ganz trostmüthig an. Er hat sich wollen des Kochens unterfangen, die erste Mehlsuppe fiel aber so jämmerlich aus, daß ihm das Handwerk niedergelegt und nur das Eiersieden überlassen worden. Für ein abgelegenes schlechtes Losament, nebst drei Betten, sechs Tischtüchern und zwölf Handtüchern fordert man monatlich fünf-und-zwanzig Reichsthaler, Speiß und Trank nicht inbegriffen. Der Wirth tröstet mich, mir in wenig Tagen ein warm Gemach zu verschaffen. Ich werde nichts Ueberflüssiges anwenden, die Unkosten sind aber groß. Da man jedoch auf Tagsatzungen, die uns nicht eigentlich berühren, Tags zehn Thaler verzehrt, wird's hier mit dem Halben nicht über die Schnur seyn. Von Wesel bis Münster hat's für einen Karren und ein Paar Ackergäule zwei-und-dreißig Thaler gekostet."

Wettstein meldet dann von der Reise nach Osnabrück,

die er im Februar unternahm: „So bin ich mit meinen Leuten in dem Namen Gottes gegen 10 Uhren zu Münster aufgewesen, ich und der Quartiermeister zu Pferd, Ruodi, Fritz und Hans, sammt der Bagage, auf einem langen Wagen oder Karren mit einem grünen alten Wachstuch, so alles trefflich brav zusammen gesehen, aber hat man dabei sowohl zu Münster, als in dem Eintritt zu Osnabrück abnehmen mögen, daß es nicht gar des stattlichsten Gesandten einer seyn müsse. Die größte Kommlichkeit, so ich von solchem gehabt, ist gewesen, daß ich mich wegen Ausweichens mit den Kutschen und wer auf der linken oder rechten Hand bleiben solle, nicht viel erzanken dürfen.“ — „Ein Bürgermeister oder Zunftmeister von Basel (so drückt sich ein anderes Schreiben aus) wird hier wenig geachtet; sonderlich wenn er zu Fuß im Koth herumtappen und oft etliche Stunden, ja etliche Tage aufwarten muß, ehe er zur Audienz gelangen mag.“ — Aber unerwartet sah er sich einmal selbst im Fall, eine Audienz zu geben, und beschreibt sie folgendermaßen: „Gestern hat Hr. Salvius, der schwedische Gesandte, zu mir geschickt und begehrt, mich zu besuchen. Hab's vermeint abzubitten und ihm zuvorzukommen; ist aber unmöglich gewesen, maßen er gleich darauf in zwo mit roth carmoisin Sammet ausgefütterten und ganz vergoldeten Kutschen, mit etlich und zwanzig Aufwärtern und Livreebedienten erschienen, welchen ich mit meinem ansehnlichen Comitat empfangen und in des Wollwebers Stüblein, das vor etlichen Wochen noch ein Ställchen gewesen, begleitet habe. Daselbst hab' ich ihn vermahnt, niederzusitzen auf einen Sessel, so nebenzu nur eine Lehne (wäre ich nicht übereilt worden, so hätte ich sie zu Erhaltung der schweizerischen Reputation auch weggebrochen) und ein blau alt schmutzig Kissen, dadurch die Flocken und Federn herausgeschaut, angehabt, welchen Apparat er ziemlich ins Gesicht gefaßt, vor und ehe er sich bequemen wollte, darüber ich auch meine Stelle auf einem Sesselchen mit drei Beinen untenher eingenommen. Dieser Gesandte ist dick und schwer bei Leib, und ist sehr übel auf seinem Sitz gesessen, wie er denn denselben etliche Mal gerutscht, aber weil der Boden mit eichenen Brettern belegt und uneben und gebuckelt war, so hat es sich nirgends schicken wollen und sind nie mehr als zwei Füße vom Sessel auf den Boden zu bringen gewesen, so daß er halb sitzen und halb schweben müssen. Zwar hat er mich, als ich in Aengsten war, ziemlich wieder getröstet, denn als ich mich wegen schlechten Losamenls, und daß Ihro Excellenz so übel akkomodirt seye, entschuldigen wollen, hat er etwas schmollend gesagt: Er wisse wohl, daß man die Losamenter nicht mitführen könne; das ist: wenn nur der Sitz besser akkomodirt wäre, fragte er nichts nach köstlichen Zimmern.“

(Der Beschluß folgt.)

## Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829
### Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Fortsetzung.)

Seit das Königthum in Frankreich durch unzählige kleine Könige gestürzt war, ging das Vorrecht, den Ton anzugeben und andere nach diesem Tone zu lenken, in solche Hände über, die sehr natürlich das Vergangene verwischen, Neues an dessen Stelle setzen mußten. Es gelang ihnen Anfangs, wie wir gesehen, über Erwarten damit. Das Zusammentreffen vieler und besonderer Umstände zwang sie auf eine Richtung, der sie vielleicht nur folgten, weil sie so fremd war. Allein die Natur aller Neuerer ist, zu *viel* für den Genuß der Gegenwart zu wollen, aus dem Grunde die eignen Schöpfungen zu durchkreuzen, sich zu überhäufen oder zu zersplittern, überhaupt Alles zu vermischen. Wir werden wohl Gelegenheit finden, uns noch jetzt auf diesen fortlaufenden Irrwegen zu finden. Für den damaligen Augenblick genügt es, hier eine Modezeichnung hinzuwerfen.

Wir finden im Anfange dieses Jahrhunderts die Frauen mit dem Haarputz der Faustina, das heißt, aufgewundenen Flechten oder großen liegenden, mit Perlen und Geschmeide durchzogenen Locken, die auf dem Wirbel zusammengestochen waren und sich mehr nach hinterwärts herabneigten, fast wie der griechische Knoten, doch voller, höher, römischer. Hierzu gehörte ein Diadem von Perlen oder Steinen, zuweilen thürmte sich hinter diesem eine Blätter- oder Blumenkrone; ebenso das egyptische Schleiertuch, in der Form, wie es die Sphinxsköpfe umwindet. Vertraulich fand dieses mit der Tunica der Römerin *an einem* Tage auf *einem* Körper Platz. Diese Tunica, ein kurzes, bis an die Knie reichendes farbiges Unterkleid, eigentlich den Mantel erfodernd, durchschnitt offenbar die Gestalt, indem sie da einen Absatz bildet, wo das weiße Untergewand hervortrat. Man trug es nur zum Tanze, durch welchen Zweck es, bei einiger Kenntniß antiker Sitte, entadelt worden wäre; aber darauf bedacht, fremde Mittel zu einheimischer Gewöhnung zu benutzen, sorgte man nur dafür, daß jenes zur Ballrobe umgewandelte Ueberkleid, von leichtem Stoffe gewählt, reich gestickt, oft mit Blumenkränzen eingefaßt, ganz seiner Bestimmung entsprach. Dieß hatte denn zur natürlichen Folge, daß auch das weiße darunter befindliche Gewand bordirt, garnirt wurde, und vollends der Rest edler griechischer Harmonie verloren ging, indem es sich nicht selten zutrug, daß zu dem Tanzkostüme der Kopfputz einer Cleopatra, Agrippina u. s. w. gesellt ward. Für das Urtheil kam das auf Eins heraus, für den Effekt war es frappanter.

Wir sehen hiernach nicht sowohl Eins in das Andere *übergehen*, als vielmehr Unzähliges ineinander fließen und den Zeitgeschmack in ein Chaos wechselnder Begriffe

verwickeln, von denen kein einziger zu wirklicher Entfaltung kommt. Beim ersten Beginnen der griechischen Tracht beabsichtigte die feinere Toilettenkunst, Schönheit und Anmuth der Gestalt, gleichsam verschleiert durch die Hülle weicher, verschwimmender Falten, herauszuheben; bald genügte das nicht. Diese anschmiegenden Falten schienen selbst noch zu viel. Man ließ sie bald ganz weg; einmal, weil es schwer war, sie in der Bewegung so zu bewahren, wie sie das plastische Vorbild uns zeigte, andrerseits, weil allerdings die Formen des Körpers sich noch schärfer in der dicht anliegenden Bekleidung auszeichneten. So schnitt man denn ein Blatt nach dem andern aus den Röcken heraus. Zuletzt klemmte sich solch ein modernes Gewand wie ein Futteral über die ganze Person, und zeigte uns diese unförmlich oder dürftig in verletzender Wahrheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Lieder von Theodor von Sacken.

### 1.

### Der Traum.

Gleich dem Sohn des Patriarchen
Lag ich unter Baumes Schatten;
Junges Blut und Mittagswärme,
Schlummer drückt mein Auge zu.

War's ein Wunder, waren's Träume?
Was ich sah, hab' ich gesehen:
Gold'ne Sprossen, Himmelsleiter,
Engel stiegen auf und ab.

Und sie reichten sich die Händchen,
Eine schöne gleiche Kette,
Die Geliebte, mir am nächsten,
Reichte mir die liebe Hand.

Und sie hob mich von dem Rasen,
Half von Sprosse mir zu Sprosse,
Mit den Händen, mit dem Herzen, —
Offner Himmel über mir.

Bin ich's noch, der ich gewesen?
Waren's Träume, war's ein Wunder?
Was ich sah, hab' ich gesehen,
Und vergessen werd' ich's nicht.

### 2.

### Das Erdbeerengeschenk.

Die rothen Beeren, die Wiesenfrucht
Hab' ich, mein Liebchen, für dich gesucht;
Und so viel Hundert ich gepflückt,
So vielmal hab ich mich gebückt,
Und bückt' ich mich, so dacht' ich dein,
Und dacht', es könnte nicht anders seyn;
Das Körbchen flocht ich selber auch
Aus frischen Reisern vom Weidenstrauch;
Zuletzt schmückt' ich das Ganze nur
Mit Blumen des Gartens, mit Blümchen der Flur.

So streut Natur es reich umher,
Ein freundlich, liebes Ungefähr;
Es kommt das Herz und sammelt's ein,
Da muß es gleich was Ganzes seyn. —
Nun ist das Körbchen dein Haargeflecht,
So zart verschlungen, so kunstgerecht;
Die Rosen, um den Rand gestreut,
Sind deiner Wangen Lieblichkeit;
Und halb versteckt, halb offenbar,
Vergißmeinnicht dein Augenpaar;
Inmitten ruhen die Beeren drein,
Wie deiner Lippen Purpurschein; —
Ach! Liebchen, nimm die Beeren von mir,
Und gib mir deine Lippen dafür!

### 3.

### Bekenntniß.

Gute Weine hab' ich niemals
Auszuschlagen mich vermessen,
Lieben Kuß von lieben Lippen
Hab' ich auch noch nicht vergessen.

Aber wenn an Wein und Liebe
Sich die Seele hat geweidet,
Ist's ein Wunder, daß in Lieder
Die Gedanken sich gekleidet?

Und so wag' ich's ohne Bangen,
Und auch ohne Eitelkeiten,
Mich zu schließen an die Reihen
Aller Dichter aller Zeiten.

Denn sie konnten ohne Liebe,
Konnten ohne Wein nicht leben,
Alles And're mag sich finden,
Aber das ist Dichterleben.

Und zuletzt ist das die Meinung:
Liebe hält sich still verborgen;
Doch der Wein wird gleich in Liedern
Für die Offenbarung sorgen.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Beschluß.)

In Macon, unserer Nachbarstadt, hielt die Société d'agriculture, sciences et belles-lettres im Anfang Septembers ihre Jahressitzung. Ihr ausgezeichnetstes Mitglied ist Alphonse de Lamartine, der in der Nähe jener Stadt schöne Weinbesitzungen hat. Er las ganz hinreißend ein Gedicht über das Glück der Verborgenheit, voll innigen Gefühls, Tiefe des Gemüths und Kühnheit. Aus allen Strophen sprach der Dichter der ersten Meditationen. Gar sehr stach dagegen das Gemälde ab, welches Lacretelle von der griechischen Insurrektion gab, und das zu seiner Geschichte der Restauration gehört, wovon vor Kurzem die beiden ersten Bände erschienen sind. Darin kamen viel Phrasen, viel Schimpfen und Klagen über Oestreichs und Englands Politik in Beziehung auf die Griechen vor. Der Herzog von Wellington, der Fürst Metternich, Ali Pascha, Navarin, Don Miguel und die Gloire von Frankreich traten auch an den obligaten Stellen auf. Es ist unglaublich, wie die Franzosen dergleichen Sachen ihren Beifall zollen mögen.

Wir haben Nachrichten von einigen Mitgliedern der wissenschaftlichen französischen Kommission in Morea, unter andern von Vietty, der ein geschickter hiesiger Bildhauer ist. Er schrieb vor Kurzem von den Ruinen Sparta's: „Ich will Ihnen nach meinem Versprechen von Lacedämon selbst schreiben; nicht von Mistra, eine Meile von hier, wo ich wohne, sondern mitten aus Sparta's Theater. Mir gegenüber liegt der herrliche Taygetus mit seinen Schneestreifen, links die grünen Hügel von Amyclea und die Ufer des Eurotas. Dieß ist nun meine siebente Wanderung in die Trümmerstätte der Heldenstadt, und ich werde noch oft dahin gehen. Kommen Sie her in dieß herrliche, wunderreizende Land, das ein schöneres Grün deckt, als unsere Normandie. Es würde Ihnen schwer werden, sich auf den Trümmern Sparta's der Thränen zu enthalten. Ich sitze hier unter einem mächtigen Nußbaum, den Platanen und Lorbeerrosen umgeben, am Ufer des Thiason, der in malerischen Fällen von den Schneebergen herabkommt. Mauern weißen Marmors, 500 Fuß hoch, schützen mich gegen den Wind. Oben stehen große Tannen, die aber von unten wie Heidekraut aussehen; unten um den Marmorbruch ziehen sich Oliven- und Granatenhaine herum und bilden ein sehr malerisches Bild. Die Nachtigallen schlagen hier wie in Frankreich; die Orangenbäume sind so dick wie unsere Eichen. Ich sage Ihnen dieß nur im Allgemeinen. Es gibt französische Schriftsteller, z. B. der Abbé Fourmont, die behaupten, dieß Land sey arm, trocken und unfruchtbar; sie sind entweder gar nicht da gewesen, oder sie waren des süßen Weines voll. Ich erkläre, daß ich das Pamisusthal, die Ebene von Sthenielaros und überhaupt das Eurotasthal, deßgleichen die Umgebungen von Sparta und Amyclea wenigstens eben so mit Holz bewachsen und so grün finde, wie irgend eine Gegend in Frankreich, selbst die Normandie nicht ausgenommen. Ueber Alles aber ist eine tausendmal malerischere und poetischere Farbe ausgegossen. Mit dieser Gegend verglichen, verlieren unsere schönsten Provinzen unendlich, so wie unsere kleinen Orangenbäume auf den Hieren, die ich früher so sehr bewundert habe. Die Griechen sind die besten Leute von der Welt. Oft war ich ganz allein gegen zehn oder eilf Uhr im Gebirge, und nie ist mir das Geringste widerfahren; nur muß man ihre Frauen, deren es sehr schöne gibt, nicht zu nahe betrachten, auch Geld, Geldeswerth, Kleider, Wäsche u. s. w., worauf sie schrecklich versessen sind, nicht in ihrem Bereich lassen; denn in solchen Fällen stehe ich für nichts. Außerdem sind sie sehr gefällig und dienstfertig und helfen dem Fremden, wo sie nur wissen und können. Vor den Schakals und den Hunden muß man sich aber sehr in Acht nehmen; ich war schon dreimal gezwungen, den Säbel gegen diese Thiere zu ziehen. Die spartanischen Hunde sind noch eben so wild, wie ehemals."

Die königliche Zeichen- und Kunstschule vertheilte im August eine Menge Preiße: goldene Lorbeerkränze, Zweige mit goldenen Blättern, goldene und silberne Medaillen; dazu kommen noch einige zwanzig ehrenvolle Erwähnungen. Nach deren Zahl zu urtheilen, sollte man glauben, daß es trefflich mit dieser Kunstschule stehe; dem ist aber nicht so; im Gegentheil, Malerei und Bildhauerkunst sind in Verfall; Manier herrscht überall, nirgends Wahrheit und Einfalt. Preiße müssen aber nun einmal in Frankreich gegeben werden, und es ist dabei ganz einerlei, ob sie verdient sind oder nicht. Es wäre eine große Schande für eine Lehranstalt, wenn darin nicht so viel Preiße als möglich ausgetheilt worden wären. Daniel Bourrit erhielt den goldenen Lorbeer der Malerei. Was könnte man Raphael mehr geben, als einen goldenen Lorbeer?

Dresden, 6. Januar.

Das neubegonnene Jahr dürfte leicht ein sehr wichtiges für Sachsen werden, denn heute ist die Eröffnung des Landtages. Nur von sechs zu sechs Jahren findet in der Regel ein solcher statt, und dieses ist der erste unter der Regierung unsers jetzigen Königs. Von seinen landesväterlichen Gesinnungen, dem regen Eifer der Behörden und der Einsicht der Abgeordneten zu der Ständeversammlung läßt sich da gewiß sehr viel Heilsames und Ersprießliches erwarten. Neuerdings hat in den Denkwürdigkeiten, welche zugleich mit dem Dresdner Anzeiger ausgegeben werden, über Landtäge in Sachsen ein sehr gründliches und belehrendes Wort gestanden; möchte in dieser Hinsicht immer mehr eine wohlthuende Oeffentlichkeit eintreten, die das Band zwischen Fürsten und Unterthanen nur noch mehr befestigen kann.

Das verflossene Jahr war für Dresdens Bevölkerung wenig günstig und gewährte ein von einer langen Reihe früherer Jahre völlig abweichendes Resultat. Statt daß nämlich in diesen stets die Zahl der Gebornen die der Beerdigten überstieg, waren diesesmal einige Personen mehr gestorben, als geboren; denn die Zahl der Getauften betrug 1963 und die der Beerdigten 1978. Merkwürdig ist auch das Verhältniß hinsichtlich des Geschlechts bei den Beerdigten. Man zählte 303 Ehemänner unter ihnen und nur 192 Ehefrauen. Kein Wunder also, wenn dagegen die Zahl der verstorbenen Wittwen 234 und die der Wittwer nur 103 betrug, und ein Beweis, wie schwer Wittwen aus diesem Stande wieder in den ehelichen treten.

Bei dem Jahresberichte, den die Armenkommission wie gewöhnlich auch am Schlusse des vorigen Jahres abstattete, zeigte sich leider ein Anwachsen des Bedürfnisses von 3500 Thlr. durch vermehrte Zahl der Armen, gegen eine um mehr als 1500 Thlr. geringere Einnahme, und es ward daher dringend gegen Privatalmosenvertheilungen ohne Kenntniß der Empfänger gewarnt, und dagegen zu reichlicherer Spendung an den allgemeinen Armenfonds ermahnt. Die Gesammteinnahme betrug mit Zurechnung des Kapitalvermögens 92,934 Thlr., die Ausgabe aber 86,248 Thlr.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 25.

# Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 29. Januar 1830.

Die Gestalten gehn vorüber,
Masken scheinen sie zu seyn. —

Goethe.

## Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829. Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Fortsetzung.)

Es konnte Niemand in diesem knappen Modezwang vortheilhaft erscheinen. Auch liefen die genialen Erfindungen des Augenblicks bald darauf hinaus, dem verschnittenen Rocke anderwärts wiederzugeben, was man ihm im Ganzen genommen hatte. So ward ihm denn eine zwei Ellen lange Schleppe bewilligt, die nun, da über den Hüften nichts verändert werden durfte, wie eine lange, faltenlose Zunge ausfiel und einem Schlangenschweife nicht unähnlich war. So trug man sich selbst im täglichen Leben, aller Unbequemlichkeit, die damit verbunden war, zum Trotz. Die große Toilette erforderte noch eine Zugabe. Es ward demnach, ganz nach Art der ehemaligen Turque, ein Kleid von schwerem Stoff, mit langer Schleppe, über das schleppende Unterkleid gezogen, was sich wohl ausnahm, doch mehr an Kairo und Konstantinopel, als Athen erinnerte. Dieß verschlug nun weiter nichts, da nur Wohlunterrichtete hierin die Harmonie der neuen Tracht vermißten, im Allgemeinen jedoch die Farbe und Physionomie des Orientes beibehalten ward. Aber zu dreist schien es doch fast, als Mylord Spencers schooslose Reitjacke von Tuch oder Casimir, anfänglich blau, mit schwarzem oder rothem Kragen, über das griechische Gewand gezogen ward, und die allzu südlich entblößten Arme und Nacken durch solch ein Stück moderner Männergarderobe vor den Einflüssen rauherer Klimate Schutz suchten.

Dieß kurze Kamisol, Spencer, nach dem Schöpfer dieser Grille benannt, machte sich bald auf Promenaden und Spazierfahrten der schönen Welt unentbehrlich. Unzählige artige Figürchen, halb Nymphe, halb Amazone, denn auch das Casket mit Federn durfte nicht fehlen, sahe man so in den Straßen, ohne daß gelehrte und ungelehrte Zeitgenossen einen Anstoß daran nahmen. Sehr begreiflich blieb die leicht zu erschwingende Bedeckung kein Vorrecht höherer Stände. Was so wohlfeilen Kaufs Nutzen und Bequemlichkeit verschaffte, fand augenblicklich Nachahmer. Selbst am Küchenherde wärmte der Spencer die rüstigen Glieder der Berliner Magd, während sie mit männlicher Begeisterung Stellen aus der Jungfrau von Orleans deklamirte, und vielleicht an das Casket einer Reichern denkend, ausrief: „Mein ist der Helm!“

Der gemeinnützigen Erfindung folgte bald eine andere, nicht weniger frappante, der Schanzloper, ein bis zum Knie reichender Ueberwurf von Tuch oder von Seidenstoff, mit Watte gefüttert. Der vertraut und doch ein wenig platt klingende Name wies nach dem Gränzlande hinüber. Er gehörte der mantelartigen Bekleidung der Schanzarbeiter in Holland und den Niederlanden, späterhin dem österreichischen Militär, wenn der Dienst den Soldaten in die Schanzen rief. So einfach die Tracht an sich war, so fand der Luxus bald Mittel, einen Gegenstand kostbarer Elegance daraus zu machen. Schanzloper

und Spencer zeichneten sich unter den Vornehmern bald durch Stoff, durch Stickerei und Posamentarbeit aus, so daß beide zu halber Toilette, auch außer der Promenade, in den Zimmern mit vielem Succes getragen wurden. Hierzu gehörte nun noch ein Hut, dessen Kopf die Form gewöhnlicher Frauenmützen hatte, wie solche in den untern Klassen getragen wurden. Der daran befindliche Schirm, erst von den Schläfen anhebend, ging hoch in die Höhe, war an den Seiten kaum zwei Finger breit, maß aber in der Mitte über einen Fuß. Solcher Hut hieß „un merveilleux.“ Wenn dergleichen bizarre Widersprüche in dem Anzuge der Damen auffallen konnten, so läßt sich fast kein Bild von dem verkrüppelten, karrikirten Aeußern der Männer in jener Epoche entwerfen.

Nicht allein, daß sie um den Vorzug eines ungemessen breiten Rückens stritten, sie wetteiferten auch um die Ehre des möglichst kurzen Leibes. Deßhalb steckten sie sich, wie in einen Sack, in Pantalons, die unmittelbar unter der Brust gegürtet wurden, zogen ein Gilet an, das just nur so lange war, um jenen Gurt zu bedecken, und ließen die Taille des Rocks damit übereinstimmen. Wenn diese auf solche Weise nun vorn ganz heraufgeschoben war, so legte sie sich dafür über die Schulter breit auseinander, so daß die Schöße des Rockes ganz ohne Falten, flach und eckig, ohngefähr von der Mitte der Rückens herabfielen und alle Proportionen des Körpers auf das Häßlichste verschoben. Hierzu kam noch, daß der englische Kragen des Fracks wattirt, gesteppt und folglich verdickt, an dem Nacken herauf ging, und die Kravate, mehrmals um den Hals gewunden, wie ein Kissen hervorsah, so daß der Kopf tief in der Schulter zu stecken schien. Um aber das Lächerliche der Erscheinung zu vollenden, trugen die modischen Elegants das Haar nicht sowohl verschnitten als verschoren; nur in der Mitte, von der Stirnwurzel bis etwas über den Wirbel, nach hinten herüber, blieb ein schmaler Streif Haar stehen, der gekräuselt, aufwärts tapirt und gestrichen, wie ein Hahnenkamm in die Höhe stand. Wenn schon der wohlgewachsene, schlanke Jüngling, hierdurch verunstaltet, allen Ansprüchen auf feinen Wuchs entsagte, so war der Mann von mittlern Jahren, von Natur schon gewöhnlich breiter und häufig zum Fettwerden geneigt, höchlich in dem entstellenden Kostüme zu bedauern, denn keines konnte ersonnen werden, in welchem er sich schlechter ausgenommen hätte.

Und in diesem Aufzuge wallfahrtete doch Alt und Jung nach den Vorlesungen von August Wilhelm Schlegel in Berlin, wo sie dem Schönen und Wahren aufrichtig huldigten, sich willig über die Irrthümer der Zeit hinaus leiten ließen, ohne dem Irrthume der Mode zu entsagen. War nun freilich die Schaale, in welcher die wißbegierigen Geister steckten, sonderbar genug, war hier auch keine Ahndung des bessern Geschmackes fühlbar, ja, mußte man selbst an völlige Barbarei desselben glauben, so regte sich dagegen innerlich ganz ungewöhnliche Theilnahme für das Neue, oder doch nur wenig Gekannte, was diese denkwürdigen Vorlesungen an das Licht riefen.

Die Xenien, frisch und bunt, wie sie der Fittig des Genius im raschen Fluge verstreuete, fielen vormals hier und dorthin. Es mochte sie fassen wer es konnte. Ihr weiteres Gedeihen war der Zeit anheim gestellt. So wirbelt ja wohl ein muthwilliger Frühlingswind Blüthenstaub und abgerissene Blättchen durcheinander, verwehet und treibt zusammen, wie es sich eben trifft. Dem Hauche von oben gehorcht er nur, und was dieser befruchten, was er keimen und reifen lassen will — kommende Zeiten werden es der Welt sagen. Die Wirkung der Xenien war daher ihrer Natur nach fortgehend, doch im Einzelnen keinesweges auffallend. Das Athenäum, welches ihnen folgte, hatte es schon bestimmter mit den herrschenden Richtungen der Gegenwart zu thun. Mit scharfem Pflugeisen riß es den trocknen, harten Boden auf, den bis dahin die Menge bequem betrat. Jetzt zögerte der Fuß bei jedem Schritt. Es war überall uneben und voll übereinander geworfener Schollen. Es mußten wieder Pfade gezogen, Wegweiser gefunden werden. Die Gärten der Poesie waren verheißen. Doch wie dahin gelangen?

(Die Fortsetzung folgt.)

## Diplomatische Scenen aus dem siebenzehnten Jahrhundert.

(Beschluß.)

Als Seitenstück zu dem Empfang des schwedischen Gesandten, mag das Mittagsmahl dienen, welches Wettstein bei dem französischen Gesandten, dem Herzog von Longueville, einnahm. „Den 20sten August, um sieben Uhr morgens, ist einer von des Herzogen Leuten gekommen, der mich zum Mittagmahl invitirt. Um zwölf Uhr bin ich zum Herzog gegangen, der eben von den niederländischen Visiten im Losament angekommen. Ist mir bis unter die Thüre entgegen gegangen, und hat sich sehr freundlich erzeigt; hat mich sobald auf die Seite genommen und allerhand, bis man das Essen aufgetragen, mit mir konferirt, hernach bei der Hand genommen und gegen den Tisch geführt, allwo wir die Hände mit einem nassen Tuch, so sehr wohlriechend gewesen, gewaschen und hernach am halben Theil desselben, so noch trocken war, getrocknet; sobald hat er sich zum Tisch verfügt und mich in einen Sessel gegen ihm über gesetzt, allwo sehr köstlich und so traktirt wurde, daß auch den König selbst zu traktiren nicht wäre köstlicher an einem solchen Orte möglich gewesen. Man hat viermal, und allezeit nicht mehr als acht

Platten (denn der Tisch nicht mehr fassen können) zumal aufgestellt, aber lauter Fleisch die drei ersten Gänge und letztlich das Konfekt. Der erste Gang war beinahe von eitel französischen Suppen, da ich allein in der, so vor mir gestanden, achtzehn junge Tauben, so klein wie Wachteln gewesen, gezählt; der andere Gang war von etwas Hammelfleisch, Kapaunen, Rebhühnern und allerlei Geflügel in Saucen; der dritte von eitel gebratenem Geflügel, in einer Platte vier Kapaunen, in der andern sechs Rebhühner, in der dritten fünfzehn Wachteln, in der vierten zwei junge Häslein, in den übrigen Tauben, junge Hahnen, Artischoken, alles, sonderlich das Gebratene, so zierlich gespickt und gebraten, daß es anzusehen verwunderungswerth gewesen. Hernach war der Nachtisch über alles und sonderlich das Zuckerwerk von Barillen und anderm so vortrefflich von Geschmack, als wenn man die frische Frucht vom Baum im Munde hielte. Der Herzog, so allein verschnitten und mir vorgelegt, war sehr freundlich. Allein kommts einem fremd vor, der niemals dabei gewesen, bei solchen großen Herrn einzig an einem Tisch zu sitzen, und solches Volk, die auf alles Achtung geben, und gleichsam einem in den Mund schauen, um sich zu baden. Der Herzog hatte seinen Mantel an und den Hut aufbehalten, welches auch mir gebühren wollen. Ihm haben am Rücken aufgewartet sechs mit Feuerrohren und zwei Hallebardirer. Hart an ihm ist einer gestanden, so ihm frische Teller gereicht und die Platten gerückt, welches auch bei mir gewesen. Der Edelleute, so neben dem Fiecico, und alle in Mänteln aufgewartet, waren über zwanzig. Der erste Trunk, so Ihro Altezza gethan, war auf Gesundheit gemeiner löblichen Eidgenossenschaft, stehend und mit entblößtem Haupt, der auch so lang gestanden, bis ich Bescheid gethan; der andere gleich darauf, und ehe ich michs versehen, war, mit gleichen Ceremonien, die Gesundheit der Stadt Basel. Weil nun diese beiden Gesundheiten vorgegangen, hat mir bedenklich fallen wollen, Ihro Majestät Gesundheit erst hernach anzufangen, habe alsobald hernach Ihro fürstliche Gnaden stehend gebeten, mir zu erlauben, daß derselbigen Gesundheit ich auch trinken möchte; wie geschehen, und Altezza ihr Glas auch lassen einschenken, mit Vermelden, wolle dieses zu Bezeugung der Dankbarkeit austrinken. Als man wieder eine Weile gesessen und das Obst schon aufgetragen gewesen, habe ich mir noch ein Glas reichen lassen und ihr Altezza nochmals um Erlaubniß gebeten, auf Dero Frau Gemahlin und ganzen fürstlichen Hauses Gesundheit zu trinken, der sobald sich auch das Glas einschenken lassen, mit Vermeldung, er wolle es zur Danksagung auf meine Gesundheit austrinken, bei welchem es hernach verblieben und der Herzog bald hernach aufgestanden, nachdem er gleichwohl, welches sonst seine Gewohnheit nicht ist, über anderthalb Stunden sich bei der Tafel aufgehalten. Sobald wir aufgestanden, so haben Ihr Durchlaucht mich bei der Hand genommen und sind mit mir in das Nebenhaus in sein Kabinett gangen. Der Diskurs über der Tafel war erstlich von unserer Stadt, warum solche nicht fortifizirt oder wenigstens nur mit Gräben versehen sey. Ich sagte, man habe zwar etwas fortifizirt, habe aber das Erdreich nicht bequem dazu gefunden. Unsere beste Fortifikation sey Gott und unsere guten Freunde; die Gräben aber gingen ringsumher und gefüttert, welches er lang nicht glauben wollen. Hernach hat er begehrt zu wissen, unter welchem Climate wir liegen und wie viel Volk wir an Stadt und Land vermögen. Ich sagte ihm, ich verstehe mich nicht sehr viel auf des Himmels Lauf, oder wie die Gelehrten alles ausrechnen; dieß weiß ich aber wohl, daß wir itzt viele Jahre unter einem unglückhaften, gefährlichen Climate gelegen, und für Andere viele Kosten und Ungelegenheit haben müssen erleiden und ertragen. Er lachte darauf und sagte: ob ich vermeinte, daß meine Herren zu Stadt und Land ein Mann 8000 aufbringen können? Ich sagte, es haben zwar Krieg und Sterbend viel Mannschaft hinweggenommen, glaube aber doch, es möchte auf solche Summa kommen. Hernach fing er an, von den Speisen zu reden, wie trefflich gut solche in Basel seyen, in Gleichem wie plaisant der Ort; fragte mich unter anderm, welches wir für die besten Fische hielten? Ich sagte ihm, die Sälminge oder junge Salmen, darinnen er mir gleich beigefallen. Hernach kam er auf die Gesundheit, fragte mich, wie ich die Luft befinde, was ich trinke, wie lang wir uns gemeiniglich bei der Tafel aufhalten; nachdem ich ihm nun über das eine und andere Bericht und gebührenden Bescheid gegeben, und unter anderm auch des Tabaks gedachte, wehrte und dissuadirte er mir solchen heftig, vermeldend, seye nichts nutz. Ich sagte, es seye gleichwohl auf der Menschen Komplexion hierin nicht wenig zu sehen u. s. w. Allein ich befand, daß er dem Gestank eben gar nicht gewogen war.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Dresden, 6. Januar.**

(Beschluß.)

Sehr interessant ist der Jahresbericht über die neu errichtete Korrektionsanstalt für Kinder, welcher dem Berichte der Armenkommission angehängt ist. Es befinden sich in derselben neun Knaben und fünf Mädchen. Meist sind es Diebstähle, worunter welche von nicht geringer Bedeutung waren, weßhalb die Kinder in diese Anstalt gebracht worden, und der berichtende Lehrer versichert doch, daß schon bei den meisten sich Spuren der Besserung, wenigstens der Rührung und Reue zeigten, wobei er nur den sehr gegründeten Wunsch ausspricht, daß sich Personen finden möchten, die zu Wiedereinführung der Gebesserten ins bürgerliche Leben hülfreiche Hand böten. Dann erst kann freilich die Wohlthätigkeit einer solchen höchst zweckmäßigen Anstalt in das vollste Licht treten. Der Lehrer trägt Bedenken, in Hinsicht auf den verschiedenen Cha-

rakter der Kinder einzelne Züge mitzutheilen, wie er sagt, um der Kinder selbst willen, hat aber darin Unrecht. Er brauchte allenfalls nur keine Namen zu nennen, würde aber dadurch auf die Anstalt und die bessern Individuen darin nur noch aufmerksamer machen und bald die Früchte davon spüren.

In diesen Tagen fand eine große Tauffeierlichkeit von Seiten der Stadtpolizei statt. Sie betraf nicht Juden oder Türken, sondern etwas noch bei weitem Populäreres, nämlich Straßen und Plätze. Besonders wurden die in Folge der Demolition der Festungswerke neu angelegten Alleen, Rundtheile, Plätze u. s. w. getauft. Daß man zu Benennung einiger derselben die Namen der Prinzen des königlichen Hauses nahm, wer möchte das tadeln? aber hätte man dieß nicht auch auf andere verdiente Männer ausdehnen und ihre Namen auf diese Weise auszeichnen können? Allerdings würde man Anfangs viel darüber glossirt und gekrittelt haben; aber ich weiß doch nicht, ob eine Schillerstraße, ein Lutherswey, ein Reichardsplatz sich nicht eben so gut würden ausgesprochen haben, als ein Annenweg, eine Stallstraße, ein Dippoldiswaldaerplatz u. s. w. Ich weiß wohl, daß die Wahl der Namen nicht ohne Schwierigkeiten würde gewesen seyn, aber um so größer auch das Verdienst. Und wie selten findet sich für uns Deutsche die Gelegenheit, unsern großen Volkslehrern, Dichtern u. s. w. ein Denkmal zu setzen, das unsere Achtung und Dankbarkeit laut und öffentlich der Nachwelt verkündete! Bei dieser Gelegenheit hat man auch die ominöse Lochgasse in eine Badergasse, und die Entenpfütze in einen Freibergerplatz umgetauft.

Unser Kunstverein hatte am 21. December seine dießjährige zweite Hauptversammlung im Saale des Gasthauses zur Stadt Wien. Es wurden zweiundzwanzig verschiedene Kunstgegenstände, welche im laufenden Jahre angekauft worden waren, verlooset. Die Zahl der Aktien, zu 5 Thlr. jede, betrug bereits 532, und außerdem gibt der König noch einen jährlichen Beitrag von 500 Thlrn., ohne Ansprüche an einen Aktiengewinn zu machen. Von sämmtlichen angekauften Gegenständen werden Zeichnungen gemacht, diese in Kupfer gestochen und an die Mitglieder unter dem Namen einer Bilderchronik des sächsischen Kunstvereins vertheilt. Diese Chronik wird für 1829 wenigstens achtzehn Blätter betragen, und an und für sich schon eine Gewinn-Nummer für alle Aktieninhaber seyn. Hr. von Quandt ist Vorstand dieses Vereins und Hofrath Winkler (Theodor Hell) Sekretär und Kassirer desselben. Auch Auswärtige können daran Antheil nehmen. Derselbe Verein hat auch von der Gnade des Königs einen schönen Saal im Akademiegebäude eingeräumt erhalten, wo er Sonntags seine Versammlungen hält. Künstler stellen dort ihre Arbeiten aus, Kupfer und Lithographien liegen vor, die Unterhaltung betrifft Kunst und ihr verwandte Literatur, und die geschmackvolle Einrichtung des Saales selbst, so wie die herrliche Aussicht, welche man von dort auf beide Elbufer genießt, machen ihn gewiß zu einem Versammlungsorte, wie es deren in Deutschland wenige geben dürfte. Am 3. Januar ward er zum erstenmale geöffnet.

### Baltimore, December.

(Washingtons Denkmal.) Im November d. J. wurde Washingtons Statue auf der hohen Säule aufgestellt, die sich rasch ihrer Vollendung nähert. Diese Säule ist dorisch, aus großen Blöcken aufgebaut; sie steht auf einem großen Sockel und oben krönt sie ein rundes Piedestal, auf welchem jezt die Statue steht. Der Sockel hält 50 Fuß im Quadrat und ist 25 Fuß hoch; die Säule hat 20 Fuß im Durchmesser und ist mit ihrem Untersatz 130 Fuß hoch. Das Kapital hat 20 Fuß im Geviert; die Statue ist 15 Fuß hoch und die ganze Höhe des Monumentes vom Straßenpflaster an bis zur Spitze der Statue beträgt 170 Fuß. Da das Monument auf einem Hügel steht, der 100 Fuß hoch ist, so erhebt sich dieß edle Denkmal 270 Fuß über das Wasser. Es besteht aus weißem, etwas geädertem Marmor. Vier Straßen kreuzen sich auf dem Platze, wo es steht. Dieser Platz ist zwar nicht sehr groß, indeß auch nicht klein zu nennen. Um das Denkmal sollen Gesträuche gepflanzt und dasselbe von einem eisernen Geländer umgeben werden, das 350 Fuß im Umfang hält. Noch ist das Monument nicht ganz vollendet. Auf jeder der vier Seiten der Basis soll eine große Marmortreppe zu den Thorwegen führen; zum Theil sind diese Treppen schon vollendet; ein breiter Fries läuft um die Basis, dicht unter dem Karnieß, mit einer Reihe von Bürgerkränzen geschmückt. Jeder dieser Kränze umgibt einen Stern; die Sterne bedeuten die verbündeten Staaten. In der Mitte des Frieses, über den Thorwegen, sind große Marmortafeln mit dem Namen Washingtons. An jeder Seite der Basis sollen Inschriften in Bronze die bedeutendsten Ereignisse der Revolution, die sich an Washingtons Namen knüpfen, in lateinischer und englischer Sprache enthalten. Unter den vorgeschlagenen Inschriften finden wir unter andern folgende stolz-republikanische:

„Sein Ruhm ist unsterblich; er nahm sein hohes Amt an und entsagte ihm nach dem Willen des Volks.“

Unten an der Säule sollen dreizehn kolossale Schilde von Bronze angebracht werden, auf welchen die Wappen der dreizehn Staaten vorgestellt sind, die zuerst den Bund schlossen. Ueber diesen Schilden werden vier große amerikanische Adler in Basrelief angebracht; sie halten Kränze in den Klauen, von welchen dicke Eichengewinde um die ganze Basis herumlaufen. Die Statue selbst zeigt den großen Mann, dem dieses Denkmal gewidmet ist, in dem Augenblicke, da er das Amt, mit welchem ihn sein Volk bekleidet und das er mit Ehren verwaltet hatte, wieder in die Hände des Volks niederlegt, nachdem er das große Werk, die Freiheit und Unabhängigkeit des Bundes, vollendet hat.

(Der Beschluß folgt.)

---

Auflösung des Räthsels in Nro. 20:
Dampf.

---

### Charade.

Erste und zweite Sylbe.

Ich mit meinen Kameraden
  Bin dir, Leser, wohl bekannt.
Hast mich ja schon in der Schule
  Oft geschrieben, oft genannt;
Steh' ich vorn, so bin ich wichtig,
  Steh' ich hinten, ziemlich nichtig;
Dir helf' ich die Kasse führen,
Und vergäßest du mich je,
  Würdest Du viel Geld verlieren.

Dritte Sylbe.

Bald roth auf grün, bald schwarz auf weiß
  Entfärbt mein Körper sich;
Ich bin des Winds, der Finger Spiel,
  Das Schicksal wendet mich.

Das Ganze.

Ich bin ein glattes Feld, auf mir
  Geh'n zwei Pedanten auf und nieder;
Sie messen ein Geschenk dir zu,
  Das brauche schnell! es kommt nicht wieder.

J. G. M.

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 26.

# Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. Januar 183[illegible].

> Hoch sey der Tag des Heils gesungen,
> Der neu verklärt den Kaiserthron;
> Ihm tönt entflammt von tausend Zungen
> Der Herzen Jubelton. —
>
> J. H. Voß.

## Skizzen aus Rußland.

**Die Feier des Rückzugs der großen Armee. — Rostopschin. — Religiosität der Russen.**

Ich war im Jahr 1828 in Moskau, und wohnte der religiösen Ceremonie bei, durch welche man daselbst seit 1812 den Jahrestag des Rückzuges der französischen Armee zu feiern pflegt. Es war an diesem Tage viel Schnee gefallen, und allenthalben zeigten sich die traurigen Vorboten eines strengen Winters. Die Droschken hatten den Schlitten Platz gemacht und die Umgebungen der Stadt ihren lachenden Anblick gegen einen düstern und finstern Horizont vertauscht. Um zehn Uhr Morgens versammelten sich die Bewohner der Stadt in Menge, nicht weit von dem heiligen Thore des Kremlin's. Auch ich nahm, zitternd vor Kälte, daselbst meinen Platz, um die Procession vorüberziehen zu sehen. Weiter als bis zu jenem Thore zu gehen, wäre nicht räthlich gewesen; denn wer immer durch dasselbe in das Innere des Kremlin's dringt, muß entblößten Hauptes bleiben, mag die Witterung noch so streng seyn. Einige Personen beobachten diesen Brauch zum Andenken an das Wunder, welches den Kremlin von einem Angriffe der Tartaren befreite; andere leiten diesen frommen Gebrauch von der Zeit her, wo die Pest zum lezten Male Moskau verheerte. Die Procession begann um halb eilf Uhr und bestand aus dem ganzen Klerus von Moskau, welchem beinahe die gesammte untere Klasse der Bewohner folgte. Die Kirchen wetteiferten, ihre Reichthümer zur Schau zu tragen; die priesterlichen Gewänder, besonders der Schmuck der hohen Geistlichkeit, übertrafen an Glanz alles, was ich in der Art bisher gesehen. Die Glieder der niedern Geistlichkeit gingen mit entblößtem Haupte, und ihre langen Haare flatterten im Winde. Die Banner der Kirchen und ihre ungeheuren Kruzifixe, die zahlreichen Bataillone und die ganze unermeßliche Menschenmenge, auf einen Punkt zusammengedrängt, bildeten ein wahrhaft neues, imposantes Schauspiel.

Der Jahrestag des Rückzuges Napoleons ist für die Russen ein hoher Festtag. Man opfert an diesem Tage den Heiligen eine außerordentliche Menge Wachskerzen. Mehr Kerzen als alle Seligen des Paradieses zusammen empfängt der Heilige, dessen Bild über dem heiligen Thore steht, und heute in wenigen Stunden wenigstens eben so viele Kniebeugungen und Bücklinge, als während des ganzen übrigen Jahres. Dieser Heilige ist derselbe, welcher bei Verbrennung des Kremlin's 1812 seine Wunderkraft so sehr bekundete, indem er die Glaskugel, welche sein Haupt bedeckte, unversehrt erhielt. Die Weiber waren in ihrem besten Putze, und manche schienen, troz ihrer kleinen, zu weit von einander entfernten Augen, hübsch und anziehend. Tartaren, Perser, Engländer, Deutsche fanden sich unter der Menge, welche die Procession um die Mauern des Kremlin's geleitete. Die-

fes Schauspiel, verbunden mit den Erinnerungen an den denkwürdigen Rückzug, ließ mich Kälte und Ermüdung gänzlich vergessen.

Man zieht es gegenwärtig nicht mehr in Zweifel, daß die Russen Urheber des Brandes von Moskau waren. Die Brandlegung war, vom Beginne der französischen Invasion an, ihr vorzüglichstes Vertheidigungsmittel, und hätten die durch Rostopschin angefachten Flammen Moskau, wie man wollte, ganz verzehrt, so wäre wahrscheinlich Napoleon Alexandern in die Hände gefallen. Rostopschin war wohl der fähigste Mann, einen solchen Auftrag zu vollziehen. Will man dem Zeugnisse der heutigen Russen glauben, so war er nicht nur ein wackerer und geschickter Feldherr, sondern auch ein aufgeklärter Mann von der besten Erziehung. Folgende Anekdote mag indessen als Beitrag zur Kenntniß seines wahren Charakters dienen.

Ein junger Franzose, der Lehrer in der Familie eines russischen Großen war, und jene großmüthige und gastfreie Aufnahme gefunden hatte, welche die Russen immer den Fremden widerfahren lassen, ließ sich einfallen, den Väter der seiner Erziehung anvertrauten Zöglinge in einem kleinen Gedichte, betitelt: der Dickbauch, lächerlich zu machen; der russische Edelmann war nämlich in hohem Grade wohlbeleibt. Die Satire war gut geschrieben, sie gelangte richtig an ihren Mann und beleidigte empfindlich den Stolz jenes Mannes, der übrigens dem Dichter nur Gutes erwiesen hatte. Ganz Moskau wußte in kurzer Zeit die Verse des jungen Franzosen auswendig. Dieser war froh, seinen Paß zu erhalten, welchen ihm die russischen Behörden ohne Umstände auslieferten. Allein im Augenblicke seiner Abreise von Moskau wurde er festgenommen und zwei Tage im Gefängnisse gehalten, worauf er seine Freiheit und folgenden Brief von Rostopschin erhielt, den wir in seinem rohen Styl getreu wiedergeben: „Ich kenne Euch nicht, und will Euch nicht kennen; Ihr verbindet mit der französischen Unverschämtheit die schöne Tugend, das Land zu verachten, wo man thöricht genug ist, Euch Gastfreundschaft zu erweisen. Warum habt Ihr den Stand eines Erziehers gewählt? Etwa, um die Unerfahrenheit und Einfalt zu mißbrauchen? Und wer seyd Ihr denn? Ich kenne Eure Mutter, und nur aus Rücksicht für ihr Alter bin ich nachsichtig gegen Euch; denn sonst würde Euer Gedicht Euch die Thore des Nordens geöffnet haben. Ihr müßt eine eherne Stirne haben, um mit dem Namen Franzose zu prahlen, welcher mit Straßenräuber gleichbedeutend ist. Denket reiflich über Eure Handlungen nach, und wenn Ihr in Zukunft nicht umsichtiger seyd, so werdet Ihr ein schlechtes Ende nehmen. Der großmüthige Alexander überliefert manchmal die treuen Diener des Schurken Napoleon der Gerechtigkeit.“ Diesem bizarren Briefe war ein in Gedanken und Styl so rohes Postscriptum beigefügt, daß wir dasselbe unmöglich abschreiben können.

Alle Reisende haben sich über die abergläubischen Gebräuche der Russen verwundert, und dieß nicht ohne Grund. Jeder Fremde, welcher Moskau durchstreift, wird über die Masse von Verkäufern einer und derselben Art erstaunen, die, so zu sagen, auf einander gepreßt sind. In diesem Bezuge gleichen die Straßen Moskaus den Bazars von Konstantinopel, und jedem, der diese beiden Städte gesehen hat, muß diese Aehnlichkeit auffallen. So wohnen alle Goldschmiede in demselben Stadtviertel beisammen, die Schuster, die Kupferstichhändler in einem andern, jede Profession, von dem schlauen Geldwechsler an bis zum Spitzbuben, der schlechtes Pelzwerk für Gold aufwiegt, hat einen eigenen Platz. Aber das einträglichste Gewerbe von allen ist das der Künstler, welche kleine Heiligenbilder verfertigen. Man sieht tausende von Buden mit diesen mehr oder minder plumpen Bildern angefüllt. Tritt ein Russe in eine solche Bude, so wird er zuerst unter den Heiligenbildern allen, jenes aussuchen, von dem er weiß, daß es der Hausherr als eine Art Schutzgeist ansieht, und wird nicht ermangeln, vor demselben, nebst dem Zeichen des Kreuzes, eine tiefe Verbeugung zu machen.

Mag man auch noch so religiös seyn, man muß sich alle Gewalt anthun, um nicht zu lachen, wenn man so viele Kniebeugungen und Bekreuzungen vor dem ersten besten Sudelbilde machen sieht, vor welchem ein einfältiger Kerl ein Wachslicht angezündet hat. Selten kommt man vor dem Thore des Kremlins vorbei, ohne ein oder das andere alte Weib aus dem Volke, der Wagen ungeachtet, im blinden Andachtseifer eine Stunde lang ihr Haupt gegen das schmutzige Pflaster stoßen zu sehen. Wie oft sah ich nicht einen langbärtigen Heuchler eine Reliquie einer armen jungen Dirne zum Küssen reichen, welche fest glaubte, ein frommes Opfer von einigen Kopeken könne ihren Geliebten oder ihren Vater vor den mörderischen Streichen der Türken sichern. Kein Droschkenkutscher ermangelt, sein Kreuz zu schlagen, wenn er vor irgend einem Heiligen an einer Straßenecke vorbei kommt, und selbst der Kaufmann vergißt nicht, sich zu bekreuzen, ehe er dich betrügt und dir das Geld stiehlt. Aber vor allem fällt in den Kirchen das Lächerliche dieses Mißbrauches der Kniebeugungen und frommen Bücklinge auf. Stelle dich neben den Altar, wenn du die wahrhaft komischen Bewegungen aller dieser Rücken, die sich krümmen, aller dieser Köpfe, die sich nach dem Takte neigen, beobachten willst. Alte und Junge, Männer und Weiber, Andächtige mit grauem Barte und ohne Bart, alle folgen mit bewunderswerther Fertigkeit dieser religiösen Cadenz. Glaube übrigens nicht, wenn du so viele Kniebeugungen und Bekreuzungen siehst, daß die Andacht der Russen immer aufrichtig ist. Ich kenne einen jungen Engländer, dessen Taschen in der Casankirche

zu Petersburg geleert wurden, und der Dieb war einer dieser Andächtler, die mit sichtbarem Vergnügen ihr Haupt auf das Pflaster stießen. An den Thoren aller russischen Kirchen findet man Leute, die den Vorübergehenden Wachskerzen verkaufen, welche die frommen Seelen den Heiligen zu opfern pflegen. Diese Krämer machen ebenfalls unaufhörlich das Zeichen des Kreuzes, und hören damit nur auf, um das Geld in die Tasche zu stecken, welches ihr Handel ihnen einträgt. Das gebräuchlichste russische Gebet scheint sich auf zwei Worte zu beschränken: „Gospodi comelui,“ Herr, habet Erbarmen mit uns. In der Kapelle des Galitzinschen Spitals, bei Moskau, macht der Gesang dieses Gebetes einen wundervollen Effekt. Ich erinnere mich nie in meinem Leben Menschenstimmen gehört zu haben, die auf mein Ohr und mein Herz einen tieferen und süßeren Eindruck gemacht hätten. Die Sänger sind so geschickt gewählt, daß jeder nur die vier oder fünf besten Noten seiner Stimme gibt. Der Baß wird von Männern, die hohen Noten von Kindern gesungen. Jeder Reisende hat wohl in der kaiserlichen Kapelle zu Petersburg diese in ihrer Art wahrhaft einzige Musik bewundert; allein die Kenner geben der Kapelle des Galitzinschen Spitales noch bei weitem den Vorzug vor der kaiserlichen Kapelle.

Man findet zu Moskau religiöse Gebäude aller Art; es befindet sich unter andern daselbst eine Kirche, (denn nach dem Charakter ihrer Bauart kann man sie nicht eine Moschee nennen) die dem tartarischen Kultus geweiht ist. Eines Samstags ging ich zur Betstunde hin; der Iman saß davor rittlings auf einer Mauer und rief mit lauter, schleppender Stimme: „Allah ist Gott! kommt zum Gebete, kommt zum Gebete! Es ist besser zu beten als zu schlafen!“ Als ich mich näherte, öffnete man mir die Thüre; allein da ich nicht geneigt schien, meine Pelzstiefeln auszuziehen, weil an diesem Tage der Thermometer zehn Grad unter Null stand, so ließ man mich gegen eine andere Bedingung eintreten, nämlich, nicht auf den Boden zu spucken. Damit war ich gern zufrieden, und man ließ mich auf eine Bank in einem Winkel der Kirche sitzen. Wenn ein Tartar eintrat, so legte er sogleich seine Stiefeln ab und setzte sich auf einen Teppich, das Gesicht gegen Mekka gekehrt; dann machte er dreimal einen Fußfall; manche setzten jedoch ihre Kniebeugungen ungefähr zehn Minuten lang fort; sie legten dann ihre Hände auf ihre Augen und Ohren und kreuzten sie endlich auf der Brust; sie blieben dann in schweigender Andacht stehen; mit jenen beiden Bewegungen wollten sie, wie ich vermuthe, aus ihren Augen und von ihren Ohren alle weltlichen Gegenstände und alles Geräusch entfernen. Sie hatten immer das Gesicht gegen Mekka gekehrt und veränderten ihre unbewegliche Stellung nur, um nochmals einen Fußfall zu machen oder ihre Augen gegen den Himmel zu erheben. Der Mollah, der, wie die Uebrigen, fast eine halbe Stunde lang stillschweigend im Gebete verharrt hatte, setzte sich endlich auf eine kleine Erhöhung und hielt nun, auf ein Rohr gestützt, eine Rede, deren Inhalt mir dunkel blieb. Am Ende dieser Rede foderte der Priester alle Anwesenden auf, sich nochmals nach Mekka zu kehren; sie verbeugten sich darauf tief vor ihm und wiederholten wie im Chore: bis Millah. Sie stellten sich dann wie Soldaten in Reihen, wobei der Iman sich viel Mühe gab, dieses Bataillon in guter Ordnung zu halten, und hierauf zerstreute sich die ganze Versammlung. Alle schienen aufrichtig religiös; meine Gegenwart hatte ihnen sichtbar nicht mißfallen, und sie grüßten mich, als sie die Kirche verließen.

---

## Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829. Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Fortsetzung.)

Niemand wird es läugnen, daß uns die Gebrüder Schlegel, wie das Zwillingsgestirn den Argonautenschiffern, auf der ungekannten Bahn voranleuchteten. Wer insbesondere die junge vornehme Welt in Berlin aus jenen Tagen vor Augen behielt, wird es nicht in Abrede stellen, daß gerade sie aus dem gewöhnlichsten Hin- und Hertreiben zu einem Bewußtseyn, einem Willen und Streben erwachte, welches alle die Regsamkeit entzündete, die noch zur Stunde den geistigen Verkehr der Zeit dort in einen glühenden Brennpunkt zusammendrängt. Die eleganten Cirkel aus allen Klassen reiheten sich in Kurzem um den liebenswürdigen Redner, der sowohl durch Vortrag als Gegenstand das lebhafteste Interesse zu erhalten verstand. So sehr es zu bedauern ist, daß nur noch Bruchstücke aus jenen Stunden in der Zeitschrift Europa gerettet wurden, so reichen diese doch vielleicht hin, einen Begriff von dem Eindrucke zu geben, welchen Anschauungen einer, bis dahin völlig mißverstandenen, durch entstellende Schilderungen herabgewürdigten Vergangenheit auf lebhaft erregte, offene, freie Gemüther machen mußten. Werden sich ähnliche Empfindungen beim Wiederlesen jener Fragmente schwerlich verläugnen, so denke man, wie erst das Gesagte durch Anmuth des Organs, durch eingemischte Satire und humoristischen Scherz für die Zuhörer gewinnen mußte. Wirklich fühlte sich der Geist wie auf den leichten und glänzenden Schwingen der vollendetsten Redekunst mühelos in das Zeitalter der Ehre, des Muthes, der zartesten Liebe und wahrhaftesten Frömmigkeit zurückgetragen. Es ist genugsam bekannt, daß von jener Epoche an der Umschwung fühlbar ward, der schon lange

auf mannigfache Weise vorbereitet, Ansicht und Erkenntniß nach Innen wendete. Es entstand die neue romantische Schule.

Im Anfang blieb ihr Einfluß auf die äußern Formen des geselligen Lebens ganz unmerklich, ja man konnte hier durchaus in nichts auf veränderte Gesinnung zurückschließen. Das Historische der intellektuellen Bildung unserer Tage hatte ohngefähr denselben Gang genommen, wie die Weltgeschichte selbst. Von der Antike gelangten wir ins Mittelalter. Der Idealismus in der Philosophie, die Mystik in der Naturwissenschaft, das Vermittelnde neuerer Sprachen, tieferes Forschen nach der Wurzel gemeinsamen Ursprunges, Poesie, Geschichte, alles zusammen bildete eine Welt für sich, eine, in welcher man durch Vergessen der Gegenwart einheimisch werden konnte. Studium, Lektüre, Kunst und Wissenschaft führten dahin, nichts in dem täglichen wirklichen Leben. Dieses fand sich auf natürliche Weise von jenem geschieden, und beide getrennte Regionen bestanden daher für sich, so daß in der einen das geweckte Bewußtseyn durch Erkenntniß und Absicht thätig war, in der andern die Natur unwillkührlich der Gewohnheit folgte. Auf diese Weise entstand eine neue Literatur, eine nachahmende Kunst, eine veränderte Bühne, umfassendere Begriffe über diese, Ahndung ächter Religion und endlich Sinn und Fähigkeit, das Höchste zu erschwingen, während andererseits Mode und Sitte nach wie vor unter dem Pariser Scepter standen.

Dort entfaltete der neue Kaiserhof alle Pracht, alle Ueppigkeit, deren eine werdende Dynastie bedarf, um durch Uebermaß von Schimmer die Frage über ächt und unächt zu verdrängen. Auch bot die abendländische Hauptstadt, wie einst Rom, Mittel und Vorbilder zu Allem dar, was, in Nachahmung der Cäsarnfamilien, das überraschte Europa bewundern sollte. Es bewunderte nicht gerade, aber es beschäftigte sich doch mit dem vielen Neuen, es griff darnach, und Deutschland, obgleich im Innern den vollständigsten Gegensatz von Frankreich bildend, widerstand im Aeußern so wenig der Verlockung von daher, daß im Gegentheil der moderne Luxus mächtig überhand nahm. Dabei lernte man spanisch und italienisch, las die Dichter beider Nationen, brachte den Shakespeare auf die Bühne, hörte und sprach von Minneliedern, von den Nibelungen, stritt über altdeutsche und altitalienische Kunst, erwarb sich wirkliche Kenntnisse über beide und veranlaßte Architekten, Maler und Bildhauer zur nähern Bekanntschaft mit vaterländischen Kunstschätzen.

Fand sich das Interesse schon damals so getheilt, so werden wir weiterhin noch mehr Ursache haben, über den Widerspruch in den Bestrebungen einer und derselben Zeit nachzudenken.

(Schluß des dritten Artikels.)

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Baltimore, December.**

(Beschluß.)

Zu dem Piedestal der Statue Washingtons gelangt man auf einer Treppe von 228 Marmorstufen, welche sich innerhalb der Säule hinaufwindet. Bis jezt ist es noch in der Säule durchaus finster, aber in Zukunft soll sie mit Gas beleuchtet werden. Die Aussicht von der Säule auf die Umgegend ist sehr schön, nicht so auf die Stadt selbst, die zu sehr in raschem Vorschreiten begriffen ist, als daß sie einen ruhig schönen Anblick gewähren könnte. Dieß ist nun das dritte bedeutende Denkmal, welches dem erhabenen Manne in diesem Lande gesezt wird. Bekanntlich befindet sich in Raleigh, der Hauptstadt Nordkarolina's, eine Statue Washingtons von Canova und in Boston eine von Chantrey. Chateaubriand sagt: das ganze Land mit seinen Tausenden von neuen Städten und Millionen von neuen Bürgern ist Washingtons groses Denkmal; aber wenn die Dankbarkeit seiner Mitbürger ihm einmal steinerne Denksäulen setzen will, so könnte wohl kaum ein schicklicherer Ort dazu ausersehen werden, als dieser Punkt, wo der Held eine Stadt überschaut, die noch zu seiner Zeit ein kaum genanntes Dorf war, und jezt schon ihre Schiffe über das Meer weithin nach allen Welttheilen sendet, eine Stadt, die mittelst eines der größten Werke, die je von Menschenhand vollendet wurden, durch ihre merkwürdige Eisenbahn, sich mit dem tiefen Westen in Verbindung sezt. Wie groß ist der Unterschied zwischen einem Denkmale, das ein Monarch zu bauen befiehlt, und einem, das Republikaner erbauen! Hier ist es das Zeichen dankbarster Anerkennung einer ganzen Gemeinde, wozu jeder Einzelne sein Schärflein beitragen muß; und welcher Menschenfreund wollte sich nicht herzlich freuen, wenn er die Dankbarkeit eines ganzen Volkes sich so herrlich bethätigen sieht? Ich kann diese Mittheilung nicht schließen, ohne den Umstand zu berühren, daß man Washingtons Bildniß oder seinen Namen fast allenthalben in den Vereinigten Staaten sieht oder hört. Unzählige Amerikaner heißen Washington, fast jede Stadt hat eine Washington-Straße, Tausende von Gasthöfen führen ihn, und wenn auch im entstelltesten Konterfei, im Schilde, Assekuranzkompagnien, Kanäle und was sonst noch alles heißen nach ihm. Manche Reisende haben sich darüber beklagt und meinen, es gehe bis zum Ekel; ich kann dieß nicht finden. Geschieht nicht Alles aus freiem Willen? Ist etwas der Art mit dem N und andern Chiffern zu vergleichen? Ein Held, ein Dichter, oder sonst ein groser Mann und Wohlthäter des Volks muß schon sehr hoch gestiegen seyn, wenn er wieder zum Wirthshausschilde herabsteigt. Wer freut sich nicht, wenn er England durchreist und den großen Shakespeare oder Nelson als Tavernzeichen, wenn er in Preußen den grossen Friedrich auf tausend schlechten Tabackspfeifen findet? Washington ist ganz Nationalheld. Mit jedem Jahre streift sich, was menschlich an ihm war, mehr ab, und was göttlich in ihm war, tritt glänzender hervor. Wie dort auf dem beschriebenen Denkmale, steht er erhaben über alle Partheien, verehrt von jedem Bürger, als der erste Wohlthäter des Landes und ein herrliches Vorbild republikanischer Tugend.

---

Auflösung der Charade in Nr. 25:

Zifferblatt.

---

Beilagen: Intelligenzbl. Nr. 3. u. Monatsreg. Januar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

# Morgenblatt

für

# gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1 8 3 0.

## Februar.

> Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
> Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
> Dann werden selbst der Apollonia
> Eifrigste Priester euch nicht verkennen.
>
> Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 3 0.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

---

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

---

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts" eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts" beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts" dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt" einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts."

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-" und „Literatur-Blatt", miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts", mit Einschluß des „Literatur-" und „Kunst-Blatts", würde also kosten . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-" und „Kunst-Blatts" ohne das „Morgenblatt" . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt" . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt" . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt" in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

# Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

zu dem Artikel: Herkules Zeghers, Kunstbl. Nr. 18. 19 und 32. 1829. — Die Bulla am Halse des Nero, ein numismatisches Anomalon.

Nro. 11.

Ueber Glasmalerei. — Neue Kupferstiche. Große Landschaft, von F. Schröder zu Paris in Kupfer gestochen und von J. A. Schlosser herausgeg. — Nekrolog. Eveline Stading. — Kupferstich- und Holzschnittkunde. Zusätze zu J. Hellers Leben und Werke A. Dürers.

Nro. 12.

Die Kunst- und Industrie-Ausstellung in Carlsruhe 1829. — Professor Vogels Sammlung von Bildnissen ausgezeichneter Künstler, ꝛc. — Kupferstich- und Holzschnittkunde. (Forts.)

Nro. 13.

Altdeutsche Baukunst. Darstellung des alten schwäbischen Klosters Bebenhausen, von J. H. Graf. — Rom. — Kupferstich- und Holzschnittkunde. (Forts.)

Nro. 14.

Holzschneidekunst. Ueber die sogenannte Biblia pauperum. — Nachrichten von einigen verdienten Künstlern von Konstanz. — Kupferstich- und Holzschneidekunst. (Forts.)

Nro. 15.

Holzschneidekunst. (Beschluß.) — Nachrichten von einigen verdienten Künstlern von Konstanz. (Beschluß.) — Dresden. — Berlin.

Nro. 16.

Beiträge zu vorbereitenden Studien für Künstler, welche in Italien reisen; von E. Förster. — Kupferstich- und Holzschnittkunde. (Forts.)

## Literatur-Blatt.

Nro. 12.

Vermischte Schriften. Gesammelte Schriften von L. Börne. (Beschluß.)

Nro. 13.

Aesthetik. K. W. F. Solgers Vorlesungen über Aesthetik.

Nro. 14.

Geschichte. Lettres sur l'histoire de France, pour servir d'introduction à l'étude de cette histoire par A. Thierry. — Altdeutsche Literatur. Ein schoen und kurzweilig Gedicht von einem Riesen, genannt Sigenot, durch Meister Seppen von Eppishusen.

Nro. 15.

Geschichte. Geschichte des osmanischen Reichs, von J. v. Hammer.

Nro. 16.

Geschichte des osmanischen Reichs. (Beschluß.) — Biographie. Thomas Morus, von Dr. G. T. Rudhardt.

Nro. 17.

Erziehungswesen. 1) Blicke in das Wesen der weiblichen Erziehung, von Rosette Niederer.

Nro. 18.

Erziehungswesen. Blicke in das Wesen ꝛc. (Forts.) — Seelenkunde. Jahrbücher für Anthropologie und zur Pathologie und Therapie des Irreseyns, von Dr. Fr. Nasse.

Nro. 19.

Erziehungswesen. (Beschluß.) 2) Bildersaal deutscher Dichtung durch A. A. L. Follen.

Nro. 20.

Romane. — Dichtkunst. Einhundert Epigramme, von D. Graf v. Haugwitz.

Nro. 21.

Romane. (Forts.) 1) Die Liebesgeschichten. Novelle von Posgaru.

Nro. 22.

Romane. (Forts.) 2) Die Ehelosen, von Therese Huber. — 3) Selbstopfer, von Leontine Romainville. — 4) Der Schloßberg bei Thorn. Eine Geschichte des siebzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, von Wilhelmine Lorenz. — 5) Alban und Nanny. Ein Roman von Penseroso.

No. 27.

# Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. Februar 1830.

— Das ersehnte Glück
Zieht mir, gekostet kaum, des Schicksals Neid zurück.

Delavigne.

## Der Graf von Greyerz.

Von Ludwig Uhland.

Der junge Graf von Greyerz, er steht vor seinem Haus,
Er sieht am schönen Morgen weit ins Gebirg hinaus,
Er sieht die Felsenhörner verklärt im goldnen Strahl
Und dämmernd mitten inne das grünste Alpenthal.

„O Alpe, grüne Alpe! wie zieht's nach dir mich hin!
Beglückt, die dich befahren, Berghirt' und Sennerin!
Oft sah ich sonst hinüber, empfand nicht Leid noch Lust,
Doch heute dringt ein Sehnen mir in die tiefste Brust."

Und nah und näher klingen Schallmeien an sein Ohr,
Die Hirtinnen und Hirten, sie ziehn zur Burg empor,
Und auf des Schlosses Rasen hebt an der Ringeltanz,
Die weißen Aermel schimmern, bunt flattern Band und Kranz.

Der Sennerinnen jüngste, schlank, wie ein Maienreis,
Erfaßt die Hand des Grafen, da muß er in den Kreis.
Es schlinget ihn der Reigen in seine Wirbel ein:
„Hei! junger Graf von Greyerz, gefangen mußt du seyn!"

Sie raffen ihn von hinnen mit Sprung und Reigenlied,
Sie tanzen durch die Dörfer, wo Glied sich reiht an Glied,
Sie tanzen über Matten, sie tanzen durch den Wald,
Bis fernhin auf den Alpen der helle Klang verhallt.

Schon steigt der zweite Morgen, der dritte wird schon klar:
Wo bleibt der Graf von Greyerz? ist er verschollen gar?
Und wieder sinkt zum Abend der schwülen Sonne Lauf,
Da donnert's im Gebirge, da ziehn die Wetter auf.

Geborsten ist die Wolke, der Bach zum Strom geschwellt,
Und als mit jähem Strahle der Blitz die Nacht erhellt,
Da zeigt sich in den Strudeln ein Mann, der wogt und ringt,
Bis er den Ast ergriffen und sich an's Ufer schwingt.

„Da bin ich! weggerissen aus eurer Berge Schooß,
Im Tanzen und im Schwingen ergriff mich Sturmgetos;
Ihr alle seyd geborgen in Hütt' und Felsenspalt,
Nur mich hat fortgeschwemmet des Wolkenbruchs Gewalt.

Leb' wohl, du grüne Alpe, mit deiner frohen Schaar!
Lebt wohl, drei sel'ge Tage, da ich ein Hirte war!
O! nicht bin ich geboren zu solchem Paradies,
Aus dem mit Blitzesflamme des Himmels Zorn mich wies.

Du frische Alpenrose, rühr' nimmer meine Hand!
Ich fühl's, die kalte Woge, sie löscht nicht diesen Brand.
Du zauberischer Reigen, lock' nimmer mich hinaus!
Nimm mich in deine Mauern, du ödes Grafenhaus!"

## Das Reußthal und die Gotthardstraße.

### Erster Brief.

Du verlangst von mir, lieber Freund, daß ich, wie ich Dir verflossenes Jahr eine Schilderung des Rigi gegeben, nun eine ähnliche von dem Reußthale und der vielbesprochenen Gotthardstraße entwerfen soll, und führst als Hauptgrund Deines Wunsches an, daß Du wegen mancher Unwahrscheinlichkeiten, die Du in öffentlichen Berichten gelesen, eine getreue Darstellung eines Augenzeugen lesen möchtest, und diese könnest Du von mir erwarten, da ich seit mehreren Jahren jeden Sommer ein, ja einige Mal jenes berühmte Thal besucht habe. Gut! ich will gern auch diesen Wunsch erfüllen, und verlange abermals nichts in Deinen Händen, als die bekannte Kellersche Karte. Um der Leichtigkeit der Darstellung willen, verbinde ich übrigens meinen Bericht mit einer Reisebeschreibung, meiner lezten Reise nämlich, die ich in Gesellschaft meines Bruders, Professor in B., seines ältesten Knaben und des jungen Herrn v. Fruner, Sohn des Kurarztes in Schwalbach, machte.

Am 25sten Juli (1829) verließen wir den Rigi, nachdem wir denselben Morgen das rosenfarbene Alpenglühen (es gibt bekanntlich zwei Arten dieses Phänomens, das rosenfarbene und purpurrothe Glühen der Alpen) vor Sonnenaufgang in unbeschreiblicher Pracht gesehen hatten, und stiegen dann längs der dunkeln Schlucht des Aabaches zu dem Schauplatz der Verwüstung hinab, der sich da, wo ehemals das blühende Goldau gestanden hatte, mit allen seinen Schrecken ausbreitet. Nach dem, was ich voriges Jahr gehört hatte, hoffte ich, neben der Kirche und dem Wirthshause, den zwei einzigen Gebäuden, die bis jezt an das alte Goldau erinnern, mehrere neue Menschenwohnungen zu finden. Aber keine Spur von Anbau! Auch wäre in der That jede Ansiedlung auf dieser ungeheuren, von wilden Gewässern durchströmten Masse von Schutt und Felstrümmern eine wahre Tollheit. Ein Jahrhundert wird vergehen, ehe von dieser Steinmasse so viel verwittert ist, daß Menschen darauf hausen können. Von da gingen wir, längs den dunkeln, tiefbeschatteten Seiten des Rigi zur Rechten, und der stillen Fläche des Lowerzersees zur Linken, nach Seeven, einem schönen Dorfe am Ende des Sees, zu unserem bekannten Hospes, Herrn Abeg, im weißen Kreuz. Wer ein Freund von Reinlichkeit, Ordnung, Gefälligkeit und Wohlfeilheit ist, dem rathe ich, bei seinen Wanderungen durch dieses schöne, und in der Geschichte so bedeutungsvolle Schwyzerthal, sein Quartier hier aufzuschlagen. Auch Bäder findet man hier, und hat er Lust, eine Molkenkur zu gebrauchen, auch dazu alle Anstalten. Denn seit den lezten Jahren pflegen häufig Patienten, ehe sie zu jener Kur in der stahlkräftigen Atmosphäre des Rigi schreiten, hier in den Vorhallen der Hygieia sich vorzubereiten. Auf einer kleinen Anhöhe, etwa fünf Minuten von Seeven, hast Du einen herrlichen Ueberblick über das ganze Schwyzerthal, eine, zwischen hohen Gebirgen eingeschlossene, etwa vier Stunden lange Ebene. Ein prächtiges Thal! Der nördliche Ausgang desselben, eng und düster, zwischen dem Roßberg und Rigi, stößt an den Zugersee. Früh am Nachmittag wirft schon der Rigi seinen dunkeln Riesenschatten in die melancholische Tiefe hinab, wo still und feierlich der Flecken Arth mit seinen hohen Thürmen und weißen Klostermauern ruht. Der südliche Ausgang, am Vierwaldstättersee, mit dem Flecken Brunnen, ist heiter, klar und lieblich; mit Entzücken schweift der Blick über die schöne Fläche des Sees, und ruht gegenüber auf den grünen, freundlichen Höhen des Seelisberges und der schimmernden, fichtenumkränzenden Kapelle auf der Stirne des Berges. Längs der Westseite des Thales laufen zwei hohe Bergrücken, mit grünen Triften und Wäldern, der Yberg und Sattel, berühmt durch Morgarten; zwischen beiden ragen gespensterartig zwei ungeheure, kegelförmige Felsen, mit grauem, völlig nackten Gestein, der Haggen und Mythen, noch höher als der Rigi in die Lüfte. Spitz und fast senkrecht sich erhebend, stehen sie mitten in der grünen Gebirgswelt wie zwei kolossale, unverhüllte Statuen. Wenn das Abendgold der Sonne auf diesen grauen Spitzen glänzt, so macht es einen malerischen Effekt, der nur von dem Alpenglühen übertroffen wird. Mit ungeheurer Anstrengung haben mehrere Büßende, um ihre Seelen zu retten, drei Kreuze auf die Spitze des Mythen, des höchsten der beiden Felsen, geschleppt und in das Gestein gesenkt; aber der Sturm, erzürnt, daß Menschenhand in sein geweihtes Gebiet sich wage, hat zwei dieser Kreuze bereits zertrümmert; das dritte wankt gleichfalls schon. Die Westseite des Thales begrenzen die triften- und fichtenreichen Abdachungen des Rigi bis nach Brunnen hin. In der Mitte dieses Thalkessels liegt, mit seiner Felsinsel Schwanau, der Lowerzersee, ohne sichtbaren Zufluß, aber mit einer reichlichen Abströmung von Wasser; das Dorf Seeven am Ende dieses Sees, das Dorf Steinen am Fuße des Sattels, mit dem kleinen Häuschen, das Stauffacher bewohnte, der schöne Flecken Schwyz, mit seinen weit in den Matten zerstreuten Häusern, und nördlich, gegen Arth zu, die Felstrümmer des Roßbergs auf dem Grabe von Goldau. In einem südlichen Winkel des Thals braust die reißende Muotta aus einer tiefen Schlucht hervor und stürzt sich in den Waldstättersee. An der Seite dieses wilden Bergstroms windet sich das schmale, Anfangs nur einen Steinwurf breite, jedoch allmählig mehr sich erweiternde finstere Muottathal gegen den Glarnisch hinauf. In diesem finstern Winkel endigte sich der abentheuerliche Zug Suwarows in der Schweiz, wovon ich Dir in der Folge noch mehr erzählen werde. Wenig Bewegung und Leben

ist in diesem an Erinnerungen hoher Thaten so reichen Thale von Schwyz; kein Gewühl von Handel und Gewerbe, kein Geräusch arbeitender Fabriken, selten sogar ein Stückchen Ackerland; dagegen überall die stille Ruhe des Hirtenlebens, nur unterbrochen von dem Geläute irrender Heerden und dem Gesang des sorglos unter den Schatten gelagerten Hirten. Diesem schönen Thale droht von den Felsen des Mythen her ein zweiter Bergsturz, wie ich von mehreren Geognosten gehört habe; vielleicht erst nach einem Jahrhundert und noch länger; aber die rastlosen Kräfte der Natur arbeiten immer. „Das heißt doch ab ovo angefangen!“ höre ich Dich rufen; „Du hast mir eine Beschreibung des Reußthales und der Gotthardstraße versprochen, und da beginnst Du mit einer weitläuftigen Schilderung des Schwyzerthales.“ Geduld, Freund! Wir befinden uns hier in den Propyläen der Alpen, und diese mußt Du erst kennen lernen, ehe ich Dich auf der Gotthardstraße in die majestätische Säulenordnung der Alpenwelt selbst führe. Auch kann ich Dich nicht, wie ein deus ex machina, mit einem Zauberschlage auf die Gotthardstraße versetzen, Du mußt zuvor die Bahnen kennen lernen, die zu ihr führen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Diogenes und Aristipp.

Ungedrucktes Fragment von Paul Louis Courrier.

Eines Tages reinigte Diogenes Wurzeln und Kräuter zu seinem Mahle im Troge der Neun-Brunnen, und Aristipp trat, zierlich geputzt, von Wohlgerüchen duftend, aus seinem Hause, um sich zum Gastmahle bei Sosikrates zu begeben. Er lachte, als er den Cyniker sah; dieser runzelte die Augbraunen und sprach: „Könntest Du von Kräutern leben, wartetest Du den Großen nicht auf;“ „und wüßtest Du,“ entgegnete Aristipp, „den Großen zu gefallen, lebtest Du nicht von Kräutern.“ Da blieb ein Vorübergehender stehen und sagte: „Sprich aufrichtig, Diogenes, wenn Dich Nachts Sturm und Regen in Deiner Tonne heimsuchen, kommt es Dir da nicht zu Sinn, Du würdest besser in einem gut verschlossenen Zimmer wohnen, besser in einem guten Bette schlafen? Als es diesen Winter so kalt war, fühltest Du Dich da nicht versucht, zu meynen, ein Mantel sey manchmal gar bequem, wenn auch durchaus nicht nothwendig? und eben jezt, wüßtest Du, daß Dich Niemand sähe, ließest Du nicht gerne Deine schlechten Bohnen liegen, wenn ein korinthischer Schinken oder eine Pastete von Sycion daneben läge? Bist Du aufrichtig, so wirst Du nicht behaupten wollen, daß Dir nie dergleichen Gedanken in den Sinn kommen, und dann — wozu willst Du es läugnen? — möchtest Du gerne ein Schmarozer seyn, wie dieser hier, wäre es Dir nicht um die Schande und hießest Du nicht Diogenes. Und Du, wenn Dich vor Dionys Pallaste der Thürhüter stehen läßt und Philoxenes einzutreten bittet; wenn ein Lieblingssklave Dich schief ansieht oder gar nicht ansieht; wenn Galatea Dich am Barte nimmt und Dich vor den Gästen tanzen läßt, kommt Dir da Dein Essen nicht gar theuer und Dein Handwerk gar hart vor? Hat aber der Tyrann ein Komplott gegen sein Leben entdeckt, ja argwohnt er es blos, siehst Du, wie diese zum Tode, jene zur Folter geführt werden, und sagt Dir dann ein guter Freund vom Hofe ganz leise ins Ohr: sieh Dich vor! ist da eines Bettiers Loos so kläglich, daß Du ihn nicht beneidetest? Was habt ihr beide euch vorzuwerfen? ist nicht einer so elend als der andere, der auf dem Stroh, der andere im Purpurkleid; seyd ihr nicht beide Narren, der auf dem Markte, der andere am Hofe? Hört einmal, ich will euch einen Gefallen thun, und wenn ihr den Verstand nicht ganz verloren habt, so folgt ihr mir: sagt Valet, Du der großen Welt, Du dem Auswurf der Menschheit! Aristipp, fort mit Deinen Wohlgerüchen, Deinen gekräuselten Haaren, Deinen schönen Schuhen! Diogenes, zieh Kleider an! komm mit mir zu Telonides, dem Zollpächter im Pyräus, er ist ein Freund von mir, er stellt Dich an, und wenn Du nur arbeiten willst, so kann etwas aus Dir werden. Ist dieß doch immer besser, als hier zu betteln, oder falschzumünzen, wie Du, wie ich höre, zu Hause hie und da gethan. Aber Du, Aristipp, Du sollst mir ein gutes Gasthaus auf dem Fischmarkt haben. Das ist etwas für einen Gutschmecker wie Du; statt Gastmahle zu erschleichen, sollst Du Andere gastiren. Ihr lacht, Bursche? ihr verdient nicht, was ich für euch thun will. Ich sehe schon, guten Freunde, ihr seyd zu sehr Philosophen, als daß ihr etwas Gutes wollen könntet, ihr seyd zu sehr an Grimassen gewöhnt, als daß ihr je wieder aussehen könnt, wie ehrliche Leute. Diogenes, schlafe Du immerhin auf der Straße; ehe Du es aufgibst, geh lieber zu Grunde; und Du, predige forthin Weisheit unter Buhlerinnen und Freiheit vor Tyrannen. Drei Viertheile der Zeit ist euch erbärmlich zu Muthe, aber man bewundert euch ja. Was braucht man glücklich zu seyn, wenn man nur berühmt ist.“

„Und wer bist denn Du, der so trefflich zu sprechen weiß?“ fragte Aristipp. „Ich bin,“ war die Antwort, „Strato von Phalerá, Schiffsherr, Tochtermann Cleons, des Gerbers. Ich besitze dreißig Talente an Gütern in der Gegend von Chalcis, und habe fünfzehn Talente bei den Bergwerken am Berge Parnetes stehen. Damit mache ich den Tyrannen nicht den Hof, denn ich habe keine Lust, sie kennen zu lernen, und bin froh, wenn sie mich nicht kennen. Ich werfe mein Geld nicht weg, lasse auch meine Blöße nicht sehen, damit die Leute von mir sprechen; aber ich lebe zufrieden im Kreise der Meinigen, lustig mit mei-

nen Freunden, in Frieden mit der Welt, und lache die Philosophen aus."

## Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, Januar.

Wer aus der Schweiz und aus Savoyen über das Gebirg herüber zu uns nach Piemont kommt, dem fällt Manches unangenehm auf und er gibt, wenn er sie je gehabt, bald die Meinung auf, als sey bei uns viel zu loben. Fallen ihm am Tage nicht die vielen schlechten Gesichter auf, die auf den Landstraßen hin- und herziehen und einem jeden Spaziergang verkümmern, so wird er sie wahrscheinlich des Nachts zu seinem Schrecken gewahr, denn in dem erzmilitärischen Königreich Sardinien wimmelt es von Dieben und Straßenräubern. Im Innern Savoyens muß man freilich keine Reinlichkeit suchen, aber der Schmutz wird dort durch die freundliche, rechtliche und sittliche Armuth der Leute erträglich. Ihr gastlicher Sinn in dem Innern von Faucigny, Chablais, Maurienne und Tarentaise, hat etwas Religiöses und höchst Poetisches bei ihrer Entblößung von Allem, was dem Wohlstand alltäglich ist. Jenseits des Simplon, des St. Bernhard und des Montcenis zeigt sich keine Spur mehr davon, und die Leute werden immer häßlicher und verdorbener, je mehr man in die Fläche hinunter und in die Nähe unserer Hauptstadt kommt, an der nichts gerade und hell ist, als die Straßen. Die Unreinlichkeit, ich mag sie nicht bei ihrem Thiernamen nennen, ist in Piemont ungefähr so, wie in Itry und in Fondi, und es scheinen darüber selbst die großen, schwarzen, langbeinigen Käfer zu staunen, die da auf Wänden und Tischen ab- und zugehen, manchmal verwunderte stehen bleiben und nicht wissen, wo aus noch ein. Die Leute haben nichts Savoyisches, sondern ein recht gemeines französisch-italienisches Wesen. Wo möglich noch widriger, als die schmuzigen Wirthe, ihre schwarzen Küchen und die Straßenräuber, sind die jungen Geistlichen, zumal in den Landstädten. Von ihrer Anmaßung und Unsittlichkeit wäre viel zu erzählen. Es genügt ihnen nicht, ihr Wesen in Kellern und Kammern der frommen Beichtkinder zu treiben, sie scheuen sich nicht, es in Gaststuben und Küchen zu wiederholen, als ob das so seyn müßte. Da sind doch die Brieger Jesuiten in Wallis ganz anders; die schlagen kein Auge auf und reden kein lautes Wort vor fremden Leuten. Auf meiner lezten Reise in Wallis kam ich wohl fünfmal an dreien vorüber, die langsam hinter einander gingen und sich in jedem Dorfe etwas aufhielten. Fünfmal grüßten sie mich durch Abnehmen der Hüte, wenn ich an ihnen vorüberging. Zweimal versuchte ich es, sie zum Sprechen zu bringen, es war aber immer vergebens. Ich kann dieß meinem staubigen Reisekittel und Tornister nicht zuschreiben, denn von alle dem sahen sie nichts; sie gingen wie drei schwarze Todtenhähne hinter einander her. Bei Alessandria sah ich in einer unweit der Stadt befindlichen Kneipe einen ziemlich ältlichen Geistlichen mit drei lustigen Mädchen aus der liederlichen Soldatenstadt an Einem Tische trinken und singen. Unsere Offiziere sind fast anständiger, wenigstens die alten. Bei uns herrscht noch immer die Sitte des droit d'ainesse, wornach der älteste Sohn der Familie die Güter erhält und die andern im Militär und in der Geistlichkeit, die Mädchen aber in Klöstern untergebracht werden, wenn ihre Schönheit nicht hoffen läßt, daß man sie mit ganz geringer Mitgift heirathen werde. Dieß Alles zusammengenommen macht einen sonderbaren Eindruck auf Alle, die aus der südwestlichen Schweiz oder aus Frankreich zu uns kommen, wo dergleichen auch auf das gesellige Leben nachtheilig wirkende Erscheinungen Gottlob nicht mehr gefunden werden, so sehr sie auch eine Parthei zurückwünscht.

Hierher gehört vorzüglich die erste Industrieausstellung in der Hauptstadt, die allerdings einen günstigen Einfluß auf unser Gewerbs- und Handelsleben äußern wird. Sie soll alle drei Jahre statt haben, um der Industrie Zeit zur Entwickelung zu lassen. Die Preiße bestehen in goldenen, silbernen und kupfernen Medaillen, zu denen auch noch die Ehrenerwähnung kommt, so daß kein Producent leicht ganz leer ausgehe. Die Ausstellung war im königlichen Schloß Valentin, das dadurch zum Gegenstand lebhafter Wanderungen der Turiner und Turinerinnen wurde, die viel Antheil an der Sache nahmen. Es war allerdings interessant, hier zu sehen, daß unsere Landesindustrie seit einigen Jahren auffallend zugenommen hat. Ich bin zwar nicht gleicher Meinung, wie die hiesige Gazette Piemontaise, die in ihren Trompeterstückchen behauptet, unser Gewerbsfleiß habe bereits den der Schweizer und Franzosen erreicht, und es sey eine große Thorheit, Tücher, Baumwollen- und Seidenzeuge mit großen Kosten von dorther kommen zu lassen. Ich glaube sogar, daß man bei uns nie so gute Tücher, wie in Frankreich und in den Niederlanden fabriziren wird, weil uns das seifenartige Wasser von Sedan und Louviers fehlt, auch keine so guten Seidenzeuge wie in Lyon, weil wir keine französische Seide verwenden können. Demungeachtet ist es vorauszusehen, daß die Tuchfabriken von Chambery, die sich am mehrsten auszeichnen, bald ein gutes Fabrikat liefern werden. Gleiches läßt sich von den dortigen Gaze- und Strohhutfabriken voraussagen. Bis aber dieß Alles recht in Gang kommt und man mit den Nachbarn Preis halten kann, werden noch Jahre hingehen, und die Douanen dürfen keinen Augenblick von ihrer entsetzlichen Strenge nachlassen, welche überdieß doch nicht immer hilft. Davon nur Ein Beispiel. Die Einführung aller fremden Zeuge ist streng verboten; an Konfiskation und schweren Strafen fehlt es nicht. Die Savoyarden in der Nähe von Genf können alle Zeuge viel besser und wohlfeiler in dieser Stadt, als in Chambery kaufen, das ihnen überdieß allzufern liegt; in den savoischen Landstädtchen Annecy, Cluses, Sallenches, Bonneville, Thonon und Evian haben sie aber keine Auswahl. Was thun sie nun? Sie kommen bei guter Zeit nach Genf, kaufen dort das erforderliche Zeug, schneiden und nähen es, dann ziehen sie es über ihre andern Kleider an und gehen damit ungekränkt durch die Zolllinien in ihre Heimath zurück. Die Douaniers wissen und sehen es, können es aber nicht hindern, denn, wenn die Ihrigen etwas dieser Art zu kaufen haben, machen sie es selbst so. Ganz Gleiches trägt sich an der französischen und der Schweizergrenze zu. — An unserer Ausstellung, die vorzüglich zur Aufmunterung des Ackerbaues, des Gewerbsfleißes und Handels im Lande dienen soll, hatte auch die schöne Kunst Theil. Man sagte, die Maler, Kupferstecher und Bildhauer hätten sich zu der Ehre gedrängt, ihre Werke neben Hutmachern, Klempnern und Mützenfabrikanten auszustellen. Dem ist aber nicht so. Da die Kunst in Turin so wenig Freiheit hat, wie alles Andere, so wurde ihnen von Oben angedeutet, sie möchten sich ungesäumt anschließen. Dieß war allerdings nicht schwer, denn fast Alle sind Professoren, Schüler oder Gevattern der Akademie, die ganz vom Hofe abhängt. Unabhängige Künstler haben wir hier so wenig, wie unabhängige Gelehrte und Schriftsteller.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 28.

# Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 2. Februar 1830.

Gott sah mit Wohlgefallen auch,
Wie sich die trüben Dünste
Des Tempeldiensts vom sanften Hauch
Erheiterten der Künste;
Und wie zulezt im schönsten Sieg
Ein Glanzbild aus dem Dunkel stieg,
Voll Schönheit und voll Milde,
Auf Griechenlands Gefilde.

Rükert.



## Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung von Nro. 20.)

Griechenland. Wir gehen nun von den bisher betrachteten Urvölkern der Erde auf ein Volk über, bei dem sich die schönsten Blüthen der Menschheit entfalteten und in dessen auf uns gekommenen Schriften wir die allmähliche Entwicklung der Wissenschaften, wenn wir seine erste, halb fabelhafte Zeit ausnehmen, Schritt vor Schritt verfolgen können. — Nicht alle ihre Wissenschaft überkamen die Griechen von den Egyptern; sie standen in der ältesten Zeit mit den Phöniziern, wahrscheinlich auch mit den Babyloniern in Verbindung, sicher aber mit den Völkerschaften in Colchis und im Kaukasus, und von diesen leztern bekamen sie von den egyptischen gar sehr abweichende Religionsgebräuche. Doch diese ferne Zeit ist ganz dunkel, und einigermaßen genaue Nachweisungen finden wir erst von der Zeit an, wo Cadmus das phönizische Alphabet nach Griechenland brachte. Von da an aber gründet sich die Geschichte der Wissenschaften auf eine ununterbrochene Reihe schriftlicher Urkunden.

Als die Wissenschaften einmal auf griechischen Boden verpflanzt waren, wurden sie forthin weder von Einfällen der Barbaren, noch von der Selbstsucht einer bevorrechteten Kaste in ihrer Entwicklung aufgehalten. Indien, Assyrien, Egypten waren, wie erwähnt, offene, schutzlose Länder; Griechenland aber, das in der Mitte ganz gebirgig ist, konnte einen Einfall mit Leichtigkeit abwehren. Sämmtliche kleine, zum Lande gehörige Inseln waren gleichfalls schon durch ihre Lage vertheidigt und im Stande, sich unabhängig zu erhalten. Daher blieb auch Griechenland nie lange in Einem Staatsverband, und diese Umstände, die mit der Gestalt des Landes selbst zusammenhangen, könnten sogar noch den gegenwärtigen Plan, das Land unter Einen Scepter zu bringen, vereiteln. Die griechischen Niederlassungen auf den Küsten von Kleinasien und Italien waren allerdings nicht so leicht zu vertheidigen. Wurden sie aber feindlich überfallen, so flüchteten sich die dortigen Gelehrten mit ihrem Wissen häufig in das Mutterland, und so beschleunigte der Verlust der Kolonien die Kultur des Mutterlandes, statt sie zu hemmen.

Im ganzen Orient waren die Priester zugleich die Gelehrten des Volks, in Griechenland aber nahm man blos die äußern Formen der morgenländischen Religion an, ohne den unter den Symbolen versteckten Sinn zu verstehen; die Priester waren daher im Allgemeinen nicht unterrichteter als das Volk, sie bildeten keine Kaste. So waren die Wissenschaften bei ihrer Wiedergeburt in Griechenland völlig von der Religion getrennt, und also frei in ihrer Entwicklung; während sie in den Ländern, wo man ihnen göttlichen Ursprung zuschrieb, stehen bleiben mußten, weil man, ohne sich zu versündigen, an einer Lehre, die ein Ausfluß der Gottheit selbst war, nichts ändern konnte.

In der Geschichte der Wissenschaften im alten Griechenland lassen sich deutlich vier Perioden unterscheiden. Die erste umfaßt die Zeit von der Einwanderung der Pelasger bis zur Ankunft der egyptischen Kolonien im vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert vor Christus. Die zweite geht von der Ankunft der Egypter bis zur Zeit der griechischen Niederlassungen auf der kleinasiatischen Küste, ums Jahr 1100 vor Chr.; die dritte von dieser Zeit, bis der Verkehr mit Egypten wieder hergestellt wurde, ums Jahr 600. Die vierte endlich beginnt mit Thales Reise nach Egypten und umfaßt die blühendste Zeit Griechenlands.

Die Geschichte der Griechen, ehe Cadmus ihnen die Buchstaben brachte, ist ganz fabelhaft; man weiß nur, daß vor seiner Einwanderung die Pelasger keine völlige Barbaren waren, sondern bereits verschiedene Künste verstanden. Diese Pelasger stammten aus Indien; die vielen Sanskritwurzeln in ihrer Sprache lassen darüber keinen Zweifel. Sie drangen wahrscheinlich über die Gebirge Persiens bis in den Kaukasus vor, schifften sich hier auf dem schwarzen Meere ein, und stiegen endlich an der griechischen Küste ans Land. Sie bauten hier mehrere Städte, und man findet noch an den Stellen, wo sie sich zuerst niederließen, bei Thyrinth, Mycenä u. s. w. Reste ihrer Bauwerke, die man cyklopische Mauern nennt. Schon zu Pausanias Zeit wußte man, daß diese Bauten bereits vor der Einwanderung der egyptischen Kolonisten bestanden hatten; man wußte, daß gewisse riesenhafte Werke, z. B. die Schatzkammer des Minias und die durch den Berg Ptous gegrabenen Kanäle, um das Wasser des Sees Copais abzuleiten und Böotien vor der Ueberschwemmung zu bewahren, von den Pelasgern herrühren. Die Religion der ersten Pelasger war weit einfacher als die spätere griechische; sie bestand wohl blos in Vergötterung der Naturkräfte.

Die Unruhen in Egypten im vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert vor Chr. veranlaßten häufige Auswanderungen. Nach Griechenland wandten sich vorzüglich Cekrops, Danaus und Cadmus. Cekrops brachte ums Jahr 1556 die Mysterien der Isis oder Ceres nach Attika, Danaus 1585 die Thesmophorien, Cadmus endlich 1495 das Alphabet, das schon durch die Form der Buchstaben und die Benennungen, die ihnen blieben, seinen Ursprung aus dem Orient verräth. Die Kolonien waren stark genug, um sich im Lande der Pelasger niederlassen und ihre Kultur verbreiten zu können. Aber wie wir schon oben erwähnt, hatten die Führer der Kolonien die egyptische Wissenschaft wohl nur zur Hälfte inne, sie brachten blos die äußere Form der Religion mit, mit der sie keine übersinnlichen Begriffe verbanden. Somit erschienen nun ihre Gottheiten, obwohl sichtbar dem egyptischen Gottesdienste entlehnt, in rein menschlicher Gestalt, und dieser Anthropomorphismus war für die bildenden Künste ausnehmend günstig. Denn was wäre wohl aus der Bildhauerkunst der Griechen geworden, wenn sie jene symbolischen Scheusale, in denen nach der Priesterlehre ein Attribut der Gottheit personifizirt war, wie sie einen vierköpfigen und hundertarmigen Gott wie in Indien, einen Gott mit Wolfs- oder Sperberkopf wie in Egypten, ewig hätte darstellen müssen?

Der besondere Stamm der Hellenen, der später nicht allein die Pelasger, sondern auch die eingewanderten Kolonien beherrschte, gab endlich seinen Namen dem ganzen Lande. Dieser Volksstamm, der sich unter der Anführung des Deukalion am Parnassus niederließ, kam vom Norden, wahrscheinlich aus dem Caukasus, weil nach der poetischen Sage Prometheus, Deukalions Vater, im Caukasus angeschmiedet war. Sicher aber hatten die Völkerschaften des Caukasus durch ihren Verkehr mit Colchis, das lange Zeit gleichsam der Stapelplatz für den Handel war, den sie auf den europäischen Meeren trieben, Kenntniß von den indischen Lehren. Von allen Völkern Griechenlands waren die Hellenen die am frühesten kultivirten; ihnen verdankt man den Dienst des Apollo und die Einführung der Künste.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Das Reußthal und die Gotthardstraße.

(Fortsetzung.)

Von Brunnen aus gibt es bis jezt nur eine Verbindung mit Flülen im Kanton Uri, wo die Gotthardstraße beginnt, nämlich auf dem Vierwaldstättersee. Bis nach Brunnen existirt aber eine zweifache Kommunikationslinie mit der übrigen Schweiz; die eine zu Wasser, die andere zu Land. Die leztere wird vermittelt durch eine Chaussee, die von Brunnen durch das eben geschilderte Schwyzerthal nach Arth lauft; von da theilt sie sich in zwei Straßen. Die eine zieht sich um die Nordseite des Rigi über Küßnacht nach Luzern, sie wird das nächste Jahr vollendet; die andere läuft an den lieblichen Ufern des Zugersees durch Kastanien- und Buchenwäldchen, über freundliche Matten und zwischen Rebengeländen nach Zug, wo Chausseen von Bruck, Arau und Zürich sich vereinigen. Die andere Verbindung mit Flülen wird durch die Wasserstraße von Luzern über den Vierwaldstättersee nach Brunnen, und von da nach Flülen bewerkstelligt. Ich habe vorhin bemerkt, daß von Brunnen aus noch keine Landstraße nach Flülen vorhanden ist. Gleichwohl soll eine solche im Werk seyn; sie würde sich über die steilen, ja an manchen Orten fast senkrechten Halden des Arenbergs hinziehen, ein dem Anschein nach beinahe unausführbarer Entwurf. Gleichwohl haben Ingenieurs, die kurz vorher, ehe wir den See befuhren, die Oertlich-

leiten untersuchten, erklärt, daß das Unternehmen keineswegs so schwierig sey, als es aussehe. Sollte es ausgeführt werden, so würde in ihm die menschliche Kunst einen neuen Triumph über die wildesten, dem Anschein nach unbezwingbarsten Elemente der Natur feiern.

Wenn der sonderbare Ausdruck: „ästhetische Chaussee," den ich einmal gelesen habe, irgendwo anwendbar wäre, so möchte er bei den beschriebenen Straßen (zu Wasser sowohl als zu Land) passend seyn. Prachtvollere Dekorationen hat wohl keine Chaussee in der Welt.

Die Wasserstraße ist unstreitig kürzer und bequemer, indem der Verkehr seine Hauptrichtung von Basel über den Hauenstein, über welchen die neue Chaussee vollendet ist, nach Luzern nimmt; gleichwohl fehlt es noch gar sehr an den erforderlichen Zurüstungen für einen so lebhaften Verkehr, wie der über den Gotthard unfehlbar werden wird, weil diese Straße die Hauptkommunikationslinie mit Italien für den Handel eines großen Theiles der Schweiz, Frankreichs, Deutschlands ꝛc. bildet. Noch fehlt es an großen Frachtschiffen, an regelmäßig gebauten Marktschiffen und Diligencen, wie sie auf den deutschen Strömen sind. Auch würde ein Dampfschiff, wenn auf irgend einem Schweizersee, gewiß auf diesem, nach dem Urtheil der Kunstverständigen, an seiner rechten Stelle seyn. Durch ein Dampfschiff allein könnte die Gewalt des Föhns (oder Südwindes), dem bis jezt kein anderes Schiff gewachsen ist, gebrochen werden. Dieser berüchtigte Wind ist nach der gemeinen Meinung der Sirocco Italiens, der durch die hohen Alpenschluchten, vorzüglich des Gotthard, in die Schweiz hereinbricht; nach der Meinung eines der ausgezeichnetsten Naturforscher der Schweiz (des Dr. Ebel in Zürich) entsteht er aber auf der hohen Wetterscheide der Alpen, wo natürlich die Kräfte der Atmosphäre ganz eigne Erscheinungen hervorbringen müssen. Er hat bei seinen Reisen nach Italien öfter bemerkt, daß zu derselben Zeit, wo der Föhn in der Schweiz wehte, ganz andere Winde in Italien bliesen. Er ist im Sommer drückend heiß, im Winter lau warm, und allein im Stande, im Frühjahr die Schneemassen in den hohen Gebirgsthälern (wie im Tawetscher-, Reuß-, Aarthal u. s. w.) in wenigen Tagen zu schmelzen; ohne ihn widerstehen sie noch lange den Strahlen der Sonne. Auf den animalischen Organismus wirkt er abspannend und erschlaffend, hat aber die eigenthümliche Kraft, eine auffallende Stärke und Klarheit der Sensationen des Gesichts- und Gehörsinnes zu vermitteln. In außerordentlicher Schönheit und Bestimmtheit stellt, mit den schärfsten Umrissen, sich die Kette der Alpen dem Auge dar, und das Ohr vernimmt deutlich das ferne Läuten der Kapellen, das sonst nie gehört wird. In der Regel wechselt er mit dem West (wie diesen ganzen Sommer hindurch) oder Nord, äußerst selten mit dem Ost. Anfangs deckt ein bleifarbener Ueberzug den Horizont und Wolkenstreifen ziehen am hohen Himmel von Süden nach Norden. Allmählig breitet sich jener Ueberzug über den ganzen Himmel und schwere Wetterwolken umlagern die Spitzen der Berge. Meistens hält er sich mehrere Tage, zuweilen sechs bis acht, in den höhern Regionen, während in den untern noch der West oder Nord weht. Oefter habe ich auf dem Rigi bemerkt, daß er schon zwei Tage selbst auf diesen Voralpen tobte, indessen der See in der Tiefe noch in friedlicher Ruhe da lag. Endlich bricht er mit schrecklichem Ungestüm durch die hohen Gebirgsschluchten Graubündtens, des Oberlands und besonders Uri's in die Thäler am Fuße der Alpen, oder, wie sich der Gemsjäger auf dem Rigi in seiner personifizirenden Natursprache ausdrückte, „er fällt ins zahme Land." Sein geweihtes Revier ist der Vierwaldstättersee, vorzüglich der Theil, welcher der Urnersee heißt, von Brunnen bis Flülen. Zwischen den hohen Alpenketten, die das Reußthal bekränzen, zusammengepreßt, stürzt er mit wüthender Gewalt in den See und bringt Aufruhr und Empörung über die friedliche Fläche; hier, von himmelhohen Felsen eingeschlossen, gewinnt er noch neue Stärke, bis er gegen Luzern hin die Schranken geöffnet findet und über das flache Land hin sich austoben kann. Um diese Zeit darf in Altdorf, Flülen, Brunnen, Gersau, Schwyz u. s. w. kein Feuer angezündet werden und in allen Küchen tritt Waffenruhe ein; eigene Wächter, Föhnwächter genannt, gehen bei Tag und Nacht in den Straßen und Häusern umher, um über die Befolgung dieses Gesetzes zu wachen. Der Grund ist, weil das Feuer, wenn der Föhn weht, höchst gefährlich und jede Feuersbrunst unbezwingbar ist. Auch sind die meisten der obengenannten Orte während Föhnstürmen bis auf den Grund abgebrannt. Das ist der „graue Thalvogt," dessen Herannahen Schiller in seinem Wilhelm Tell so trefflich geschildert hat:

> Mach hurtig, Jenny, zieh die Naue (Nachen) ein,
> Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn (Eisfirste),
> Der Mythenstein zieht seine Haube an
> Und kalt her bläst es aus dem Wetterloch.*)
> Der Sturm, ich mein', wird da seyn, eh' wir's denken.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieser eine Zug ist falsch; nie bläst es kalt beim Föhn.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Vertheilung der Preiße für unsere Ausstellung in der schönen Rotunde der Gallerie Beaumont geschah mit vielem Anstand und großer Feierlichkeit vor zahlreicher und glänzender Versammlung. Unser Factotum bei Hofe, der Marquis und Oberkammerherr Alfieri von Sostegno, war vom König

zu dem Akins beauftragt worden. Er übergab in Gegenwart der Industrie- und Handelskammer und nach einer den Gegenstand betreffenden Rede die goldenen, silbernen und kupfernen Medaillen, der Sekretär las die Ehrenerwähnungen. Nachher hatte ein Festmahl statt, zu dem der Hr. Marquis den Vizepräsidenten und die Mitglieder der Handels- und Gewerbskammer zog. Hiermit schloß sich ein lobenswerther Versuch unserer Regierung, dem Lande in industrieller und kommerzieller Beziehung aufzuhelfen.

Eben so erfreulich ist die Gründung eines neuen Irrenhauses in Turin, wodurch endlich einem sehr fühlbaren Mangel bei uns abgeholfen ist. Es ist wirklich auffallend, wie spät man allerwärts auf Asyle und Heilanstalten für diese Unglücklichen gedacht hat. Zwar verbreitete sich das Christenthum über alle Theile von Europa; mit dem Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften schritt auch die Kultur und die Civilisation immer vorwärts, nicht aber die Menschlichkeit, der die unglücklichen Irren und Wahnsinnigen näher hätten am Herzen liegen sollen. Endlich, und unter allen öffentlichen Hülfsanstalten am lezten, dachte man auch an Irrenanstalten und fühlte die Pflicht, den Irren ärztliche Sorgfalt und Hülfe angedeihen zu lassen. Spät genug wurde auf die Verbesserung ihres Zustandes gedacht, denn man fing ja sogar an, die Lage der Verbrecher zu verbessern, ihnen gesündere Gefängnisse, bessere Nahrung, Unterricht in Sittenlehre und Religion zu geben, sie zu nützlichen Arbeiten zu verwenden u. s. w. Bei uns in Piemont bewieß zuerst Daquin, daß es möglich sey, durch ärztliche Mittel auf Wahnsinnige und Irren zu wirken, und daß vor Allem auf die Ursachen ihres Zustandes zurückgegangen werden müsse, die so gut moralisch, als physisch seyn konnten. Nun wurde auch bei uns mehr Sorgfalt auf sie verwendet, sowohl in ihren Familien, als in Krankenanstalten. Im übrigen Italien waren große Anstalten für Irren gegründet worden, z. B. in Aversa bei Neapel, zu Florenz, zu Mailand und zu Reggio. Bei uns in Piemont hatte zuerst Viktor-Amadeus II. auf die bessere Versorgung und Verpflegung der Irren gedacht; die Brüderschaft des heiligen Schweißtuchs und der gebenedeiten Jungfrau Maria von den Gnaden hatte sich freiwillig zu deren Pflege erboten; dazu wurde ihr ein eigenes Gebäude in Turin eingeräumt; dieß Hospital konnte aber nur fünfzig Irren fassen, darum wurde es zu verschiedenen Zeiten vergrößert und erweitert, jedoch immer nur stückweise und ohne umfassenden Plan. Durch die Vergrößerung der sardinischen Staaten stieg die Zahl der Irren beiderlei Geschlechts über dreihundert; nun konnten die Männer nicht mehr von den Frauen getrennt, die Eintheilung in Klassen nicht gehörig beobachtet werden. Der König wurde daher um Unterstützung zu einem ganz neuen großen Irrenhause angegangen. Er bewilligte 135.000 Livres aus der Staatskasse und behielt sich vor, auch aus eigenen Mitteln dazu beizusteuern; eine Privatsammlung trug überdieß eine bedeutende Summe ein. Es wurden bei der neuen Anstalt ein Arzt und ein Chirurg angestellt; die barmherzigen Schwestern wurden Krankenpflegerinnen. Ihre unermüdliche und immer gleiche Sorgfalt, ihre Milde und Geduld wirkt auffallend günstig auf die Wiederherstellung der Irren; alle heftigen Maßregeln gegen sie sind durchaus verbannt. Das Haus kann sechshundert Kranke fassen, es hat alle möglichen Bequemlichkeiten und einen großen Garten. Um nichts zu versäumen, was in dieser Beziehung in neuerer Zeit mit glücklichem Erfolg angewendet worden ist, reiste der Graf Portala nach Frankreich und England und untersuchte da mit Fleiß alle vorzüglichen Irrenanstalten.

(Die Fortsezung folgt.)

London, Januar.

Die Kälte war hier über eine Woche lang so streng, daß selbst in dem künstlich warmen Dunstkreise Londons der Schnee liegen blieb, alle Kanäle und Teiche überfroren und selbst die Themse, troz des beständigen Hin- und Herwogens ihres Gewässers, an manchen Stellen mit einer festen Eiskruste bedeckt war. Die Leidenschaft der Londoner für das Schlittschuhlaufen, welche die jungen Leute niemals warten läßt, bis das Eis sicher ist, kostete denn auch wieder, troz der Bemühungen der menschenfreundlichen Gesellschaft, Unglück zu verhüten und Verunglückte zu retten, Mehreren das Leben. Die Witterung hat sich aber auf einmal geändert, und Schnee und Eis schmelzen bei einer trüben, feuchten Luft schnell dahin. Diese Unannehmlichkeiten haben denn nebst dem allgemein fühlbaren Geldmangel das Ihrige dazu beigetragen, unsere Weihnachtszeit trübseliger und langweiliger zu machen, als sie sonst zu seyn pflegt, wenigstens in Privatkreisen. Die Schauspielhäuser werden indessen meistentheils stark besucht: Miß Kemble, welche einmal die Woche in „Romeo und Julia“ und zweimal im „Geretteten Venedig“ und zwar mit immer zunehmendem Beifall spielt, füllt Coventgarden, so wie Kean, obgleich nicht in demselben Grade, Drurylane, und der Elephant die Adelphi. Dazu kommen jezt die Pantomimen mit ihren Kunststücken und prachtvollen Dekorationen. Unter andern sieht man in Drurylane ein bewegliches Panorama von Windsor und der Umgegend, und in Coventgarden eine Darstellung der Expedition nach dem Nordpol. Die Wirksamkeit der neuen Polizei war in diesen Tagen besonders sichtbar, indem sich Niemand zu erinnern weiß, die Straßen um die Weihnachtszeit so still und leer von Betrunkenen gesehen zu haben. Auch verliert sich das Vorurtheil gegen diese Anstalt täglich mehr, und ich zweifle nicht, daß dieselbe in wenig Jahren nicht nur in ganz London, sondern auch in allen übrigen großen Städten eingeführt seyn wird.

Es ist noch nicht entschieden, wer Präsident der königlichen Akademie an der Stelle von Sir Thomas Lawrence werden wird. Lawrence soll eine ungeheure Menge Porträts und andere Gemälde unvollendet hinterlassen haben, zum großen Leidwesen der Schönen, die durch seinen zauberischen Pinsel noch verherrlicht zu werden hofften. Wir haben gar manchen vortrefflichen Porträtmaler, aber keinen, der dem verewigten Präsidenten gleich käme; er wußte seinen Gemälden einen über alle Beschreibung idealischen Reiz zu geben; man steht besonders vor seinen Frauenbildern wie angefesselt, und wer einmal Gemälde wie die von Miß Crocker und Mrs. Peel gesehen hat, vergißt dieselben nie wieder.

Wir haben jezt auch eine Foreign Literary Gazette, von den Eigenthümern der Lit. Gazette unternommen und ganz in demselben Geschmacke ausgeführt, d. h. ohne alle Ansprüche auf höhere Kritik, gutmüthig gegen fast alle Schriftsteller, und auf die Unterhaltung der Leser durch anziehende Auszüge und gute Miszellen bedacht. Die zwei ersten Stücke enthalten nichts über deutsche Literatur, als eine kurze Nachricht von Hrn. v. Hammers Geschichte des osmanischen Reichs; ein Umstand, über den man sich um so mehr wundern muß, da der Hauptstifter, wo nicht der Redakteur des Blattes, nicht nur ein Bewunderer, sondern auch ein Kenner der deutschen Literatur ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 29.

# Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Mittwoch, 3. Februar 1830.

Dieß stolzumthürmte Land, gleich Tempes Flur,
Mit jedem Reiz der Schöpfung übergossen!
Dieß Wunderwerk der göttlichen Natur,
Von Schönheit, wie von Glanz die Sonn', umflossen.

Matthisson.

## Das Reußthal und die Gotthardstraße.

(Fortsetzung.)

Der erste Paroxysmus des Föhnsturms, der an Stärke sehr ungleich ist, dauert gewöhnlich nicht länger als vierundzwanzig Stunden, zuweilen jedoch länger. Immer aber, entweder sogleich bei seinem Einbruch ins Thal oder einige Tage später entladet er sich in schweren Gewittern, und tritt dann die Herrschaft im Reich der Lüfte wieder an den West- oder Nordwind ab. Wehe dem Schifflein, das er auf den Wellen erwischt! Kann es nicht schnell einen der Schirmorte am Arenberg gewinnen, so ist es verloren. Jedoch haben kühne Schiffer es versucht, in größern Schiffen mit dem Wind (denn gegen ihn ist unmöglich) von Flülen nach Brunnen zu fahren; schneller als ein Pferd im stärksten Galopp flog das Fahrzeug über die Wellen; immer ein großes Wagestück! Du siehst, daß dieser „graue Thalvogt" eine höchst respektable Person ist, die bei dem Handelsverkehr über den See eine ehrfurchtsvolle Berücksichtigung verdient. Sachverständige glauben, durch ein eigens konstruirtes, festes Dampfschiff, das auf jeden Fall treffliche Dienste leisten würde, könnte die menschliche Kunst auch diesem finstern Thalvogt imponiren.

Nach dieser Episode, welche Dir keineswegs zweckwidrig scheinen wird, reisen wir nun weiter von Brunnen nach Flülen, drei Stunden. Du hast nun, bis wir nach Flülen kommen, keine detaillirten Schilderungen mehr zu fürchten; ich will Dir nur kurz die Gruppirung der Gebirge bezeichnen, welche den, in den Heldensagen der Schweizer so berühmten Urnersee umgeben. Links von Brunnen aus erhebt sich zuerst die hohe Frohnalp *) mit ihren herrlichen grünen Seiten und dem schönen Dörflein Sisigen an ihrem Fuße; dann der gewaltige, bis nach Flülen reichende Arenberg, an seinem Fuße die Tells Platte mit einer schöngebauten Kapelle, an deren Wänden historische Gemälde mit religiösen vermischt sind; einige sind sehr gut gelungen. Rechts zuerst, Brunnen gegenüber, der schon oben erwähnte liebliche Seelisberg mit seiner freundlichen Kirche, und weiter oben den unter Fichten hervorschimmernden weißen Mauern einer Eremitage; weiterhin der lezte Vorsprung der Surenen, an seinem Fuße das Grütli, eine einsame, unter Bäumen versteckte Wiese; endlich gegen Altdorf die Abdachungen des Uri-Rothstocks, dessen fernhinragende Gipfel von ewigem Schnee glänzen. Zwischen diesen beiden Gebirgsstöcken erhebt sich das reizende Isenthal, wie ein hellgrünes Band über die Berge gezogen. Vor sich erblickt das Auge die ungemein malerisch sich darstellenden, schimmernden Thürme von Flülen und tief im dunkeln Hintergrunde des Reußthals die leuchtenden Eisspitzen des Bristenstocks und der Windgalle. Meiner Gewohnheit nach fuhr ich auch dießmal an der Tellsplatte und dem Grütli an; da dir aber diese historischen Denkmäler schon bekannt sind,

*) Das Wort Alp bezeichnet in allen ächten schweizerischen Benennungen nie einen Eisberg, sondern hohe Viehweiden.

wenn auch nur aus Schiller, so unterlasse ich eine weitere Schilderung; nur das Eine will ich erwähnen, daß auch auf dem Grütli, wie an so vielen andern Erinnerungsmalen, eine kleine Brandschatzungsanstalt für die Fremden sich befindet.« Ueber den drei Brünnlein, wo die Häupter der drei Urkantone bei dem Schwur sollen gestanden haben, ist ein Schutzdach erbaut; unter demselben befindet sich ein Fremdenbuch, wo die Reisenden die Ehre haben, sich gegen einige Batzen zu verewigen. Lange blätterte ich in diesem Buche. Ein bunterer Gedankenquark und trüberer Gefühlsqualm ist mir noch nie vorgekommen. Liberale und Obskuranten, Radikale und Aristokraten, Schweizer, Deutsche, Engländer und Franzosen, haben sich hier in politischen Bemerkungen, poetischem Schwulst und dunkeln Visionen entladen. „So wird die Stätte der Heiden entweiht.“

Der Charakter der Umgebungen des Vierwaldstättersees ist schauervoll erhaben und prächtig, aber mit den Zügen des Lieblichen vermischt. Die wilde Größe ist nirgends nackt, sie ist überall durch den Reiz der Anmuth gemildert; die erhabene Pracht überall mit dem Zauber des Romantischen und Geheimnißvollen vermählt. In dieser Hinsicht kommen keine Scenerien der Schweiz denen, welche dieser See darbietet, gleich. Wenn Lord Byron sie den kolossalen Ausdruck einer großen Gedankenwelt nannte, so faßte er nur die eine Seite derselben auf, wodurch die Phantasie erregt wird; die andere Seite, welche das Gemüth so tief ergreift, hat er nicht bezeichnet. Auch gemeine Seelen, so lange sie in den heiligen Hallen dieses Sees verweilen, werden zu edlern Empfindungen gezwungen, sogar einen Juden hab' ich einmal dahin gebracht, einer armen Fischerfrau, die zwei Waisen an Kindesstatt angenommen, sechs Batzen zu schenken; geweihtere Seelen aber fühlen in diesem Heiligthum mit allen Schauern des Entzückens die geheimnißvolle Gegenwart des erhabenen Naturgeistes, der sich in diesen Wundern verherrlicht.

Auf dieser Reise, wie schon früher, verglich ich die Scenerien in Schillers Wilhelm Tell mit der Wirklichkeit, und konnte die treffliche Uebereinstimmung von beiden nicht genug bewundern. Sie ist um so bewundernswürdiger, da, wie bekannt, Schiller nie in der Schweiz gewesen ist. Hat ihn ein Freund in der Schweiz unterstützt, oder hat er blos durch die Kraft der Phantasie, nach genauen Karten, sich jene Scenen gebildet?*)

*) Eine Hauptquelle für Schiller war ohne Zweifel Joh. Müllers Schweizergeschichte. Wir sehen aber im Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, daß Goethe bei seiner zweiten Anwesenheit in der Schweiz auf den Gedanken gekommen war, die Sage vom Tell episch zu behandeln, und darum die klassischen Orte genau ins Auge gefaßt hatte. Dieser Plan wurde bekanntlich nicht ausgeführt, aber ohne Zweifel theilte Goethe, als Schiller das Sujet dramatisch bearbeitete, demselben die gewonnenen Anschauungen mit. D. R.

Wir steigen in Flüelen ans Land und nun sind wir im Reußthal. Ich muß zuerst eine allgemeine Idee davon geben. Von dem Mittelpunkt der Hochalpen, dem mächtigen Gebirgsknoten, welchen der Gotthard, Gallenstock und Feudo, nahe aneinander gedrängt, darstellen, laufen zuerst nach Süden und Südwest die Walliser und Berner Alpen (jene vom Feudo, diese vom Gallenstock aus); dann nach Osten in vielfachen Verzweigungen die Rhätischen Alpen vom Gotthard aus. Diese beiden Ketten gehen uns hier nichts an. Eine dritte Kette läuft nördlich in zwei Reihen. Die eine geht vom Gallenstock aus und dehnt sich durch den Susten mit seinen herrlichen Gletschern und gewaltigen Hörnern (wie das Sustenhorn und der Titlis), und dann durch die an die Sustenkette geschlossenen Surenen bis an den Vierwaldstättersee fort; die lezten gewaltigen Eisberge sind der Urirothstock am See und der Walenstock in Unterwalden.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Die griechische Religion konnte Anfangs ihren indischen und egyptischen Ursprung nicht verläugnen. Orpheus führte in Thrazien gottesdienstliche Gebräuche ein, die sehr an die morgenländischen erinnern. Dieser Orpheus war Priester und Dichter in einer Person. Man schreibt ihm eine Sammlung von Hymnen und verschiedene Werke zu, in denen manches über Pflanzen und Steine, aber blos in magischer Hinsicht, vorkommt. Ungefähr zur selben Zeit beobachtete schon, der Sage nach, Chiron die Naturkörper, um sie als Arzneimittel anzuwenden. Chiron und Orpheus gehören zu den Helden, die unter dem Namen der Argonauten nach Colchis zogen, um das goldene Vließ zu erobern. Wahrscheinlich ist mit diesem Zug nicht eine einzige Unternehmung, sondern bildlich der Handel gemeint, der über das schwarze Meer mit den Völkerschaften des Caukasus getrieben wurde. Ja Orpheus und Chiron könnten gar leicht blos poetische Sinnbilder der ersten Versuche zu Erfindung nützlicher Künste seyn. Dem sey wie ihm wolle, unbestreitbar ist, was die Familie der Asklepiaden geleistet hat, deren Ursprung fast eben so hoch, nämlich 1300 Jahre vor Chr. hinaufreicht.

Ein Jahrhundert später fällt der berühmte trojanische Krieg. Aus den Gedichten Homers, die ums Jahr 950, etwa 200 Jahr nach dem Kriege, verfaßt seyn mögen, sehen wir, daß die Künste zu jener Zeit schon bedeutende Fortschritte gemacht hatten; man verstand schon Metalle zu schmieden und zu härten, Waffen zu ziseliren und zu

vergolden, zu weben, die Gewebe glänzend zu färben; bereits waren Bildhauerkunst und Malerei erfunden. Die Vergleichungen mit Naturgegenständen, welche bei Homer so häufig vorkommen, beweisen, wie richtig man die Sitten der Thiere damals schon beobachtet hatte. Wenn der Dichter einen von gemeinen Kriegern verfolgten Helden mit einem Löwen vergleicht, der von Schakals angefallen wird, so ist seine Schilderung der Bewegungen des letztern so treu, als großartig schön. Hesiod kann man, dem Charakter seiner Werke nach, als Homers Zeitgenossen betrachten; in seinem Buch von den Werken und Tagen prägt er den Menschen die Nothwendigkeit der Arbeit ein, und gibt ihnen verschiedene Verhaltungsregeln: er spricht vom Bau des Getreides, von der Zeit, wo man ackern, wo man säen soll u. s. w. Es ist bemerkenswerth, daß er die Zeit zu diesen Geschäften immer nach dem Hervortreten eines Sterns aus den Sonnenstrahlen bestimmt, zum Beweis, daß, wenn auch das Mondjahr in Griechenland bereits eingeführt war, man wenigstens im gemeinen Leben nicht darnach rechnete, weil es seiner Eintheilung nach unbequem seyn mußte. Hesiod führt in seinem Buche eine gewisse Anzahl von Pflanzen auf und gibt ihre Eigenschaften an. So war im Ganzen der Stand der allgemeinen Kenntnisse in Griechenland im neunten Jahrhundert vor Chr.

Zwischen dem trojanischen Krieg und Homers und Hesiods Zeit hatten die Auswanderungen nach der Küste von Kleinasien Statt, und zwar in Folge der Unruhen, welche die Eroberung des Peloponnes durch die Herakliden herbeiführte. Jonier, Dorier, Aeolier wanderten aus und gründeten in Asien eine Menge Städte, von denen mehrere, wie Smyrna, Ephesus, Milet, in kurzer Zeit sehr mächtig und blühend wurden. Dadurch, daß nun zu beiden Seiten des ägeischen Meeres griechische Niederlassungen waren, erhielt der Handel neuen Schwung, und bald zog er die Schätze des Orients in seinen Kreis. Etwas über zweihundert Jahre nach der Eroberung des Peloponnes durch die Herakliden, wurde Griechenland der Schauplatz neuer Unruhen, in deren Folge das Königthum fast überall abgeschafft wurde. Dieß veranlaßte von Neuem Auswanderungen, und dießmal in entgegengesetzter Richtung, nach der Küste von Italien, nach dem sogenannten Groß-Griechenland. Auch diese Kolonie wurde für das Mutterland bald eine reiche Kulturquelle.

So kommen wir endlich auf eine Zeit, in der zwei Ereignisse eintraten, die auf die Fortschritte der Wissenschaften mächtigen Einfluß äußerten; wir meinen einmal die Herstellung des Verkehrs mit Egypten, als Psammetich Griechen aus Kleinasien zu Hülfstruppen nahm, und dann den Krieg der Perser mit den Griechen, die Eroberung der kleinasiatischen Kolonien und den Einfall in Griechenland selbst, der zum Glück nicht gelang.

Etwa 600 Jahre vor Ch. hatte sich Cyrus Mediens bemächtigt; sein Sohn Cambyses überschwemmte Egypten, unterwarf das Land und unterdrückte die Landesreligion aufs grausamste. Gleich schwer lastete das persische Joch auf den griechischen Kolonien in Kleinasien, nachdem sie Darius, Cambyses Nachfolger, erobert hatte. Die Künste und die Poesie wurden hier, wie in Egypten die Lehren der Priester, unterdrückt; aber in Folge von Darius Einfall kamen eine Menge Auswanderer nach Griechenland zurück und brachten die in Egypten erworbenen Kenntnisse mit. Denn kaum hatte Psammetich die Pforten dieses Landes geöffnet, so hatten Thales, Pythagoras und andere Weise in der egyptischen Priesterschule Belehrung gesucht. Wenn also das Waffenglück der Perser Griechenland beunruhigte, so beschleunigte es andernseits seine Kultur, statt sie zu hemmen. Xerxes, der Nachfolger des Darius, griff Griechenland selbst an; sein Angriff wurde aber abgeschlagen, und mit dieser Zeit beginnt der Zeitraum der höchsten Blüthe Griechenlands. Die zuerst in Kleinasien, dann in Großgriechenland gepflegte Philosophie schlug endlich zu Athen ihren Hauptsitz auf und gelangte in Kurzem auf eine hohe Stufe von Vollkommenheit.

Die griechische Philosophie ist nicht aus Einer Wurzel emporgewachsen; zwar stammt sie auf verschiedenen Wegen von der alten egyptischen Philosophie; aber die Weisen, die an dieser Quelle schöpften, modelten die alten Lehren jeder nach seiner Weise und bildeten verschiedene Schulen. Die älteste, die jonische Schule, wurde von Thales um 600 vor Ch. gestiftet; sie zählte eine Menge Anhänger in Kleinasien. Anaxagoras führte sie in Athen um 500 v. Ch. ein. Die zweite ist die Schule des Pythagoras, der um 550 blühte. Er wich weniger von den egyptischen Lehren ab, als Thales. Ja er versuchte ihre Verfassung einzuführen; er stiftete in Croton geheime Gesellschaften, die bald Unruhen veranlaßten, in denen seine Anhänger größtentheils niedergemacht wurden. Die dritte, die eleische Schule, wurde von Xenophanes gestiftet. Er scheint nichts von den Egyptern entlehnt zu haben, ja seine Lehre erinnert an die indische. Es ist die Lehre der Einheit, des reinen Idealismus. Gerade das Gegentheil davon war die vierte, die atomistische Schule, von Leucippus gestiftet. Sie war durchaus materialistisch; sie sah im Weltall nichts als Materie und Bewegung.

Neben diesen vier rein spekulativen Sekten bestand die Familie der Asklepiaden, welche die Wissenschaften rein praktisch betrieben. Sie hielten sich vornämlich an die Beobachtung, ihre Methode diente später als Muster und förderte gar sehr die Entwicklung der positiven Wissenschaften.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Turin, Januar.**

(Fortsetzung.)

Eine andere, aber weniger lobenswerthe Anstalt ist unsere Universität, nicht eben wegen der Lehrer und Studenten, sondern wegen der Herren, die dabei ein lautes Wort reden und jede etwas frei aufstrebende Aeußerung, jeden ungewöhnlichen und noch nicht approbirten Gedanken bei Hofe verläumden und anschwärzen. Käme einer unmittelbar aus Cousins, Villemains oder Guizots Hörsaal oder aus Schellings Auditorium in eine Turinsche Universitätsvorlesung, so würde er meinen, es liegen einige Jahrhunderte dazwischen. Will ein Lehrer höher hinaus und hören ihn die Studenten gern, so wird gleich sein Hörsaal geschlossen, er selbst aber wird kassirt und verwiesen, oder man suspendirt gar eine ganze Fakultät, wie voriges Jahr mit der philosophischen geschah. Man würde aber doch sehr irren, wenn man glaubte, daß die jungen Piemontesen und Savoyer darum im Dunkeln tappten; sie wissen und denken mehr, als denen lieb ist, die der jungen Generation das Wissen und Erkennen mit der Goldwage zumessen möchten. Es ist wirklich unbegreiflich, wie die jungen Leute ohne Nationalliteratur, ohne allen literarischen Verkehr mit dem Ausland, ohne Buchhandel und bei einer höchst mißlichen Korrespondenz mit den hellen Ländern auf den Punkt des Denkens, Hoffens und Wollens gelangt sind, auf dem sie, aller Quarantaine-Anstalten ungeachtet, stehen.

Durch einen ganz besondern Kanal hatte ein hiesiger Buchhändler die Erlaubniß zur Herausgabe seiner Bibliothèque française erhalten, worin nach und nach die besten neuen, der Jugend nützlichen und ganz unschädlichen, weder Altar noch Thron angreifenden französischen Werke mit gehörigen Modifikationen abgedruckt werden sollten. Nun ist aber der Herausgeber ein Schalk und hat seine günstige Stellung dazu benuzt, um französische Schriften abdrucken zu lassen, die unsern Geistlichen unmöglich gefallen können. Sie griffen daher die Sammlung und ihren Geist an. Die Art, wie sie sich dabei aussprechen, dürfte bei Ihnen in Deutschland, an der Wiege der Buchdruckerei, nicht ohne einiges Interesse seyn. „In einer Zeit, wo die Ausartung in den Sitten der Gesellschaft mit neuem Unglück droht, und mehr denn je eine beunruhigende Zukunft ankündigt, müssen Alle, die dem Thron und dem Altar wahrhaft und treu ergeben sind und über ihre Rechte wachen, alle Gutdenkenden müssen laut aufseufzen über das unsägliche Unglück, das durch schlechte Bücher bereitet wird. Alle wahrhaft guten Bürger und tugendhaften Aeltern zittern für ihr Vaterland und ihre Familie, wenn sie an die Sündfluth von gottlosen Büchern und verderblichen Romanen denken. Von dem Contrat social bis zu dem Garçon sans souci Pigault-Lebrun's, von einem Scribe'schen Vaudeville und einem Beranger'schen Lied bis auf Cousins abstrakte Metaphysik herrscht nichts als Gotteslästerung in Frankreich, Alles verbreitet Zweifel und Sophismen. Alles geht nur auf Irreleitung des Geistes und Verderben des Herzens aus. Ehemals waren die Bücher seltener, die Studien aber desto gründlicher und tiefer, die Sitten reiner und strenger. Geistreiche Männer dachten mehr als sie lasen, daher brachten sie unsterbliche Werke hervor, die der Nachwelt zum Muster dienen sollen. Bossuet, Racine, Pascal, Lafontaine konnten nur wenige Schriften der Alten lesen."

(Der Beschluß folgt.)

**London, Januar.**

(Fortsetzung.)

Endlich haben wir eine Lebensbeschreibung von Lord Byron, wie sie die Welt lang gewünscht hat, und von dem Manne, welcher wohl allein der Aufgabe gewachsen war, von Thomas Moore. Es sind zwei dicke Quartbände aus dem Prachtverlage Murrays, voll Leben und Jugendfrische; die Sprache ist Moore's, des Meisters des englischen Styls, vollkommen würdig. Das Buch heißt: Letters and Journals of Lord Byron, with notices of his life. Bis jezt ist nur der erste Band erschienen. Moore hat mit unermüdetem Fleiße von allen noch lebenden Personen Erkundigungen eingezogen, mit welchen Byron je in Verbindung gestanden. Der Verfasser gibt die so erhaltenen Nachrichten meistentheils mit den eigenen Worten der von ihm befragten Personen (worunter auch manche Briefe an und über Byron), was dem Werke nur noch mehr Mannigfaltigkeit gibt. Das Ganze schildert uns den außerordentlichen Mann wie er war: kindlich mild und teuflisch heftig, lenksam und unbiegsam, herablassend und hochmüthig, beständig in der Freundschaft, wankelmüthig in der Liebe, arbeitsam und träge, wohlthätig und rachsüchtig, eitel, eigensinnig, satirisch — kurz ein Mensch von den vortrefflichsten Naturanlagen, sowohl im Sittlichen als Geistigen, aber verdorben und verkehrt durch die schlechte Erziehung einer charakterlosen Mutter und einer verhätschelnden Welt. Schon im Flügelkleide verrieth sich jene furchtbare Heftigkeit, die er nachher als Schriftsteller gegen seine Kritiker blicken ließ. Als ihn seine Wärterin eines Tages zankte, weil er ein neues Kleid, das man ihm eben angezogen, zerrissen oder beschmuzt hatte, verfiel er in jene „stille Raserei," wie er es selbst nannte, ergriff das Kleidchen mit beiden Händen, zerriß es von oben bis unten und blieb dann in trotziger Stille stehen. Aber troz solcher ungezogenen Streiche, wozu er nur zu sehr durch das Beispiel seiner Mutter ermuntert ward, welche, wie man versichert, es oft mit ihren Mützen, Kleidern u. s. w. eben so trieb, lag in seinem Gemüthe, nach dem einstimmigen Zeugnisse seiner Wärterinnen, Lehrer und andern Personen, die um ihn waren, ein unwiderstehlicher Zug von liebevoller Milde, der es damals, so wie in seinen spätern Jahren denjenigen, welche ihn genug liebten und verstanden, um zu gleicher Zeit sanft und fest zu seyn, leicht machte, ihn zu lenken. Moore betrachtet es als ein Unglück für ihn, daß er so frühe den Adelstitel erlangte. Hätte er sich, bemerkt er, zehn Jahre länger als Georg Byron durchzuschlagen gehabt, so wäre wohl sein Charakter in mancher Hinsicht besser geworden. Sein Ahnenstolz war immer sehr groß und war ihm ohne Zweifel von seiner Mutter eingepflanzt, die, obgleich fünf Erben zwischen ihm und dem Familientitel standen, sich einmal in den Kopf gesezt hatte, ihr Sohn werde ein großer Herr werden. Er war sechs Jahre alt, als der einzige noch vor ihm stehende Erbe des Titels starb, und als im Jahr 1797 ein Freund der Familie scherzweise zu dem neunjährigen Knaben sagte, er hoffe, bald seine Reden im Unterhause zu lesen, erwiederte er: „Ich hoffe nicht; wenn Sie Reden von mir lesen, so sind sie im Oberhause gehalten worden." Im folgenden Jahre starb der alte Lord, Großonkel unsers Helden, ein Mann von schlechtem Charakter und ungeselliger Gemüthsart, welcher sich so wenig um seinen künftigen Erben bekümmerte, daß er nicht anders von ihm sprach, als von „dem Knaben, der zu Aberdeen wohnt." — An dem wichtigen Morgen, wo sein Name zum erstenmale in der Schule mit dem Titel Dominus aufgerufen ward, stieß er, unfähig, die gewöhnliche Antwort: adsum, vorzubringen, unbeweglich vor seinen erstaunten Schulkameraden stehen und brach endlich in Thränen aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

**N°. 30.**

# Morgenblatt

für

# gebildete Stände.

Donnerstag, 4. Februar 1830.

— Wenn der Geist
Seine Schwingen entfaltet,
Sinkt der Leib zumeist
Nieder und erkaltet.

Rükert.

## Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829.

### Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

#### Vierter und lezter Artikel.

Wir haben im vorigen Artikel gesehen, daß der Widerspruch, in dem gewöhnlich das innere Leben mit dem äußern steht, wohl nie schroffer hervortrat, als im Anfang dieses Jahrhunderts; wir kommen aber jezt auf eine trübe Periode, in der sich ein einziges Mal das Innen- und Außenleben in der Erscheinung übereinstimmend darstellte.

Die kalte Dunkelheit in den geplünderten, unterjochten Städten, das Gefühl der Knechtschaft oder Entwürdigung durch Beitritt, der Verlust aller Selbstständigkeit auf eine oder die andere Art, Armuth in jedem Falle, Abscheu und Trauer schlossen das Auge vor der Welt zu. Der gepreßte, eingeengte Geist blizte in der Reibung unaussprechlicher Gefühle heller auf. Er verbreitete einen Schein in der Seele, der, je länger, je mehr an Umfang wuchs. Der Bekümmerte entdeckte hier Schäze, die ihm die eingebüßten Güter mit Wucher ersezten. *Hierher*, das wurde er sich mit Stolz bewußt, *hierher* reichten die Machthaber der Erde nicht mit ihrer Gewalt. In dieser Region blieb der Mensch, troz Umwälzung der Verhältnisse, troz Waffenglück und Unglück, *freier* Herrscher. Bald trat das, was verachtet werden mußte, um es entbehren zu können, ganz in den Hintergrund, und eine völlig der Wirklichkeit entgegengesezte, phantastische Welt wurde die Heimath des jugendlichen Geschlechtes, das sich gewissermaßen äußerlich tödten mußte, um über der Bürde des Daseyns noch ein Leben zu finden.

Es ist etwas sehr Gewöhnliches, daß man sich in der jüngsten Vergangenheit zu gering schäzt. Der Einzelne sowohl wie ganze Geschlechter sehen mit eben dem Mitleiden hinter sich, wie sie voll Zuversicht den Blick auf die Bestrebungen der Gegenwart richten. In dem Sinne fehlt es jezt nicht an Spott über die Phantasiespiele jener Tage des Druckes und der Erhebung. Die luftigen Umzüge der Muse durch die Nebel der Romanze und den Farbenglanz der Mährchen erscheinen uns kindisch. Wir schäzen nur, was uns Bedürfniß dünkt. Die Zeit hat uns schnell aus der harmlosen Willkühr der Fabel in die strenge Nothwendigkeit der Geschichte zurückgeführt. Damals suchten wir eine andere Wirklichkeit als die unsere, wir lernten uns eine solche schaffen. Alles produktive Vermögen im Menschen nahm eine ideale Richtung, nicht allein in der Literatur und Kunst, in dem erhöheten irdischen Daseyn selbst. Es war ein anderes Prinzip in dasselbe gekommen; der Begriff des Opfers lag jedem näher; sinnliche Entbehrungen wurden dadurch geweiht, die schwere Aufgabe der Selbstverleugnung heiligte und verklärte den Zweck der Gegenwart. Der größere und freiere Geist, welcher diese durchdrang, prägte sich den äußern Formen ein. Sie mußten durch *Bedeutung* ersezen, was sie an Elegance und Reichthum verloren. Die christlich-romantischen Formen gingen daher auf alle Arten neuer Schöpfungen über.

Kopieen altdeutscher Maler, meist aus der heiligen Geschichte oder Legende genommen, ein schön gearbeitetes Kruzifix, verzierten die Zimmerwände, das Geräth im gothischen Geschmack verdrängte antike Sessel und Tische, kampanische Vasen und Tassen. Eichenholz, Gußeisen, die Komposition von Holzspahn ersetzten das Mahagoni und die Bronze. Der neu geweckte Sinn übte sich darin in mannigfach zierlichen und bedeutsamen Hervorbringungen. Und wenn alles das auch Mode ward, so darf man doch behaupten, daß diese, in Uebereinstimmung mit dem, gleichsam umgekehrten Menschen, bescheiden und mehr begleitend als herrschend, im Gefolge gewonnener Erkenntniß, dem Augenblick eine Dauer -liehe, statt ihn in stetem Wechsel fortzureißen. Man werfe mir nicht einzelne Uebertreibungen, gezierte Gesuchtheit, Prunken mit romantischem Wesen und dergleichen ein. Es ist überall nicht vom Einzelnen, sondern allein von dem Impuls, der Solches erzeugen, und von dem Charakter der Zeit, der das Erzeugte ins Leben rufen konnte, die Rede.

Diese Zeit faßt die sieben magern Jahre in sich, welche den Genüssen eines unendlich verfeinerten und ausgedehnteren Lebens vorangingen. Wir dürfen sie vom Frieden von Tilsit bis zu dem von Paris im Jahre 1814 annehmen. Vielleicht ist es manchem peinlich, auf die Prüfungstage zurückzusehen. Ich erwähne sie indeß, um an die Saaten zu erinnern, die sie ausstreuten, und denjenigen Abschnitt in der neuern Geschichte herauszuheben, in welchem die herrschende Art und Weise unmittelbarer Wiederschein der innern Richtung war.

Eitelkeit und Selbstgefühl hatten uns indessen, außer dem höhern, noch so manchen schmeichelnden Genuß bereitet, der den Ansprüchen der Jugend einigermaßen genügen mochte. Bestand freilich der Schmuck dieser Jugend meist nur in der Jugend, so bewegte sich diese doch nur um so leichter und luftiger in dem weißen Kleide von Percale, dem gelockten, kaum etwa mit einer Blume durchflochtenen Haare. Man lernte bald den Bildnern aus der altdeutschen Schule Schnitt und Form des Kleides, der Verzierungen ab, und machte sie zum Gegenstande hübscher Arbeiten, wobei das ganze Reich der Vorzeit sich den Leselustigen aufthat. Die Phantasie führte weiter; Träume stiegen auf; es lebte sich bequem darin fort.

So blieb denn wirklich Deutschland, ja das übrige Europa, eine Weile von dem intellektuell bestimmenden Einflusse Frankreichs frei; denn während wir gleichsam auf dem luftigen Bogen schwebten, den Sonnenschein und Nebel zwischen Erde und Himmel ausspannen, hatten Glück, Ueberfluß und Ueppigkeit Paris zu dem Sitze der höchsten Licenz und des ausschweifendsten Luxus gemacht. Die römisch-griechische Tracht diente nur dazu, jenem glanzvollen Sinnenrausche Vorschub zu leihen. Ihrer Bestimmung gemäß, forderte sie Pracht wie höchste Verfeinerung. Die Gewebe von Caschmir konnten demnach nicht weich, die von Brüssel und Alençon nicht zart genug seyn. Goldarbeiter und Juweliere mußten sich in neuen Erfindungen überbieten, die Fertigkeit der Handwerker in Modearbeiten reichte kaum hin, allen den tausend Bedürfnissen zu genügen, welche täglich erhöhete Lebensanforderungen heischten. Das Feld des Wetteifers und der Intrigue war weiter als je eröffnet. Erwerb, Besitz, Genuß, darum dreheten sich Talent und Genie; sie brachten in allen Fächern, in allen Abstufungen neue Schöpfungen hervor, so daß an keinem andern Orte der Erde das Materielle der Existenz in dem Grade zu einer Kunst des Lebens erhöhet ward.

Nach allem diesem läßt sich kein schärferer Gegensatz der Richtungen denken, als in jenem Augenblicke Frankreich und Deutschland zu erkennen gaben. Um so auffallender mußte es seyn, daß nach der Einnahme von Paris die erste, wieder zu uns kommende Mode ein chinesischer Kopfputz war: ein unschönes, hohes, spitzes Lockengebäude, das ganz oben auf dem Wirbel anhob, und vielleicht als Symbol bisheriger und künftiger Modeverwirrung an den babylonischen Thurm erinnerte. Und wirklich zeigte sich auch von dem Augenblicke an eine sehr auffallende Vermischung des Einheimischen und Fremden, die jene Trennung zwischen gewonnener Erkenntniß und gewohntem Thun und Seyn auf's Neue hervorrief. Zwar rettete sich noch der romantische Geschmack zu altdeutschem Kleiderschnitt, zu hohen Kragen und Krausen, zum Baret und dem geringelten Haar; allein Paris schickte wieder kurze Taillen, die recht zum Hohne des geschnürten Gurtes und Halbleibchens so hoch heranfingen, daß der Rücken krumm und die ganze Gestalt verwachsen aussah.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Das Reußthal und die Gotthardstraße.

(Fortsetzung.)

Die zweite Reihe der nördlichen Kette läuft vom Gotthard aus; Anfangs gerade nördlich, wie die erste Reihe, mit den pyramidalischen oder abgerundeten Eisbergen des Badus, Crispalt, Brickenstocks, Scheerhorns und der Windgalle. Von da zieht sich die eigentliche Linie der Schneeberge östlich (in mehreren Zweigen, z. B. dem breiteckigen Dödi, Glarnisch u. s. w.); die nördliche Richtung dieser Reihe behält aber der Fortsatz von Voralpen, die bis nach Schwyz sich hinziehen und schon mehrmals erwähnt wurden, die Sidlisalp, Gyslerals, der Arenberg und die Frohnalp.

Zwischen diesen beiden nördlichen Reihen erhebt sich das Reußthal, allmählig aufsteigend, bis zum Urkern der Hochalpen, und endet zwischen dem Gotthard und Gallenstock.

Wir reisen nun aufwärts, und ich will versuchen, Dir die einzelnen Parthien zu schildern.

Von Flülen eine halbe Stunde bis Altdorf, und von da etwa noch eine gute halbe Stunde weiter, ist das Thal am breitesten. Die Breite mag wohl eine halbe Stunde, und unten bei Flülen noch mehr betragen. Das Thal ist hier himmlisch schön; es war im Julius, als wir es durchwanderten. Ruhig, fast bewegungslos gleitet die Reuß durch den bunten Wiesenschmuck dahin. Die Wärme der Sonnenstrahlen, durch die hohen Berge zusammengehalten und bis zur italienischen Hitze steigend, entfaltet den ganzen Reichthum der üppigsten Vegetation. Die mannigfaltigsten Blumen in reizender Pracht und Fülle decken die Matten in der Tiefe und die Alpweiden am Abgang der Berge. Am lieblichsten ist die Lage von Altdorf: links die Abdachung des Arenbergs und die blühende Gysleralp, mit herrlichen Buchen-, Arven- und Eichwäldern und einsamen, romantischen Thalgewinden; rechts die fast senkrechten, mit düstern Wäldern bedeckten Seiten der Surenen, schon bald nach Mittag in tiefes Schattendunkel gehüllt, während auf den gegenüberliegenden Hügeln der Gysleralp bis spät in den Abend hinein die Sonnenstrahlen spielen. Altdorf liegt zwischen schönen Gärten, Kastanien- und Nußwäldchen versteckt; Schade, daß man überall in dem Flecken noch auf so viele Spuren des oben erwähnten Brandes trifft. Ueber dem ganzen lieblichen Thalgelände und seinen anmuthigen Dekorationen ragen majestätisch des Urirothstocks und Bristenstocks Eispalläste, deren vergoldete Kuppeln noch lange nach Sonnenuntergang in das Abenddunkel des Thales herableuchten. Dieß ist der Schauplatz, welcher zu der schönen Unterredung zwischen Tell und seinem Knaben, in der dritten Scene des dritten Aufzugs von Schillers Wilhelm Tell, Veranlassung gibt. Noch an eine andere Kunstschöpfung erinnerte ich mich hier, die ich kurz vorher gesehen hatte: an das treffliche Gemälde von Herrn Vogel in Zürich (eines Schülers von Cornelius), welches Tell in dem Augenblicke darstellt, wo er Geßlern den Pfeil überreicht, mit dem er ihn selbst zu erschießen gesonnen war, wenn er seinen Knaben getroffen hätte.

Eine Viertelstunde von Altdorf öffnet sich das schöne Schächenthal, ein Seitenast des Reußthales, der sich hinten an das Scheerhorn und den Schelbenstock anlehnt. Volkreiche Dörfer schmücken diese heerdenreichen, fruchtbaren Matten; das bekannteste ist Bürglen, Tells Heimath. Der wilde Schächenbach ergießt sich aus diesem Thale in die Reuß. In den Fluthen dieses Baches soll Tell, nach einer Volkssage, während er bemüht war, einen seiner Landsleute zu retten, seinen Tod gefunden haben. Von Bürglen zieht ein wilder Pfad, 5480′ hoch, über den Arenberg ins Muottathal. Diesen Weg nahm 1799 Suwarow mit seiner Armee. Als er nämlich die Reußstraße herabkam, erfuhr er erst in Altdorf — so groß war die Unkunde des Terrains — daß sie am See endige. Es blieb ihm also nichts übrig, als über die Berge zu steigen.

Dreiviertelstunden oberhalb Altdorf wird das Thal enger und nimmt allmählig den Charakter an, den es bis zum Gotthard behält. Links bietet die Sidlisalp Anfangs schroffe, seltsam gestaltete, oft senkrecht über 1000 Fuß sich erhebende Felsen, weiterhin aber noch einige schöne Wald- und Mattenabhänge bis zur Windgalle dar. Rechts läuft die unten beschriebene dunkle Wand der Surenen fort bis nach Amsteg. Eine Stunde von Altdorf steigt der berühmte finstere Paß über die Surenen, Waldnacht genannt, an dieser Wand in die Höhe. Auf beiden Seiten des Passes stehen die Fichtenwälder so dicht und hoch, daß nie die Sonne auf den Pfad scheint; daher der Name; weiter oben zieht er über die flachen Schneefelder nach Engelberg in Unterwalden. Nur unmerklich steigt das Thal von Altdorf bis Amsteg; ruhig fließt noch die Reuß in ihrem Bette; aber schon vernimmt das Ohr dumpf das ferne Brausen der empörten Fluthen. Der üppigste Wuchs von Blumen und Kräutern auf den Matten und Bergwaiden dauerte fort. Die Dörfer, unter denen Attinghausen das bekannteste ist, waren unter den trefflichsten Fruchtbäumen, nicht blos den gewöhnlichen, sondern auch Pfirsich- und Aprikosenbäumen versteckt. Je mehr der Abend sich neigte, desto frischer und belebender wurde die Luft. Nie wehte mir in einem Bergthal ein solcher balsamischer Kräuterduft entgegen wie in diesem. Der Prospekt ist überall begrenzt; jedoch ergözt sich das Auge an den wunderbaren, bizarren Formen, welche die Spitzen der Surenen darstellen. An einer Stelle (etwa eine Stunde vor Amsteg) zählten wir vier-und-zwanzig pyramidalische Hörner, die, wie die Klippen eines Felsenriffs im Meere, in einer Reihe in die Lüfte ragten. Eine halbe Viertelstunde von Amsteg liegen die spärlichen Trümmer einer Burg auf einer kleinen Anhöhe. Der Tradition der Landesbewohner zufolge sind dieß die Reste der berüchtigten Burg, Twing-Uri genannt; nach einer andern Meinung, welcher Schiller gefolgt ist, soll sie in der Nähe von Altdorf gestanden haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, Januar.

(Beschluß.)

„Gehen wir," fahren unsere Geistlichen fort, „in die Zeit Augusts und Perikles zurück, so finden wir immer weniger Bücher, aber mehr schöpferisches Genie, weniger Mittel, zu erzeugen, aber mehr Großes hervorgebracht. Zur

damaligen Zeit war die Wissenschaft ein Zweck, heut zu Tag ist sie nur noch Mittel; damals trieb man die Wissenschaften aus innerm Beruf, jezt sind sie ein Erwerbszweig. Man schreibt Bücher, wie man sie verkauft; beides aus Spekulation. In den ersten Jahren der christlichen Religion brauchten die Gläubigen nichts als die heiligen Bücher, einige andere fromme Werke und erbauliche Geschichten; aller Unterricht und alles Wissen bestand in der Kenntniß der Religion und im Studium ihrer Gebote. Dagegen aber sproßte die Buchdruckerkunst, dieser Giftbaum, auf, der das Gute um ein Geringes, alles Schlimme und Verächtliche aber unsäglich vermehrte. Eitle und schädliche Bücher kamen auf; indessen waren sie doch bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht bedeutend unter die Leute gekommen. Nun aber begannen sie Henkersinstrumente in den Händen der Religionsfeinde zu werden. Es entstanden immer mehr Bücher, um alle Klassen der Gesellschaft zu verderben. Ich brauche nicht zu sagen, was weiter geschehen ist, denn Jederman weiß es. Wenn man aber erwägt, daß die Druckerpresse seit der Revolution immer mehr und immer schrecklichere Mißbräuche erzeugt, was soll man von der Zukunft denken? Ja, Unglück über Unglück, Jammer über Jammer bereitet dieses encyclopädistische Jahrhundert, dieses Jahrhunderts des Lichts und der Aufklärung, das selbst Bibliotheken und Encyclopädien für die Kinder hat. Die Geschichte aller Völker und aller Jahrhunderte beweist sonnenklar, daß die Religion allein den Staaten Gedeihen gibt, und daß sie in Staub zerfallen, so wie sie diese erhabene Himmelstochter gering schäzen. Was sollen wir also hoffen, wenn wir diese tausend und aber tausend Bücher sehen, die wie durch Höllenzauber aus den Pressen hervorgehen, um die Religion zu bekämpfen und zu zerstören?“ — In diesem Tone geht es fort, bis sich die Eiferer zu den einzelnen französischen Werken wenden, welche die Bibliothèque française nachdruckt. Da kommt zuerst Casimir Delavigne wegen seiner Epistel an Lamartine übel weg, weil er darin behauptet, die Verbrennung Johannes Hussens, die Gräuel der St. Bartholomäusnacht und die Ermordung Heinrichs IV. kämen aus Einer Quelle. Dagegen wird eingewendet: Das Constanzer Concilium beraubte den böhmischen Kezer nur seiner geistlichen Würde, die bürgerliche Gewalt that das Uebrige. Karl IX. ersann den Plan zur St. Bartholomäusnacht nur, um sein Leben gegen seine empörten und verschworenen Unterthanen zu schüzen, die ihn immer bedrohten. Heinrich IV. wurde aber, nach Sully's, Duplaix, Péréfix und Cayets Zeugniß, nicht auf Antrieb der Jesuiten ermordet. Diesen Herren wird mit Maistre nachgerühmt: Sie führten den Pinsel in China, auf unsern Sternwarten hielten sie die Telescope, Orpheus Leier aber mitten unter wilden Völkern und hatten alle Männer des Siècle de Louis XIV. erzogen und gebildet. — Zschokke wird nicht mit Unrecht wegen der leidenschaftlichen Ausfälle gegen die katholische Kirche in seinen von Manget ins Französische übersezten Schweizergeschichten getadelt, nur irren sich die Turiner Herren, wenn sie meinen, die kirchliche Reformation, wenn ja eine nöthig gewesen, hätte müssen von den katholischen Geistlichen ausgehen, denen allein die Macht, zu binden und zu lösen, beiwohne, nicht von einzelnen elenden Häresiarchen, Huß, Luther, Zwingli und Calvin. Der Patriotismus und die Begeisterung für Freiheit und Unabhängigkeit in der Schweiz wird höchlich getadelt; denn „Freiheit“ sey ein fanatisches Wort, den Heroen derselben gebühre keine ehrende Erwähnung, es sey sehr unrecht und gefährlich, gegen den Feudalzustand der vorigen Zeit, gegen die Barone und den Adel zu sprechen, denn dieß könne die Hizköpfe im Volk noch hiziger machen und die schäumende Jugend in unserm nach Unabhängigkeit ringenden Jahrhundert noch mehr aufregen; es wäre daher sehr unklug, dergleichen mordbrennerische Bücher in unserm glücklichen, ruhigen Land abdrucken zu lassen, ohne die verfänglichen und gefährlichen Stellen wegzustreichen. — Gleich sehr wird aus demselben Grunde die Aufnahme der Mémoires ou Souvenirs du Comte Ségur in die Bibliothek getadelt, denn der Mann redet auch von der Jammerzeit und den Mißbräuchen vor der französischen Revolution, von der Ausartung der damaligen Geistlichkeit und des Adels, von den schönen Momenten dieser Umwälzung, und vergöttert dabei Voltaire. Nichts bezeichnet wahrer und bestimmter unser ganzes öffentliches Seyn und Leben als obige Aeußerungen der Turiner Geistlichen; darum habe ich mich auch etwas lange dabei aufgehalten.“

London, Januar.

(Fortsezung.)

Lord Byrons Biograph kann sich nicht des Verdachtes erwehren, daß er in dem Seminarium zu Harrow sich zu manchen Schulkameraden vorzüglich um ihrer Titel willen hingezogen gefühlt habe. Als Beleg erzählt er folgende Anekdote, die ihm von einem Mitschüler Byrons mitgetheilt worden. Dieser hatte als Monitor eines Tages Lord Delawarre zur Strafe aufgeschrieben; da Byron dieses hörte, ging er zu ihm und sagte: „Wildman, ich höre, Du hast Delawarre auf Deiner Liste; laß ihn doch nicht prügeln.“ — „Warum nicht?“ — „Warum? ich weiß selbst nicht, außer, daß er auch von Adel ist; aber thu's doch nicht.“ Doch suchte er meistens, wie fast alle stolzen Leute, seine genauesten Freunde unter denen aus, welche ihm an Rang und Leibesstärke nachstanden, und die so gestifteten Freundschaften waren bei ihm von ungemeiner Dauer und fast romanhaftem Schwunge. Mehrere seiner in späterem Alter an Schulfreunde geschriebene Briefe machen seinem Herzen Ehre. Folgende Anekdote darf bei dieser Gelegenheit nicht übergangen werden: „Während Lord Byron und Hr. Peel sich zusammen zu Harrow befanden, wollte ein Tyrann, d. h. ein Schüler, der ein Paar Jahre älter war, den kleinen Peel zu einer Dienstleistung zwingen, welche Peel hartnäckig verweigerte. Sein Widerstand war aber vergeblich; der Tyrann überwältigte ihn; damit aber noch nicht zufrieden, beschloß er, den widerspenstigen Sklaven zu züchtigen, was er sogleich that, indem er dem Knaben eine Art von Bastonade auf den innern fleischigen Theil des Armes gab, der, um den Schmerz zu erhöhen, dabei auf kunstgemäße Weise gebogen ward. Während die Schläge fielen und der arme Peel sich unter denselben vor Schmerz wand, stand Byron da und fühlte das Leiden seines Freundes mit, und obgleich er wohl wußte, daß er nicht stark genug sey, um mit dem Tyrannen zu boxen, trat er doch mit zornflammendem Gesichte und mit Thränen in den Augen vor denselben und fragte ihn mit einer Stimme, die zwischen Furcht und Unwillen zitterte, ganz demüthig, wie viele Schläge er zu geben gedächte? — „Warum?“ rief der Scherge, „Du kleiner Spizbube, was geht das Dich an?“ — „Weil ich, wenn Sie es erlauben,“ erwiederte Byron mit hingehaltenem Arme, „die Hälfte übernehmen will.“ Mit Recht sezt der Verfasser hinzu: „In diesem kleinen Zuge liegt eine wahrhaft erhabene Mischung von Unschuld und Großmuth, und wie sehr wir auch über Knabenfreundschaften lächeln mögen, selten ist Männerfreundschaft der Hälfte solcher Großmuth fähig.“

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 31.

# Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 5. Februar 1830.

Bringst du die Natur heran,
Daß sie jeder nutzen kann,
Falsches hast du nicht erfonnen,
Hast der Menschen Gunst gewonnen.

Goethe.

## Ueber Sonnenflecke und ihren muthmaßlichen Einfluß auf die planetarische, und namentlich irdische Witterung.

### Eine meteorologische Untersuchung

von

Dr. Nürnberger.

Die vorjährige Witterung mit ihren ganz besondern Anomalien, mit dem frühen Wärme- und Kälteeintritt, hat die allgemeine Aufmerksamkeit erregt. In den Gegenden, wo ich lebe, (etwa unter dem 53sten Grad nördlicher Breite) trat die größte Sommerhitze fast zugleich mit dem Sommersolstitium (um die Mitte des Juni) ein, eine Erscheinung, welche ich noch nie beobachtet habe, indem der Juli und August in diesen Breiten fast ohne Ausnahme die wärmsten Monate zu seyn pflegen. Es ist eine alte meteorologische Regel, daß die Wirkungen ihr Maximum nicht eher erreichen, als bis die Ursachen schon wieder anfangen abzunehmen; und da die Sonne nicht früher als am 22sten Juni in den nördlichen Wendezirkel tritt, wo sie unserm Scheitelpunkte am nächsten kommt, und von wo sie sich nun erst sehr langsam wieder zu entfernen anfängt, so scheint es in der Natur der Sache selbst zu liegen, daß die nördliche Halbkugel, im Allgemeinen, die höchste Temperatur erst mehrere Wochen später zu gewärtigen hat. Die merkwürdige Witterungsabnormität des verflossenen Sommers hat deßhalb die Hypothese derjenigen Astronomen und Meteorologen sehr begünstigt, welche die atmosphärische Wärme nicht blos vom Stande der Sonne, sondern auch von einer eigenthümlichen größeren oder geringeren Disposition der sie umgebenden Photosphäre oder Lichthülle, erhitzende Strahlen auszusenden, abhängig machen. Diese Modifikation in der Thätigkeit der Sonne, wovon also der Grad der Sonnenwärme nicht blos auf der Erde, sondern vielmehr auf allen Planeten unseres Systems abhinge, ist an gewissen Erscheinungen, die sich auf der glänzenden Sonnenoberfläche vollkommen deutlich beobachten lassen, sehr gut zu erkennen. Schon der große Astronom Herschel sagt (S. Bodes astronomisches Jahrbuch, Bd. XXXII. S. 127.): „Ich glaube jezt, daß die Oeffnungen der Sonne (Sonnenflecke) mit großen Untiefen, Rücken, Nieren und Narben, ohne kleine Einschnitte, eine reichliche Aussendung erhitzender Strahlen erwarten lassen, und daß dagegen Poren, kleine Einschnitte, kurz ein ärmliches Ansehen der Sonnenlichthülle, auch einen ärmlichen Erguß solcher Strahlen verkündigen.“ Wir werden diese Erscheinung der Sonnenflecke zuerst genauer untersuchen, und hiernächst zeigen, wie viele Gründe vorhanden sind, der Meinung des englischen Astronomen beizustimmen.

Um die glänzende Oberfläche der Sonne, Behufs der Wahrnehmung dieser Flecke, zu beobachten, ohne die Augen zu gefährden, bedient man sich gemeiniglich stark gefärbter Plangläser, die man vor das Augenglas des Teleskops schraubt. Dergleichen gefärbte Gläser hat schon

Scheiner, dem man, wie wir gleich sehen werden, die erste Entdeckung, oder doch wenigstens gründliche Beobachtung der Sonnenflecke zuschreibt, angewendet, und seinem so eingerichteten Fernrohre den Namen Helioskop gegeben. Mit einem solchen Helioskop sieht man sehr häufig an dem linken oder östlichen Rande der Sonne dunkle Flecke eintreten, welche sich nach dem westlichen Rande bewegen, wo dieselben (wenn sie überhaupt so lange dauern), etwa dreizehn Tage nach ihrem ersten Erscheinen wieder verschwinden. Dieß ist ungefähr der allgemeine Charakter des Phänomens.

Der eben erwähnte Pater Scheiner, Jesuit und Professor der Mathematik zu Ingolstadt, beobachtete die Sonne im März 1611, als sie hinter dünnen Wolken stand, und ward zu seinem großen Erstaunen dergleichen Flecke auf derselben gewahr. Weil man aber nach den Grundsätzen der damaligen aristotelischen Physik die Sonne für den vollkommensten Körper und das reinste Feuer hielt, so traute er Anfangs seinen eigenen Augen nicht und setzte seine Beobachtungen mehrere Tage in der Stille fort, wobei er sich, vor Anwendung des oben beschriebenen Helioskops, bloßer blauer Plangläser bediente. Bald aber ward er seiner Sache so ganz gewiß, daß er die Erscheinung einem Kollegen, dem Pater Cysatus, und nachher auch noch andern Ordensbrüdern zeigte. Indeß wünschte der Provincial des Ordens, Theodor Busäus, aus den angeführten Gründen, daß bei Bekanntmachung dieser auffallenden Entdeckung mit Behutsamkeit verfahren werde; und so begnügte sich Scheiner, die Nachricht dem gelehrten Patricier Markus Welser zu Augsburg, in drei Schreiben vom 12ten November, 19ten und 26ten December desselben Jahres 1611, mitzutheilen. In diesen Schreiben unterzeichnet sich Scheiner aus Vorsicht: Apelles latens post tabulam, und Welser ließ sie unter dem Titel abdrucken: Tres epistolae de maculis solaribus scriptae ad M. Velserum Aug. Vindel. 1612. Man sieht, daß die Gelehrten aller Zeiten Vorurtheile zu schonen hatten.

Indeß ward Scheiner nach Rom berufen, wo er seine Beobachtungen der Sonne mit noch größerem Eifer fortsetzte, und endlich, dreister gemacht durch allseitige Beistimmung, sein großes und schönes Werk: Rosa Ursina *), sive sol ex admirando facularum et macularum suarum phaenomeno varius, a Christophoro Scheiner, e Societate Jesu. Bracciani 1630. herausgab, in welchem über 2000 mit dem größten Fleiße gemachte Beobachtungen der Sonnenflecke abgebildet sind. Die neuere Zeit hat, was diese Genauigkeit der Beobachtung betrifft, kaum weiter gehen können, und Scheiner gibt für die Darstellung des merkwürdigen Phänomens noch heut einen unverwerflichen Führer ab.

*) Der Name Rosa Ursina, dieses, in der Astronomie noch jetzt für klassisch geltenden Werkes kommt daher, weil dasselbe einem Herzoge von Bracciano aus dem Hause Ursini zugeeignet war, der eine Rose in seinem Wappen führte.

Die meisten Sonnenflecke erscheinen nach diesen Beobachtungen in der Mitte schwarz, am Rande mit einem bräunlichen oder weißgrauen Nebel umgeben. In dieser Gestalt heißen sie Kernflecke. Oft aber zeigen sich die Nebel auch ohne jenen schwarzen Kern, als bloße Schattenflecke, wo sie denn von den Astronomen mit den Flecken verglichen worden sind, die der Hauch aus dem Munde auf einem Spiegelglase hervorbringt. Dergleichen Schattenflecke breiten sich oft in sehr großen Flächen aus, und man hat deren beobachtet, die einen bedeutenden Theil des Sonnendurchmessers einnahmen. Zuweilen lösen sich die Schattenflecke auch in einzelne Kernflecke auf. Alle diese komplicirten Erscheinungen lassen sich indeß aus dem, was unten über die physische Natur des Sonnenkörpers und seiner Hüllen vorkommen wird, ganz leicht erklären. Unter Sonnenfackeln endlich versteht man im Gegentheil solche Punkte und Stellen der Sonnenscheibe, welche sich durch einen helleren Glanz vor den übrigen auszeichnen. Eine Gattung derselben zeigt sich zwischen und selbst auf den oben beschriebenen dunkeln Flecken und Nebeln; eine andere besteht aus einzelnen Lichtflecken auf der reinen Sonnenscheibe, welche in Gruppen bei einander liegen, und sich dem überraschten Blicke wie Landschaften von Berg und Thal, oder, vielleicht noch besser, wie ein mit Lichtwölkchen belegter Himmel darstellen. Auch diese Erscheinung, wie sehr sie zuerst auffällt, wird unten eine leichte Erklärung finden.

Alle diese Flecken der Sonne sind äußerst veränderlich, und die neueren Beobachtungen haben in dieser Hinsicht nur bestätigt, was Scheiner mit so bewundernswürdiger Genauigkeit auseinander gesetzt hat. Er sah die Flecken ihre Gestalt verändern, er sah sie wachsen, abnehmen, sich in Nebel und Schatten, oder, wie schon oben bemerkt ist, umgekehrt, aus Nebel und Schatten in Kernflecke verwandeln und auch ganz verschwinden. Auch hat man schon verschwundene Sonnenflecke an derselben Stelle wieder entstehen sehen; jedoch findet sich kein Beispiel eines Fleckens, dessen Erscheinung überhaupt länger als siebzig Tage gedauert hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829. Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Fortsetzung.)

Gaben sich die Frauen eines Theils auf solche Weise gefangen, während sie nur die altdeutsche Haube und den gothisch gestickten Kragen festhielten, so traten die Männer dafür desto entschiedener auf die andere Seite über.

Es war, als gebe ihnen das Bewußtseyn, durch kühne Selbsthülfe die Freiheit wieder errungen zu haben, auch das Recht, eine selbstgeschaffene Zeit an die Stelle der wirklichen zu setzen.

Es bildet sich der Mensch oft ein künstliches Daseyn, aus dem er entweder sehr bald wieder heraus, oder in das er hinein wächst. In dem ersten Falle befindet er sich in einer Durchgangs- oder Verwandlungsepoche, der man völlige Zeit gönnen mag. Im zweiten wird die Gewohnheit allmählig zur andern Natur. Es ist dann wohl nicht eben sonderlich viel an der eingebüßten verloren, da sie wahrscheinlich auf ähnliche Weise jeder zufälligen Oberherrschaft gehuldigt und niemals daran gedacht hätte, sich selbstständig zu behaupten. Auf keine Weise aber kann man sogleich sagen, wo dergleichen Mummerei hinaus will. Zuweilen will sie gar nichts, als eben nur wollen dürfen. Der Stachel treibt jeden. Was Wunder also, daß die umgeformte Welt eine etwas frappante Physionomie annahm.

Während der ganzen Zeit, da die romantische Poesie ihre wärmsten, lebendigsten Strömungen durch uns hinleitete, war es den guten deutschen Jünglingen nicht eingefallen, diese anders als in dem Bereiche der Kunst und Wissenschaft äußerlich zu produciren. Jetzt mit einem Male sahen wir die Kravate verbannt, den Hals nackt zwischen dem Hemdkragen heraus ragen, das Haar unverschnitten, lang über die Schultern flattern, statt des Hutes ein breites Baret auf die eine Seite des Kopfs und der Stirn gedrückt, den ärgerlich verschnitzten, hinten spitz zulaufenden Frack durch den langen, vorn zusammenschlagenden altdeutschen Rock verdrängt, und Bärte, wer dergleichen aufzuweisen hatte, um Kinn, Lippe und Wange herumlaufen. Nun, es nahm sich wahrhaftig so übel nicht aus. Und auch ältere Männer, hätten sie anders den Hals verdeckt und das Haar sorgfältiger geordnet, kleidete es meist gut. Doch nahmen diese billig Anstand, sich allzuschnell einer Schuljugend anzuschließen, die ja von jeher auf den Universitäten das Vorrecht der Besonderheit geltend machen durfte. Mir sind die wunderlichen Gestalten aus meiner Kindheit noch ganz erinnerlich, denen ich in Halle, Frankfurt und Leipzig begegnete, und schicklicher dünkte mir doch bei weitem die ritterliche Maske, als die des brutalen Post- und Reitknechtes, wie sie damals die Straßen der genannten Städte überfüllten. Der Willkühr schmeichelt es zu jeder Zeit, sich selbst zu überbieten, während die Ordnung des Daseyns nichtsdestoweniger still nach Wiederherstellung ringt, der Stunden, wie der Tage Lauf nach ewigen Gesetzen regelt, den Menschen mit seiner Zeit ins Geleise bringt und Morgen Morgen, Abend Abend seyn läßt. War uns doch wirklich ein neuer Morgen angebrochen, und das köstliche Lebensgefühl mochte sich wohl in den Lebendigen durch etwas ungleiche Sprünge und Töne Luft machen. Der arbeitsvolle, drückende Tag wird schon wieder Stille hineinbringen.

Ein wenig bunter mischte es sich damals allerdings untereinander, als wir es jezt auf den Straßen, in Theatern und Konzertsälen wahrnehmen. Der schwarze und immer nur schwarze oder dunkelblaue, zipflichte Frack ward doch auch einmal durch ein frischeres, muntereres Farbenspiel verdrängt. Das Auge verlor nichts dabei, so wenig als die Eitelkeit, und hätte ein einfacher, unbefangener Schönheitssinn der Spielerei zu Grunde gelegen, es möchte seyn, daß die Folge etwas Zeitgemäßes daraus würde gebildet haben. Allein das Motiv war wohl so wenig erkannt, als auf irgend etwas gegründet.

In Kurzem wich diese Mode einer andern. Das stärkere Geschlecht that es dem schwächern gleich. Dieses hatte gewissermaßen leichteres Spiel. Es brauchte sich keines so entschiedenen Widerspruchs schuldig zu machen. In Paris eilte man durch Annahme, Verpflanzung und zeitige Kultur des gothischen Geschmackes die Herrschaft der Mode wieder geltend zu machen. Man verstand es dort, der Hinneigung zu jener Periode der Geschichte zu schmeicheln und ce caprice du tems so kapriciös auf- und umzustutzen, daß diese eine Grille mit unzähligen andern zusammenstoß.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Das Reußthal und die Gotthardstraße.

(Fortsetzung.)

Endlich langten wir in Amsteg an, wo das Reußthal eine kleine südliche Biegung macht und sich stark zu erheben beginnt. Amsteg ist ein schönes Dorf; hier, wie schon weiter unten, sind die Häuser alle, nach der in den Bergländern üblichen Bauart, aus Holz errichtet. Auch an guten Wirthshäusern fehlt es nicht, unter welchen der goldene Hirsch in jeder Rücksicht auszeichne*. Aber welch ein düsterer, melanchölischer Winkel! Nur der vollendetste Hypochondrist könnte sich hier behaglich fühlen. Auf der linken Seite (nach Osten) liegt in halbkugelförmiger Gestalt die sturmvolle Windgalle, mit ungeheuern nackten Felsen auf dem Gipfel und einer kleinen Schneekrone; neben ihr, Thal aufwärts, starrt, fast senkrecht, pyramidalisch der Bristenstock mit seiner eis- und schneebedeckten Spitze in die Lüfte und mehrere Gletscher steigen an seinen Seiten in die Fichtenwälder herab; beide sind gegen 10,000′ hoch. Zwischen ihnen liegt Amsteg, am Ausgang einer dunkeln Schlucht, aus welcher mit gewaltigem Getöse die Mader hervorstürzt und sich mit den rauschenden Fluthen der Reuß vermischt. Auf der rechten Seite drängen die Abdachungen des Titlis ganz nahe an die gegenüberstehende Alpkette und schließen das Thal in ein ganz enges Räumchen ein. Nur

wenige Stunden des Tags, selbst mitten im Sommer, scheint die Sonne in diese finstere Tiefe. Nahe bei Amsteg fanden wir noch die Reste einer ungeheuern Lawine, Erdschutt mit Schnee vermischt. Beständig stürzen im Winter Schneemassen von der Windgalle und dem Bristenstock herab; Amsteg ist aber durch die Waldungen geschüzt.

Die eben erwähnte dunkle Schlucht, aus welcher die Mader (auch Gerstelenbach genannt) hervorstürzt, bildet den Ausgang des lezten schönen Seitenthales (die andern sind rauh und abschreckend) der Reuß, des Maderanerthals, das ich im vorigen Jahre besuchte. Ein schmaler, gewundener Pfad führt den Wanderer hinein; hinter diesem wilden Eingang öffnet sich ihm ein breites, über vier Stunden langes Thal, auf beiden Seiten mit kleinen Seen und spärlichen Hirtenwohnungen, rings umschlossen von den gewaltigen Eisfirnen des Bristenstocks und Dödi, der Windgalle und des Scheerhorns. Es ist weniger fruchtbar, als das Schächenthal, aber immer noch mit reichem Graswuchs und Blumen geschmückt, weniger schauervoll, als das Reußthal, die Wände sind sanfter gesenkt, aber ein tiefer, feierlicher Ernst ruht auf dieser gleichsam geweihten Stätte des beschaulichen Lebens, besonders wo das Gotteshaus, eine Kaplanei für die Hirten, sich in der einsamen Stille des Thals erhebt und das Auge überall Eis- und Schneefelder erblickt, welche die grünen Wände bekränzen. Nirgends fühlte ich inniger die Worte Pope's:

In these deep solitudes —
Where heavenly-pensive contemplation dwells
And ever-musing melancholy dwells.

(In dieser tiefen Einsamkeit —
Wo himmelschauende Betrachtung wohnt
Und immer-sinnende Melancholie verweilt.)

(Schluß des ersten Briefs.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Fortsezung.)

Da von Hrn. Peel die Rede war, kann ich nicht umhin, Byrons Urtheil über diesen Staatsmann von der Schulzeit her mitzutheilen: „Peel, der Redner und Staatsmann, saß auf derselben Bank mit mir. Wir standen in gutem Einverständniß, aber sein Bruder war mein besonderer Freund. Wir hegten immer große Hoffnung von Peel, sowohl Lehrer als Schüler, und er hat sie nicht getäuscht. An Gelehrsamkeit war er mir weit überlegen; als Deklamator ward ich ihm gleich gehalten; außer der Schule war ich immer in lose Streiche verwickelt und er niemals, und in der Schule wußte er immer seine Aufgabe und ich selten; aber wenn ich sie wußte, so wußte ich sie fast eben so gut, als er. An Belesenheit in allgemeinen Fächern, Geschichte u. s. w., glaube ich, war ich ihm, so wie den meisten Knaben derselben Klasse, überlegen.“ Der Verfasser nimmt hier Gelegenheit, manchen strengen Tadel gegen das englische Unterrichtssystem auszusprechen, das jezt überhaupt mannigfaltig angegriffen wird. Byrons frühester Unterricht war durch seine Mutter sehr vernachlässigt worden, und dieser Mangel an der gewöhnlichen Schulzucht, so wie die eigenthümliche Lebhaftigkeit seines Geistes ließen ihn später in der eigentlichen Schulgelehrsamkeit immer zurückbleiben; aber während Lehrer und Schüler ihn für einen Dummkopf hielten, bereicherte der wilde Knabe seinen Geist durch die Lektüre der besten Geschichtschreiber und Dichter in seiner und der französischen Sprache, verdarb aber doch auch mitunter, da Niemand seine Wahl leitete, seine Zeit mit dem Lesen schlechter und verderblicher Bücher. Die Bibel hatte er nach Anleitung seiner frommen Wärterin schon sehr frühzeitig gelesen, und das alte Testament blieb immer eines seiner Lieblingsbücher. Er schrieb sehr viel, und schon im Jahre 1806, also im 19ten seines Lebens, ließ er zu Southwell, wo er seine Ferien bei seiner Mutter zuzubringen pflegte, Gedichte drucken, fürs erste nur für seine Freunde, die aber nachher größtentheils in den Hours of Idleness erschienen, die von dem Edinburgh Review so fürchterlich kritisirt wurden, welche Kritik zu der Satire Anlaß gab, die den Grund zu seinem nachmaligen Rufe gelegt hat, nämlich: English Bards and Scotch Reviewers. Wie reizbar und empfindlich Byron war, ist bekannt; ein Freund, der ihn gleich nach Erscheinung jener Kritik besuchte, fand den jungen Dichter in so furchtbarer Bewegung, daß er ihn fragte, ob er eine Herausforderung erhalten habe. Byron selbst sagt, er habe an jenem Tage drei Flaschen Franzwein getrunken, und sich erst besser befunden, als etwa zwanzig Zeilen von der beschlossenen Satire auf dem Papiere standen. Die Sorgfalt, die er bei dieser Gelegenheit zur Beruhigung seiner Mutter anwandte, die, ohne die Mittel zur Rache zu besizen, die gegen ihren Sohn gerichteten Beleidigungen eben so stark empfand als dieser selbst, machen ihm um so mehr Ehre, da ihm diese Mutter nur wenig Liebe, und gewiß keine Achtung einflößen konnte. Die Streitigkeiten, die er als Jüngling häufig mit ihr hatte, waren so heftig, daß, wie der Biograph meldet, einmal, nachdem sie sich im Zorn getrennt, Mutter sowohl als Sohn zum Apotheker liefen, sich ängstlich erkundigten, ob der andere Theil kein Gift gekauft habe, und den Mann baten, unter keinem Vorwande welches abzugeben. In demselben Jahre, wo er zu Southwell seine ersten Gedichte drucken ließ, hatte seine Mutter Feuerzange und Schüreisen nach ihm geworfen, und er mußte sich in eines Nachbars Haus flüchten, von wo er sich nachher nach London begab. Von dort schrieb er den folgenden, für ihn als Sohn eben nicht ehrenvollen Brief an seinen Freund Piggot. — Mein lieber Piggot, großen Dank für Ihre unterhaltende Erzählung von dem lezten Verfahren meiner liebenswürdigen Alecto, die nun anfängt, die Folgen ihrer Thorheit zu empfinden. Ich habe so eben einen reumüthigen Brief von ihr empfangen, worauf ich, aus Furcht vor ihrer Verfolgung, eine gemäßigte Antwort geschickt habe, mit einer Art von Versprechen, in vierzehn Tagen zurückzukommen, das ich aber (entre nous) niemals zu erfüllen gedenke. Ihr sanftes Getriller muß ihre Zuhörer sehr unterhalten haben, indem ihre höheren Töne besonders musikalisch sind, und sich in einer schönen Mondnacht besonders gut ausnehmen müßten. Wäre ich als Zuschauer dabei gewesen, hätte mir nichts angenehmer seyn können; aber als eine von den Personen des Drama's erscheinen zu müssen, bewahre mich St. Dominik vor einem solchen Auftritt! Im Ernst, Ihre Mutter hat mir eine große Verbindlichkeit auferlegt, und Sie und ihre ganze Familie verdienen meinen wärmsten Dank dafür, daß Sie mir geholfen haben, Mistriß Byron Furiosa zu entwischen u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 32.

# Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 6. Februar 1830.

Wir eben alle sind dergleichen wandernde,
Bewegliche Seelen, die gelegentlich
Von einem Körper in den andern übergehn.

Goethe.

## Geschichte der Moden, vom Jahre 1785 — 1829.
### Als Beytrag zur Geschichte der Zeit.

(Beschluß.)

Wird die Toilette der Frauen an sich schon immer, durch einzelne Nebenbedingungen, als Gehalt und Natur, wie Farbe der Stoffe, an die Gegenwart gefesselt bleiben, so wußte man von dem Herde artiger Erfindungen doch jezt mehr Accessorien des Putzes, als nöthig, zu uns herüberzuschicken, um alle Abstufungen der Zeitfolge in der neuen Tracht zu verwirren.

Bilder, nach welchen diese zusammengesezt ward, lehrten die klugen Französinnen schnell, daß Altdeutsch eben so gut Altenglisch, wie Altitalienisch und Französisch sey, überhaupt dem Mittelalter angehöre. Eben so bemerkten sie, daß die Bekanntschaft mit dem Oriente einen Blick aus jenen Tagen dort hinüber zulasse. So griffen sie denn hier und dorthin, lehrten Shawl und Turban sich willig mit dem reichbefiederten Baret, dem indischen Blumenschmuck, dem römischen Diadem vertragen, machten aus dem Baret einen Hut, bogen, zerrten, drückten an diesem, bis er zur Toque ward, die dann bald spitz, bald flach, hoch, breit und schmal getragen ward, wie es der Modewechsel verlangte. Eben so erging es den hohen Kragen, der Halskrause, den gebauschten oder glatten Ermeln.

Doch vor allem mußte das Innere der Häuser, die Einrichtung der Zimmer, die deutsche Küche und das deutsche Theater große Veränderungen erfahren. Hier ward alles französisch, und bekam demzufolge, nach dem damaligen Anstriche dortiger Bildung, einen universellen Charakter, denn wirklich schien das Universum die Produktionen aller Epochen seiner Entwicklung und geistigen Fortschritte mit einem Male über uns ausgestreut zu haben. Selbst das Lallen barbarischer Kunst in grimmiger Verzerrung lieferte Heiligen und Götzenbilder aus Japan, der Tartarei und Kamtschatka, die neben guten Kopien aus der deutschen und italienischen Schule, neben Bronze und Alabaster, Perlemutter und Elfenbeinuhren, Klingeln, Schaalen, Vasen und Schreibzeug auf den Tischen der Damen standen und ein Haupterforderniß eleganter Zimmerverzierung ausmachten. Diese Tische, überfüllt, wie die Tafel mit Speisen, so mit allem erdenklichen Spielzeug weiblicher Grillen, erinnerten zu sehr an Boutiken, um dem Wohnzimmer oder dem Schreibkabinet angemessen zu seyn. „Man bewahre hier," hieß es, „eine Menge lieber Andenken." Wenn die Erinnerung indeß schon einen Wegweiser brauchte, um sich zurecht zu finden, so blieb das fremde Auge ganz verwirrt und sah eigentlich nichts, da es zu Vielem und zu Vereinzeltem begegnete.

Mit dieser prahlerischen Ausstellung von kostbaren Kleinigkeiten hing denn das nachfolgende Ueberladen und Zusammenpressen überflüßiger Meubeln in den Zimmern genau zusammen. Hierzu gehörten große Räume, und da sich diese in den wenigsten Häusern vorfanden, so entstand

ein gewisser Style de boudoir, dem es selten an sinnvoller Zierlichkeit, doch fast immer an edler Würde fehlt.

Es möchte hiernach natürlich scheinen, daß ein kleinlicher Geschmack an Künsteleien der Kunst Eintrag gethan habe; doch ward dieser vielleicht zu keiner Zeit mehr Raum gegeben, als von dem Jahre fünfzehn bis jezt, vorzüglich der bildenden und der Musik. Hierin trat ein freier, großer Charakter hervor, ganz unabhängig von dem, was der Zeitgeschmack in Poesie, Literatur und Dramaturgie fordert, und was er auf solche Weise hervorruft.

So finden wir denn die beiden entgegengesezten Richtungen in unsern Tagen auf's Neue ausgesprochen. Frei vom Einflusse der Mode, bilden sich Plastik, Architektur, Malerei und Musik tiefsinnig und ernst fort. Die Poesie verstummt, oder singt dem Höchsten im Geheim ihre Lieder. Wir lesen indeß Memoiren und Zeitschriften, haben Modejournale und Modebilder, bedürfen keiner Phantasie, die Wirklichkeit ist ja ganz wiedergewonnen. So stehen wir denn auch fest und steif in ihr da, schnüren uns ein, wie ehemals, geben dem Kopf unförmliche Breite und Höhe, spannen Fischbeinreife unter die unermeßlichen Ermel, falten die Kleider dick und kraus um die Hüften, schneiden den Rock so kurz, als es irgend der Anstand erlaubt, lassen ihn unterhalb tonnenartig abstehen, und arbeiten still nach der Bouffante und der Herissonfrisur hin. Paris ist und bleibt der Herd des guten Geschmacks, Theater und Salon reverberiren die Lichter von daher in tausendfachem Kartenspiel, indeß England Geldspekulationen leitet und fördert, Leihbibliotheken füllt, und selbst im französischen Salon geselliger Rücksichtslosigkeit das Nationalsiegel ausdrückt.

Vielleicht hat indeß das Jahr 1830 auch diese Mode schon wieder durch eine neue verdrängt.

---

## Ueber Sonnenflecke und ihren muthmaßlichen Einfluß auf die planetarische, und namentlich irdische Witterung.

(Fortsezung.)

Eben so verschieden — und dieser Umstand ist für unsere Ansicht ganz besonders wichtig — zeigt sich die Menge der Sonnenflecken in verschiedenen Jahren. Im Jahre 1611, eben dem Jahre ihrer Entdeckung, fand man die Sonne fast keinen Tag ohne Flecken, und Scheiner hat deren zuweilen auf einmal gegen funfzig gezählt. In andern Jahren dagegen gewahrt man wenig oder keine Flecken, wenigstens keine auffallenden, und die Sonnenscheibe hat ein ärmliches Ansehen, welchen so passenden Ausdruck, wie oben angeführt, der große Herschel für denjenigen Zustand gebraucht, in dem sich ihre Lichtsphäre alsdann befindet.

Eine der allermerkwürdigsten Folgerungen, die man aus der Beobachtung der Sonnenflecke gezogen hat, und deren wir hier, der Vollständigkeit wegen, erwähnen müssen, ist die Umwälzung der Sonne um eine Are. Diese folgt nämlich unwidersprechlich aus der, allen Sonnenflecken gemeinschaftlichen Bewegung von dem östlichen Rande der Sonne nach dem westlichen, in welcher Richtung sie nothwendig und ohne Veränderung ihrer gegenseitigen Stellung, mit fortgeführt werden müssen, wenn sich der Sonnenkörper selbst, auf dem sie haften, unterdeß in der nämlichen Richtung umwälzt. Es ist dieß die Richtung der Rotationsbewegung aller übrigen Körper unseres Planetensystems, und die Analogie würde sich daher bereits für unsere Behauptung erklären, wenn dieselbe auch nicht durch den Augenschein bestätigt würde. Nun ist die Zeit der Sichtbarkeit eines Sonnenfleckens, d. h. seines Verweilens auf der uns zugewendeten Sonnenhalbkugel, oben zu etwa 13 Tagen angegeben worden. Eben so lange bringt derselbe also auch auf der von uns abgewendeten Sonnenhalbkugel zu, woraus demnach eine Dauer seiner ganzen scheinbaren Rotation von etwa 26-, oder genauer 27½ Tagen folgt. Da sich aber die Erde indeß selbst in ihrer Bahn fortbewegt, so hat sich der Sonnenflecken, um von dem irdischen Beobachter wieder an derselben Stelle gesehen zu werden, eben so viel über eine volle Rotation fortbewegen müssen; und die Rechnung lehrt hiernach, daß die wirkliche Rotation des großen und prächtigen Sonnenkörpers um seine Are etwa 25¼ Tag dauert, oder, daß ein dortiger Tag mehr als fünf-und-zwanzig Mal länger ist, als ein Tag auf der Erde.

Was ist denn nun aber dieser herrliche Sonnenkörper eigentlich? Worin besteht seine Natur? Und wie können daraus endlich diejenigen Einflüsse abgeleitet werden, die wir durch Veränderungen auf der Sonnenscheibe für unsere irdische, gleichwie höchst wahrscheinlich für die Temperatur aller übrigen Planeten unseres Systems entstehen sehen? Diese Fragen müssen jezt unsere ganze Aufmerksamkeit erregen; besonders aber ist es die leztere Untersuchung, welche in den Händen der neuesten Astronomie ein Mittel zur gänzlichen Umgestaltung der Meteorologie zu werden verspricht.

Die älteren Weltweisen, und besonders die aristotelische Philosophie, hielten die Sonne für ein großes Feuermeer. Die Sonnenstrahlen erwärmen, sie zünden sogar, wenn sie in einem engen Raume vereinigt werden; dieß schien ein hinreichender Grund für jene Annahme der feurigen Beschaffenheit des Sonnenkörpers und der von ihm ausgesendeten Strahlen zu seyn. Allein abgesehen davon, daß die neueste Physik die kalte Natur des Sonnenlichtes an und für sich außer allen Zweifel gesezt, und

seine Kraft auf Erweckung der Wärmethätigkeit in der atmosphärischen Luft beschränkt hat, so hat die Durchführung des Satzes, daß die Sonne ein brennender Körper sey, auch sonst noch unüberwindliche Schwierigkeiten. Kein Brand, kein Feuer kann ohne Nahrung, ohne wirkliche Zersetzung eines brennbaren Stoffes gedacht werden. Welche Stoffe sollte der Sonnenbrand aber wohl verzehren, um sich Jahrtausende lang immer bei derselben Heftigkeit zu erhalten? Die Mittel, die man ausgedacht hat, um diesem ungeheuren Brande Nahrung zu verschaffen, z. B. Kometen in die Sonne fallen zu lassen, erscheinen zu abentheuerlich, um die mindeste Beachtung zu verdienen, und die Ansicht der älteren Philosophie von der Natur der Sonne stellt sich also als vollkommen unhaltbar dar. Dagegen ist das, was die neuere Astronomie, besonders auf den Grund der allersorgfältigsten Beobachtungen des unvergeßlichen Herschel, darüber vorträgt, allen unsern Vorstellungen von der Bestimmung und Herrlichkeit des Weltgebäudes und von der Güte seines allmächtigen Urhebers so vollkommen angemessen, daß an der Richtigkeit dieses Systems fast nicht mehr gezweifelt werden kann. Diesen Beobachtungen und daraus gezogenen Folgerungen gemäß, ist der Sonnenkörper selbst eine dunkle Kugel, ähnlich den Körpern der übrigen Planeten, und, gleich diesen, mit Ländern, Bergen und Meeren, thätigen und genießenden Kreaturen auf seiner Oberfläche versehen. Eingehüllt ist diese Sonnenkugel aber, gleich der Erde, zunächst in eine atmosphärische Hülle, über welcher sich, als zweite Hülle, jene Lichtsphäre verbreitet, die den unterscheidenden Charakter der Sonne, als des Centralkörpers, von den umkreisenden Planeten bildet, und deren Höhe über der atmosphärischen, die Sonne zunächst bedeckenden Schicht Herschel auf 500 deutsche Meilen schätzt. Dieser große Lichtocean nun, der über der ganzen Sonnenfläche wogt, öffnet seinen Wellenschooß in Folge von Umständen (mit deren Betrachtung, als meteorologischem Hauptpunkt, wir, unserm Plane gemäß, gegenwärtige Untersuchung schließen wollen) häufig, und bildet damit Risse oder Schlünde, durch welche das Auge des Beobachters hinab bis auf den dadurch entblößten, an und für sich dunkeln Kern der Sonne, seine Auen und Berge sieht. So entstehen denn die oben beschriebenen Kernflecke, welche also nichts sind, als Stellen des Bodens jenes Sonnenlichtmeeres, welche auf längere oder kürzere Zeit durch die Oeffnungen der Lichthülle hindurchschimmern. Zerreißt leztere Hülle dabei nicht bis auf den Grund, so wird die entsprechende Stelle des Sonnenkörpers auch nicht ganz so deutlich, sondern vielmehr nur schattig hervorblicken, und also auch nur „Schattenflecke," wie wir leztere Erscheinung oben genannt haben, bilden. „Sonnenfackeln," oder hellere Stellen der Sonnenlichtsphäre aber müssen nothwendig da entstehen, wo sich die, von den entstandenen Rissen zurückweichenden Lichtwellen höher aufthürmen und dadurch die Lichtintensität vermehren. — Die ganze Erscheinung der Sonnenflecke erhält dadurch, troz ihrer scheinbaren Komplikation, eine so einfache und naturgemäße Erklärung, daß es schwer seyn dürfte, etwas Befriedigenderes an die Stelle dieser, großentheils Herschel'schen Ansicht zu setzen.

Jene Revolutionen endlich in der Lichtsphäre der Sonne, die größere oder geringere unruhige Thätigkeit der Wellen des großen Sonnenlichtoceans, als angegebene Hauptursache einer stärkeren oder geringeren Ausstrahlung und somit der Temperaturverhältnisse des ganzen Systems, scheinen eben so sehr von regelmäßigen, als von außerordentlichen Ursachen, die sich mit einander verbinden und sich gegenseitig bedingen, abzuhängen. Zu jenen regelmäßigen Einflüssen gehört unzweifelhaft die schnelle Rotationsbewegung der Sonne. Obwohl nämlich die Sonne zur Umwälzung um ihre Axe mehr denn 25mal so viel Zeit braucht, als die Erde, so hat doch andernseits die Sonnenkugel eine so ungeheure Größe, daß ein Punkt des Sonnenäquators sich gleichwohl fast viermal schneller bewegt, als ein Punkt des Erdäquators. Welch großen Einfluß diese schnelle Rotation der Sonne auf die Veränderungen in ihrer Lichtsphäre habe, geht auch aus dem Umstande deutlich hervor, daß sich die meisten Sonnenflecke, als Folge jener Bewegung, in der Nähe des Sonnenäquators, wo die Rotation offenbar am schnellsten geschieht, bilden.

Die außerordentlichen Einflüsse dagegen, die das Sonnenlichtmeer erschüttern und sich mit jenen regelmäßigen Ebben und Fluthen der Rotation verbinden, scheinen unsern irdischen Orkanen verglichen werden zu können, wenn sie dieselben gleich an Geschwindigkeit unendlich übertreffen. Man hat wolkenähnliche Erscheinungen in der Lichtsphäre der Sonne beobachtet, von denen es schien, als wenn sie von dergleichen furchtbaren Sonnenorkanen vor sich her getrieben würden, und deren Weg auf der Sonnenoberfläche in der Sekunde 60 bis 80 deutsche Meilen betrug, eine Geschwindigkeit, die nur der des Lichtes nachsteht, und dagegen die Fortpflanzung des Schalles 1200= und die Geschwindigkeit unserer heftigsten Orkane 13,000mal übertrifft. Aus diesen Thatsachen läßt sich ein Schluß auf die ungeheure Gewalt der in der Lichtsphäre der Sonne vorgehenden Revolutionen machen. Unzweifelhaft aber tragen solche außerordentliche Umstände bei, um eine neue Thätigkeit in dem Sonnenlichtmeere zu erwecken, gleichwie wir die irdischen Meere durch unsere Stürme in größere Bewegung versezt sehen. Die Thätigkeitsäußerung der Sonnenlichtsphäre besteht aber zunächst in der Aussendung erhitzender Strahlen, und Herschels oben angeführte Behauptung, daß ein reiches Ansehn der Sonnenscheibe, als Folge großer, in ihrer Lichtsphäre vorgegangenen oder vorgehenden Revolutionen, auch einen reichen Erguß erhitzender

Strahlen und somit eine warme planetarische Witterung verkündige, ist daher, wie wir zu zeigen versprochen hatten, in der That auf sehr richtige Voraussetzungen gegründet.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

(Beschluß.)

Als Byron nach der Rückkehr von seiner Reise in der Levante seine Mutter, die bei all ihrer Heftigkeit ihn anbetete, plötzlich verlor, empfand er die in seinem Leben entstandene Lücke aufs schmerzhafteste. Die Nachricht erreichte ihn in London, und er eilte sogleich nach Newstead, um für ihr Begräbniß zu sorgen. Die Nacht nach seiner Ankunft hörte die Kammerfrau der Mrs. Byron etwas in dem Zimmer, wo die Todte lag, ächzen, und sah, als sie hineintrat, zu ihrem Erstaunen Lord Byron in der Dunkelheit an dem Bette sitzen. Da sie ihm vorstellte, wie schwach es sey, auf diese Weise dem Schmerze nachzuhängen, brach er in Thränen aus und rief: „O Miß, ich habe nur einen einzigen Freund in der Welt gehabt, und dieser ist dahin.“ Während aber in seinem Herzen sich so schöne menschliche Gefühle regten, zeigte er öffentlich eine Unanständigkeit in seinem Betragen, die ihn dem Tadel der Welt bloßstellte. So wollte er die Leiche nicht selbst zu Grabe geleiten, sondern blieb an der Hausthüre stehen, bis der Zug sich entfernt hatte, zog hierauf die Boxhandschuhe an und fing an, sich mit einem jungen Menschen, Namens Ruschtan, herumzubalgen. Dieser bemerkte jedoch, daß es ein erzwungener Leichtsinn war, denn er redete kein Wort dabei, warf bald die Handschuhe weg und begab sich in sein Zimmer. Seine Empfindungen um jene Zeit waren von der bittersten Art. „In dem kurzen Zwischenraum von einem Monat,“ sagt er in einer Note zu Childe Harold, wovon damals gerade der erste Gesang gedruckt wurde, „hab' ich die verloren, die mir das Daseyn gab, und die meisten von denen, die es mir erträglich gemacht hatten.“ Besonders scheint ihn der Verlust seines besten Freundes Matthews geschmerzt zu haben, eines jungen Mannes von ungemeinem Geiste, welcher in dem Cam bei Cambridge das Leben verlor. Ein Brief, den er damals (am 7. August 1807) an seinen Freund Scrope Davies schrieb, ist, wie Hr. Moore sehr richtig bemerkt, wahrhaft herzzerreißend. „Mein liebster Davies! Irgend ein Fluch ist über mich und die Meinigen verhängt. Meine Mutter liegt eine Leiche in diesem Hause, einer meiner besten Freunde ist in einem Bache ertrunken. Was kann ich sagen, oder denken, oder thun? Vorgestern empfing ich einen Brief von ihm. Mein liebster Scrope, wenn Du Dir einen Augenblick abmüßigen kannst, komm hierher zu mir; ich bedarf eines Freundes. Matthews Brief war am Freitag geschrieben, und am Sonnabend hatte er aufgehört zu seyn. Wie klein erschienen wir alle gegen Matthews! Du lässest mir nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn Du sagst, ich würde mein armseliges Leben daran gesezt haben, das seinige zu erhalten. Diesen Abend dachte ich an ihn zu schreiben, um ihn einzuladen, wie ich Dich jezt einlade, mich zu besuchen. Was wird unser armer Hobhouse empfinden? Seine Briefe reden von nichts, als von Matthews. Komm zu mir, Scrope, ich bin beinahe verlassen, beinahe allein in der Welt. Ich hatte nur Dich, H. und M.; laßt mich der Uebriggebliebenen genießen, so lange ich's noch vermag. Der arme Matthews spricht in seinem Briefe vom Freitag von seiner Absicht, sich um die Vertretung für Cambridge zu bewerben, und von einer baldigen Reise nach London. Schreibe oder komm.“ Ich sehe, ich habe mich ohne Ordnung und Plan mitten in den ersten Band hineingeschrieben. Bei der Masse des Inhalts und dem immer wachsenden Interesse weiß man nicht, wo man anfangen oder aufhören soll; ich wollte, ich könnte Ihren Lesern auf einmal das ganze Buch vorlegen. Ohne Zweifel aber werden sie es bald im Original oder in der Uebersetzung haben. Ich schließe mit einem Auszuge aus einem Briefe Byrons, den er an seine Mutter von Griechenland aus schrieb und in welchem sich ein ächt sittliches Gefühl ausspricht, welches sein Biograph, weit entfernt, es für erheuchelt zu halten, für ächt erklärt; denn er glaubt, Byron sey selbst in seinen spätern Jahren noch solcher Empfindungen fähig gewesen, nur würde er es alsdann für Schwäche gehalten haben, dieselben einzugestehen. Moore ist überhaupt der Meinung, daß Lord Byron sich beständig für schlimmer ausgab, als er wirklich war. „Es ist meine Meinung (schreibt er in jenem Briefe), daß B. Miß R. heirathe. Unsere erste Pflicht ist, das Böse zu unterlassen; aber ach! das ist unmöglich. Unsere nächste ist, das Geschehene, wenn es in unserer Macht steht, wieder gut zu machen. Das Mädchen ist ihm ebenbürtig; wäre sie geringer als er, so würde eine Summe Geldes nebst der Versorgung des Kindes einigermaßen ein Schadenersaz seyn, obgleich nur ein armseliger. Wie aber die Sachen stehen, sollte er sie ehelichen; ich mag keine Verführer auf meinem Gute haben, und ich werde meinen Pächtern nichts gestatten, was ich mir selbst nicht erlaube, nämlich, daß sie einander die Töchter verführen. Gott weiß es, ich habe mich mancher Ausschweifungen schuldig gemacht; da ich aber den Entschluß gefaßt habe, mich zu bessern, und denselben neulich gehalten habe, so hoffe ich, dieser Lothario wird meinem Beispiele folgen und damit anfangen, das Mädchen der Gesellschaft wiederzugeben, oder, bei meines Vaters Bart! er soll von mir hören.“

---

## Räthsel.

Es liegt noch tief im Schacht begraben
Und kostet Müh', es auszugründen;
Doch ist es erst zu Tag gefördert,
So hört man's freudiglich verkünden.

Im Schachte war sein Werth verborgen,
Am Lichte wird er offenbar;
Und hielt es erst die Feuerprobe,
So blinkt es auch ins Auge klar.

Doch sprecht mir nur nicht von Metallen,
Von Gold und Silber und sofort;
Es ist nicht alles Gold, was glänzet,
Und noch im Schachte liegt mein Wort.

Nicht Knappen sind es, welche suchen,
Es sind ja meistens schöne Frau'n;
Auch liegt der Schacht nicht in der Erde,
Er liegt in ihren Köpfen traun!

J. G. M.

---

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 33.

# Morgenblatt

für

# gebildete Stände.

Montag, 8. Februar 1830.

Hier dämmern schwarze Gründe,
    Wo nie ein Blümchen lacht,
Dort bergen grause Schlünde
    Des Chaos alte Nacht;
Und wilder, immer wilder
    Schwingt sich der Pfad empor;
Bleich wallen Todesbilder
    Aus jeder Kluft hervor.

Matthisson.

## Das Reußthal und die Gotthardstraße.

### Zweiter Brief.

Du hast mich im vorigen Briefe auf der alten, ziemlich mittelmäßigen, jedoch erträglichen Gotthardstraße bis Amsteg begleitet. Hier beginnt die neue Kunststraße an der Stelle der frühern, die an den meisten Orten nur für Saumthiere, nicht für Wagen geeignet war. Von hier an gewinnt das Reußthal immer mehr jenen schauerlich-wilden Charakter, der es von allen andern Schweizerthälern auszeichnet, und den es bis jenseits des Urnerlochs, fünf bis sechs Stunden lang, behält. Nicht jene prachtvoll-erhabenen Scenen, jene schönen, ruhigen Formen, jene zauberische Mischung des Großen, oft Furchtbaren mit dem Lieblichen, wie das Alles der Vierwaldstättersee in den herrlichsten Wechseln darbietet, darf der Wanderer erwarten; auf eine ungeheure, riesenhafte Wildniß, die immer trauriger, öder und grausenvoller wird, die immer gewaltiger das Bild der Zerstörung enthüllt, muß er sich hier gefaßt halten. Die Menschen, scheint es ihm, haben sich unter Furcht und Zittern in diese Wildniß hineingestohlen. Nur an wenigen Stellen, wo es kleine Kessel bildet, ist das Thal eine kleine Viertelstunde, meistens nicht über einen Flintenschuß, und an vielen Punkten nur einen Steinwurf breit *). Auf der linken Seite erheben sich die Abhänge des Bristenstocks, Crispalts und Pfaffensprungs, von Amsteg bis gegen die Steinmassen des Teufelsbergs am Urnerloch, fast senkrecht zu den Wolken; sie sind mit düstern Tannen- und Fichtenwäldern bedeckt, die immer dünner und kleiner werden, bis sie an starren, öden Felswänden gänzlich verschwinden; hier und da sind sie von ungeheuren Schichten von Steinmassen unterbrochen, die als loses Geröll an der Bergwand liegen; dann und wann erblickt das Auge in schwindelnder Höhe eine blendende Eisfirne über dem finstern Schatten dieser Wälder. Auf der rechten Seite ziehen die Abdachungen des Titlis und der Sustenkette, weniger steil als die gegenüberstehenden; doch werden auch diese immer wilder und nackter. Dräuend hängen die Schrecken der Natur auf den Häuptern dieser Berge; keine halbe Stunde geht der Wanderer, ohne Spuren und Reste von Lawinen zu sehen, die im Winter herabstürzen; auch mächtige Felsstücke rollen von Zeit zu Zeit herab und zerstören das Werk der Menschenhände. Vollendet wird diese Schreckensscene durch die Reuß, die vom Urnerloch bis nach Amsteg ihre Fluthen von Fels zu Felsen stürzt, oft gewaltige Felsblöcke mit sich reißt, und unaufhörlich diese Wildniß mit ihren Donnern erfüllt. Die Straße, die von Flülen bis Amsteg auf der linken Seite lauft, geht dort über eine, auf mehreren Bogen ruhende Brücke auf die rechte, wo sie gegen anderthalb Stunden bleibt, immer nahe der Reuß, aber doch über dem Bette derselben; in einem Abgrund von 100 — 200 Fuß eilt der

*) Auf der Keller'schen Karte erscheint das Thal viel breiter, als es wirklich ist, eine Unbestimmtheit, welche diese sonst gute Karte in Betreff beinahe aller Alpenthäler entstellt.

Fluß schäumend das Thal hinab. Auf dieser Straßenlänge trifft man noch einzeine liedliche Parthien an, hin und wieder kleine, blumenreiche Matten, heimliche Thalwinkel, Gruppen von Nuß-, Kirsch- und Birnbäumen um Hirtenwohnungen, verstohlene Schönheiten, die in den Charakter des Ganzen nicht mehr passen. Auch ergözt sich das Auge an dem vielfach gewundenen Lauf des Flusses. Jenseits eines elenden Döefchens (Gutnellen) geht die Straße über die zweite, in einem Bogen aesprengte Brücke, die zwei wilde Felsen verbindet, wieder a.f die linke Seite und führt, gegen eine Stunde lang, durch einen dunkeln, melancholischen Fichtenwald, mit mehreren Kapellen, immer nah an den Katarakten des Stromes. Das Thal ist den ganzen Wald entlang nicht breiter, als das Bett des Flusses. Am Ende des Waldes ist ein ungeheures Lager wild durcheinander geworfener Felsenstücke, die wahrscheinlich durch die häufigen Lawinen von der Höhe herabgerissen wurden. Noch sahen wir die Teümmer einer gräßlichen Lawine, welche die Straße verschüttet und einen Theil derselben zerstört hatte; sie war aber wieder hergestellt. In der Mitte dieser wilden Scene ist ein kohlschwarzes Wirthshäuschen in einem Waldwinkel unter dichten Gruppen von Tannen, das in dieser schauerlichen Umgebung mehr einer Heeberge des Teufels, als der Menschen gleicht. Indessen fand ich voriges Jahr in dieser schwarzen Barake wirthliche Zuflucht gegen Sturm und Ungewitter, die mich hier überfielen. Nicht weit von da führt die Straße über die dritte Brücke, die wohl nächst der Teufelsbrücke die merkwürdigste von allen ist, die das Thal enthält. Sie ist in einem Bogen erbaut, siebzig bis achtzig Fuß über der Reuß, die aus einem Felsgewölbe hervorbricht und mit gewaltigem Getöse sich über mächtige Steinmassen herabstüezt. Eine halbe Stunde weiter liegt Wasen, ein schönes Dorf in einem kleinen Thalkessel, mit einer großen, artigen Kirche und einem schönen, geräumigen Wirthshause. Noch wird hier einiger Gartenbau getrieben; die rauheren Gemüßarten gedeihen, aber spät reifen die Bohnen; sie waren eben eest in der Blüthe, am Ende des Julius. Auch wilde Kirschbäume sahen wir. Am meisten werden Kartoffeln gepflanzt. Da das Wiesenland, das ohnehin in dem schmalen Thalstriche sparsam ist, nicht bepflanzt werden darf, so benutzen sie jeden Fleck Erde, der sich darbietet, und häufig werden ihnen ihre Gärtchen von den Spitzen der Berge herabgesendet. Sie tragen nämlich Grund und Dammerde von den verfaulten Wurzeln der Tannenwälder auf die Oberfläche geoßer Felsstücke, die von den Bergen ins Thal gestürzt sind, und bepflanzen sie dann. Die artigsten dieser Felsgärtchen sahen wir in der Nähe der erwähnten schwarzen Herberge. Bei Wasen vereinigt sich der Meienbach, der von dem Susten herabkommt, mit der Reuß, und die Sustenstraße mit der Gotthardstraße. Sie geht längs dem Meienbach durch das wilde Meienthal in einer Höhe von mehr als 6000′ über dem Meer über den Susten ins Berner Oberland, und endigt nicht weit von Meiringen in dem Haslithal. Früher war sie nur für Saumthiere brauchbar; im Jahee 1811 wurde sie auch für Fuhrwerke in Stand gesezt.

Die Entfernung von Wasen bis Geschenen beträgt anderthalb Stunden; zwei Brücken führen über die Reuß. Dieser Weg wurde uns beschwerlicher, als die ganze Wanderung vom Rigi bis nach Wasen. Es war ein Uhr, als wir diesen Ort verließen. Unerträglich heiß brannten die Sonnensteahlen auf die nackten Seiten der Beege, die, wie das Thal, immer unfruchtbarer, traurigee und einföemiger werden. Die Vegetation stirbt allmählig ab; die Fichtenwälder schwinden zu verkrüppeltem Gesträuch, und nur seltene Streifen von Matten, mit ärmlichen Grashalmen und dürftigen Hütten, ziehen über die Felsen her. In einer dieser Hütten war ich voriges Jahr eingekehrt, um mir einen Träger füe meinen Reiseranzen zu suchen, da ich von einem langen Marsch eemüdet war. Ich fand bei der Hietenfamilie in einer Stube einige Ziegen und ein zahmes Gemsböcklein, das die Jungen gefangen hatten. Die älteste Tochter ging mit mir, den Ranzen auf den Rücken geschnallt. Da es zu regnen anfing, breitete sie ihren Regenschirm (ohne den auch die Aermsten in der Schweiz nicht gehen) über uns beide aus, und so wanderten wir, zur Belustigung allee Voeüberziehenden, das Thal hinab. Meine Begleiterin wae eine muntere Schwäzzerin; ich fand in ihr die Eigenschaften aller Gebirgsbewohner, eine lebendige, aufgeweckte Imagination, scharfe Auffassungsgabe, religiösen Aberglauben und eine Masse von Gespensteegeschichten. Bei dem schwarzen Wirthshause brach ein Ungewitter los; wir kehrten ein, und ich fand, was ich nicht vermuthet hatte, trefflichen italienischen Wein. Ein Schneidee von Amsteg, der gerade mit einem Bündel Kleider seine Kundschaften im Thale beging, vereinigte seine Weisheit mit der meinigen, um der Wirthin und meiner Begleiterin den Glauben an die Gespenster des Thales auszureden; aber unsere vereinigte Aufklärung wurde an den vielen Instanzen der Eefahrung, wo Augen und Ohren die Geister wahrgenommen hatten, gänzlich zu Schanden. Ich schied von meiner Begleiterin, wie die Wilden, wenn sie Gastfreundschaft geschlossen haben, mit wechselseitigen Geschenken; ich gab ihr ein Keeuzchen, das ich in Einsiedeln gekauft hatte, sie mir ein Gemshorn. Dießmal suchte ich wieder meine alte Bekanntschaft auf; die Bewohner der Hütte waren aber in den Gebirgen bei ihren Heerden.

Die Straße von Amsteg bis Geschenen ist durchaus vollendet, achtzehn bis zwanzig Fuß breit; das Gefäll ist nur an wenigen Orten acht bis zehn Prozent, meistens nur fünf bis sieben. Sie ist überall, wo sie an Abgründen herlauft, mit Geländern versehen. Außer den Hauptbrücken

über die Reuß, sind deren noch viele über die Schluchten der Seitenbäche, die von den Bergen herabstürzen. Aber

„Mit des Himmels Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten.“

So fest und gut das Werk gebaut ist, so richten von Zeit zu Zeit die Lawinen oder Felsstücke, die von den Bergen rollen, Zerstörungen an, die aber sogleich wieder ausgetilgt werden.

Geschenen ist ein elendes Nest, auf der rechten Seite der Reuß in einem kleinen Thalkessel gelegen. Der Pfarrherr treibt dort einige, aber dürftige Wirthschaft. Diese Sitte, daß die Geistlichen die Wirthschaft besorgen, habe ich in vielen hohen Gebirgsgegenden der Schweiz gefunden. Seitwärts von Geschenen öffnet sich eine rauhe, steinige Schlucht, die zu den ungeheuren Eisfeldern führt, die von dem Gallenstock und Sustenhorn bis eine Stunde vom Dorfe herabsteigen. Nordwestwärts führt diese Schlucht zu einer wilden, rauhen und unfruchtbaren Alp (Matte), die aber doch von armen Hirten bewohnt ist und eine Filialkirche hat, in welcher ein hier wohnender Kaplan den Gottesdienst verrichtet. Diese Alp lehnt sich an einen hohen, mit Eis und Schnee bedeckten Gebirgsstock, eine Fortsetzung des Gallenstocks, Sandbalm genannt, in welchem sich eine berühmte, unter demselben Namen bekannte Krystallhöhle befindet. Sie liegt in einer dicken Quarzader, ist ziemlich geräumig, und lieferte den feinsten Quarzkrystall, ist aber jezt fast ausgeleert. Ich habe sie zweimal besucht und mich vergebens bemüht, die verwitterte Inschrift an ihrem Eingange zu entziffern; sie läßt vermuthen, daß diese Höhle schon lange bekannt ist. Bei Geschenen fällt ein wilder Gletscherbach in die Reuß; die prächtige Brücke über denselben sollte in diesem Jahre vollendet werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Ueber Sonnenflecke und ihren muthmaßlichen Einfluß auf die planetarische, und namentlich irdische Witterung.

(Beschluß.)

Ein neuerer Astronom *) hat die Richtigkeit der Herschelschen Ansicht durch vermehrte Beobachtungen auch noch weiter unterstüzt. Er fand, daß da, wo entweder alte Sonnenflecken sich erneuerten, oder neue entstanden, also in den Zeiten der durch diese Anzeichen verkündigten größeren Bewegung der Sonnenlichtsphäre, die Sonnenscheibe weit um diese Flecken herum viel heller als auf andern Punkten erschien, wodurch der Mangel des Lichtes auf dem Flecken selbst nicht nur ersezt, sondern sogar ein großer Ueberschuß von Helligkeit erzeugt wurde. Sonnenflecke, wie parador diese Behauptung auch auf den ersten Anblick scheint, vermindern also die Erleuchtungs- und Erwärmungsfähigkeit der Sonne nicht nur nicht, sondern vermehren dieselbe sogar. Hierher gehören als Beweise des Einflusses der Sonnenflecke auf die Temperaturverhältnisse nicht blos der Erde, sondern auch der übrigen Körper unsers Systems, zuerst einige sehr interessante Beobachtungen. In den Jahren 1820 und 1821 (während welcher die Sonne wenig Flecken zeigte und die irdische Witterung, in Folge davon, fast ununterbrochen kühl und unfreundlich war) traten die Schneeflecken des Mars auf eine höchst auffallende Weise hervor, und namentlich ward die Schneeregion um den Nordpol dieses Planeten so groß und glänzend, wie man sie vorher noch gar nicht gesehen hatte. Ferner weisen Biela und Capocci nach, daß die Kometenschweife in der Sonnennähe nur erst dann das schönste Licht zeigen, wenn die Sonnenlichtsphäre zugleich unruhig bewegt ist und sich daher viele Sonnenflecken bilden. Schon Cassini hat beobachtet, daß das Zodiakallicht nicht bemerkt wird, wenn wenig oder keine Sonnenflecke vorhanden sind, zum deutlichen Beweise, daß auch dieser Lichterguß der Sonne von der Anregung der eigenthümlichen Thätigkeit in ihrer Lichtsphäre abhängig ist. Gruithuisen erwähnt ferner bestimmte Fälle von diesem Einflusse der Sonnenflecke auf die irdische Temperatur. So hat namentlich der von ihm angeführte heiße Sommer des Jahres 1825 einen fast handgreiflichen Beweis von der Richtigkeit unserer neuen meteorologischen Theorie geliefert. Indem sich während dieses Sommers die Sonnenscheibe mit immer neuen, immer auffallenderen Fleckengruppen bedeckte und solchergestalt den augenscheinlichen Beweis von großen, in ihrer Lichtsphäre vorgehenden Revolutionen lieferte, entstand durch die dadurch veranlaßte große Hitze der noch in unserer Erinnerung lebende, verheerende Waldbrand in Nordamerika; am Cap verbrannten die Saaten, die Ströme trockneten aus und die Chinesen in Peking klagten über unerträgliche Hitze. Während des Winters 18²⁵⁄₂₆ zeigte die Beobachtung eben so augenscheinlich, daß bei zunehmender Menge und Größe der Flecken der warme Südwestwind den scharfen Nordostwind überwältigte, und wenn die Beobachtung der Sonnenflecke mit Rücksicht auf diesen Temperatureinfluß schon länger gleich sorgfältig betrieben worden wäre, so würden sich ganz gewiß noch viele andere Beispiele dieses Zusammenhangs zwischen denselben und der irdischen Wärme nachweisen lassen.

Was endlich das vorige Jahr mit seinen ganz besondern Witterungslaunen, namentlich seiner frühzeitigen Hitze, was den gegenwärtigen Winter, mit seinem früh eingetretenen und außerordentlich strengen Froste betrifft, so sind nur noch genauere Sonnenbeobachtungen zu erwarten, um auch hier einen ähnlichen Zusammenhang zwischen eigenthümlichen

*) Gruithuisen.

Zuständen der Sonnenlichtsphäre und der irdischen Temperatur darzuthun. Im Allgemeinen scheint aber bereits hinreichend festzustehen, daß, wenn einerseits zwar die Erscheinung des Winters und Sommers selbst allerdings vom Zenithabstande der Sonne abhängig ist, anderseits doch die Intensität und Individualität der Temperaturverhältnisse eines jeden Jahres durch solche Modifikationen im Verhalten der Sonnenlichtsphäre bestimmt werden, und daß man also den astronomischen Sommer und Winter, als abhängig von jenem Sonnenstande, vom physischen Sommer und Winter, als abhängig von diesen Modifikationen, sorgfältig zu unterscheiden habe. Der Zusammenhang zwischen den Sonnenflecken und der planetarischen, namentlich der irdischen Witterung, als der eigentliche Vorwurf unserer Untersuchung, wird also in einer künftigen, besser begründeten Meteorologie gewiß eine Hauptrolle spielen.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Es ist eine Freude, sich in einer glänzenden Versammlung, in dem alle möglichen Bequemlichkeiten darbietenden Paris die Mühseligkeiten, Gefahren und Entbehrungen einer abentheuerlichen Seereise erzählen zu lassen, besonders von einem Manne, welcher so eben die Welt umschifft hat und dabei nicht blos eine handelnde Person gewesen ist, sondern an der Spitze der Reisegesellschaft gestanden hat. Dieß Vergnügen hatten wir vor einigen Wochen, als der Schiffskapitän d'Urville in der öffentlichen Sitzung der geographischen Gesellschaft ein Bruchstück aus seiner Weltumseglung vorlas. In Frankreich werden die Reisen um die Welt etwas gewöhnliches; kaum ist eine Fregatte heim gekommen, so wird auch schon eine andere zu ähnlichem Zwecke ausgerüstet. Für die Politik läßt sich von diesen Reisen wenig Gewinn hoffen. Die Zeit der Eroberungen ist nun beinahe vorüber, entfernte Kolonien verursachen so ungeheure Kosten und müssen während ihrer langen Unmündigkeit so lange vom Mutterstaate unterhalten werden, daß den europäischen Staaten so ziemlich die Lust vergangen zu seyn scheint, neue Kolonien anzulegen; die alten geben ihnen schon genug zu schaffen, und könnten sie dieselben mit Ehren los werden, ohne daß ein Nachbarstaat sie sich zu Nutze machte, so würden sie wahrscheinlich gern einwilligen. Höchstens mag Frankreich etwa wünschen, eine Botanybay, wie England, zur Aussetzung seiner Verbrecher zu finden, und es wäre möglich, daß die Kommandanten der weltumsegelnden Fregatten den heimlichen Befehl erhalten hätten, einen tauglichen Ort zu einer solchen Zuchtkolonie aufzusuchen. Am handgreiflichsten und sichersten ist aber bei diesen Reisen der wissenschaftliche Gewinn; die leztern Fahrten der französischen Marine haben einen außerordentlichen Reichthum an Naturprodukten verschafft, welche bedeutende Lücken in den Naturalienkabinetten ausgefüllt haben. Außer den eigentlichen Naturforschern, welche sich einschiffen, mit dem Auftrage, für die Wissenschaft zu sammeln, herrscht die Neigung zu naturwissenschaftlichen Beobachtungen jezt auch bei den Seeoffizieren, und sogar bei den untergeordneten. Auf dem Schiffe l'Astrolabe war fast Jedermann, vom Kapitän d'Urville an bis zu den Steuerleuten, von Liebe zum Sammeln und Beobachten beseelt; 500 deutsche Meilen von Seeküsten sind aufgenommen worden, und der mitgebrachten Naturalien ist eine solche Menge, daß die Aufseher des hiesigen Museums beinahe wegen des Aufstellens so vieler Dinge verlegen sind. Jede der bisher unternommenen Reisen hat zu einem Prachtwerke Anlaß gegeben, worin eine Menge naturhistorischer Gegenstände beschrieben und abgebildet sind. Die Beschreibung der Reise des Astrolabe wird in dieser Hinsicht wohl eine der reichhaltigsten von allen werden. Hyde de Neuville, als dießmaliger Präsident der geographischen Gesellschaft, bemerkte in seiner Rede, daß es ihn freue, während seines Ministeriums diese Reise haben befördern zu können, und er kündigte mit sichtbarem Vergnügen die wichtigen Ergebnisse derselben an. Darauf trat Kapitän d'Urville selbst auf und las ein überaus interessantes Bruchstück aus der Beschreibung seiner Reise vor; es betraf die von ihm angestellte Untersuchung auf der Insel Vanicoro wegen der Ueberreste des gescheiterten Schiffes des berühmten Lapérouse. Ein Hauptzweck bei dieser Weltumseglung war gewesen, einige sichere Nachrichten über das Schicksal jenes Seefahrers einzuziehen. Schon vor zwanzig Jahren hatte d'Entrecasteaux diesen Auftrag erhalten, aber nichts ausgerichtet. Auch dem Kapitän d'Urville ist es nicht viel besser gegangen; denn er war schon in Port Jackson eingelaufen, mit dem Entschlusse, über Indien nach Europa zurückzukehren, ohne daß er die geringste Spur von Lapérouse's Schicksal entdeckt hatte. Hier in Port Jackson aber vernahm er zu seinem großen Erstaunen, daß ein englischer Kapitän, Dillon, der ohne Auftrag sich aufs Nachforschen gelegt hatte, viel glücklicher als er gewesen sey; denn er hatte ausgemittelt, daß Lapérouse durch Schiffbruch auf der Insel Vanicoro, welche Andere Manicolo nennen, umgekommen sey. Dieß mußte für einen Schiffskommandanten, welcher Ehre mit der Erfüllung seiner Pflichten einlegen will, um so unangenehmer seyn, da beständig eine große Eifersucht zwischen englischen und französischen Seeoffizieren herrscht; von einem englischen Schiffe in einer Entdeckung ausgestochen zu werden, ist etwas sehr Hartes für einen französischen Seefahrer. Hr. d'Urville drückte sich bei der Erwähnung dieses Umstandes auch etwas unzufrieden aus, und gestand, er habe um so weniger gewußt, was er von der Sache halten sollte, da Kapitän Dillon keines großen Zutrauens in der englischen Kolonie genossen habe; jedoch habe er so umständliche Auskunft hinterlassen, daß er, d'Urville, doch geglaubt habe, die Sache untersuchen zu müssen; er sey also unverzüglich nach der Insel Vanicoro abgesegelt, die bekanntlich zwischen Neu-Guinea und Louisiade liegt. Daß Kapt. Dillon dem französischen Kommandanten in der Bekanntmachung seiner Entdeckung zuvoreilen würde, daran konnte d'Urville innerlich wohl nicht zweifeln. Dillon segelte bald nach Europa, überreichte der französischen Regierung die von ihm mitgebrachten Ueberreste von Lapérouse's Schiffbruch, ward belohnt und kehrte zufrieden wieder nach England zurück. Unterdessen war die Fregatte l'Astrolabe bei der Insel Tricopia oder Ticopia angelandet. Hier suchte d'Urville einige Inselbewohner, wie auch den preußischen Soldaten Butschert durch Versprechung einer guten Belohnung zu bewegen, auf dem Schiffe als Lootsen zu dienen, um es nach Vanicoro zu leiten; alle weigerten sich und drückten durch eine liegende Stellung ihre Furcht aus, von den dort herrschenden gefährlichen Fiebern ergriffen zu werden. Nur ein englischer Deserteur, dem es auf dieser Insel unter den Wilden schon anfing unheimlich zu werden, ließ sich bereden, das französische Schiff zu leiten. So segelte man denn auf die Insel Vanicoro zu, die rundum mit Korallenklippen wie mit einem Gürtel umgeben ist, zwischen denen sicher hindurch zu steuern, große Vorsicht und Kenntniß erfordert.

(Der Beschluß folgt.)

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 34.

# Morgenblatt

für

## gebildete Stände.

Dienstag, 9. Februar 1830.

Ist dieß schon Tollheit, hat es doch Methode.

Shakespeare
Hamlet.

---

### Die natürlichste Erklärung des Geistersehens und Geisterspucks.

Mitgetheilt von Justinus Kerner.

Die neuerlich ins Publikum eingeführte Theorie zur natürlichen Erklärung aller Geistererscheinungen und alles Geisterspuckes, die der magnetischen Ansteckung, wäre allerdings die geistreichste, witzigste, würde nicht eine kürzlich in England gemachte Entdeckung zu der allernatürlichsten, verständigsten Erklärung alles Geistersehens und Geisterspuckes führen, selbst zur Erklärung der in diesen Blättern noch vor nicht langer Zeit zur Sprache gebrachten Stimmen aus der Luft, eine Entdeckung, wodurch auch alle noch mögliche andere Theorien zur Erklärung dieser Sache in ein leeres Nichts verschwinden, und allen Geistersehern auf einmal das Genick gebrochen ist.

Unter der Aufschrift: Anatomie des Tones, enthalten die Times folgenden Artikel: „In unsrem skeptischen Jahrhundert wagt man kaum, die einfachste philosophische Wahrheit auszusprechen, aus Furcht, sich der Gefahr eines platten Widerspruches, oder einer verächtlichen Ironie blos zu stellen. Ein achtbarer Reisender behauptet, daß durch die Wirkung der Kälte die Töne in der Luft fest frieren. Man hat viel darüber gespottet, bis Kapitän Parry dasselbe Phänomen beobachtete und seine Richtigkeit außer Zweifel setzte. Eine ganz ähnliche Erscheinung wurde unlängst beobachtet und hat unter den, zu Cretee-Change arbeitenden Handwerkern nicht geringes Erstaunen erregt; als man nämlich mehrere alte Ställe einriß, vernahm man Töne, die ganz dem Brüllen und Wiehern glichen und aus den Mauern drangen, und bei dem Durchsägen von Brettern der staughtered Charyden hörte man einige Töne, die wahrscheinlich während des Todeskampfes eines Menschen in diese Bretter gedrungen waren. Die Arbeiter machten diese Phänomene nur einen Augenblick stutzen, allein der, welchem wir diese Mittheilung verdanken, ein Mitglied des mechanischen Instituts, stellt nach vielen Erfahrungen als Faktum fest: daß häufig plötzlich bestimmte Töne sich den Bruchstücken oder Atomen von Körpern entwinden, was er dadurch erklärt, daß diesen Tönen das handelnde Prinzip fehlt, und sie daher in die erste Substanz, auf die sie treffen, sich niederschlagen und so lange darin bleiben, bis man auf sie wirkt, oder bis sie im Laufe der Zeit in kleine Theilchen sich zerstreuen.“ Also die Times. Entsetzliche Entdeckung! mit ihr ist auf ein Mal aller Geisterspuck in Häusern, Schlössern, Kirchen, Gewölben, unter Dächern und in Kellern unumstößlich und fest auf die geistreichste, witzigste Weise erklärt! All diese vermeintlichen Geistertöne (s. den zweiten Theil der Seherin von Prevorst) von Klopfen, Schlürfen, Werfen, Rollen wie mit einer Kugel, Seufzen, Sprechen u. s. w., was sind sie? Gar nichts sind sie, als Töne von Gehen, Klopfen, Seufzen, Sprechen, die ehemalige Bewohner unwillkührlich in jene Wandungen, Decken, Böden, Mauern und Dachsparren hineinbrachten, und die sich, müde des langen

Sitzens, nach und nach losmachen. Ganze Reden ehemaliger Bewohner der Häuser (so gut wie das Stöhnen in der Stunde ihres Todes, wie die Times angibt) können sich auf diese Art aus Mauern und Brettern entbinden, in die sie sich einst niederschlugen. Solche Töne werden dann bei ihrer Lösung von Menschen, die sich in magnetischem Zustande befinden, bei ihrer Exaltation und Reizbarkeit natürlich noch eher vernommen als von gesunden, reizlosen Menschen, daher auch jene mehr als diese Geister merken wollen. Vollkommen erklärt sich nun auch, warum in alten Häusern mehr Geister zu spucken scheinen als in neugebauten. In alten Häusern wurde natürlich mehr geschlürft, geklopft, gesprochen, geseufzt, als in neugebauten.

Der geneigte Leser fragt vielleicht nun aber: wie verhält es sich mit dem Sehen von Geistern, das die Theorie der Ansteckung so geistreich erklärt? So verhält sich's: so wahr Töne sich in solche Substanzen niederschlagen können, so wahr kann es auch Schatte und Licht, so wahr können es auch die Bilder von den Gestalten, die an ihnen so oft vorüberwandelten. Auch diese entwinden sich durch irgend eine Veranlassung, durch Temperatur, Erschütterung, Langeweile u. s. w. jenen Substanzen, und werden dann, besonders von magnetischen und andern nervenschwachen Menschen, die zu solchem subtilen Sehen mehr geeignet sind, als Menschen mit geistlosen Glasaugen, auch eher gesehen und irrigerweise für Geister gehalten. Diese, den Substanzen entwundenen Bilder und Töne schweben auch lange, bis sie sich irgendwo wieder niederschlagen, oder wie Seifenblasen in nichts zerplatzen, in alten Gängen, Zimmern und Gewölben umher, wie Irrlichter, und richten sich auch, wie diese, nach dem Athem der Menschen. Bald kommen sie dem Menschen nahe, bald entfernen sie sich von ihm, ganz wie die Geister jener vielbesprochenen Seherin von Prevorst. Daß zuweilen Menschen, z. E. in alten Schlössern, wie in jener Geschichte des Herrn Hofrath Hahnk (s. den zweiten Theil der Seherin von Prevorst) mit Kalk, Sand und andern Gegenständen geworfen wurden und diese physikalische Kraftäußerung läppischer Weise für Geisterspuck hielten, das hat einzig darin seinen Grund, daß bei solchem Entwinden von Tönen und Gestalten aus Mauern und Wänden sich auch zugleich oft die Sand- und Kalktheile, in die sich jene Töne und Bilder niederschlugen, losmachen und durch Herrn Carové's physikalische Kraftäußerung oft weit hinausgeschleudert werden, als würden sie von unsichtbaren Händen geworfen.

Hört man in alten Häusern und Schlössern oft Gläserklingeln, wie bei fröhlichen Gelagen, Klirren von Schwerdtern und Sporen, sieht man Ritter und Damen, weiße Frauen und weiße Hunde durch Gänge und Gemächer schweben, was ist es? Kein Geisterspuck! Töne und Bilder sind es aus alter Zeit, die die ehemaligen Bewohner in dieselben brachten, und die sich nun lösten. Auch die Stimmen aus der Luft, die einmal in diesen Blättern zur Sprache kamen, sind nun erklärt, noch ehe die damals versprochene Erklärung abgegeben ward. Das Bellen der Hunde, das Weihern der Pferde, das Trommeln und Trompeten und andere Töne und Stimmen, die man oft, besonders im Odenwald, in der Luft und in Wäldern und Felsen hört, was ist es? Töne sind es von altem Kriegs- und Jagdlärm, die sich in Felsen und alte Eichbäume niederschlugen, und sich bei Bebauung von Steinbrüchen und dem Fällen und Zerstückeln alter Eichen entwinden. Dieses Losmachen von Tönen und Bildern aus Substanzen, in die sie sich niederschlugen, scheint hauptsächlich auch unter anderem von der Temperatur der Luft, vom Gefrieren und Aufthauen abzuhängen, und am ehesten scheinen sich solche Töne und Gestalten in der heiligen Zeit (um Advent und in den zwölf Nächten von Weihnachten bis Januar), zur Zeit, wo in den Häusern am derbsten eingeheizt wird, zu entbinden, daher auch um diese Zeit der häufigste Geisterspuck stattfindet. Völlig erklärt sich nun auch, warum die vermeintlichen Geister gemeiniglich so unwitzig, läppisch und albern sind. Sind sie ja doch weiter nichts als aufgethaute Schattenbilder und wäßrigte Reden und Töne, in denen kein Geist und Verstand ist! Ueberdieß rühren diese Reden und Töne meistens von Menschen aus Zeiten her, in denen es noch keine gelehrte Tageblätter gab, die Geist und Witz in die Menschen brachten.

(Der Beschluß folgt.)

## Das Reußthal und die Gotthardstraße.

(Fortsetzung.)

Von Geschenen bis jenseits des Urnerlochs, etwa fünf Viertelstunden, geht man durch den grausenvollen Gebirgsschlund, die Schöllenen genannt, der an furchtbarer Wildheit nicht seines Gleichen hat. Alle Vegetation hört hier auf; kein Gesträuch mehr, keine Spur mehr von Matten; das Thal ist mit Geröll und Steinen angefüllt. Die organisch belebende Kraft der Natur scheint vor den Mächten der Zerstörung entflohen zu seyn; überall das starre Bild des Todes. Ganz nackte, bleiche, entsetzlich hohe Granitmassen umschließen bald näher, bald ferner von dem Strombett die ganze Thalhöhlung; einzelne Streifen von Schnee und Eis gehen von den ewigen Schneemassen auf den Gipfeln an diesen Felswänden herab, deren seltsam gestaltete Vorsprünge, Zacken und Spalten in der bizarren Mischung von Licht und Schatten den Sinnen und der Phantasie eine gräßliche, gespensterhafte Magie vorgaukeln. Wenn nicht die Industrie die Menschen hier versammelt, wie jetzt bei der Straßen-

arbeit, oder der Handel sie vorbeiführt, herrscht die tiefste Todesstille in dieser Einöde, die nur das schreckliche Getöse des Stromes, der mit seinen trüben Fluthen von einem Katarakt zum andern eilt, und im Winter durch den Donner der Lawinen, die hier ihr furchtbares Spiel treiben, unterbrochen wird. Am Ende dieses Gebirgsschlundes ist die Teufelsbrücke (ich rede hier von der alten), wo alle Schrecken dieser Wüstenei zusammengedrängt scheinen. Ein wunderbares Schauspiel! Kühn und leicht schwebt diese Brücke hoch über der Reuß an einer feuchten, dunkeln Stelle der überragenden Felsen, die nur wenige Stunden des Tags von der Sonne beschienen wird; rechts und links thürmen sich ungeheure Granitmassen in die Höhe, und vor sich erblickt der Wanderer den wüthenden Strom, gegen 120 Fuß hoch aus einer Felsenspalte, mit der das Thal geschlossen ist, sich herabstürzend. In dem Donner dieses Katarakes verschwindet jeder andere Laut und die Brücke scheint beständig in einer zitternden Bewegung zu seyn. Eine dichte Wolke von Wasserstaub schwebt über dem Sturz der Wellen, weßwegen die Brücke den Namen der stäubenden erhielt, wie sie auch Schiller genannt hat. Auch den Beherztesten überfällt ein Grausen auf dieser Brücke, und nachdem er einen Augenblick dieses überwältigende Schauspiel betrachtet hat, eilt er auf die andere (linke) Seite. Etwa fünf Minuten von der Teufelsbrücke führt die Straße in einigen Wendungen, um das jähe Aufsteigen zu brechen, an die erwähnte Felsenspalte, durch welche die Reuß stürzt. Dieser Riß eines ungeheuren Granitfelsen, Teufelsberg genannt, welcher das Thal zuschließt, ist nur dreißig Fuß breit, der Strom erfüllt die ganze Breite, und die glatten Steinwände erheben sich senkrecht aus seinem Bette in die Höhe. Es war daher unmöglich, hier die Straße fortzuführen. Um jedoch eine Passage zu bewerkstelligen, war in frühern Jahrhunderten ein hölzernes Gerüst, wie eine Brücke, das in Ketten hing, um die schroffe Felswand gerade über dem Strom herumgeführt. Ueber diese halsbrechende Brücke gingen Menschen und Maulthiere. Im Jahr 1707 ließ ein italienischer Schweizer einen Durchbruch durch die Granitmassen des Teufelsbergs hauen, zwölf Fuß breit, fünfzehn Fuß hoch und 220 Fuß lang. Das ist das berühmte Urnerloch, ein finsteres, Nachts durch Lampen erhelltes Felsgewölbe.

Nach dem Glauben der Hirten dieses Thales beginnt mit einbrechendem Dunkel ein gräßlicher Spuck der Geister im Urnerloch und an der Teufelsbrücke, und mit höllischem Lärm ziehen sie die Schöllenen auf und nieder. Nicht leicht wird es einer wagen, Nachts durch diesen Tummelplatz der Gespenster zu gehen, und ich muß Dir gestehen, daß ich, wiewohl ich nicht an Gespenster glaube, doch nicht ohne Grausen bei Nacht durch diese „Reiche des Todes“ wandern würde.

Die neue Straße von Geschenen bis zum Urnerloch ist noch lange nicht vollendet. Sie ist ein riesenhaftes Unternehmen, weil sie meistens in Granitfelsen, die zum Theil senkrecht aufsteigen, gesprengt werden muß. Die Stützmauern mit ihren Durchlässen sind größtentheils fertig, auch einzelne Straßenstrecken vollendet. Drei Brücken sollen über die Reuß führen; sie werden das nächste Jahr (1830) gebaut, jedoch sollte das Gewölbe der obersten, der Teufelsbrücke, noch dieses Jahr geschlossen werden. Sie wird ein Meisterstück. Gerade über der alten, die man als Reliquie stehen läßt, erhebt sich der Bogen der neuen auf einem prächtigen Fundament von Quadersteinen, 24′ höher als jene, wodurch der ästhetische Eindruck der ganzen Scenerie ungemein vermehrt wird. Die Straße, die zu ihr führt, ist mehrere hundert Schritte gerade in den Granit gehauen, und während die eine Seite senkrecht in die Tiefe des Abgrundes geht, starrt auf der andern eine glänzend glatte Wand gegen 300′ senkrecht in die Höhe. Durch eine kühne Sprengung der Felsen, die von drei Bündtnischen Werkmeistern geleitet wurde, ist diese Wand entstanden. Auch die Gallerie des Urnerlochs wird erweitert und erhöht. Das Gefäll der Straße beträgt 7 — 10 pCt., ihre Breite 13′. In den Seitenmauern sind hin und wieder geräumige Nischen, in die der Wanderer beim Fall der Lawinen sich retten kann. Die Wendungen sind trefflich angelegt; große amphitheatralische Räume, mit Mauern eingefaßt, bilden die Umkehren. Die Direktion des ganzen Werkes ist dem Italiener Colombana, die spezielle Leitung dem Ingenieur Müller in Altdorf anvertraut; die Kosten werden sich über 300,000 Schweizerfranken belaufen. Ob es im Jahre 1830 vollendet wird, zweifle ich; wenn es aber vollendet ist, bildet es einen herrlichen Triumph menschlicher Kunst über die Gewalt der Elemente. Des vollen Gefühls der Bewunderung dieses Triumphes ist aber nur der fähig, welcher das Chaos gesehen hat, aus welchem das Werk hervorgegangen ist. Denn die Zerstörung, mit welcher die schaffende Kraft der Menschen beginnen mußte, um ihren Sieg über die Schrecken der Natur zu feiern, die zerrissenen Bergwände, eingestürzte Felsen, ungeheure Steinhaufen, das furchtbare Krachen der Pulverexplosionen durch die grausenvollen Schlünde — diese ganze neue Wildniß in der ursprünglichen Einöde boten in der That das schauderhafteste Bild der Verwüstung dar, das gedacht werden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Es gelang den Franzosen endlich, durch eine der Engen zwischen den Klippen ohne unglücklichen Zufall hindurch zu se-

geln und sich der Küste von Vanikoro zu nähern. Hier trafen sie eine wilde Menschenrage an, gegen welche sie die größte Vorsicht zu gebrauchen hatten. Diese Wilden wollten von Lapérouse und seinen Unglücksgefährten Anfangs nichts wissen und antworteten nichts auf die Fragen der Franzosen, obschon diese durch Dillons Berichte hinlänglich unterrichtet waren. Es war handgreiflich für die Seefahrer, daß die Inselbewohner fürchteten, man möchte an ihnen wegen des Betragens ihrer Väter bei dem Schiffbruche Lapérouse's Rache nehmen, und daß sie aus diesem Grunde auch nicht eine einzige Spur von dem Schiffbruche angeben wollten. Endlich ließ sich aber doch einer der Wilden durch das Anerbieten eines Stückes rothen Tuches verführen und entdeckte den Franzosen ein Korallenriff, auf welchem Kanonen, Kugeln, Blei und Anker von Lapérouse's Schiffe aufgehäuft, aber schon dergestalt von den Polypen überwachsen waren, daß es große Mühe kostete, diese Gegenstände loszumachen. Natürlich war dieser Fund für den französischen Kapitän sehr wichtig; denn hierdurch erlangte man neue und unumstößliche Beweise von dem Schiffbruche des unglücklichen Seefahrers. Indessen ist das endliche Loos der Schiffbrüchigen doch noch in Dunkel gehüllt. Es scheint, daß ein Theil der Mannschaft auf der Insel oder beim Schiffbruche umgekommen ist. Die Uebrigen aber sollen sich auf ein von ihnen verfertigtes Boot gesezt haben und damit einer andern Insel zugesteuert seyn, wo sie wahrscheinlich eher mit europäischen Schiffen in Berührung zu kommen hofften. Man hat aber nichts weiter von ihnen vernommen. Kapitän d'Urville meint, daß sich vielleicht auf einer der von den Europäern wenig besuchten Inseln Spuren ihres Daseyns vorfinden könnten. Bekanntlich errichtete Hr. d'Urville auf Vanikora dem unglücklichen Lapérouse ein Denkmal mit Hülfe seiner Schiffsmannschaft. Allein beinahe wäre Lapérouse's Grabmal auch das ihrige geworden; denn nur allzubald mußte sich der Kommandant überzeugen, daß die Furcht der Leute auf Tikopia vor den Fiebern der Insel Vanikora gegründet gewesen sey. Nach und nach wurden die Franzosen davon befallen, und zulezt glich das Schiff einem Hospitale. Der Kapitän blieb nicht frei davon; fast fehlte es an Leuten, um die Schiffsmanövres zu verrichten. Vielleicht hatten die wilden Inselbewohner auf diese fürchterlichen Fieber gerechnet, um das Schiff zu überfallen und die schon halbtodte Mannschaft ganz aufzureiben. Es war die höchste Zeit, die gefahrvolle Insel zu verlassen, deren Besuch jedoch nicht ohne Nutzen gewesen war; denn außer den aufgefundenen neuen Beweisen von dem Schiffbruche Lapérouse's hatten die, obschon mit schleichenden Fiebern behafteten Gelehrten und Seeleute Vieles eingesammelt und nützliche Beobachtungen angestellt. Nicht ohne große Mühe und augenscheinliche Gefahr gelang es, durch einen engen Durchgang zwischen den Korallenriffen zu segeln und mit der kranken Mannschaft von Vanikoro wegzukommen; das schleichende Fieber wüthete aber fort auf dem Schiffe, welches daher den traurigsten Anblick darbot. Einige suchten in der Bewegung Linderung ihrer Leiden und schlichen von einem Ende des Schiffes zum andern. Die Uebrigen waren stumpfsinnig und gefühllos geworden, blieben wie unbeweglich und ihrer unbewußt auf einem Flecke liegen und kümmerten sich um nichts mehr. So kam das Schiff auf der Insel Manilla an; hier fanden die Franzosen gute Aufnahme und Verpflegung; manche wurden wieder gesund; allein mehrere blieben vom Fieber behaftet, und acht Matrosen mußten in der Folge auf der Bourboninsel im Hospitale bleiben, weil sie nicht im Stande waren, die Reise mit den andern fortzusetzen. Ueber die Inselbewohner Vanikoro's drückte sich Hr. d'Urville sehr heftig und strenge aus. Er behauptet, es seyen ganz wilde, bösartige Leute, von denen nichts zu hoffen stehe und die keiner Besserung fähig seyen. Wahrscheinlich wird ihre Wildheit noch lange dauern und die sittliche Bildung nicht sobald bis zu ihnen dringen. Europäer haben keinen Beweggrund, diese Insel zu besuchen, und wenn sie auch einen Beweggrund hätten, wie sollten nicht die Gefahr eines Schiffbruches und ein so fürchterliches Klima sie zurückscheuchen? Wer weiß, ob nicht zulezt die Polypen eine undurchdringliche Schutzmauer um die Insel ziehen, und sie so ganz von der übrigen Welt absondern werden? Und wer wird alsdann noch Vanikora besuchen? es sey denn etwa irgend ein unerschrockener Seefahrer, welcher die Insel gleichsam von Neuem entdecken und mit der übrigen Menschheit in Verbindung setzen wird.

Dg.

### Frankfurt a. M., Ende Januar.

Bei der Kränklichkeit, die seit mehreren Wochen unter unsern Bühnenkünstlern herrscht, ist die Erscheinung einer französischen Künstlertruppe, die, seit acht Tagen hier anwesend, heute bereits ihre vierte Vorstellung gibt, der großen Mehrheit unserer Theaterfreunde wahrhaft willkommen. Die Truppe besteht zwar nur aus sechs oder sieben Individuen, die den Kollektivnamen „die Familie Camoin“ führen, und ihr ausschließliches Fach ist die Operette oder komische Oper. Allein es will gewiß schon viel sagen, daß sich unter diesen wenigen Personen eine ausgezeichnete Sängerin und zwei recht brave Subjekte für ältere komische Rollen befinden. In Frankreich spielte diese Truppe zulezt zu Besançon; jezt gibt sie hier und in Mainz abwechselnd Vorstellungen und wird nächstens, wie man vernimmt, die niederrheinischen Städte besuchen. Bei der numerischen Unzulänglichkeit dieser Truppe wird es nothwendig, daß in Stücken mit Chören, wie z. B. im Konzert bei Hofe, ihrem ersten Debüt, diese mit unsern Choristen besezt werden. Es ist dieß allerdings ein Uebelstand, der einen fast lächerlichen Effekt macht. Glücklicherweise sprechen unsere Choristen die Worte zu undeutlich aus, als daß man, ohne ganz genau Acht zu geben, unterscheiden könnte, welchem Idiom sie angehören.

Das Museum (im rothen Hause) hat diesen Winter einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Die Gesellschaft hat einen bedeutenden Zuwachs an zahlenden Mitgliedern erhalten, so daß sich diese jezt auf 237 belaufen. Die Leistungen der musikalischen Klasse werden vorzüglich gerühmt. Unter diesen Leistungen verdient besonders des Hrn. Kapellmeisters und Operndirektors Guhr Spiel à la Paganini, schon der Seltsamkeit des Versuches wegen, erwähnt zu werden. Derselbe trat damit zuerst in einem großen Konzerte am Weihnachtsfeste auf, und wiederholte es späterhin im Museum. Der Versuch an und für sich selbst wird von Kennern und Kunstfreunden verschieden beurtheilt. Indessen stimmen sie fast allgemein darin überein, daß, in Betreff der technischen Ausführung, Guhrs Spiel seinem Vorbilde so nahe, als nur möglich, komme. Man erzählt sich bei dieser Gelegenheit als Anekdote, Guhr habe Paganini, der noch immer in unserer Mitte weilt, ohne jedoch bisher ein Konzert gegeben zu haben, den Vorschlag gemacht, mit ihm in einem Duette aufzutreten, lezterer aber solches mit der schmeichelhaften Scherzrede abgelehnt, er könne dieses nach den Leistungen, die er so eben vernommen, nicht wagen. Die wissenschaftliche Klasse des Museums gewährte auch in diesem Winter schon manche recht artige Unterhaltung, vornämlich sofern sich die Vorträge, neben dem Interesse des Stoffes und der Diktion, auch noch durch Kürze und Bündigkeit empfahlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 35.

# Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Mittwoch, 10. Februar 1830.

— Verklärt vom Sonnenstrahl
Grenzt an beschneite Gipfel
Ein grünes Zauberthal.

Matthisson.

## Das Reußthal und die Gotthardstraße.

(Fortsetzung.)

Es gibt keinen größeren Kontrast, als der Eingang aus dem Urnerloch in das Urserenthal (denn so heißt der höchste Theil des Reußthales) darbietet. Still, friedlich und heiter, überall von der Sonne mild beleuchtet, dehnt sich, eine Viertelstunde breit, eine liebliche Matte zwischen dem Gotthard und Gallenstock südöstlich gegen drei Stunden lang an die Furka hin. Sanft herabgeneigt umschließen diese Matte die grünen, mit dem Purpur der Alpenrosen geschmückten Wände der Berge; nicht weit in der Höhe beginnt unmittelbar an dem grünen Saum die ewige Schnee- und Eiswelt. Ruhig und geräuschlos gleitet die Reuß durch die reizende Ebene, und eine erquickende Kühlung weht über ihren Gewässern. Unbeschreiblich malerisch liegt der Flecken Andermatt, mit seinen weißen, von Stein erbauten Häusern, seinen Kirchen und dem Kloster, unter einem kleinen Fichtenhain an dem grünen Abhang des Gotthard. Ermattet und überwältigt von den schauervollen Scenen in den Schlünden der Reuß, ruht die Seele von den betäubenden Eindrücken in diesem reizenden Thale wieder aus, das wie ein liebliches Zauberbild erscheint, von einem freundlichen Genius mitten in die Reiche des ewigen Winters versetzt.

Ich hoffe Du wirst nun die herrliche Schilderung, welche Schiller in seinem Wilhelm Tell von der Reußstraße entworfen hat, vollkommen verstehen:

Am Abgrund geht der Weg und viele Kreuze
Bezeichnen ihn, errichtet zum Gedächtniß
Der Wanderer, die die Lawine begraben.

(Solche Kreuze findet man häufig an dieser Straße, besonders in den Schöllenen).

Vor jedem Kreuze fallet hin und büßet
Mit heißen Reuethränen eure Schuld —
Und seyd ihr glücklich durch die Schreckensstraße,
Sendet der Berg nicht seine Windeswehen
Auf euch herab von dem beeisten Joch,
So kommt ihr auf die Brücke, welche stäubet.
Wenn sie nicht einbricht unter eurer Schuld,
Wenn ihr sie glücklich hinter euch gelassen,
So reißt ein schwarzes Felsenthor sich auf.
Kein Tag hat's noch erhellt — da geht ihr durch,
Es führt euch in ein heitres Thal der Freude.

Aber auch dieses Thal des Friedens und der Abgeschiedenheit hat der Krieg nicht verschont. Als im Jahre 1799 Suwarow über den Gotthard ging, wurden auf der Höhe des Gebirgs, in dem Urserenthale und an der Teufelsbrücke blutige Gefechte geliefert, Wolkenschlachten geschlagen, wie ein deutscher Dichter sie nennt; das stille Heiligthum des Thales wurde von den Scenen des Gräuels und der Verwüstung der wilden Schaaren der Russen und Franzosen entweiht, und viele Tage lang wälzte die Reuß die zerrissenen Leichen durch ihre Schlünde hinab.

Vier Ortschaften enthalten die Bevölkerung dieses Thales: Andermatt (oder Urseren), der Hauptort, Hospital, zum Dorf und Realp. Die wichtigsten Erwerbszweige sind Viehzucht und der Transithandel; auch

die Gemsen, die jezt sorgfältig gehegt werden, weil die zu häufigen Jagden ihre Vertilgung herbeizuführen drohten, werfen etwas ab, desgleichen der Verkauf der Mineralien, besonders der schönen Bergkrystalle vom Gotthard. Das Gras in dem Thale ist noch dicht und hoch, wird aber nur zum Winterfutter gebraucht. Im Sommer irren die Herden auf den Alpen (Bergweiden), die, so schön hellgrün ihre Farbe ist, doch nur ein ärmliches Gras erzeugen, daher das Rindvieh klein und unansehnlich ist. Nur wenige rauhe Gartengemüße und etwas Hanf und Erdäpfel gedeihen in diesem hohen Gebirgsland. Außer dem kleinen Wäldchen bei Andermatt ist kein Baum in dem Thale. Die Reicheren lassen aus dem Urnerthale das Holz zur Feurung mit großen Kosten heraufbringen; die Aermeren brennen das Gestrüpp der Alprosen und einer andern Alpflanze, die sie Beeusch nennen. Daher sind auch alle Häuser und Viehställe von Stein erbaut, gegen die allgemeine Sitte der Gebirgsländer, zum Theil, besonders in zum Dorf und Realp, äußerst einfach, mit wenig Holz im Innern, Bilder der ursprünglichen Menschenwohnungen. Dieses Thal, das höchste der bewohnten Alpenthäler, zwischen 4000 und 5000 Fuß über dem Meere, durchweht eine erquickende Lebensluft, weßwegen es trefflich zu Molkenkuren geeignet ist. Ehedem bildete es eine unabhängige Republik, die nur durch ein Bündniß und das Obergericht mit Uri vereint war. Die Landesgemeinde wählte zu Andermatt den Thalammann und andere Beamte. Seit der schweizerischen Revolution (1798) ist es ein Bezirk von Uri.

Andermatt, am Abhang des Gotthard, 4400 Fuß über dem Meere, ist eine Viertelstunde vom Urnerloch entfernt; die neue Straße ist bis dahin ganz vollendet. Durch einige Gewerbe, besonders durch den Transithandel, sind die Bewohner zum Theil sehr wohlhabend geworden. Von den Plünderungen und der Zerstörung ihres Viehstandes, im Jahre 1799, durch russische und französische Barbaren, haben sie sich wieder ziemlich erholt. Ueber dem Flecken an der Gebirgswand liegt ein Fichtenwald, der damals von den rohen Kriegshaufen größtentheils zerstört wurde. Sorgfältig wurde er und werden noch die Reste geschont, weil sie die herabrollenden Lawinen zerstreuen und unschädlich machen. Mehrere schöne Privatgebäude, Kirchen und ein Kapuzinerhospiz sind in dem Flecken. Ueber jeden Ausdruck romantisch ist die Lage einer schimmernden Kapelle unter dem erwähnten Haine. Links von Andermatt zieht sich ein fruchtbares Seitenthal um den Badus (eine Fortsetzung des Gotthard) an der Abdachung des Crispalt hinauf. Dieser leztere Theil des Thales heißt die Oberalp. Sie hat denselben heitern, klaren und freundlichen Charakter, wie das Urserenthal. Ein krystallheller See mit trefflichen Forellen schmückt diese grüne Bergwelt; an seinen Ufern stellt sich das ganze Urserenthal in unvergleichlicher Schönheit dar. Aus diesem See fließt der erste Arm der Reuß, der sich bei Andermatt mit den übrigen vereint. Auch führt der erste Paß über das Hochgebirg an seinen Ufern vorbei, ein Weg über den Crispalt nach Dissentis in Bünden, nur für Fußgänger und Saumthiere geeignet; erst bei Dissentis wird er fahrbar.

Von Andermatt nach Hospital, eine Entfernung von einer halben Stunde, ist nur ein kleiner Theil der Chaussee beendigt. Hospital, 4550 Fuß über dem Meer, ist ein mittelmäßiges Dorf, das indessen ein Gasthaus enthält, welches dem in Andermatt nicht nachsteht. Das Kapuzinerhospiz besizt eine ausgewählte Mineraliensammlung. Ein halb zertrümmerter Thurm am Ende des Dorfs ist das einzige Ueberbleibsel der gewaltigen Burg der Edlen von Hospital, die in den Jahrhunderten des Ritterthums in diesem einsamen Thale hausten. Bei diesem Dorfe vermischt der zweite Arm der Reuß, der vom Gotthard fließt, seine Gewässer mit dem dritten, welcher den Gletschern der Furka entströmt. Nahe beim Dorfe erblickt man an ihrem Bette zwei ausgeleerte Krystallgewölbe.

(Die Fortsezung folgt.)

---

## Die natürlichste Erklärung des Geistersehens und Geisterspucks.

(Beschluß.)

Der geneigte Leser merkte wohl schon zur Genüge, wohin ich deute. Dabin deute ich, wie der Mensch bei solchen Verstandeserklärungen für den Verstand unerklärlicher Dinge sich (wie die deutsche Redensart sagt) einzig nur selbst den Esel bohrt. Dahin deute ich, wie der Mensch in intellektuelle Täuschungen und Absurditäten, wie in Sinnestäuschungen verfallen kann. Die größte intellektuelle Täuschung ist, wenn der Verstand Thatsachen, welche er nicht erklären kann, und welchen unsere gangbaren Theorien nicht gewachsen sind, verwirft oder entstellt, sie für Wahnsinn erklärt, oder sie mit Gewalt solchen Theorien, wie die oben zum Scherz gegebene, anzupassen sucht. Der Thatbestand mehrerer Geschichten im zweiten Theile der Seherin von Prevorst, z. E. der ersten Thatsache in Weinsperg und der von Beilon, ist so außerordentlich, daß, diesen Thatbestand für eine Art Wahnsinn oder nur aus magnetischem Schein geschöpft zu erklären, zweifelhaft macht, ob derjenige, der eine solche Erklärung gibt, selbst bei guten Sinnen sey. Die Standhaftigkeit, womit der Weltverstand das Wunderbare zurückweist, hat allerdings seine gute Seite, aber es fehlt hiebei die Kritik, ob das, wozu unser wissenschaftlicher Verstand noch keinen Maßstab entdeckt hat, auch wirklich wunderbar sey. Wir nennen Wunder das, wozu keines

unserer Naturgesetze mehr passen will. Ist es nicht eine Kurzsichtigkeit, die Phänomene der Seele nach ihrer zeitlichen Dauer zu beurtheilen, wo doch nur ein kleiner Theil ihrer Bestimmung erfüllt wird? Trägt sie aber schon hier ihre ganze Bestimmung für die Ewigkeit in sich, so müssen auch noch höhere Gesetze als die Naturgesetze ihrer zeitlichen Existenz zu Hülfe genommen werden, nämlich die moralischen; aber wer sagt uns, auf welche Art diese in der andern Welt wirken? Wir fodern nichts, als daß der Weltverstand seine Indolenz und sein Unbesorgtseyn über den Zustand nach dem Tode ablege und einmal anfange sich zu fragen, was wird aus diesen Neigungen, Begierden, Leidenschaften, Wünschen und Genüssen, womit du dein Leben füllst, werden? Dazu gibt unsere Seherin eine Anweisung, die, wenn sie recht beherzigt wird, nur zur Besserung dienen kann.

„Wenn (schreibt ein tüchtiger Mann von ihrer Geschichte) eine, der ganzen Tendenz dieses Buches mehr oder weniger entgegenstehende frühere Erziehung und Geistesbildung ihm auch nicht vollkommenen Eingang in die Gemüther verschaffen konnte, so hat es doch überall ein tiefes Eingehen in sich selbst befördert, eine Menge Fragen im Innern hervorgerufen, und den Blick auf Regionen des menschlichen Geistes und Gemüthes hingezogen, die früher entweder gänzlich unbeachtet blieben, oder doch kaum eines leichtfertigen, oder wohl gar verächtlichen Seitenblickes gewürdigt wurden."

Und das ist uns genug! Genug Entschädigung ist das uns für alle die geschwätzigen, lieblosen Beurtheilungen, die diese Geschichte auf dem gelehrten Markte schon erfahren mußte und noch erfahren wird, und unter denen die Herrn Carové's aus Frankfurt, im Literaturblatt des Morgenblattes, sich hauptsächlich auszeichnet. Sie wird ihre nähere Würdigung später von andern erhalten, und hier nur im Vorübergehen das nächste Beste von demjenigen, was er für widerlegenden Widerspruch in dieser Geschichte hält. Ihm ist ein Widerspruch, daß es im zweiten Theile heißt: Geister können sich nicht hörbar und sichtbar zugleich machen, und man höre sie doch sprechen, während man sie sehe. Man schlage nach (zweiter Theil, Seite 13), und man wird dort folgendes lesen: „Nie sah ich einen Geist in der gleichen Zeit, in der er irgend ein Geräusch machte, so daß ich glaube, daß sie sich nicht sichtbar und hörbar zugleich (das Sprechen ausgenommen) machen können." Ist hier nun nicht deutlich gesagt: „Das Sprechen ausgenommen?" und diese Worte sind noch dazu groß gedruckt! Ist die Sprache nicht etwas Höheres, Geistigeres, als jene Töne von bloßem Klopfen u. s. w.? Ihm ist ein Widerspruch: daß nur die Seherin die Geister solle sprechen hören, weil sie geistig sey, und doch heiße es, daß Andere auch die Geister klopfen, gehen u. s. w. hören. Ich sage hier noch einmal: die Sprache der Geister ist geistiger, als es jene Töne von Klopfen u. s. w. sind. Weiter sagt er: „und ein Mann und eine Magd hören doch auch Geister sprechen." Man schlage im Buche nach, wie diese die Geister sprechen hören, und man wird es 2 Th. S. 152 finden. Dort steht: „Ich hörte ein unvollkommenes Sprechen, als wollte Jemand sprechen und könnte nicht," und S. 153: „Ich vernahm etwas wie eine rauhe Stimme, die sprechen wollte; es waren nur kurze Worte, die ich nicht verstand." Also war dieses, wie ausdrücklich gesagt ist, für Jene ein nur ganz unvollkommenes Vernehmen. Ist hier ein Widerspruch, wo völlige Konsequenz ist? Im Uebrigen, wenn auch andere Menschen Geister sprechen hören, so sind sie eben in diesem Momente auch geistig inspirirt. Alles, was Carové auch sonst noch Widerspruch in jenem Mittelreiche der Seherin nennt, z. E. daß aus ihm bald ein seliger, bald ein halbseliger, bald ein schwarzer Geist erscheine, hört auf, wenn man bedenkt, daß die Seherin in ihm (wie auch andere, die ein solches Mittelreich statuiren) unendlich viele Abstufungen annimmt und sogar das Paradies in dasselbe setzt. Hr. Carové läßt eine Kindsmörderin und ihren Verführer, und einen, der Waisen betrog u. s. w., sogleich in die Hölle werfen und auf ewig verdammt werden, während die Seherin solche Gefallene noch in ein Mittelreich zur Buße und zum Erbarmen besserer Geister stellt, was er der Seherin zum höchsten Vorwurf macht, während er ihr Mittelreich für eine grausame, Gottes unwürdige Idee erklärt. Wer nun aber erscheint hier milder? Genug! Es bricht von Zeit zu Zeit in der Geschichte und oft unvermerkt in eines Menschen Leben ein Strahl aus den Mysterien des Weltplans hervor, damit er die Wolken unseres Scheinlebens durchdringe. Wer aufblickt zum Himmel, sieht diesen Strahl wie einen Blitz in der Nacht, der auf Momente eine unbekannte Gegend erhellt. Wer aber niederblickt zur Erde, der kann jenen Strahl nicht sehen, und für ihn ist überall nur Nacht. Dem, der ihn sieht, bleibt auch der Lichtglanz der unbekannten Gegend immer im Andenken, und er wird seinen Schwung darnach richten. Wer ihn nicht sieht, hat auch kein Streben dahin, er bleibt von den kalten Armen der Erde umfangen, wie sich's gebührt: denn was die Erde als kriechende Raupe in sich birgt, das kann sie erst nach einer langen, langen Metamorphose als Schmetterling entlassen.

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Berlin, Januar.**

Schreibe ich Ihnen von dem, was die Gemüther, willig oder nicht, in diesem Augenblicke allein beschäftigt, so melde ich Ihnen nichts Neues, denn Ihre Korrespondenten alle klagen wohl gerade wie wir über den Winter und über den Schnee. Die Straßen sind ein Berg und Thal und auf den freien

Plätzen erheben sich die schönsten Alpenketten. Junge Leute klagen über die Polizei, die dießmal wohl eben so unschuldig ist, als unser Polizeipräsident, den der Figaro mit dem Pariser Polizeipräfekten Mangin vergleicht, denn es ist eine vis major, vor der auch die Polizei den Rücken beugt. Alte Leute versichern, daß so etwas seit Menschengedenken nicht vorgefallen sey. So hängt der Winter gewiß mit der neuen Pariser Anleihe zusammen, denn es ist auch seit Menschengedenken nicht vorgefallen, daß ein Jude Einhundertundzwei Thaler zahlt und sich dafür nur einen Schuldschein von hundert Thalern ausstellen läßt.

Mit dem 1. Januar ist hier in den evangelischen Kirchen ein neues Gesangbuch eingeführt worden. Das Bedürfniß und das Verlangen hatte sich schon längst dahin ausgesprochen, daß aus dem reichen Liederschatze, der, wie die Herausgeber des neuen Buches mit Recht bemerken, ein ganz eigenthümliches und ausgezeichnetes Besitzthum der deutschen evangelischen Kirche ist, eine unserer Zeit angemessene Auswahl getroffen werden möchte, die das Vorzügliche der einzelnen Liedersammlungen vereinigte. Die ehemaligen Reformirten hatten ihr: „Neues reformirtes," die lutherischen Gemeinden eigentlich gar kein gemeingültiges Gesangbuch. Im Eifer der Zeit, welchem die Befreiungskriege auch einen größern poetischen und religiösen Aufschwung gegeben, hatte man das alte „Porst'sche" Gesangbuch wieder zu heben gewußt, eine Sammlung, welche allerdings die Mehrzahl der kräftigsten alten Lieder enthält. Allein der ungemilderte Ausdruck mehrerer derselben, in einer Sprache, welche gerade dem Volke unverständlich ist und nur beim Kenner der alten Poesie keinen Anstoß erregt, beschränkte den populären Gebrauch. Dazu fehlten hier fast alle Lieder (namentlich die Gellertschen, die doch bei vielen frommen Gemüthern eingebürgert sind), welche im vorigen Jahrhundert gedichtet waren. Provinzialgesangbücher, z. B. das Jauersche, auch die Sammlungen der Herrnhuterlieder enthielten eben so viel einzelne Stücke, die man gern singen ließ. Dieser Mangel bewog viele Geistliche, z. B. Schleiermacher, schon seit Jahren, die Lieder einzeln vorher drucken und an den Kirchthüren kauf- oder schenkweise den Kirchgängern einhändigen zu lassen, was manches Unbequeme mit sich führte. Dieses Bedürfniß wurde schon im Jahre 1817 bei der Kreissynode in Anregung gebracht und hierauf eine Kommission niedergesezt, um den ganzen vorhandenen Liederstoff zu jenem Zwecke zu bearbeiten. Gewissenhaft ist ohne Zweifel hiebei zu Werke gegangen worden, denn gegen zehn Jahre haben in ununterbrochenen wöchentlichen Zusammenkünften neun namhafte Geistliche daran gearbeitet. Ihnen war als Aufgabe gestellt: erstens, eine sorgfältige Berücksichtigung der ältern Kirchengesänge aus dem Zeitraum vor der Reformation bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, von denen vorzüglich diejenigen ausgewählt werden sollten, welche sich durch Tiefe der Empfindung und kräftigen Ausdruck frommer Gesinnung auszeichnen. Zweitens eine gleiche Berücksichtigung derjenigen neuern Kirchengesänge, die wegen ihrer Verbreitung schon eine Art von Bürgerrecht haben, insofern es ihnen nicht an allem dichterischen Werthe mangle und die Moral darin nicht zu abgeschlossen und getrennt vom christlichen Glauben erscheine.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., Ende Januars.

(Fortsetzung.)

Wie bisher fährt auch der physikalische Verein seit Anfang dieses Jahres fort, seine höchst gemeinnützige Thätigkeit zu beweisen. Fast jede Woche hält derselbe eine Sitzung, zuweilen zwei. Mit Rücksicht auf die Zuhörerschaft gewährten diese Sitzungen durchgehends, neben der Unterhaltung und Belehrung, auch noch den Reiz der Mannigfaltigkeit, indem die Gegenstände der verschiedenen Vorträge angenehm wechseln. So vernahmen wir in einer dieser Sitzungen von Dr. A. Clemens einen Vortrag über den Einfluß der Wärme und Kälte auf den thierischen Organismus, der nicht nur von allgemeinem Interesse, sondern auch bei dem strengen Winter sehr am Orte war. Es wurden der Gesellschaft Beobachtungen über die feindliche Einwirkung mitgetheilt, welche die Kälte auf den zarten Körper neugeborner Kinder äußert. Der Redner machte dabei vornämlich auf die Nachtheile aufmerksam, welche daraus entstehen, wenn man solche schwache Organismen, die ihren eigenthümlichen Wärmegrad noch nicht gehörig entwickeln konnten, gleich nach der Geburt einem, auch noch so geringfügigen Kältegrad aussezt. Als Beleg hiefür lieferte der Redner den Bericht, den Villermé und Milne Edwards der Akademie der Wissenschaften zu Paris vor einiger Zeit vorlegten, und nach welchem beide die kältere Temperatur jedesmal in gleichem Verhältnisse zu der Sterblichkeit neugeborner Kinder sowohl in Frankreich, als in Italien gefunden hatten. Dr. C. verbreitete sich sodann über die schädliche Einwirkung der Kälte auf die Respirationswerkzeuge, wozu der heurige strenge Winter so viele Belege liefert, und schloß mit der Mittheilung von Flourens interessanten Experimenten mit jungen Hühnern und Enten, bei welchen willkührlich eine hitzige oder eine langwierige Lungenentzündung erzeugt wurde, je nachdem man sie einer sehr kalten, oder einer kalten mit Wärme abwechselnden Temperatur aussezte. — Ferner sezte Dr. Böhner seine Vorlesungen über die Geschichte der Elektrizität fort. In seinem Vortrage bis zu der Epoche Franklins gelangt, bemerkte derselbe, daß bis dahin alle elektrischen Experimente nur Spielereien gewesen seyen, indem Niemand daran gedacht habe, aus den gewonnenen Erfahrungen Nutzen zu ziehen. Selbst Franklin stellte, wie aus seinen Briefen erhellt, seinen ersten Versuch, mittelst eines fliegenden Drachens bei herannahendem Gewitter den elektrischen Funken aus den Wolken herabzulocken, mit einem gewissen Mißtrauen in das Gelingen seines Experimentes an. Denn um sich für den Fall des Mißlingens nicht dem Hohngelächter bloß zu geben, begab er sich, das erstemal im September 1752, ganz allein ins Freie. Unbeschreiblich aber war seine Freude, als er mit seinem Handknöchel an der Schnur den ersten elektrischen Funken herauszuziehen vermochte. Er nannte dieses Experiment das experimentum crucis, weil er in dem fliegenden Drachen einen kreuzweis übereinander gelegten Drath befestigt hatte, der mit der Schnur in Verbindung stand. Als er die Bestätigung seiner Theorie gefunden hatte und gleich darauf Regen eintrat, wodurch die Schnur, wegen der Nässe, ein desto besserer Leiter der Elektrizität wurde und daher größere Funken herausströmten, ließ er, Gefahr befürchtend, den Drachen fallen. Um aber mit mehr Bequemlichkeit fernere Versuche machen zu können, befestigte er an dem Dache seines Hauses eine eiserne Stange, die er bis in sein Zimmer herabführte, um hier bei herannahendem Gewitter seine Beobachtungen anzustellen. Es war dieß die Erfindung des sogenannten Blitzfängers, wovon B. ein nach Franklins Angabe verfertigtes Modell vorzeigte. Der Vortragende erzählte bei dieser Gelegenheit das tragische Ende des Professors Richmann in Petersburg, der bei Untersuchung der Luftelektrizität durch einen Blitzschlag, der an dem schlecht verfertigten Blitzfänger herunterfuhr (1754), sein Leben verlor.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 36.

# Morgenblatt

für

# gebildete Stände.

Donnerstag, 11. Februar 1830.

> Was zieht mich ein tiefes, glühendes Treiben
> In die blaue Ferne mächtig hinaus?
> Es läßt mich nicht rasten, es läßt mich nicht bleiben.
>
> Körner.

## Manuela.

Erzählung von Wilhelm v. Lüdemann.

Von den bunt belaubten Höhenzügen um Bayonne herab hatte ich schon oft sehnsüchtige Blicke nach den grünen Bergspitzen Guipuscoas und Navarras, welche jenseits des biscayischen Golphs so golden am Abend und freundlich am Morgen zu mir herüber blickten, gesendet, als endlich alle die Anstände und Hindernisse glücklich gehoben waren, welche der in Spanien ausgebrochene Bürgerkrieg meinem Verlangen nach einer Streiferei in jenen schattigen Gehegen entgegensezte. Es war im Sommer des Jahrs 1822; die Heere der Konstitution standen den begeisterten, aber regellosen Schaaren Quesadas und den Mönchen, Schmugglern und Abentheurern des Trappisten blutig entgegen. Die Grenzprovinzen Spaniens und Frankreichs waren mit Unruhe, Willkühr, Räuberei und Mord erfüllt; alle Ordnung war der kriegerischen Gewalt und der Herrschaft der Laune gewichen, mit der der siegende Theil während der kurzen Eroberung, die ihm gelang, ohne Schonung, wie ohne Aufsicht oder Rechenschaft schaltete. Dörfer und Flecken waren, von ihren Bewohnern verlassen, ein Raub feindseliger Flammen geworden, der Partheigeist wüthete mit aller seiner schauererweckenden Rücksichtlosigkeit in den unglücklichen Provinzen Navarra, Biscaya und Guipuscoa, und indeß man hier die friedlichen Freunde des Königthums von ihren Wohnungen vertrieb, rächten in Catalonien bewaffnete Horden, die sich Verfechter des Glaubens nannten, an den schuldlosen Begünstigern der Cortes-Verfassung mit blutiger Gewaltthat die Bedrückung, welche ihre Freunde in Arragon erfuhren. Müßig ruhte der Pflug des fleißigen Biscayers in dem blutgetränkten Boden, öde stand die Werkstatt des gewerbthätigen Cataloniers; der Rauch brennender Dörfer und Flecken lagerte über Arragonien, die Kriegstrompete schmetterte in den Bergschluchten Cataloniens, und der Donner der Bürgerschlacht wiederhallte in den sonst so blühenden Thälern, welche die Basken bewohnen.

In solchen Landschaften ist es dem friedlichen Fremden nicht leicht, unangefochten seinem Wandertriebe nachzugehen. Auf eine oder die andere Weise ergreift auch ihn wohl der verwirrende Strudel und führt ihn in Gefahren und Bedrängnisse, die er anzutreffen, wenig vorbereitet war. Ich aber war darauf gefaßt; denn mein Vorsatz, diese Provinzen zu sehen, und gerade jezt sie zu durchreisen, stand fest. Ich wagte mich in den Strudel, er warf mich zurück, und von einer Abtheilung der Männer des Trappisten an die Ufer der Bidassoa zurückgeführt, mußte ich froh seyn, Bayonne mit heiler Haut wieder zu erreichen. Die Erfahrung schreckte den Entschlossenen nicht ab. Den jungen Sinn lockt ein Ziel, dessen Erreichung mit Gefahr und Schwierigkeit verknüpft ist, meist mit um so unwiderstehlicherem Reiz. So zogen

jezt den Zurückgewiesenen die grünen lachenden Berge der biscayischen Küste, die ihm vorher schon so lockend erschienen waren, noch um so gewaltiger an; es war ihm, als gäbe es keine Ruhe mehr für ihn, als in ihrem Schatten, und der stille, lachende und friedlich prangende Boden Frankreichs bot ihm nichts mehr dar, was ihm für den Gedanken, jene verwüsteten Thäler und jene öden Dörfer, Flecken und Felder nicht besucht zu haben, hätte Ersatz gewähren können. Ja, selbst der Reiz der pyrenäischen Schneegipfel und der Zauber ihrer paradisischen Thäler und Wiesengründe verlor seine Gewalt über ihn und schwand, nach langer Alleinherrschaft, wie ein Schattenbild. So fliehen wir Kinder der Erde das gewisse Gut für ein fernes, ungewisses Ziel; so lassen wir die Stunde, die zum Genuß uns winkt, verblendet und achtlos hinter uns, um in der Zukunft einem Momente nachzujagen, der mit einem zweifelhaften Besitzthum unsere Begierde lockt.

Genug, ich hatte nicht Ruhe in Frankreich. Das reizende Panorama der Gebirgsküste von Biscaya und Navarra, das jeden Morgen und jeden Abend wie mit neuem magischen Zauber vor mir aus den Wellen des Golphs emporstieg, und mich mit seiner bald blendenden, bald freundlich lächelnden Schönheit gleichsam herauszufordern schien, ward zu einem mächtigen Zauberblicke, dessen verführerischer Lockung ich nicht mehr zu widerstehen vermochte. Ich mußte noch einen Versuch wagen, wenigstens ein Bruchstück des Landes meiner Sehnsucht zu sehen. So miethete ich denn getrost einen Platz auf einer französischen Gabarre, welche nach Bilbao unter Segel lag, bestieg diese an einem köstlichen Julimorgen, und landete nach einer zweitägigen Seefahrt queer durch den stürmischen Golph von Biscaya in Portugalete, der Hafenvorstadt des reichen Bilbao.

Es war früher Morgen, als ich den Fuß auf die langersehnte Küste Spaniens sezte. Die Gefühle, welche dem Seereisenden, der ein fremdes Land, umringt von fremden Sitten, anders blickenden Gestalten, neuen Gegenständen und Lebensgewohnheiten aller Art, betritt, wohl bekannt sind, verschmolzen sich bei mir mit dem Freudengefühle eines endlich und nach mancher besiegten Schwierigkeit erreichten Zieles. Mein ganzes Innere war Jubel und Lust. In kindischer Freude lief ich die ersten besten Hügel hinan, weidete mein Auge an den schattigen Bergen umher, an dem schönen grünen Thalgrunde zu meinen Füßen, durch den der Weg nach der nahen Hauptstadt führte, deren Thürme und Landhäuser aus dichten Kastanien und immer grünen Eichengebüschen mich anzulächeln schienen. Ich sah die Berge, deren stolze und schlanke Gestalten mich aus der Ferne so oft mit magischer Gewalt zu sich hingezogen hatten, jezt still und majestätisch um mich her gelagert, ich winkte ihnen meinen Morgengruß zu, und der Strahl der Morgensonne, der an ihnen hin und wieder glitt, schien mir zu antworten. Das Land um mich her hatte Stimmen und Worte; alles sprach mich freudig, wie mit längst vertrauten Tönen an, und es waren nicht blos die Stimmen der zahllosen Bewohner der Luft, die mich freudig begrüßten, oder das wohlbekannte Knarren der baskischen Wagenräder, das mein Ohr mit Wohlgefallen vernahm; ich lauschte vielmehr auf den geistigen Zwiespräch, der ohne Laut zwischen mir und den Hügeln, Bergen, Thälern und Wäldern umher stattfand. Genug, wer von meinen Lesern jemals verwandte Gefühle der Freude, der Lust befriedigter Sehnsucht und erreichten Verlangens gekostet hat, dem ist der Jubel bekannt, der meine Brust in diesem nie vergessenen Augenblick erfüllte.

Der Krieg war abermals der Störer dieses stillen Genusses. Ein naher Wachtposten hatte den ungestümen Enthusiasten beobachtet; ein alter bärtiger Sergeant trat den sich selbst vergessenden Wanderer an und fragte, als er den Fremden in ihm erkannte, nach Paß und Ausweis. Ich hatte zur Hand, was er begehrte; allein da der Störefried nicht lesen konnte, was ich ihm hinhielt, meinte er, ich müsse nach Bilbao zum Señor Kommandante. Mein Ziel war Bilbao; so nahm ich ohne Kummer Abschied von meinen portugaletischen Bergen und wanderte getrost, von einem Gefreiten des argwöhnischen Wachthabers begleitet, die zwei Stunden Wegs nach Bilbao fort.

General Lopez B. war Kommandant des Orts und zugleich General en Chef in der ganzen Provinz. Er stand an der Spitze des konstitutionellen Heeres in den Grenzprovinzen Navarra, Biscaya und Guipuscoa, eines Heeres von etwa 8000 Waffenfähigen, welche den Kampf gegen die Glaubenshelden Quesados und des Trappisten matt, und wie es schien, ohne guten Willen fortführten. Bilbao war das Hauptquartier dieses Heeres und General L. B. in diesem Sitz seiner temporären Herrschaft ein allmächtiger Mann. Begreiflich, daß ich daher, obgleich in vollem Bewußtseyn meiner Unschuld, nicht ohne ein gewisses banges Gefühl, von meinem militärischen Führer begleitet, in sein Kabinet trat, ein Gefühl, das natürlich genug dem Gedanken entkeimte, vor einem Mann zu stehen, von dessen Wink, wo nicht Glück und Leben, doch für den Augenblick meine Zufriedenheit, ja meine Freiheit selbst abhingen.

Ich war allein in dem Kabinet und wartete der Erscheinung des Generals; mein Führer hatte mich mit einer in Spanien ungewöhnlichen Höflichkeit verlassen. In dieser stillen Pause hatte ich Muße genug, über meine abentheuerliche Lage nachzudenken. Bilder, wie Yorick-Sterne sie so meisterhaft malt, gaukelten vor meinem innern Gesichte auf und ab. Waffen blizten vor meinen Augen, der eiserne Tritt der militärischen Gerechtigkeit tönte in meinem Ohre wieder. Kerker, Ketten; Hunger, Noth, Entbehrung, kurz alle Leiden der Gefangenschaft nahmen plözlich die Stelle des jugendlichen Uebermuths ein, der so leichtfertig auf's Gerathewohl hin die Gefahr aufgesucht

hatte. Meine Brust, jezt verlassen von dem Hochgefühle übermüthiger Lust, daß sie so lange geschwellt hatte, zog sich zusammen; der Athem stockte, ich fühlte, auch ohne zu sprechen, meine Stimme ersterben, und eine Beängstigung, deren ich mich schämte und die ich doch nicht zu besiegen vermochte, kam über mich.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Das Reußthal und die Gotthardstraße.

(Fortsetzung.)

Von Hospital zieht die Straße über eine schöngebaute Brücke über die Reuß den Gotthard hinauf; dieß ist der zweite Paß aus dem Reußthal über die Hochalpen. Die Entfernung von Hospital bis zum Hospiz auf dem Gotthard beträgt 2¼ Stunden. Etwa ⅓ dieser Weglänge, so weit das Gebiet von Uri geht, ist die neue Chaussee vollkommen beendigt. Nach einer erquickenden Nachtruhe in Hospital traten wir den Weg an; noch war der Himmel heiter, obschon der Föhn schon in den obern Luftregionen wehte. Der beendigte Theil der Straße entspricht vollkommen der in dem untern Reußthal. Sie ist in den nordwestlichen Berg- und Felsenabhang eingeschnitten, ruht durchaus auf Stückmauern, von fünfzehn bis dreißig Fuß Höhe; ihre Breite ist achtzehn Fuß, und die äußere Seite ist mit steinernen Wegweisern und hölzernen Geländern verwahrt. Das Straßengefälle wechselt zwischen vier und acht Fuß Prozent. Außer der erwähnten Reußbrücke, die dreißig Fuß im Lichte hat, sind fünfzehn Gewölbe, von sechs bis zwölf Fuß Breite, angebracht. Dieses Werk wurde im Anfange des Jahres 1828 dem schon erwähnten Herrn Colombano-Caratti um die Uebernahmssumme von 180,000 Schweizerfranken zur Ausführung übergeben. Der übrige Theil der Straßenlänge bis zum höchsten Punkt des Passes, dem Hospiz, und von da etwa 2⅞ Stunden bis nach Airolo, liegt im Kanton Tessin und ist noch unvollendet. Jedoch sind die meisten Stückmauern, zwei Brücken und die Erd- und Felsenpräparation schon beendigt. Im Plane der Regierung von Tessin liegt es, daß mit Ende des Jahres 1830 diese Straße vollendet seyn soll. Der Gotthardpaß ist eine der ältesten Gebirgsstraßen der Schweiz; schon im dreizehnten Jahrhundert wird dieser Straße Erwähnung gethan.

Anfangs, über Hospital, ist die Gegend noch hell und freundlich; allmählig aber, wo das Gebiet der Felsenmassen beginnt, wird sie öde, düster und traurig, gewährt aber immer nur ein schwaches Nachbild von den Schreckensscenen in den Schöllenen. Auf dem höchsten Punkt des Passes, 6700 Fuß über dem Meere, in einem Felsthale stand das Hospiz, das von den Franzosen, die überall in dem Reußthale durch Zerstörung sich verewigt haben, im Jahr 1800 abgerissen wurde. Es war eine milde Stiftung, von zwei Kapuzinern bewohnt, die arme Reisende umsonst, wohlhabende für Geld bewirtheten. Freiwillige Beiträge bildeten den Fond zu seiner Unterhaltung. Schon im dreizehnten Jahrhundert finden sich Spuren von einer „frommen Herberge zur Pflege der Wanderer“ an diesem Orte. Als durch jenen Vandalenakt die ehrwürdige Stiftung vieler Jahrhunderte verschwunden war, ließ der Kanton Tessin ein Wirthshaus, mit gleichem Namen, an ihre Stelle bauen, das aber in keiner Hinsicht Empfehlung verdient. Das Felsthal des Hospiz ist rings von Granitgipfeln und Eisfirnen umgeben, und gewährt nirgends eine Aussicht. Drei kleine Seen liegen in ihm; zwei nahe an dem Hospiz, von denen der eine dem Tessin seinen Ursprung gibt; der dritte, etwas weiter entfernt und größer als die andern, entsendet einen Arm der Reuß. Nur mit leisem Geräusch verkünden die Anfänge dieser Ströme ihr schwaches Daseyn; daher waltet unter dem Schleier dichter Nebel, die fast nie verschwinden, die tiefe, schauerliche Stille des Grabes in diesem Felsenthal; nur die klingelnden Schellen vorüberziehender Saumthiere unterbrechen sie zuweilen.

So weit ging in diesem Jahre unsere Wanderung. Den übrigen Theil des Passes besuchte ich im vorigen Jahre. Er bietet denselben Charakter düsterer Einförmigkeit dar. Zwischen zwei hohen Felswänden zieht, den Ufern des Tessin entlang, die Straße durch das Val tremola, dem die vielen Lawinen seinen Namen gaben, nach Airolo.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Januar.

(Fortsetzung.)

Drittens sollte die Kommission von den verschiedenen Auffassungsweisen der christlichen Glaubenslehre keine ausschließlich begünstigen, keine verdrängen, und viertens sollte das neue Gesangbuch dazu beitragen, den vorhandenen großen Reichthum musterhafter Choräle in Gebrauch zu erhalten. — Daß der dritten Aufgabe gewissenhaft nachgekommen worden, dafür bürgen die Namen der Bearbeiter: Brescius, Küster, Marot, Neander, Ritschl, Schleiermacher, Spilleke, Theremin, Wilmsen (Hanstein und Ribbeck starben während der Arbeit), welche zum Theil die verschiedenartigsten Ansichten repräsentiren. Aber eine lezte Aufgabe, oder besser gesagt Nichtaufgabe, mußte die Saat zum Widerspruch ausstreuen. Es lag weder in der Ueberzeugung der Synode, welche die Aufgabe stellte, noch in der des Vereins, daß in einem Gesangbuche dieser Art, welches nicht den Bedürfnissen wissenschaftlicher Forschung, sondern allein der öffentlichen Erbauung gewidmet ist, an den aufgenommenen Liedern durchaus nichts

geändert werden dürfe. „Vielmehr,“ so drückten sie sich aus, „sollte zwar jedem Liede sein eigenthümliches Gepräge gelassen, aber die schonend bessernde Hand unbedenklich angelegt werden, sobald die natürliche Gedankenfolge in einem Liede zu auffallend vernachlässigt war und dennoch der Inhalt auf eine leichtere und einfachere Weise geordnet werden konnte; wenn die Melodie nothwendig einen Ruhepunkt gebot, wo im Text die Periode oder der Satz noch keinen Schluß enthielt; endlich, wenn der Ausdruck sprachwidrig, anstößig oder nicht verständlich genug gefunden ward.“ — Wenn Individuen können nicht in jedem Falle derselben Meinung seyn, durch Stimmenmehrheit mußte deßhalb häufig eine Entscheidung gesucht werden. Es ist klar, daß dadurch nicht etwas Vollkommenes, allen Ansichten Entsprechendes erwachsen konnte, aber doch etwas, das sich dem allgemeinen Bedürfnisse nähert. Aehnliche Arbeiten sind selten mit gleicher Sorgfalt unternommen und durchgeführt worden. Nichtsdestoweniger erheben sich schon jezt, nachdem das neue Gesangbuch höchsten Ortes geprüft und sanktionirt worden, Stimmen über Stimmen dagegen. Solche Kämpfe gehören zur Tagesordnung. Wir erinnern uns des zum Skandal ausgearteten Streites unter dem höchstseligen Könige, über die Einführung des damaligen „neuen Gesangbuches.“ Aehnliches Widerstreben fand die Einführung des geistlichen Talars. Die Kämpfe über die Liturgie und die Agende sind kaum geendet. Es sind doch Contensionen über Geistiges, die in etwas den apathischen Schlummer unterbrechen dürfen. Diese protestiren, weil alte Kernlieder neue Ausdrücke erhalten haben, jene, weil zu wenig Lieder von Gellert aufgenommen sind. In einer ganzen Gemeinde ist man aber nur darum aufsäßig, weil — die neun Bearbeiter keine Christen seyen! Zur Charakteristik der Zeit gehört es, daß unter den Opponenten sich alte Militärs bemerkbar machen. Auch wird schon mit Schriften und Büchern gegen das neue Buch gedroht. Indessen sind 50,000 Exemplare der ersten Auflage vergriffen. Zur passenden Zeit erscheint eine Geschichte des christlichen Kirchenliedes von Dr. Langbecker.

In keinem Winter waren so viel außerakademische **Vorlesungen**, als in dem gegenwärtigen, angekündigt gewesen. Ob sie alle und stark besucht sind, bezweifle ich. Wir sollen nicht allein ein französisches Theater und französischen Gottesdienst, sondern auch französische Kathedervorträge haben. Geheimer Oberregierungsrath **Schöll** hält in dieser Sprache seinen gewöhnlichen Cours über Geschichte, wobei er sich eines gewählten Publikums erfreut. Professor **Peschier** aus Genf liest über die französische Literatur im Gebäude der Singakademie, der Grieche **Mano** in demselben Lokale über die Geschichte seines Volkes, Geheimerath **Hermstädt** und Direktor **August** lesen über physikalische Themate, musikalische Vorlesungen sind angekündigt und Professor **Dietmar**, unser vielgenannter Wetterprophet, der, schon in hohem Alter, keine Anstrengung scheut, eine Wissenschaft, die er begründet zu haben glaubt, den jüngern Generationen mitzutheilen, wollte einen Kursus über Meteorologie eröffnen, mußte es aber bei der interessanten Eröffnungsvorlesung belassen, indem der Unglaube gegen eine Theorie von den Wolken und Winden noch zu mächtig war. Es muß eine ganz glückliche und eclatante Prophezeihung vorhergehen, um diese Wissenschaft in Schwung zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

**Frankfurt a. M., Ende Januar.**

(Beschluß.)

In Bezug auf die Verordnungen, die in Frankreich und andern Ländern in Betreff der Anwendung von Blitzableitern bestehen, wies Bögner (im physikalischen Vereine) die Nothwendigkeit nach, die Blitzableiter wenigstens alle Frühjahr zu untersuchen, indem durch die Stürme die Verbindungen der Wetterstange gar oft schadhaft werden und der Blitz alsdann, des Ableitens ungeachtet, das Haus in Brand stecken kann. Bei jenen Untersuchungen sind aber besonders die Stellen in der Nähe der Schornsteine zu berücksichtigen, da der Rauch das Metall leicht rostig und brüchig macht, wodurch denn der Blitz dem Rauche, als einem Leiter, durch den Schornstein folgt. In Betreff der Auffangstangen wurde durch Experimente nachgewiesen, daß die Spitze, je dünner sie ist, desto leichter durch den Blitzfunken in Gluth kommt und zerschmilzt, mithin die Feuersgefahr nicht verhütet wird. B. schlägt daher vor, das oberste Ende stumpf ausgehen zu lassen. — Endlich verdient noch ein von Hrn. Albert jun. gehaltener Vortrag um deßwillen spezielle Erwähnung, weil die Resultate, die derselbe aus den sie begleitenden Versuchen zog, einen mannigfaltigen praktischen Nutzen zu gewähren scheinen. Er handelte von der Adhäsion der Luft. Schon vor zwei Jahren hatte Hr. A. dem Vereine eine von ihm erdachte Vorrichtung zur Erklärung dieser Erscheinung, die wir bei unsern Lesern als bekannt voraussetzen dürfen, vorgezeigt. Allein beschränkte sich jene Vorrichtung darauf, die Verdünnung der Luft, wenn sie aus einer konischen Oeffnung strömt, deutlich darzustellen, so bezweckten die jezt von ihm angestellten Versuche, die Adhäsion der Luft an feste Körper durch Versinnlichung leichter zu erklären, und so die Gesetze nachzuweisen, in Folge deren, vermöge der Kohärenz der Lufttheilchen unter sich, der Luftstrom die ihn umgebende Luft mit sich fortreißt und auf diese Weise einen luftverdünnten Raum hervorbringt. In Bezug auf die angestellten Versuche bemerkte der Vortragende, daß sich daraus sowohl für die Wissenschaft, als für das praktische Leben ein nicht unbedeutender Gewinn erzielen lasse: für erstere, indem dieselben manche interessante Aufklärung über Winde und Strömungen der Atmosphäre ertheilten, für das praktische Leben aber, indem jene Versuche die Anleitung gäben, wie der Luftzug in Wohnungen zu verhüten und das Rauchen der Oefen und Kaminröhren zu verhindern sey. — Bevor wir vom physikalischen Vereine scheiden, können wir uns nicht die Befriedigung versagen, einer Arbeit desselben zu erwähnen, die ihrer Vollendung bereits sehr nahe gerückt ist. Es betrifft dieselbe nämlich die Herausgabe eines Kalenders, der unter dem Titel: **Jahrbuch zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse**, für das Jahr 1831 zum ersten Male erscheinen wird. Es wird dieser Kalender die Mitte zwischen einem gelehrten und populären Produkte derselben Gattung halten und somit für Jedermann brauchbar seyn. Er soll sich durch Druck und Billigkeit des Preises empfehlen, und namentlich auch die Ergebnisse der seither angestellten meteorologischen Forschungen enthalten. Außerdem wird man darin Aufsätze lesen, welche wissenschaftliche Gegenstände in das praktische Leben einzuführen bezwecken. Somit wird aber einem wahren Bedürfnisse des Publikums abgeholfen werden, das mit dem Fortschreiten der allgemeinen Civilisation und Bildung immer fühlbarer ward, da die bisherigen Volkskalender durch Inhalt und Form an ein barbarisches Zeitalter erinnernd, jenem Bedürfnisse immer weniger entsprechen konnten.

---

**Beilage: Kunstblatt Nr. 13.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 37.

# Morgenblatt

für

# gebildete Stände.

Freitag, 12. Februar 1830.

Was schläfst und träumest du, gehüllt in dich,
Und säumst am kalten Ufer, Geduldiger,
Und achtest nicht des Ursprungs, du, des
Oceans Sohn, des Titanenfreundes?

Hölderlin.

## Das feste Schloß.

Was denkt die Flut? sie küßt, murrt nicht und küßt die Brüstung
Des Felsens, leuchtend dort, wie eine blanke Rüstung? —
Hat sie im Spiegel denn, im eignen, nie erspäht,
Wie dieß Gestein, deß Fuß ihr Innerstes zerreißet,
Mit weißem Festungswall auf seinem Haupte gleißet,
Gleich einem Turban, stolz um schwarze Stirn gedreht?

Was thust du, Meer? für wen willst du dein Zürnen sparen?
Auf, Wogen! reizt euch auf, dieß Riff hier anzufahren!
Stellt Frieden, kurzen nur, mit armen Schiffen her!
Nagt, höhlt den Fels, bis daß er schwankt, sich neigt zum Falle,
Und endlich bricht und stürzt samt seinem weißen Walle,
Das stolze Haupt zuerst, in's bodenlose Meer!

Sprich, wie viel brauchst du Zeit, du See mit steten Wellen,
Um dieses Steingeklipp und seine Burg zu fällen?
Ein, zwanzig, hundert Jahr? Laß nur den gelben Grund
Aufwühlen deine Flut, laß sie am Raubnest nagen!
Was, unversiegbar Meer, hast du nach Zeit zu fragen?
Sind Jahre Tropfen doch in deinen ew'gen Schlund. —
Verschlingt hier diesen Fels! Ihr Wogen müßt ihn schleifen,
Müßt, wo sein Haupt versank, bald hin, bald wieder streifen.
Meergras mit grünem Haar, hüll' ihn vernichtend ein!
Er liege hingestreckt im dunkeln Wogenbette;
Niemand erkenne mehr des plumpen Baues Stätte,
Es reiße jede Flut vom Zwinger einen Stein.

Auf daß nichts bleibe, nichts! auf daß man athme wieder,
Nun Ali-Pascha's Schloß zum Abgrund stürzte nieder;
Auf daß, wann einst allhier, längs des befleckten Strands,
Hinsteuert ein Pilot, aus Cos, durch Nebeldüfte,
Und einen Wirbel schau't im Riesenschlund der Klüfte,
Er zu den Reisenden, den stummen, sag': Hier stand's!

Victor Hugo,
übersetzt von Ludwig Robert.

---

## Manuela.

(Fortsetzung.)

Lange würde ich noch in diesem Zustande verharrt haben, hätte sich nicht plötzlich die Thür hinter mir geöffnet; eine Dame trat ein. Es war eine Erscheinung von der Art, wie sie in den Jahren der höchsten Lebensblüthe ein süßer Traum an unserm innern Auge oft vorüberzuführen pflegt, in den Jahren jugendlicher und unbestimmter Sehn-

sucht, wenn die süßesten Triebe des Herzens plötzlich aus langem Schlummer zum Leben erwachen, und in richtungslosen Streben an geträumten Gestalten der Liebe sich emporranken. Im ersten Augenblicke hatte ich keine Empfindung von ihrer Erscheinung, als die der Beruhigung. Der Anblick der Schönheit, in jeglicher Form, ist für das bestürmte Gemüth, was das Öl für die aufgeregte Woge ist. So wirkte auch diese Erscheinung auf mich. Die Dame schien überrascht über meine unerwartete Gegenwart im Vorzimmer. Einen Augenblick lang schien sie zu schwanken, ob sie noch auf der Schwelle des Gemaches selbst umkehren, oder ihren Weg, welcher offenbar in ein Nebenzimmer führte, fortsetzen solle. Dieser lezte Entschluß trug endlich den Sieg davon; sie grüßte mich stumm, fast möchte ich sagen, blos mit den Augen, und schritt dann, nicht ohne einige Befangenheit, wie mir schien, auf die gegenüber liegende Thüre zu, hinter der sie verschwand. Als sie verschwunden war, suchte ich mir Rechenschaft von dieser Erscheinung zu geben. Noch nie, so dünkte mich, hatte ich eine solche Vereinigung von Adel und Grazie in einem weiblichen Wesen gesehen. Wie soll ich sie beschreiben? Ihr ganzes Wesen lächelte. Ihr hoher, schlanker Wuchs, ihre blendende Stirn und ihr brennendes, von unnennbarer Zärtlichkeit erglühendes Auge, geboten Ehrfurcht und mußten mit unbesiegllicher Gewalt auch dem stolzesten Herzen Huldigung abnöthigen. Die blendende Weiße ihres Teints, der eher einer Westindierin, welche nie die Sonne sieht, als einer Spanierin angehörte, die schönen Wellenlinien ihres Wuchses, das feine und stille Lächeln auf ihrem unaussprechlich süßen Angesicht, das Wohlwollen und Mitgefühl aussprach, die sanftgeneigte Haltung ihres schönen Körpers, und der reine, unnennbare Hauch der Liebe und des Wohlwollens, der ihre ganze Gestalt, wie ein ätherischer Schleier umwallte, gaben Zeugniß von der Milde ihrer Seele und dem Reichthum ihres Herzens an allen ächt menschlichen Gefühlen der Güte und des Mitleids.

Wer war sie, diese holde, liebliche Erscheinung? War sie die Schwester, war sie die Gattin des glücklichen Generals? Und welchem Zufall dankte ich das Glück dieses Anblicks? Wie kam sie hieher, in den Mittelpunkt des Bürgerkrieges, sie, die einer Göttin des Friedens und des seligsten Glückes zum Urbilde hätte dienen können? So redete ich zu mir selbst, indeß ich fast unbewußt, wohin ich schaute, zu meinem Fenster hinausstarrte und den Blick auf die schwere Kette geheftet hielt, die über dem Portal des Hauses, an einer langen Stange befestigt und vom Morgenwinde leicht bewegt, herabhing, als ein Zeichen, daß in diesem Hause einst ein König von Spanien seine nächtliche Wohnung genommen hatte. Da rauschte die Flügelthür auf, ein Sekretär trat ein und kündigte, überrascht, in dem Audienzzimmer nur einen einzigen, und noch dazu einen unansehnlichen Fremden zu erblicken, den Eintritt des Generals an.

General B. folgte ihm auf dem Fuße. Ich hatte, Dank sey es jener lieblichen Erscheinung, die mir zu Theil geworden, jezt meine ganze Unbefangenheit und die verlorne Ruhe des Gemüthes wieder gefunden, die der zuverläßigste Advokat des schuldlos Verfolgten ist. General Lopez B. war ein kleiner, untersezter Mann, dessen edel gebildetes Gesicht, troß des ächtspanischen Stempels, der darauf sichtbar war, auf den ersten Blick für ihn einnahm. Der Ernst seiner Stirn, durch ein Paar buschigte, schwarze und dicht zusammengewachsene Augenbraunen noch erhöht, stritt mit dem lächelnden Mund und dem freundlichen Blitz seiner Augen um den Vorrang im Ausdruck seiner Miene. Die Frucht dieses Streites war ein milder, lächelnder Ernst, der Jedem Vertrauen und Zuneigung einflößen mußte. Was das Wohlwollen in seinem Antlitz übrig ließ, gehörte dem militärischen Ausdruck an. Man hätte auch ohne seinen von Gold strotzenden Rock, ohne die kriegerische Schärpe, den Krieger und den Anführer in ihm erkannt, so würdevoll und gebietend erschien, troß seiner geringen Größe, seine Gestalt, so edel blickte sein Auge. Seine Gesichtsfarbe war noch dunkler, als die gewöhnliche eines Nordspaniers, und schien eine fremde, noch südlichere Abkunft zu verrathen. Seine Haltung war die eines Mannes, der es weiß, daß seine Stellung eher Befangenheit als Vertrauen einzuflößen pflegt, und der diesen unvermeidlichen Eindruck wohlwollend durch Freundlichkeit und Zuvorkommenheit abzuwehren bemüht ist. Nichts von dem finstern, spanischen Stolz, von dem man uns so oft irrthümlich unterhält, war an ihm zu entdecken; nicht einmal der stumme Ernst und die Trägheit des Wortes, welche, bei dem Spanier vorherrschend, dem fremden Besucher oft für jenen finstern Stolz, der im heutigen Spanien wenig bekannt ist, hatte gelten müssen. Kurz, seine ganze Erscheinung war gerade so, wie ich sie in meiner Lage brauchte, um Vertrauen zu meiner gerechten Sache zu fassen und getrost dem Ausspruch meines allgewaltigen Richters entgegenzusehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Das Reußthal und die Gotthardstraße.

(Fortsetzung.)

Auf einem einsamen Felsen des Gotthard, nicht fern von dem Hospiz, hat vor etwa sechs Jahren die Nemesis *) ein furchtbares Gericht gehalten. Die tragische

*) Wir sagen absichtlich: Nemesis, denn wenn irgend ein Vorfall den Begriff der Nemesis, als der Göttin, welche den durch glückliches Gelingen kühn gewordenen Frevler mit strafender Hand ereilt, zu veranschaulichen vermag, so ist es der erzählte. Wir haben übrigens diese Geschichte ganz treu wiedergegeben.

Natur dieses Ereignisses stimmt zu sehr mit dem schauervollen Charakter dieser Gegend überein, als daß ich nicht die Erzählung desselben in meine Schilderung einweben sollte.

In G., einer Stadt des mittlern Deutschlands, lebte ein Advokat, Namens B., der seit Jahren das infame Geschäft trieb, unschuldige Mädchen zu verführen. Geübt in allen Künsten der Verlockung, vorzüglich in der Fertigkeit, die Empfindungen der Tugend zu heucheln, gewandt, lebhaft und nicht ohne körperliche Vorzüge, ward es ihm nicht schwer, über das leichtgläubige Zutrauen jugendlicher Unerfahrenheit, durch das Versprechen der Ehe, den Sieg davon zu tragen. Das Schicksal der unglücklichen Opfer seiner Lüste kümmerte ihn nicht im Mindesten. Einst hatte er eines würdigen Geistlichen Tochter, liebenswürdig, durch alle Zierden der Bildung veredelt, schön an Seele, wie an Körper, durch die heiligsten Eidschwüre der Treue bethört. Die arme Getäuschte gab er der Schande preis. Voll Schaam und Verzweiflung floh sie mit ihrem Kinde ihrer Eltern Anblick und die schmerzvollen Erinnerungen ihrer Heimath. Die idealischen und romantischen Schilderungen von der Treue und Natureinfalt der schweizerischen Hirtenländer, die sie gelesen hatte, brachten den Entschluß in ihr hervor, in dieses Heimathland der Unschuld zu flüchten und in einem abgeschiedenen Thale den verlornen Frieden der Seele wieder zu gewinnen. Aber statt der Träume einer idealischen Welt fand sie auch in der Schweiz überall nur die rauhe Wirklichkeit, ja eine noch lieblosere Begegnung, als in Deutschland, denn die inhumane Härte der Schweizer gegen unglückliche Jungfrauen ist bekannt. Verlassen, arm, ihren Säugling an der Brust, wanderte sie bettelnd und nackten Fußes von Thal zu Berg und von Berg zu Thal bis in die einsamen Gründe des Reußthales, und von dort in die Höhe zu der düstern Einöde des Gotthard. Hier, hoch über der treulosen Menschenwelt, ward es ihr leicht und sie wünschte, da zu bleiben; aber aller menschlichen Hülfe beraubt, ohne ein liebendes und theilnehmendes Herz, das sich ihrer erbarmt hätte, fand sie nur in dem Tod die einzige Rettung aus dem Jammer ihres Lebens. Zuvor schrieb sie einen rührenden Brief an ihre Eltern, worin sie ihnen ihre Schicksale erzählte und sie bat, für ihre Seele zu beten, weil sie nur durch ein Verbrechen sich von der schrecklichen Bürde ihres Daseyns befreien könne. Einen andern Brief schrieb sie an ihren Verführer. Nach einer erschütternden Schilderung ihrer namenlosen Leiden warf sie die blutige That, die sie im Begriff stehe, zu vollziehen, auf seine Seele und kündigte ihm an, daß ihr unversöhnter Geist nach ihrem Tode ihn ohne Rast und Ruhe verfolgen werde, bis der Tag der Rache ihn ereilt habe. Diese Briefe gab sie der vorbeieilenden Post, ging dann zu dem erwähnten einsamen Felsen und schnitt dort ihren und ihres Kindes Lebensfaden ab.

Mit Hohnlachen las der Verführer den schauervollen Brief; Gewissen und Vergeltung hielt er für Fabeln, gegen deren Schrecken er längst gerüstet zu seyn glaubte. Als er ihn gelesen, warf er ihn unter seine alten Papiere. Dort lag er lange. Er sah ihn öfter, Anfangs mit derselben Empfindung, mit der er ihn gelesen, dann mit wehmüthigem Ernste, endlich mit Grauen. Zugleich erschienen ihm in den Stunden des Abends die schrecklichen Bilder von der leidensvollen Wanderung der hülflosen Unglücklichen, von ihrem verzweiflungsvollen Umherirren in den Einöden des Gotthards, und von ihrem und ihres Kindes schauervollem Tode. Leise kündigte sich die nahende Nemesis an. Endlich faßte er den Muth, den Brief nochmals zu lesen. Von da an war die freche Ruhe aus der Seele des Frevlers verschwunden. Er suchte sich durch Trinkgelage und rauschende Vergnügungen zu zerstreuen, aber mitten im Taumel der Sinnenfreuden traten jene grauenvollen Bilder wie Gespenster des Grabes vor ihn hin. Er hoffte auf Reisen für seine gequälte Seele den Balsam der Lethe zu finden; aber auch dorthin verfolgte ihn der Schatten der gemordeten Unschuld, und so oft er in seine Wohnung trat, holte er mechanisch den Brief, las ihn und überließ sich den Qualen wahnsinniger Verzweiflung. Schon hatte die Nemesis seine Seele umstrickt und eilte, ihr Werk zu vollziehen. In der fürchterlichen Unruhe seines Gemüths faßte er den Entschluß, mit einem Theile seines nicht unbeträchtlichen Vermögens nach Griechenland zu gehen und den Rest seinen Verwandten zu hinterlassen. Ohne Zweifel leitete ihn der Gedanke, der mehr als einen dorthin geführt hat, durch den hochherzigen Kampf und Tod für die große Sache der Menschheit, die in Griechenland verfochten wurde, die Schuld eines schmachvollen Lebens zu tilgen und sich mit dem Himmel zu versöhnen. Ehe er abreiste, steckte er den verhängnißvollen Brief in die Tasche. Seine Reise führte ihn durch die Schweiz. Anstatt von Basel geradezu nach Genf zu gehen, wandelte ihn die Lust an, zuvor noch das schöne Argau zu sehen. Dort gab ihm sein böser Geist den Gedanken ein, die kleine Abschweifung noch bis zu dem berühmten Vierwaldstättersee, der nicht mehr ferne sey, fortzusetzen. Er befuhr den See. Zwischen den furchtbar-herrlichen Felsenufern holte er unwillkührlich den verhängnißvollen Brief hervor und las ihn. Er fragte nach der Entfernung des Reußthals, und da er vernahm, daß es nicht mehr fern sey, befahl er unwillkührlich den Schiffern, dorthin zu fahren. So führten ihn „die ewigen Hüterinnen des Rechts" *) Anfangs in weiten, dann in immer engeren Kreisen, näher und immer näher dem furchtbaren Punkte entgegen, auf dem er sein Ge-

*) Die Eumeniden. Die angezogenen Stellen und Worte sind aus den Eumeniden von Aeschylos.

schick erfüllen sollte. Von Flülen wollte er zurück, aber unwillkührlich lenkte er seine Tritte das Thal aufwärts, zur Schreckensstraße. Dort „umflog ihn mit grausendem Dunkel die Blutschuld," und unaufhaltsam trieben ihn die Rachegeister den finstern Schlund hinauf zu den Höhen des Gotthard. Hier ließ er sich den einsamen Felsen zeigen, wo die Unglückliche ihr Leben geendet hatte. Zwei Tage lang irrte er in dumpfer Betäubung um das traurige Gestein, „von vergossenem Menschenblute duftend;" dann enthüllte er in einem Briefe an die Seinigen die Verbrechen seines Lebens, und wie eine höhere Gewalt ihn zu der schauervollen Stätte getrieben habe, wo er durch seinen Tod den unversöhnten Geist der Hingeopferten zu beruhigen bestimmt sey. Am Abend verließ er das Hospiz, und am andern Morgen fand man ihn auf demselben Felsen entseelt in seinem Blute. Aber um den grauenvollen Felsen feierten die Eumeniden die hohe That wunderbar vollzogener Vergeltung mit dem Festgesang:

„Ihm (dem Frevler) mit Gewalt stürmen wir nach,
Wie er auch schwinge den Fuß.
Und wir tilgen die Blutschuld."

(Schluß des zweiten Briefs.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Berlin, Januar.**

(Beschluß.)

Herr von Holtei hielt einen doppelten Cursus seiner dramaturgischen Vorlesungen, das erstemal zum Besten seiner durch Ueberschwemmung verunglückten Landsleute in Schlesien. Jede der beiden Vorlesungen war überzahlreich besucht, wie denn überhaupt der Geschmack an Vorlesungen der Art von Jahr zu Jahr, besonders bei den Gebildeten unter dem schönen Geschlecht, zunimmt. Der Zustand unserer beiden Theater rechtfertigt diese Ableitung des Geschmacks.

Hofrath Fr. Förster, welcher die lezten Monate des abgelaufenen Jahres zu einer Reise nach Rom und Neapel benuzt hat, wie man sagt, nicht ohne Auftrag oder doch Beistimmung der mit Regulirung des Museums beschäftigten Behörden, ist von da zurückgekehrt, um in der Sylvesternacht einer vierten Runde des großen Kurfürsten beizuwohnen. Dießmal sezt er sich etwas keck hinter dem hohen Herrn auf das Roß (versteht sich jedoch nach vorgängiger Einladung) und fliegt mit ihm in Wolkenräumen über Berlin hinaus bis nach Rom. Hier begegnet und begrüßt den ehernen Fürstenritter der eherne Kaiserritter Marc Antonin vor dem Kapitol, und wird sein Führer durch das alte Rom. Nicht ohne treffende Wendungen und mit poetischen Bildern klettern die hohen Fürsten mit ihren bronzenen Pferden über die Trümmer und traben, gemüthlich reflektirend, um die Mauerkanten des Kolosseums. Die Schilderung des leztern ist in ihrer humoristischen Eigenthümlichkeit neu und lebendig:

Und als wir jezt das Thor im Rücken,
Welch Schauspiel den erstaunten Blicken!
Des Kolosseums Riesenpracht
Stand vor uns da in der Mondesnacht.
Das Auge weiß sich nicht zu lassen,
Es weiß der Geist sich nicht zu fassen;
Von einem Pfeiler zu dem andern
Die Gedanken und Blicke unstät wandern,
Bis endlich mit gefaßtem Muth
Der Sinn gefällig darauf ruht.
Aus großen Quadern ist's gefügt,
Ein Felsstück auf dem andern liegt,
Die Säulen in schöner Ordnung ragen
Und hochgewölbte Bogen tragen.
Ein Stockwerk über das andere schaut,
Und Mauer sich auf Mauer baut,
So daß man mit Erstaunen frägt:
Wie nur die Erde solch Bauwerk trägt? —

Zuerst von außen auf neuem Geleis
Wir maßen den ungeheuren Kreis,
Dann hielten wir an dem Eingang an,
Und ritten hindurch zu der Kampfspielbahn.
Was uns von außen groß erschienen,
Weit größer erschien es noch von innen,
Mir war's, als wären wir eingeritten
Tief in des Erdballs innerste Mitten;
So thürmt der ungemessene Bau
Ringsum sich zu des Himmels Blau,
Daß man durch die offenen Fensterhöhlen
Die hellen Sterne konnte zählen u. s. w.

Lyrische Wärme bei populärer Auffassung zeichnen auch dieses Gedicht des in diesem Genre glücklichen Dichters aus. Will er aber, daß sein Gedicht in Berlin verschlungen werde, so muß er nicht Roms einstige Größe, sondern den gegenwärtigen Skandal in Berlin zum Thema wählen. Das nur wird in einer Gelegenheitsdichtung verschlungen.

Ganz neue Zeitschriften sind in diesem Jahre in Berlin nicht entstanden. Eingegangen sind dagegen das Oppositionsblatt (ehemals Staffette) und die Schnellpost. Das Berliner Conversationsblatt ist mit dem Freimüthigen zusammengeschmolzen und unter der Redaktion von W. Alexis verblieben. Sie haben die Ankündigungen der neuen und alten Blätter gelesen, und über den Fortgang soll Ihnen mein nächster Brief Nachricht geben, da dieser schon die Grenzen zu überschreiten droht. Nur einer Quasianekdote will ich noch erwähnen, da sie mit zur Geschichte der Berliner Gerüchte gehört, welche sich in der Regel in „Tageslügen" auflösen. Es hieß für gewiß, Seine Majestät der König habe vor Kurzem ganz für sich das fünfzigjährige Jubiläum seiner Staatsdienste, wenn man es so nennen darf, gefeiert. Eines Abends sey der huldreiche Monarch in den Kreis der Seinigen getreten, ein Patent in den Händen; und habe scherzend erklärt: „Ich muß an die Jubiläen aller meiner Getreuen denken; da aber des meinigen Niemand sich erinnern will, muß ich es selbst feiern. Heute vor fünfzig Jahren erhielt ich das Fähndrichs-Patent." An der ganzen Geschichte, mit wie rührenden, genau detaillirten Umständen sie auch umherging, ist nichts Wahres. Die Staatszeitung hat das Geschäft der Gazette übernommen. Man fragt; Wer erfindet diese Gerüchte?

Eine große Hofschlittenfahrt nach Tivoli brachte dieser Tage einiges bunte Leben in das eintönige Weiß der Straßen. Man ist neugierig, was der Karneval bringen wird. Die Ankunft der Sontag (Rossi) wird mit Spannung erwartet, da sich noch so manches Dunkle und Räthselhafte im Schicksal dieser Glücklichen lösen und aufklären soll.

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 38.

# Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Sonnabend, 13. Februar 1830.

Wie viel wird noch der Orient lehren, wenn einmal die unersättliche Herrschsucht ihren Forschungsgeist auf Alexanders Fußstapfen in die verwahrlosten Länder gegen der Sonne Aufgang trägt.

Johannes Müller.

## Skizzen aus der asiatischen Türkei.

Vor zwei tausend Jahren, als die meisten Kulturvölker der Erde rund um das mittelländische Meer wohnten, waren die Küstenländer dieses Binnenmeers bekannt und nach dem damaligen Standpunkte der Wissenschaft beschrieben; die übrigen Theile der Erdoberfläche waren desto weniger bekannt, je mehr sie von den klassischen Ländern entfernt lagen. Seitdem sich aber ein beträchtlicher Theil europäischer Kultur nach Norden wandte, und jeder Punkt des Planeten die Wißbegierde und den Eigennutz unseres kleinen Erdtheiles anzog, ist merkwürdiger Weise ein bedeutender Strich der ehemals bekanntesten Küstenländer wieder in ein Dunkel getreten, welches erst in neuester Zeit die Politik und kühne Reisende zu zerstreuen suchten. Die Gegend um Smyrna und Egypten sind fast die einzigen vollständig bekannten nicht-europäischen Küstenstriche des Binnenmeers. Zwar hatten über Kleinasien, das Vaterland des Geographen Strabo und des älteren Reisenden Herodot, besonders Engländer und Franzosen in den lezten Jahren Berichte mitgetheilt. Der Küstenstrich im Nordwesten, Troas, war schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von dem Philologen Wood, drauf von Lechevalier untersucht worden. Leake hatte seitdem über die Archäologie Kleinasiens viel Anziehendes mitgetheilt; der Orientalist Jaubert bereitete eine gründlichere Kenntniß des nördlichen Uferstriches vor. Aber gerade das innere Land, von welchem man am wenigsten wußte, wie viel sich dort aus dem Alterthum erhalten, wie sich das Loos der Bevölkerung gestaltet habe, welche bleibende Naturverhältnisse dort zu beobachten seyen, gerade dieß Binnenland wartete noch auf tüchtige Forscher und wahrheitsliebende Berichterstatter.

Einen Theil dieser Lücken füllt endlich ein ehemaliger Zögling der berühmten pariser Normalschule, H. V. Fontanier, durch den Theil seiner Voyages en Orient, welcher die asiatische Türkei begreift. Es gelang diesem jungen Gelehrten mitten durch das Festland von Georgien bis ans Mittelmeer vorzudringen. Außer den geologischen Bemerkungen, wodurch sein Werk troz dem Mangel an Höhenmessungen u. a. m. wissenschaftliches Interesse gewinnt, beschäftigt sich Fontanier vorzüglich mit den Sitten und der Lebensart der von ihm gesehenen Völkerschaften. Ohne den scharfen Blick zu besitzen, welcher es einem Reisenden selbst bei kurzem Aufenthalte in einem Lande möglich macht, die hervortretenden Charaktere und die kleinsten Nüancen der Völkerverhältnisse genau zu fassen und kurz darzustellen, gibt doch Fontanier in ungekünstelter Schreibart eine höchst anziehende Reihe von Skizzen, welche durchgängig das Gepräge der Wahrheit tragen.

Wir versuchen es, in einigen Auszügen dasjenige hervorzuheben, was den Lesern dieser Blätter am wissenswerthesten scheinen möchte, und folgen Fontanier in die Familienkreise, die Harems, suchen das Staatsleben, die Belustigungen, auch das Unglück der bisher fast in Dunkel gehüllten Länder kennen zu lernen. Wir machen uns mit

einer Bevölkerung vertraut, die sich eben so wenig um die Vergangenheit als um die Gegenwart, am wenigsten um die Zukunft bekümmert, und die wahrscheinlich erstaunen würde, wenn sie erführe, daß die Gebildeten Europas eben so großes Interesse an ihrem früheren und jetzigen Leben nehmen, als die europäische Politik an ihrer Zukunft.

## Sklavenhandel.

Die Ausfuhr der Stadt Trapezunt ist sehr bedeutend. Nach Rußland schickt man trockenes Obst, Tabak und anatolische Zeuge, aber der merkwürdigste Verkehr ist der Sklavenhandel. Die Kriegsgefangenen der barbarischen Völkerschaften des Kaukasus, aus Mingrelien und Guriel entwendete, oder bisweilen von ihren Eltern verkaufte Kinder werden von Anapa aus oder längs der Küste nach Trapezunt gesandt, wo sich bei meiner Anwesenheit zweihundert im Hafen befanden; sie gehörten mancherlei Nationen an, man nannte sie aber alle Georgier. Der mit weißen Sklaven getriebene Handel gleicht übrigens in keiner Hinsicht dem Negerhandel; die meisten Sklaven sind mit ihrem Loos zufrieden. Nur die reichen Türken können sich welche verschaffen. Sie werden eher wie Kinder vom Hause als wie Diener behandelt, die gemeinen Arbeiten überläßt man Taglöhnern; man gibt ihnen schöne Kleider und Waffen, sie begleiten ihren Herrn, und leisten ihm die Dienste, welche sonst ein Sohn für den Vater verrichtet. Das Loos der jungen Mädchen ist mehr oder minder glänzend, je nachdem sie verständig und schön sind. Oft werden sie unumschränkte Herrinnen des Harems. Durch die Hindernisse, welche die russische Regierung diesem Sklavenhandel entgegensezt, nimmt er täglich ab; ich bezweifle aber, ob sie sich dadurch die Gunst jener Völkerschaften erwirbt. Die jungen Bursche werden noch lange der Zeit denken, wo sie das rauhe Leben im Gebirge gegen ein glänzendes Loos und die Möglichkeit, zu bedeutender Macht zu gelangen, vertauschen konnten; und die Einbildungskraft wird die jungen Mädchen noch lange nach den Harems versetzen, wo sie ehemals Herrinnen wurden, wo reiche Gewande mit kostbarem Geschmeide das schmutzige Leibenhemd und ihren groben Schmuck ersezten.

Auf der Reise durch das Binnenland schlossen sich Türken von Achalsich an unsre Karawane an. Sie hatten vier Sklaven bei sich, zwei Mädchen und zwei Knaben, die sie an den Meistbietenden absetzen wollten. Die Mädchen sagten mir, sie seyen in einem Dorfe Guriels geboren, Nachts entwendet worden und befinden sich seit der frühsten Jugend im Hause ihres Eigenthümers, den sie als ihren Vater betrachteten. Sie waren gar nicht unruhig über ihr Schicksal, und am wenigsten machte ihnen Sorge, an wen sie verkauft würden. Die eine war schön und ließ sich stolz von den Führern aufwarten, als wären sie ihre Bedienten. Die andere war nicht so munter; ihre Eitelkeit war verlezt, weil man sie nur auf vier Beutel schäzte, während man für ihre Gefährtin vier-und-zwanzig verlangte. Die Knaben waren zwölf bis fünfzehn Jahr alt; man wollte zwölf Beutel für jeden haben; ein Beutel ist ungefähr hundert Gulden. Die Eigenthümer wurden nicht müde, die Schönheit und die guten Anlagen ihrer Sklaven anzupreisen. „Ich sehe diese Mädchen," sagte der älteste, „für die meinen an; wir hatten uns des Nachts in ihr Dorf geschlichen, ich tödtete mit dieser meiner Hand ihre Eltern und steckte ihr Haus in Brand. Gott weiß, mit welcher Zärtlichkeit ich die Kinder aufgezogen habe; dem Himmel sey Dank, sie sind muselmännisch geworden, und ich kann versichern, gegen ihre Tugend ist nichts einzuwenden. Wie konnte ich auch sonst wagen, sie großen Herrn anzubieten, welche allein bezahlen können, was sie werth sind." In der That trug er die größte Sorgfalt für die Mädchen, gab sogar viel für ihren Schmuck aus, und wurden sie böse, sagten sie ihm sogar Grobheiten, wagte er kaum ein Wort zu erwiedern.

Da kam ein persischer Kaufmann zu mir in's Zelt, welcher zeigen wollte, daß er reich sey; er sagte mir, er wünsche die schönste der Sklavinnen zu kaufen, und wenn sie ihm nicht anstehe, so bringe er sie in Konstantinopel wieder an den Mann. Der Türke bestimmte einen Tag zum Verkauf und man erlaubte mir, gegenwärtig zu seyn. Die Mädchen saßen unter einem Baume, das Gesicht sorgfältig verschleiert; die Unterhandlung begann, der Eigenthümer lüftete ohne Ziererei den Schleier der Göttin, sezte sich wieder und fuhr fort, seine Waare anzupreisen, aber der Perser bot nur vier Beutel. Ich weiß nicht, wer wüthender darüber war, der Herr oder die Sklavin; aber beide warfen sich über den Käufer her, prügelten ihn durch und verbaten sich für die Zukunft solche Anträge. Die Dame erklärte, sie würde sich nie an einen Mann verkaufen lassen, der ihre Reize so schlecht zu würdigen verstehe, und sollte er auch den doppelten Preis bieten.

Später habe ich erfahren, daß die Sklaven an einen reichen Herrn zu Siwas verkauft worden sind. Die erste ging für sechszehn Beutel ab, die zweite für fünf, die beiden Knaben (zusammen) für zwölf; das machte über dreitausend Gulden. Ich weiß nicht, ob der Verkäufer nachher sein Gelübde erfüllt hat: eine Wallfahrt nach Mecca zu unternehmen und in Alexandria Kaffee einzukaufen, um ihn in seiner Heimath zu verhandeln.

Man hat keine Vorstellung davon, wie viele russische Soldaten nach der Türkei und nach Persien auswandern. So armselig auch ihr Loos in dem erstgenannten Lande ist, so finden sie doch dasselbe besser als den Kriegsdienst. In der Türkei angelangt, verkaufen sie sich selber für vierzig bis fünfzig Piaster, und die, welche ich gesehen, versicherten mich, ihr Entschluß habe sie niemals gereut. Man gebraucht sie am liebsten als Stallknechte.

Kömmt es ihnen aber nach dem Verkauf in den Sinn, zu entwischen, so bringt man sie ohne Barmherzigkeit um; viere waren kurz vor meiner Ankunft zu Erzerum aufgehängt worden.

## Manuela.

(Fortsetzung.)

„Was bringt Euer Gnaden zu mir?“ fragte General Lopez B. freundlich den über die unerwartete Höflichkeit dieser Anrede fast bestürzten Fremdling. Ich trug ihm, so gut es ging, meine Angelegenheit vor; der General lächelte zu meiner spanischen Redekunst und erkannte meine Unschuld. Zum Ueberfluß zeigte ich ihm meine Papiere. Der spanische Paß wies mich aus und rechtfertigte meine Streiferei auf den Flanken seiner Armee. Ein Empfehlungsschreiben an den französischen Generalkonsul von Biscaya und Navarra, Señor Don Vicente Garruete, lag dabei. Mein Glücksstern wollte, daß dieser Mann, dem ich von französischen Freunden dringend empfohlen war, gerade im Kabinet des Generals, mit dem er am frühen Morgen schon gearbeitet hatte, zugegen war. Der Sekretär mußte ihn rufen. Der ehrwürdige Greis empfing mich wie ein heimgekehrtes Glied seiner Familie; die spanische Herzlichkeit und Gastfreundschaft hatte an ihm ihren würdigsten Repräsentanten. Aus einem Fremden war ich plötzlich ein Kind des Hauses geworden; denn dieß Haus war das Eigenthum des Konsuls, bei dem der General sein Quartier genommen hatte.

Don Vicente hatte mich umarmt und mit einer schönen spanischen Redeform, die, wenn sie auch nichts mehr, als eben eine Redeform ist, doch vortheilhaft für den Charakter eines Volkes spricht, das solche Hingebung für den Gast zu einem stehenden Ausdruck in seinem Wörterbuch der Höflichkeit machen konnte, sein ganzes Haus zu meiner Verfügung gestellt, als Don Lopez, der General, hinzufügte: „Euer Gnaden haben nun Genugthuung für den kurzen Irrthum meiner Leute erhalten. Ich sehe aus Ihren Papieren, daß das Ziel Ihrer Reise Burgos ist. Nehmen Sie meinen Rath an, bleiben Sie hier. Die Wege sind schlimmer bestellt, als Ihre Jugend glaubt. Es soll Ihnen hier an Gelegenheit nicht fehlen, Spanien kennen zu lernen. Bleiben Sie in Bilbao, wenigstens so lange, bis die Truppenmärsche vorüber sind. Die Landschaft zwischen Vittoria und Burgos wimmelt von heimathlosem Gesindel; Sie sind als Fremdling keinen Augenblick sicher, und die Kommunikation mit Frankreich ist gänzlich gesperrt.“

Die Erfahrung, welche ich so eben gemacht hatte, war zu neu, als daß ich sie schon wieder vergessen haben konnte. Allein mehr noch als dieß imponirte mir das Gemisch von wohlwollendem Ernst und warnender Freundlichkeit, mit dem der General diese Worte sprach, und die überraschende Güte, mit der er mir am Schluß derselben seine Hand reichte und die meinige drückte. So viel Güte überwand meinen Starrsinn; ich fühlte mich plötzlich und auf beinahe wunderbare Weise zu diesem Manne hingezogen, der das rauhe Handwerk der Waffen mit so viel menschlichem Wohlwollen ausübte, und dem die eisernen Pflichten seines Berufs so viel ächte Humanität übrig gelassen hatten, daß diese gegen den ersten den besten Fremdling in so theilnehmenden Worten überfließen konnte. Ich glaubte einen Blick in sein Herz gethan zu haben; es kam mir vor, als müßte eine verneinende Antwort von meiner Seite ihm wehe thun, indem sie ihm Mangel an Vertrauen bewies, und ich sagte ihm zu, einstweilen in Bilbao zu bleiben.

Der General nahm meine bejahende Antwort mit einer Freundlichkeit auf, die ihm vollends mein ganzes Herz gewann, und fuhr fort: „Es freut mich, daß Sie meinen Rath würdigen, und ich hoffe, Sie werden, so lange Sie bei uns bleiben und so oft ich in der Stadt bin, meinen Tisch nicht verschmähen. Wir haben nicht blos Soldaten hier; Sie sind ein Gelehrter und Sie finden Ihres Gleichen bei mir. Señor Llorente und Don Francisco Galiano kommen zu mir, und meine Frau wird sich freuen, Sie kennen zu lernen. Auf Wiedersehen am Abend. Meine Speisestunde ist um sechs Uhr.“ Ich wußte kaum, wie mir geschah. Der General ist ein Engel, dachte ich. Wer hätte einen solchen in diesen Zeiten, in diesem Lande, in diesem Hause gesucht? Mein militärischer Begleiter erschien nicht wieder. Don Vicente begleitete mich bis zur Treppe, bat mich dann für den Abend zu sich, um mich dem Kreise seiner Familie vorstellen zu können, und sagte mir zum Abschied, wir werden uns an der Tafel des Generals wiedersehen.

Auf der Straße erst fiel mir ein, was Don Lopez von seiner Frau gesagt hatte. Sollte sie es seyn, fragte ich mich selbst, und irrte, in Träumereien verloren, erst in den engen, ungepflasterten Gassen Bilbaos, auf seinen kleinen, aber freundlichen und belebten Plätzen, sodann auf den grünen Bergen, welche mit ihren steilen Wänden die Stadt einschließen, umher; weidete mich an dem Anblick des Fremden und Neuen, das mich rings umgab, blickte von den höchsten Spitzen auf den immer neuen Proteus, das Meer, hinab, das jetzt im Wiederschein der Mittagssonne hell wie Diamant und Saphir strahlte, durchirrte die grünen Kastanienhaine, die Maisfelder, die Carubengärten, welche Bilbao, wie in einem Meer von Laub, ringsum von allen Seiten verhüllen, labte meinen ermüdeten Körper in einer ächtspanischen Venta an köstlicher Chokolade, plauderte mit Arrieros, scherzte mit biscayischen Bäuerinnen, voll natürlicher Gra

zie und plauderhaft, wie Evas Töchter es nur seyn können; besuchte die Kirchen und das Monument zu Ehren der Konstitution. — Um sechs Uhr Abends stand ich wieder unter dem hohen Portal des Konsulatgebäudes.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Nun kann man Dlle. Sontag die hochgefeierte in Paris nennen, und ich wüßte keine fremde Sängerin, die seit der unerreichbaren Catalani mit so lebhaften Beweisen von Beifall und Theilnahme entlassen worden wäre, als die junge deutsche Sängerin, und wenn gleich Anfangs manche Kritiker über ihren Gesang sich nicht ganz billigend oder wohl gar rügend geäußert hatten, so kann sie sich andernseits rühmen, es dahin gebracht zu haben, daß bei ihrer Abreise alle Stimmen, oder wenigstens die meisten, sich zu ihren Gunsten äußerten. Seitdem man wußte, daß sie Paris bald verlassen würde, verdoppelte sich der Eifer der Zuhörer, die Vorstellungen an der italienischen Oper wurden außerordentlich stark besucht, ihre Benefizvorstellung fiel sehr glänzend aus, und obschon dieß als das lezte Auftreten der Künstlerin angekündigt worden war, so folgte doch ein zweites, drittes und viertes sogenanntes l e z t e s Auftreten, und endlich ein allerleztes, wovon unten die Rede seyn soll. Das Journal des Débats spottete ein wenig über die Pariser, die bei verdoppelten Preisen sich drängen und ihr schweres Geld hergeben, um Opern zu hören, die sie einen Monat früher mit weit mehr Bequemlichkeit und um den halben Preis hätten hören können. Allein kann man es den Reichen verdenken, daß sie sich durch verdoppelte Preise nicht abschrecken ließen, eine herrliche Stimme zu hören, die sie nun nicht mehr vernehmen werden? Und haben die Journale nicht selbst durch ihr Loben und Bedauern das Publikum angespornt, die lezten Abende noch zu genießen? Ein Tageblatt, la Temps, durchgeht die Geschichte der Dlle. Sontag auf der Pariser Bühne, die einen Zeitraum von vierte-halb Jahren umfaßt, die Monate der Abwesenheit mitgerechnet, und in diesem Zeitraume bezeichnet der Theaterkritiker zwei von einander verschiedene Epochen. Als sie zuerst im Jahr 1826 nach Paris kam, trat sie in Rossinischen Rollen auf, die nur eine biegsame, gefällige Stimme erfordern; in diesen Rollen zeigte sie sich als Meisterin und erhielt ungetheilten Beifall. Was sie mit ihrer lieblichen Stimme alles ausrichten konnte, sezte in ein ergözliches Staunen; solch ein melodisches Gezwitscher von der Bühne herab zu hören, war eine herzliche Lust. Allein als nach Dlle. Sontags Abzuge die Pasta in den leidenschaftlichen Rollen, die sie sich gewählt hat, wieder auftrat, sah man doch wohl, daß ein großer Unterschied zwischen einer lieblichen Sängerin, die ihre ganze Kunst in der Kehle hat, und zwischen einer tiefdenkenden Schauspielerin ist, die nicht allein schön singt, sondern auch fühlt, was sie vorträgt, also eine eben so gute Sängerin als Schauspielerin ist. Im Januar 1827 trat Dlle. Sontag wieder auf und zwar dießmal in Othello, worin Mad. Pasta so vortrefflich gewesen war. Hier wollte sie wieder ihre mezza voce anbringen; allein da die Rolle voll Energie und Leidenschaft ist, so gab dieß einen sonderbaren Gesang; sie hatte weder die Pasta erreicht, noch die Dlle. Sontag des vorigen Jahres. Nun ließen die Tageblätter ihre Warnungen vernehmen, sie solle auf ihre kleinlichen Mittel, die Ohren zu ergözen, Verzicht thun, das zugespizte Mäulchen hübsch öffnen, wie es sich in einer großen Rolle gebührt, und mit voller Stimme singen. Sie ließ klüglich die leidenschaftlichen Rollen fahren und spielte wieder die Rollen im Barbiere di Sevilla, in der Cenerentola, der Donna del Lago u. s. w., die ein leichtes und gefälliges Spiel erfordern. In diesen Rollen ergözte sie wieder das Pariser Publikum; es fing jedoch an, sich an dem Einerlei etwas zu übersättigen. Sehr klug machte daher die Sängerin wieder einen Abstecher auf die Londoner Bühne, und dießmal tröstete Mad. Malibran die Pariser wegen der Abwesenheit der deutschen Künstlerin. Als diese nach einiger Zeit wieder auftrat, wollte es mit der Stimme nicht mehr recht fort; Einige schrieben dieß der Wirkung der Londoner nebelichten und mit Kohlendampf geschwängerten Luft zu; Andere munkelten von andern Ursachen, welche ihrer Stimme Schaden gethan haben sollten, und in diese Zeit fällt die sonderbare Ankündigung ihres Arztes in den Pariser Blättern, sie sey über einen Pfirsichstein ausgeglitten und gefallen. Der Pfirsichstein wurde vom malizidsen Publikum sehr ironisch aufgenommen, und man scherzte lange über den Einfall des Hrn. Doktors. Glücklicherweise erholte sich die Stimme nach dem vorgeblichen Falle über den Pfirsichstein wieder, und die Sontag erschien von Neuem auf der Bühne, aber neben der Malibran, die sich unterdessen durch gefühlvollen Gesang in die Gunst des Publikums gesezt hatte. Das liebliche Gezwitscher der Dlle. Sontag konnte nicht mehr ausreichen, den Beifall des Publikums lange zu erhalten; hier scheint die Sängerin ernstlich nachgedacht und sich überzeugt zu haben, daß, um ferner neben ihrer Gefährtin glänzen zu können, sie wie diese ihre Rollen nicht allein absingen, sondern auch empfinden und vortragen müsse. Was der Rath der Theaterkritiker nicht hatte bewirken können, that wahrscheinlich die Rivalität und das heftige Verlangen, von einer Nebenbuhlerin in der Gunst des Publikums nicht ausgestochen zu werden. Hiermit beginnt die zweite Periode des Spiels der Dlle. Sontag auf der Pariser Bühne.

(Der Beschluß folgt.)

---

Auflösung des Räthsels in Nro. 32:
Das Räthsel.

---

### Homonyme.

Wo wilde Menschen
    Die Fäuste ballen,
Vom Streich der Aexte
    Die Bäume fallen,
Wo zum Altare
    Die Ritter wallen,
Gesprengt vom Pulver
    Maschinen knallen,
Wo durch Gebirge
    Die Donner hallen,
Wo Nachtigallen-
    Akkorde schallen:
Da wirst du leicht das Wort des Räthsels finden.
Mit Faust, Holz, Mord, Bliz, Ritter es verbinden,
Von Nachtigallen mit Entzücken hören.
Als Mensch mußt du zu Einem selbst gehören;
Doch wirst du dich, kommt's dir zu nah, empören.
    Allein umsonst, wenn dich der blasse Tod
        Damit bedroht.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 39.

# Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 15. Februar 1830.

— Da sein Weib ihm solch ein Segen ist,
Findt er des Himmels Lust auf Erden schon.

Shakespeare.

## Manuela.

(Fortsetzung.)

Die Gesellschaft war beinahe versammelt. Offiziere jeden Ranges, zwei Deputirte der Kortes, unter denen ein schöner, junger Mann mit einer tiefen, aber wohltönenden Baßstimme mir als Don Franzisco Galiano bezeichnet wurde, Kaufleute und Beamte, der ehrwürdige Don Vicente, ein königlicher Staatsrath, Don Everardo Buron, als Kunstkenner bekannt, ein Bischof und ein kleiner, hagerer Greis, mit kleinen, lebhaft blitzenden grauen Augen und buschigen Braunen im Priesterkleide, in dem ich Señor Llorente, den berühmten Sekretär der Inquisition und ihren Geschichtschreiber wieder erkannte, bildeten die anziehende Versammlung. Ich war der einzige Fremde in ihr und empfing als solcher die einfachen und herzlichen Begrüßungen, mit denen der gebildete Spanier gegen Ausländer so freigebig ist, als strebte er diesen dadurch das mißtrauische und unfreundliche Benehmen seiner ungebildeten Landsleute vergessen zu machen. Am Oberende der Tafel war eine Stelle zur Seite des Generals unbesezt. Plötzlich rauschten zwei Flügelthüren auf, eine Dame erschien und nahm den freigelassenen Sitz ein. Ich male dem Leser meine Empfindungen nicht, als ich in dieser Dame meine Erscheinung von heute Morgen wieder erkannte. Ich selbst saß der Dritte von ihr zu ihrer Rechten. „Meine Frau,“ sprach der General leichthin über die Tafel weg. Man servirte die Suppe. Ich hatte nur Auge und Ohr für den General und die Dame, die ihm zur Seite saß, ohne Uebertreibung das liebenswürdigste Paar, das meine Augen jemals gesehen haben. Hätte ich auch nicht schon so viel Veranlassung gehabt, meine Aufmerksamkeit auf diese beiden zu beschränken, der Austausch von zarter Aufmerksamkeit, der zwischen ihnen stattfand, der unverkennbare Ausdruck des Glücks und der seligsten Freude, den man auf den Zügen beider las, und der das Bewußtseyn, sich einander anzugehören, zum Grunde hatte, die fremdartige Schönheit der Frau, der würdige und doch so liebevolle und männliche Ernst des Generals, der freudige Blitz seines Auges, wenn es auf das ihrige traf, und die zärtliche, von allem Affektirten freie Hingebung seiner schönen Gattin, so oft er Wort oder Blick an sie richtete, alles dieß verrieth mir, daß an dieser Tafel ein glückliches Paar sitze, wie es selten die Erde trägt. Das konnte keine Ehe gewöhnlicher Art seyn; irgend ein sonderbares, seltenes und vielleicht romantisches Verhältniß, irgend ein merkwürdiges Geschick, so schien es mir, mußte dieß Band geknüpft haben, dessen äußere Erscheinung so verschieden von allem war, was mir bisher vorgekommen. Denn ich gestehe, daß die gewöhnliche Kälte zwischen Ehegatten, dieser sichtbare Ueberdruß, diese Gleichgültigkeit, oder gar offenkundige Feindseligkeit, wie man sie zwischen Ehegatten so oft findet, auf mein jugendliches Gemüth immer einen höchst widerwärtigen Eindruck gemacht hatten; ja, ich läugne es nicht, die Allgemeinheit dieser Beobachtung hatte es schon mit Abneigung

und ungerechtem Vorurtheil gegen die Ehe überhaupt zu erfüllen angefangen. Hier sah ich nun plötzlich, und zwar unter Waffen und Bürgerkrieg, das schöne erhabene Bild einer noch nie erblickten Zärtlichkeit unter Gatten vor mir, das Gegentheil von allem, was ich bisher beobachtet zu haben glaubte.

War Donna Manuela mir schon am Morgen reizend erschienen, so stellte sie jetzt das Bild der schönsten Frau dar, die ich noch gesehen. Gewöhnlich erhöht der Schmuck und der gewählte Anzug für mich die Reize einer Frau um nichts, vielmehr verscheucht er oft die Täuschungen, zu denen bei einer schmucklosen Frauengestalt die Phantasie uns verleitet. Allein bei ihr war die Wirkung anders. Der Glanz ihrer nicht überladenen, aber doch gut gewählten Kleidung hob ihre natürlichen Reize, und sie war eine der wenigen ihres Geschlechtes, denen die Kunst der Toilette nichts von ihrer Schönheit raubte.

Indeß war der General bei Tische, obgleich man deutlich erkannte, sein Herz sey ausschließlich bei seiner holden Nachbarin, doch eben so liebenswürdig unbefangen, wie ich ihn in seinem Kabinet hatte kennen lernen. Jedem seiner Gäste verstand er etwas Angenehmes zu sagen, jedem wußte er seinen Platz, seine Gesellschaft erfreulich zu machen. In seinem Benehmen ward man gewahr, daß er mehr ächtem Verdienst, als der Gunst der Geburt oder fremdem Vorschub das verdankte, was er war. Sein Mitgefühl und sein natürliches Wohlwollen für Geringere, die von aller künstlichen Herablassung freie Art, mit der er zu diesen von ihren Pflichten sprach, machte es unzweifelhaft, daß auch er einst auf derselben Stufe gestanden habe und mit ihrer Lage innig vertraut sey. Daneben aber zeugten die Würde seines Benehmens, die Feinheit seines Tones und seine mannigfachen Kenntnisse eben so sehr von dem Werth, den er auf seine Stellung legte, als von dem ächten Verdienst, das ihn dahin geführt.

Donna Manuela sprach wenig und leise, und nicht ohne Befangenheit gab ich ihr auf die bedeutungslosen Fragen Antwort, welche sie an den Fremdling richtete, und die alle die spiegelhelle Reinheit eines völlig kindlichen, schuldlosen und mit den Dingen der Welt nur wenig vertrauten Gemüthes verriethen. Namentlich schien Europa ihr fremd, während sie mit Vorliebe von andern Erdtheilen redete und einmal mit sichtbarer Rührung den Namen Havannah aussprach. Das Gespräch, bis dahin einzeln und gruppenweis fortgeführt, ward bei diesem Anlaß allgemein. Ich nahm geringen Antheil an den politischen Hin- und Widerreden über das Benehmen der Kortes gegen Meriko, das Señor Galiano umsonst zu rechtfertigen bemüht war, und war indessen von meinem Nachbar, Llorente, in eine unerfreuliche Diskussion über die alte erlauchte Dichterschule Spaniens verwickelt worden, wobei der gelehrte, aber etwas unpoetische Greis wunderlicher Weise den Satz durchzuführen strebte, der Reiz der Poesie bestehe nur im Versmaß und im Reim, als ich Donna Manuela plötzlich erblassen und auf ihrem Sitz unruhig werden sah. Die Wendung des Gesprächs, das an ihrer Seite geführt wurde, schien die Ursache dieser Unruhe zu seyn. Ich kehrte daher Señor Llorente den Rücken und horchte, wovon es sich handle und was die schöne Frau so beunruhige.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Skizzen aus der asiatischen Türkei.

### Türkische Musik. Der Seraskier von Erzerum. Türkische Justiz.

Wir fanden einmal, als wir von einem Ausflug zu unserer Gesellschaft zurückkehrten, dieselbe beschäftigt, türkische Musik anzuhören. Zwei Individuen von ernstem und widerwärtigem Antlitz machten ihnen dieß Vergnügen; der eine spielte eine Art Clarinette mit fünf Löchern, der andere begleitete ihn auf einer großen Trommel. Angenehm fand ich die Musik eben nicht, aber die andern Zuhörer waren bezaubert; ihre Zufriedenheit that sich indessen nicht etwa durch lebhafte Aeußerungen kund, sondern nur durch gespannte Aufmerksamkeit, durch ein leises Accompagniren mit dem Kopf, auch zupften sie sich fortwährend am Bart und schlugen die Augen gen Himmel. Es war ein gar seltsames Schauspiel: zwei einzelne Musikanten, von Kopf bis zum Fuß bewaffnet, suchten ihr Glück in einem fast verödeten Lande, wo es eben so schwer war, Zuhörer zu finden, als ihnen Geld abzulocken. Als ich ihnen etwa so viel als sieben Kreuzer einhändigte, wurde meine Freigebigkeit allgemein bewundert; sonst bekamen sie nur drei bis vier Paras (drei Heller). Sie rauchten mit uns, tranken Kaffee und zogen mit einem Phlegma ab, das sonderbar mit ihrem Gewerbe kontrastirte.

Den Persern, in deren Gesellschaft ich mich befand, fiel noch mehr als mir das hochmüthige, barsche Wesen der Türken auf. Mit welch hübschen Sachen, welch graziösen Komplimenten und Grüßen, je nach Rang und Stand der Zuhörer, hätten sie dagegen Sänger in ihrer Heimath erfreut! Bei jeder Gelegenheit äußerte sich der Nationalhaß, welcher zwischen beiden Völkern herrscht, auf's stärkste. Auch bei Gelegenheit der Sänger unterließen sie nicht, alle ihre Beschwerden gegen die ganze türkische Nation aufzuzählen, alle die Beleidigungen und Plackereien, welche sie jeden Augenblick auszustehen hätten. Sie kränkten aber auch in ihrem Stolz auf die Erfolge, welche der persische König in seinem letzten Kriege gegen die Türken davon getragen, die Eigenliebe ihrer Feinde durch das Erzählen der Niederlagen der Türken.

Wir machten einen Besuch bei Galib Pascha, Seraskier von Erzerum und Statthalter der Provinz. Dieser Pascha,

früher Reis-Effendi und Großvezier, steht im Rufe, äußerst klug und geschickt zu seyn; ihm schrieb man den Plan zu, welcher bei Ausrottung der Janitscharen befolgt worden war; aber seine schwächliche Konstitution erlaubte ihm nicht, an der Ausführung Theil zu nehmen; man überließ sie dem starken Arme Aga Paschas. Zur Kaiserzeit war er in Paris Gesandter des Sultans. Nachdem wir durch mehrere ganz leere Säle und einen dunkeln Gang gekommen waren, fanden wir Se. Excellenz in einem kleinen, sorgfältig, aber einfach verzierten Zimmer. Er trug die gewöhnliche Kleidung eines vornehmen Türken und keinen andern Schmuck, als einen Diamant von großem Werth an seinem Finger; es war ein Geschenk Napoleons, und er schien viel darauf zu halten. In seinen Zügen lag ein Trübsinn, den man seiner Kränklichkeit beimaß. Er ist sehr klein, und ohne den langen schwarzen Bart, der auf seine Brust herabfiel, hätte man ihn für eine Frau gehalten. Er that mir nicht die Ehre an, mich zum Sitzen aufzufordern, richtete aber mehrere Fragen an mich, mit einer Feinheit und Leichtigkeit, welche keinen gewöhnlichen Mann verriethen. Ich erwähnte seines Aufenthalts in Paris, und er gedachte mit Vergnügen der Aufmerksamkeit, die er daselbst genoßen, äußerte aber auch, oft habe ihn die vorwitzige Neugier der Franken, ihr ewiges unruhiges Treiben ermüdet, und er habe sich nach den Ufern des Bosphorus, nach ihrer glückseligen Ruhe zurückgesehnt. Er nahm keinen Anstand, mich mit seinen galanten Abentheuern zu unterhalten; übertrieb er nicht, so hatte er sich über die Grausamkeit der Europäerinnen nicht zu beklagen. Drauf ließ er sich ausführlich über seinen Gesundheitszustand aus; das vergißt ein Türke selten, wenn er mit einem Franken spricht; Galib Pascha aber trägt ganz besondere Sorge für sein Wohlseyn. Er braucht seinen Arzt jeden Tag, und dessen Amt ist nicht ganz ohne Verantwortlichkeit. Der Arzt muß alle Heilmittel, die er dem Patienten reicht, mit seinem Siegel versehen, und der Patient seinerseits verwahrt die, welche er noch ferner einnehmen will, mit einem andern Siegel, damit man nicht etwa Gift hineinthue. Der Pascha schloß die Audienz mit den Worten: „Da Du in Persien gewesen bist, so gehen Dich wahrscheinlich die dortigen Angelegenheiten näher an; so wisse denn, das Land hat Rußland den Krieg erklärt, und man überfällt in diesem Augenblick Georgien.“ In der That kam drei Tage darauf der englische Kurier, welcher die Kunde nach Konstantinopel brachte, durch Trapezunt. Der Pascha hatte aber längst einen Tartaren abgesandt, um seine Regierung davon zu benachrichtigen. Diese Schnelligkeit widerspricht dem Vorwurfe der Sorglosigkeit, den man den Türken so häufig macht. Im Gegentheil habe ich bemerkt, daß der Divan immer schleunigst von allem in Kenntniß gesezt wird.

Nach diesem Besuche beim Pascha ging ich zu seinem Neffen, dem Kiaja oder Lieutenant. Er war auch in Paris gewesen, hatte indessen von seinen Reisen keinen sonderlichen Nutzen gezogen. Die lustige Haut wußte nicht mehr als drei Dinge auf Französisch zu sagen: jolie fille, joli garçon, bon vin. Jeden Augenblick kramte er den Schatz seiner Gelehrsamkeit aus, und begleitete die Worte mit schallendem Gelächter. Doch hatte ich bald darauf seine Gerechtigkeit zu loben. Als ich durch eine Straße ging, warf ein Armenier, der auf dem Dache eines Hauses stand, einen Stein nach mir und stieß Schimpfworte gegen mich aus. Ich beklagte mich und der Schuldige wurde sogleich ergriffen und vor den Kiaja geführt. „Schurke!“ rief ihm dieser zu, „weißt Du nicht, daß die Franken unter unserm unmittelbaren Schutze stehen, daß sie Gäste des Großherrn sind, daß wir nicht haben wollen, daß sie sich in Konstantinopel über uns beklagen? Wirst sogleich die Bastonade erhalten.“ — „Ich bin ein Rindvieh, ich bin ein Esel,“ erwiederte der Armenier. „Wie viel muß ich bezahlen, damit ich nicht geschlagen werde?“ — „Du wirst geprügelt und bezahlst,“ erwiederte der unerbittliche Kiaja, und so geschah's auch. Der Armenier bekam zweihundert und fünfzig Stockschläge auf die Sohlen, bezahlte dem Kiaja dreihundert Piaster und gab hundert und fünfzig denen, welche mit ihm bemüht gewesen waren. Ich hatte von Neuem durch die Straße zu gehen, in der ich mißhandelt worden war, aber nach jener guten Lehre kam nicht blos kein ähnlicher Auftritt mehr vor, sondern die Einwohner machten sich sogar aus dem Staube, sobald sie mich erblickten. Hätte ich den Leuten, welche in der Levante reisen, einen Rath zu geben, so wäre es dieser: niemals zu Gunsten deren, welche man ihrenthalben züchtigt, ein Wort zu sprechen. Man unterlegt diesem menschlichen Verfahren nie einen ehrenvollen Grund; man betrachtet es nur als ein Zeichen von Furcht und Schwäche. Da die Obrigkeit nichts weniger als gelinde und väterlich ist, so nimmt man nur im äußersten Falle seine Zuflucht zu ihr, dann muß man aber auch ihrem Verfahren nicht in den Weg treten. Hätte ich in dem angeführten Falle meine Klage aufgegeben, der Kiaja und seine Wache hätten es mir schlecht gedankt, daß ich sie um einen Gewinn brachte, den sie als rechtmäßig betrachteten, und gleich den andern Tag hätte ich neue Beschwerden zu führen gehabt, welche gewiß ohne Erfolg geblieben wären.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Die Veränderung, welche mit dem Vortrage der Dlle. Sontag vorgegangen war, bemerkte man zuerst in der Rolle der Rossinischen Semiramis, und es leuchtete dem Publikum ein, daß es an der Sontag eine gute Schauspielerin bekommen werde. Als Mathilde de Sabran, in der Rossinischen Oper dieses Namens, legte sie dasselbe Streben an den Tag; die beiden jungen Künstlerinnen wetteiferten an Talent und an Ausdruck des Gefühls; es war eine Lust, sie nebeneinander zu sehen und zu hören, besonders in dem berühmten Duett

des zweiten Aufzuges des Tancredi; solch eine wunderbare Verschmelzung zweier vortrefflichen Stimmen ist etwas höchst seltenes, und versezte die Pariser in ein wahres Entzücken. In Caraffa's Nozze di Lammermoor zeigte sich Dlle. Sontag als eine sehr pathetische Schauspielerin, und als Donna Anna in Mozarts Don Juan brachte sie es dahin, daß diese Oper, die Anfangs ziemlich kalt aufgenommen wurde, wie ich neulich gemeldet habe, zulezt alle wahren Musikliebhaber herbeizog und mit rauschendem Beifalle und bei vollem Hause gegeben wurde; freilich wurde sie von Mad. Malibran und Dlle. Heinefetter vortrefflich unterstüzt; allein sie war doch der Hauptedelstein in dieser Krone. Also eben, weil sie nach und nach zu einer hohen Vollendung gelangt ist, wird die Künstlerin ziemlich lange in Paris vermißt werden. Auch haben die Zeitungen nicht ermangelt, ihr im Namen des Publikums den Wunsch zu äußern, sie möchte noch einige Monate verweilen, da die Kälte der Stimme schade, die schlechten Wege und die ausgetretenen Flüsse gefährlich seyen u. s. w. Dlle. Sontag hat aber diesen Bitten kein Gehör gegeben und endlich am verwichenen Sonntag zum allerlezten Male die Pariser entzückt. Schon in der vorigen Woche hatte sie einmal zum Besten der Armen im Ambigue-comique-Theater gesungen; aber auch auf dem Operntheater war sie und das übrige Personal der italienischen Oper für die Bedrängten in diesem strengen Winter, wie es keinen seit langer Zeit in Paris gab, zu singen bereit. Dieses bewog den Präfekten und den Präfekturrath, eine große und pomphafte Darstellung im grossen Opernsaale zu veranstalten und die Preise ungemein zu erhöhen, um eine sehr bedeutende Einnahme zu bewirken, und da der König versprochen hatte, derselben beizuwohnen, so war man auch der Höflinge sicher und konnte also schon die Preise hoch ansetzen. So entstand ein Wetteifer an Wohlthätigkeit, und die reichen Bankiers Lafitte, Rothschild u. a. zahlten 1000 bis 1500 Franken für ihre Logen, indeß, wie es scheint, die adeligen Höflinge sich nicht so freigebig bewiesen; daher die Ultrablätter auch mit einiger Eifersucht von den milden Gaben reden, welche die Matadore vom Handelsstande dargebracht haben. „Die Bankiers,“ sagt ein mißgünstiges Blatt von der ministeriellen Seite, „wetteifern mit einander, um zu sehen, wer das meiste Geld darbringt; der Opernsaal gleicht einer Versteigerungssizung; die Logen gehören den Meistbietenden; jeder will die beste Loge haben und die größte Wohlthätigkeit zeigen. Man sollte glauben, es handle sich hier um ein Darlehen zu Gunsten des Staates. Man erzählt, Jemand habe 1000 Franken eingesandt und eine Loge gegenüber der Bühne verlangt; da aber keine mehr vorhanden gewesen, so habe er das Geld zurückgenommen, unwillig darüber, daß man ihn verhindere, in der besten Loge der Oper sein gutes Herz zu zeigen. Kurz, der Enthusiasmus bemächtigt sich aller Seelen, und Mancher, der nicht im mindesten an die Noth der Armen in dieser Jahreszeit dachte, wird auf einmal ganz barmherzig, da er vernimmt, wie viel Vergnügen ihm für seine Freigebigkeit versprochen worden.“ Solche hämischen Bemerkungen mögen in den Hôtels der Vorstadt St. Germain ein angenehmes Lächeln erregt haben; allein die Armen, welche, Dank sey es der Freigebigkeit der reichen Kaufleute, Nahrung, Kleidung und Holz bekommen haben, werden gewiß eher die Bankiers, die 1000 Franken für eine Loge eingesendet haben, segnen, als die Grafen und Herzoge, die ihren kärglichen Antheil, d. h. nicht mehr als den bestimmten Preis gezahlt haben. Der König war dießmal ohne allen Prunk gegenwärtig, daher denn auch die gewöhnliche Etikette nicht beobachtet wurde. Man fand es äußerst lächerlich, als unter dem rauschenden Beifalle, den Dlle. Sontag bei ihrem Auftreten erhielt, Jemand (vermuthlich ein Polizeibeamter) im Orchester aufstand, sich an das Publikum wandte und rief: „Es ist unanständig, während der Anwesenheit des Königs zu klatschen.“ Das Publikum klatschte nun noch viel stärker, und der König selbst mischte seinen Beifall mit dem seiner Unterthanen und brachte der fremden Künstlerin, welche so großen Antheil an der Verherrlichung dieses Abends hatte, den verdienten Zoll seiner Zufriedenheit. Wie herrlich sie in den ausgewählten Auftritten von Tancredi und andern Opern gesungen, haben die Zeitungen ausführlich berichtet. Paris wird wahrscheinlich die Künstlerin nun nicht mehr sehen; Dlle. Sontag wird ihrerseits gestehen müssen, daß, wenn sie zwar eine vortreffliche Stimme mit nach Frankreich gebracht hat, sie doch erst in Paris gelernt hat, eine Rolle gut durchzuführen, und daß sie vollendeter nach Deutschland zurückkehrt, als sie von da gekommen war. Der musikalische Partheigeist hatte nicht ermangelt, ihr die Malibran entgegenzustellen und einen Zwiespalt unter beiden hervorzubringen. Bald war es das Talent, bald die Schönheit der einen, die man dem Talente und der Schönheit der andern vorzog. Allein die beiden jungen Künstlerinnen waren so klug und blieben gute Freundinnen. Nach einer herrlichen Darstellung des Tancredi, worin sie ihr Duett meisterhaft gesungen, fielen sie sich in der Koulisse sogar in die Arme, so heftig waren ihre Gemüther bewegt. Welch außerordentliches Schauspiel in der Koulissenwelt! zwei sich schwesterlich umarmende Sängerinnen! Dg.

Rom, im Winter 1829.

Wer das ganze Jahr in Rom bleiben muß, ist wahrhaft zu beklagen. Neun Monate lang ist Rom sehr schön und angenehm, und auch gesund; aber Juli, August und September sind drei fürchterliche Monate. Ich habe es nicht glauben wollen und über die Aria cattiva gelacht, allein ich bin durch Anderer Schaden klug geworden. Es hilft auch nichts, selbst in den gesundesten Theilen der Stadt zu wohnen (so gab es in diesem sehr gemäßigten Sommer in den gesunden Theilen der Stadt noch mehr Fieber, als in den ungesunden), denn die geringste Erkältung verursacht das nämliche dreitägige Fieber, wie die böse Luft. Und wie soll man sich vor jener bewahren? Man will, man muß spazieren gehen, um frische Luft zu schöpfen. Man kann nicht viel vor Sonnenuntergang ausgehen, man ist also nothwendigerweise nachher noch im Freien, und dann ist es fast unmöglich, sich nicht zu erkälten, weil die Temperatur so geschwinde wechselt. Die Fremden wissen dieß wohl, und sie erwarten höchstens den St. Peterstag, um Kuppelbeleuchtung und Girandola noch mitzumachen und dann schleunig fortzugehen, sey es nach Florenz oder Neapel. Auch sieht man in diesen Monaten nur verirrte Zugvögel von Fremden hier, die entweder von Florenz nach Neapel, oder von da nach Florenz reisen. Ueberall sieht man Miethzettel aushängen, entweder in französischer Sprache, oder ächt römisch mit „Est locanda“ bezeichnet, und die Vermiether sind mit dem vierten, ja fünften Theile der Wintermiethe zufrieden; sie könnten aber auch umsonst vermiethen wollen und würden doch keine Miether finden. Freilich für einen einzelnen Mann, den keine Geschäfte fesseln, ist dem Uebel bald abgeholfen, denn die Sabiner und Albaner Berge laden so freundlich ein, daß man nicht in Verlegenheit geräth, wohin man gehen soll. Die Künstler, besonders die Landschaftsmaler, gehen auch viel nach Subiaco (Sub Laco) über Tivoli hinaus, wo sie eine schöne Vegetation und herrliche Wälder finden. Jezt ist es Gottlob Winter, und ich habe nie mit größerem Vergnügen gefroren, so beschwerlich dieß auch hier zu Lande ist; davon ein andersmal.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 40.

# Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 16. Februar 1830.

Fließe, des Lebens Strom! Du gehst in Wellen vorüber,
Wo mit wechselnder Höh' eine die andre begräbt.
Leben ist Lebens Lohn; Gefühl sein ewiger Kampfpreis.
Fließe, wegiger Strom! niegend ein stehender Sumpf.

Herder.

## Die Jahrgängerschaften in St. Gallen.

Der Gedanke, daß die Bürger einer Stadt, die in einem und demselben Jahre das Licht der Welt erblickt haben, zu einem Vereine zusammentreten, und in jährlichen Versammlungen mit Freude und Rührung das Facit ihrer Gefühle, Anschauungen und Bestrebungen ziehen, daß sie besonders am Schlusse jedes Jahrzehents ein großes Fest der Vergangenheit und der Zukunft begehen, und gleichsam die Paternoster im Rosenkranze ihres Lebens sprechen, dieser Gedanke ist so schön, so natürlich, ja so poetisch, daß wir eine Stadt, in deren Schooß eine so schöne Sitte in voller Ausdehnung besteht, darum beneiden möchten. Von Alters her bestehen in St. Gallen Vereine oder Gesellschaften aller Männer, die im gleichen Jahre geboren worden sind, unter dem Namen von Jahrgängerschaften. Aus dieser Stadt, in der sie vor Kurzem noch allein angetroffen wurden, sind sie nun auch in einige andere Schweizerstädte, namentlich nach Zürich, verpflanzt worden. Selbst der Name ist anderswo unbekannt, und fremde Sprachen haben kaum das sinnentsprechende Wort. In bedeutend größeren Städten kennen einander nicht alle; sie sind nicht in denselben Schulen erzogen worden und sehen einander zu selten; in ganz kleinen Städten und in Dörfern sind der Jahrgänger zu wenige. Wenige können keine lebhafte Gesellschaft bilden, und der Verein zerfiele bald durch den Tod von etlichen. Recruten sind nicht möglich, das Regiment ist abgeschlossen. Wenn deß unerachtet noch auffallend gefunden werden mag, daß nur in der Stadt St. Gallen, die etwa neuntausend Einwohner zählt, solche Vereinigungen entstanden sind, so dürfte die Hauptursache und Veranlassung darin gefunden werden, daß die Stadt früher allein, gleich einer Insel im Meere dalag. Die Stadt hatte sich der reformirten Konfession zugewandt, und rund um sie wohnten nur Katholiken. Sie hatte eigene Handelschaft, eigene Sitte, eigene Verfassung, und alles war in ihr eigenthümlich geordnet. Dieß alles hat sich nun zwar seit einer Reihe von Jahren geändert, und seit der schweizerischen Staatsumwälzung steht St. Gallen nicht mehr isolirt wie zuvor. Aber die Institutionen und Sitten der früheren Zeit sind veredelt in die gegenwärtige übergegangen; unter ihnen die Jahrgängerschaften. Sie sind abgeschlossene Gesellschaften, Ganzheiten, Zauberkreise, aus denen Niemand heraus, in welche Niemand eintreten kann. Sie stellen die Natur vor, die jährlich eine gewisse Anzahl von Pflanzen hervorbringt, welche, eine Weile perennirend, mehrere Winter überleben, allmählig jedoch hinwelken. Immer neue Frühlinge, neue Schöpfungen, neue Geschlechter wachsen nach, und keiner kann seine Jahrzahl ändern. Allmählig erstirbt der Jahrgang (Jahrgängerverein), aber in jedem Jahr treibt dafür ein neuer nach. Das Einzelne stirbt, die Gattung und Art lebt dennoch fort, und der sterbende Vater hat Jahrgänger als Nachfolger gezeugt. — Gewöhnlich versammeln sich die Jahrgänger das erste Mal im dreißigsten Jahr. Irgend einer ladet aus freiem Antrieb

oder durch das Vertrauen der andern aufgefordert, zur ersten Versammlung ein. Er spricht ein kurzes Vorwort, dann wird eine Regierung, in Gestalt einer Kommission, für die Geschäfte, ein Vorsteher, ein Seckelmeister und ein Schreiber, sammt einem Fußboten gewählt. Alle heißen Brüder. Man errichtet Kassen für die laufenden Vereinsbedürfnisse, für hülfsbedürftige Brüder, für künftige Festtage. Jährlich einmal versammelt man sich zu Rechnungsabnahme und freundlichem Mahle. Nur freiwillige Beiträge und Geschenke bei Erbschaften und Glückszufällen ernähren die Kasse. Einzelne Brüder erzeigen sich sehr freigebig. Der Aelteste, das heißt der die andern Ueberlebende, erbt zuletzt alles, was noch vorhanden ist. Die Decennalfeste werden mit großer Feierlichkeit begangen, und der gemüthlichen, an denselben gehaltenen Reden sind manche schon gedruckt worden. Mit Variationen aller Art enthalten sie freilich meist nur Auslegungen der Worte: „Die Zeit der Aussaat ist vorübergeeilt, die Saat trägt ihre Früchte, und wir sind in unsere Ernte gekommen.“ Je weiter hinausgerückt, desto mehr sind die Hoffnungen, welche in den Kommentaren dieser Texteswort ausgedrückt werden, entweder Früchte selbst oder Blüthen im Wintermonat. Das interessanteste ist wohl das Fünfzigerfest. Da fängt schon mancher an vom Tode zu weissagen, dem es nicht eben Ernst damit ist; in andern aber steigt eine lichte Ahnung auf, und sie wissen es gewiß, daß sie das Sechzigerfest nicht mitfeiern, sind aber darum nichts destoweniger freudig und guter Dinge; bei sechzig sind die Reihen schon gar zu sehr gelichtet, bei siebzig sind schon bei weitem die Meisten in ihr Leichentuch gewickelt, und bei achtzig muß die Gesellschaft erlöschen, ist schon manche ganz erloschen.

Selten ist das bedeutsame Fünfzigerfest gemüthlicher gefeiert worden, als von der Jahrgängerschaft des Jahrs 1779, und wir theilen den Lesern aus der Rede, in welcher Professor Schelklin seinen Fünfzigern das verflossene Jahrhundert und ihr eigen Bild in demselben erscheinen läßt, folgendes mit: „Ich frage heute, was haben wir an Wahrem gewonnen? Wie groß ist unser Soll und Haben? Das wissen wir, wenn wir's einander auch nicht sagen, daß ohne Thorheit auch nicht Einer bis zu dem weisen Tage gekommen ist, aber auch, daß jeder sein Gutes that und noch Besseres wollte. Die Kraft ist klein, der Wille groß, die That sehr unvollkommen; was wir aber auf Erden in tausend Jahren gewinnen könnten, das haben wir in diesen fünfzig schon gewonnen: das Bewußtseyn unser selbst, des Wechsels der Formen, des Bleibens des Inhalts, das Gefühl des Rechten, die Liebe zu den Menschen und den Glauben an Gott. Weil wir das Alles schon frühe gewonnen haben, glaubten viele unter uns, da sie Zwanzig, oder Dreißig, oder Vierzig zählten, keine Hoffnung, keinen Anspruch auf Fünfzig machen zu dürfen, und die Hoffnung auf die Erfüllung einer, in unsrer Brust geschriebenen Verheißung, die uns ein Gott in unsrer Wiege gab, blüht uns schon lange; doch wird sie sich noch herrlicher im Lauf der Jahre entfalten, und in dem Augenblicke ihrer höchsten Schönheit, im Sterben des Leibes, Erfüllung werden. Wir halten den Anker der Hoffnung fest. Für alle Vergangenheit sagen wir: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!“ Für die Zukunft sagen wir: „Wir stehen im August unsers Lebens.“ In sechs Jahren beginnt unser Herbstmonat, denn der Lebensmonat hat sieben Jahre, das Lebensjahr vier-und-achtzig Jahre; was darüber ist, erscheint als Zugabe. Die Natur thut im Augusttrieb noch manches, selbst am erstorbenen Baume, wenn die Wurzel gut und saftig ist. Aber es wintert oft auch früh. Die Lüfte wehen schon kalt und eisig in die silbernen Locken, und die Sonnenblicke fallen nur in einzelnen Strahlen durch den Nebel; dann kommt endlich der heilige Christ. Er kommt aber erst, wenn die Ernte vollbracht ist, und wir in ewige Scheunen gesammelt haben. Auf den harren wir wie Kinder; ja, laßt uns Kinder seyn! Wollten wir aber fragen, was die Menschheit in diesen fünfzig Jahren, in diesem, nach der mosaischen Zeitrechnung, Hundertundzwanzigstel seit Adam, in diesem Sechsunddreißigstel seit Christus gewonnen habe, so können wir nur sagen: wenig und doch viel, viel und doch wenig! In der Weltgeschichte sind tausend Jahre eine Nachtwache, und hundert wie ein Morgentraum. Sie hat an Licht gewonnen; der Tag geht immer auf, d. h. es geht immer mehr Tag auf. Die Lichtherde waren Indien, Egypten, Persien, Griechenland und Judäa. Dann wurde Italien ein Lichtträger oder Morgenstern, später Deutschland, und wer mag läugnen, daß auch von Frankreich Licht ausströmte? Die Idee war groß, größer als der Gedanke derer, die sie gaben. Jede Idee wird in zerbrechlicher Form gegeben; die Form zerbricht, die Geber sterben, die Idee überlebt alles und bleibt ewig. Könnten wir den Faden finden, der Alles verband und zog, wie beteten wir an und freuten uns mit heiliger Freude, denn auch für die Menschheit kommt der heilige Christ, kommt ein Singabend. Das Heidenthum spricht nur vom verlornen goldnen Zeitalter, unser Christenthum von einem zu findenden, für alle und den Einzelnen. So wissen wir also, wo wir lebten und warum wir lebten, und was wir auf Erden sollten und noch sollen, so lange wir noch Tag zum Wirken haben.“

---

## M a n u e l a.

(Fortsetzung.)

„Nichts da!“ kreischte ein alter Staabsoffizier mit widriger Stimme barsch und rauh. „Ohne Sklaven sind unsere Kolonien verloren, das muß ich wissen, der in Hispaniola groß geworden ist. Schon zu viel ist geschehen für

die Halbmenschen, die nichts mit uns gemein haben, als das Antlitz. Es ist weichherzige Empfindelei, die Sünde unserer Zeit, wenn man sie zu gleichen Rechten mit uns Freigebornen berufen will, eine Sünde, welche uns alle unsre Kolonien kosten und sich blutig an uns selbst rächen wird. Wozu diesen Stiefkindern der Natur, aus denen wir doch nimmermehr Menschen machen werden, wozu ihnen Ideen geben, die sie zu nichts anzuwenden wissen, Ideen von Freiheit, Selbstbestimmung, und wie das philosophische Geschwätz sonst heißt, das dem Neger wie dem Creolen den Kopf verdreht? Wir werden das mit unserem Blut bezahlen!" „Nicht doch, Herr Obrist Zambrano," sprach der General; „Sie irren; ich bitte, sehen Sie die Sache anders an. Woher, in aller Welt, glauben Sie denn, daß unser Recht stammen könne, ein Geschöpf Gottes, das, außer der Farbe, alles mit uns gemein hat, was uns über die vernunftlose Natur erhebt, gleich einer Sache zu behandeln, seinen freien Willen zu tödten, ihm den Gebrauch der edelsten Gaben seines Schöpfers gewaltsam zu entziehen, ja, es endlich in eine Lage zu versetzen, die es ohne sein Verschulden mit Haß und Feindschaft gegen die Fügungen der Vorsehung erfüllen muß? Woher glauben Sie, daß ein solches Recht anders stammen könne, als aus dem schnödesten Mißbrauch roher, materieller Gewalt und Uebermacht? Wie, ist es nicht eine Sünde gegen den Geist Gottes, der den Neger, so gut wie den altchristlichen Spanier, zu seinem Ebenbilde erschuf, wenn wir die unveräußerlichen Rechte der Menschheit in ihm mit Füßen treten, das Recht auf den Gebrauch seines Körpers, seiner Vernunft, seines freien Willens, das Recht auf die Knüpfung von Familienbanden, sein Recht auf jedes Glück endlich, das dem Daseyn Reiz verleihen kann?" — „Nun, bei meinem Heiligen," entgegnete Don Evaristo, „General, Ihr haltet die Slaven hoch! Fürwahr, hört man Euch, man sollte meinen, es sey kaum ein Unterschied zwischen einem alten Christen und einem Negerhunde aus Senegambien. Hütet Euch, General, vor solcher Ketzerei! Doch Ihr kennt sie wohl nicht, diese wahngläubigen, faulen, frechen und blutdürstigen Mohren, die Eure Gnade mit Hinterlist und Verrath belohnen, die an Christum nicht glauben wollen, ihren Herrn bestehlen, ermorden und vergiften, den Pabst verlachen und so dumm, träge und einfältig sind, daß auch nicht e i n menschlicher Gedanke in ihrem verbrannten Gehirn Raum findet." — „Schmach genug für Euch und uns Alle," erwiederte mit wachsender Heftigkeit Don Lopez, „daß Ihr Wesen, die mit menschlichen Trieben und zu menschlichem Glück geboren wurden, zu reißenden Thieren zu machen verstanden habt! Schmach genug, daß Ihr Wesen, die Ebenbilder ihres Schöpfers und Eure Brüder waren, genöthigt habt, sich unter das Wild der Wälder herabzuwürdigen! Was Wunder, daß Ihr nun Haß erndtet, wo Ihr nicht Liebe sätet? Oder sollen jene Unglücklichen Euch vielleicht noch danken, daß Ihr sie durch verrätherische Hinterlist ihrem Vaterlande entrißet, sie gleich Ballen und Kisten in Eure entsetzlichen Sklavenschiffe aufschichtetet und die Wenigen, welche Eure Grausamkeit überlebten, zu einem Daseyn ohne Licht und Freude, zu blutiger, ruheloser Arbeit unter der Peitsche Eurer entmenschten Henker verdammtet, ein Daseyn, wie die Hölle selbst es nicht grausamer darstellen kann, zu ihrem Loose machtet? Bei Gott, die Engel des Himmels weinen über die Unseligen, die Verrathenen," fuhr Don Lopez mit einem Blick auf das thränenfeuchte Auge seiner Gattin fort, „die Engel des Himmels weinen über sie, und der ewige Rächer wird sie rächen an Euch."

Eine kurze Pause folgte diesen begeisterten Worten. Die schönen Züge der Frau wurden matter und matter, ihr Auge schloß sich; ich sah den Augenblick nahen, wo sie athemlos in ihren Sessel zurücksinken würde. „Bei St. Jago, Don Lopez," rief der Obrist heftig, „ein Glück für Euch, daß die heilige Hermandad zu einem Gespenst geworden ist; wir könnten sonst Schreckliches an Euch erleben! Die Gedanken, die Ihr aussprecht, sind es, die Spanien zu Grunde gerichtet haben. Sie haben uns unsre Kolonien, und mit ihnen unsern Reichthum, unsern Handel, unsern Ruhm, unsre Macht geraubt, und uns dahin gebracht, daß uns jeder Ungläubige zum Spielball seiner Ränke macht. Weh uns, wenn ganz Spanien so dächte, wie Ihr!" — „Die erlauchten Kortes denken so, wie Don Lopez," sprach Don Galiano mit seiner tiefen Baßstimme. „Desto schlimmer!" rief der heftige Gegner; „desto schlimmer, sage ich; sie kennen jene Halbmenschen so wenig wie Don Lopez oder Ihr, Don Galiano." — „Jene Elende, die des Himmels Fluch für immer getroffen!" sprach der Bischof von Pampeluna an meiner Seite halblaut; „was der Himmel verworfen hat, soll der Mensch nicht erheben." „Darum eben," rief der Obrist, „darum eben wiederhole ich es: Fluch sey ewig jenem Geschlecht, das zu Kindern des Teufels geboren ist, wie schon seine Farbe es bezeugt, und in dessen Herzen die Hölle ihr Reich aufgeschlagen hat, das Ihr niemals darin umstürzen werdet! Fluch mit seiner verdammten Brut bis ins dritte und vierte Glied!"

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Gent, Januar.

Seit einiger Zeit scheint die Stadt G e n t die übrigen Städte des Königreiches der N i e d e r l a n d e in Wissenschaften, Künsten, Industrie und Handel übertreffen zu wollen; die Künstler rufen sie als das A t h e n, die Freunde der Industrie als das M a n c h e s t e r der Niederlande aus. Begierig, uns zu überzeugen, in wie weit alle diese Lobeserhebun-

gen gegründet seyen, faßten wir den Entschluß, uns dahin zu verfügen. Unser erster Ausflug ging in den Ausstellungssaal; hier, wie in allen Städten dieser Art, war die Waare gemischt; das Verhältniß der guten Stücke zu den mittelmäßigen, und der mittelmäßigen zu den schlechten möchte sich bezeichnen lassen durch 1:10::10:100. Jedermann bewunderte daselbst die Schönheit der M. Maes, welche wir in der That ganz artig fanden; aber wir flohen vor diesen Porträts, die uns angrinsten, vor jenen allegorischen Figuren ohne Gehirn und vor diesen Interieurs ohne Tiefe, um uns in das schöne Universitätsgebäude zu begeben. Das Lob, welches man ihm spendet, ist verdient; die Säle für die Naturgeschichte und Physik sind prächtig und gut unterhalten, obwohl ein wenig arm. Wir besahen dasselbe so schnell als möglich; denn unser Zweck war nicht, naturgeschichtliche Seltenheiten zu sehen; die Fabriken riefen uns; ein Frühstück mit Künstlern, eine Preisaertheilung, ein Konzert, alles dieß findet man überall; aber es existirt nur Ein Phönix. Der Phönix ist eine unermeßliche Fabrik von Maschinen aller Art, von H. Hugttens-Kerremans, Deputirten bei den Generalstaaten, außerhalb dem Brüggischen Thore angelegt. Zwei englische Ingenieurs, Bell und Kneight, stehen an der Spitze dieser Fabrik; obgleich wir ihren Talenten alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, können wir nicht umhin, zu bedauern, an ihrem Platze nicht Inländer gefunden zu haben; die Ursache davon liegt in unserm schlechten Erziehungssysteme und in der Seltenheit von Industrieschulen in unserm Königreiche. Jene Anstalt ist, so zu sagen, der unentbehrliche Schutzgeist der zahlreichen Manufakturen Gents; man verfertigt daselbst alle, selbst die am meisten complicirten Maschinen mit vollkommener Genauigkeit und Solidität. Früher konnten die Reparationen größtentheils nur in Paris oder London vorgenommen werden, was namhaften Verlust an kostbarer Zeit, Feierung der Arbeiter ꝛc. verursachte; gegenwärtig hingegen übernimmt der Phönix Alles; wir sahen ihn überfüllt mit Trümmern von halbverbrannten Spinnmaschinen, die er gleichsam wieder aus ihrer Asche hervorrief. Sieben- bis achthundert Arbeiter, in eine Menge kleiner Werkstätten vertheilt, sind beschäftigt, Kardenhalter, ungeheure Spinnstühle, Kartätschen, Appretir- und Webmaschinen, Rollen u. s. w. zu fertigen. Die größte Ordnung herrscht unter dieser Menge; nicht Ein Augenblick geht verloren, und jeder, welcher dieß seyn sollte, käme nur auf Rechnung des Strafbaren. Diese bewundernswerthe Zucht verdankt man dem Reglement der Anstalt, welches die Polizei in die Hände Aller und eines Jeden legt; jedes Vergehen gegen dasselbe wird nämlich auf die Aussage der Arbeiter selbst in das Register eingetragen, und die Strafgelder werden in einem Stocke niedergelegt, zu welchem drei Schlüssel führen, wovon der eine den Arbeitern, der zweite dem Fabrikmeister und der dritte dem Eigenthümer der Anstalt gehört; jeden Monat wird der Stock geöffnet und sein Inhalt unter alle Arbeiter, die Strafbaren mit einbegriffen, vertheilt; diese Idee verdient gleiche Bewunderung wegen ihrer Einfachheit und wegen ihres Erfolges.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Rom, im Winter 1829.

(Fortsetzung.)

Da von den großen Theatern, z. E. Valle, gegenwärtig wenig oder doch nichts Gutes zu sagen ist, da die Oper eben nicht besonders besezt und weder die Boccabadati durch eine Mad. Fischer, noch David ersezt ist, so will ich vor der Hand und bis der Karneval uns bessere Sänger und Schauspieler zuführt, etwas von den Marionetten-Theatern erzählen.

Sie sind vielleicht für den Fremden die interessantesten, indem man fast nur dort Stücke sieht, welche die Sitten des Volks treffend schildern und also rein nationell sind, anstatt daß man auf allen andern mit Uebersetzungen aus dem Deutschen, Französischen und Englischen heimgesucht wird, wovon man die Originale besser aufführen gesehen. Auch will ich nicht in Abrede stellen, daß die für Jemand, der nicht gern bis nach Mitternacht im Theater bleibt, bequemere Stunde, in welcher diese Vorstellungen stattfinden, dazu beitragen mag, daß ich sie gerne den andern Theatern vorziehe. Sie fangen nämlich um 24 Uhr an, das heißt eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang, und dauern nicht viel über eine Stunde. Ich spreche hier ausschließlich von dem Teatro di Burattini sotto Fiano, d. h. vom Marionetten-Theater im untern Stock des Pallastes Fiano, der ohngefähr in der Mitte des Corso, also sehr bequem gelegen ist. Die Hauptperson in allen diesen Lokalstücken, die man, ich weiß nicht warum, Balli melodramatici nennt, ist Cassandro, ein ältlicher, gutmüthiger Römer, und ist er verheirathet, auch ein gutmüthiger Ehemann, welcher aber, obgleich beständig und von Jedermann gefoppt und geprellt, nichtsdestoweniger seine gute Dosis gesunden Menschenverstandes hat und ihn auch öfters anwendet, aber dennoch dadurch in nichts gebessert ist. Es ist dieß ein Zug, worin er mit allen übrigen italienischen Masken Aehnlichkeit hat. Ich habe in diesem Winter dort drei solche Stücke gesehen, von welchen ich hier Einiges anführen will. Das erste heißt: „la manicha abattata.“ Die Franzosen nennen diese neumodischen Aermel an den Damenkleidern manches à l'imbécille; ob man ihnen im Deutschen auch einen so unfeinen Namen gegeben hat, weiß ich nicht, da sie zu meiner Zeit noch nicht Mode waren. Cassandro ist zu seinem Unglück mit einer modesüchtigen Frau verheirathet, die sich ein solches Kleid bestellt hat. Es wird durch zwei Träger auf einer Stange über das Theater getragen und im nächsten Zimmer an ein offenes Fenster gestellt, denn es ist ganz steif. Nun will das Unglück, daß ein Zugwind das ballonartige Kleid aus dem Fenster in die Lüfte entführt, worüber natürlich ein großer Lärmen entsteht. Es kommen viel komische Züge in diesem Stücke vor, unter andern versichert Frau Cassandro, sie bekomme histerische Zufälle, weil sie Tabaksrauch rieche, und fällt auch wirklich in Ohnmacht, oder thut wenigstens so. Statt ihr beizuspringen, bemerkt aber Hr. Cassandro ganz kaltblütig: das sey doch sonderbar, indem sie ja so eben erst eine ganze Schüssel Panzarella gegessen. Dieses Gericht des gemeinen Mannes, was mit einer so delikat seyn wollenden Dame schrecklich kontrastirt, besteht nämlich fast gänzlich aus Knoblauch, und bekanntlich können Personen, die solchen Zufällen unterworfen sind, alles, nur nicht Knoblauch vertragen. — Das zweite Stück ist viel lokaler. Es heißt: La Marenda de' Minanti a Tastaccio. Minanti nennt man bekanntlich die Einwohner von Trastevere, dem Theil der Stadt jenseits der Tiber, auf und am Janiculus. Sie stehen, oder standen vielmehr immer den Bewohnern des eigentlichen Roms, am diesseitigen Ufer, auf den sieben Bergen feindlich entgegen, und vor noch nicht gar langer Zeit lieferten Gli Monti und Trastevere auf dem Campo vaccino sich förmliche Schlachten, in welchen durch gewaltige Steinwürfe oft Mehrere auf der Stelle todt blieben und eine noch größere Anzahl verwundet wurde. In den neuesten Zeiten hat man endlich diesem Unfug durch scharfe Strafen ein Ende gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Beilage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 41.

# Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. Februar 1830.

Denken sie nicht an die Stufenleiter der Qualen, die ein Todesurtheil bereitet? Hat sich ihnen nie der quälende Gedanke aufgedrungen, daß in dem Menschen, den sie ausstoßen, ein Geist lebt, der auf das Leben gerechnet, eine Seele, die sich nicht auf den Tod gefaßt hat? Nein, bei der ganzen Sache sehen sie blos das Messer herabfallen.

Victor Hugo.

## Eine Hinrichtung.

Mit Mühe dränge ich mich durch die Volksmenge, die mir auf der Brücke Notre-Dame entgegenwogt. Welch ein Auflauf! Wohin eilt all dieses Volk? was schreit, was tobt es? Alle Gesichter strahlen von Freude, aus allen Augen blickt Erwartung. Es ist wohl irgendwo ein Fest, eine öffentliche Lustbarkeit. Da gibt es keinen Frost, keinen Hunger, kein Elend mehr, wenn die Narrenklapper rasselt. Wie glücklich sind diese Menschen! Sie wissen nichts von übersättigtem Gefühl; alles regt sie auf, alles wird Genuß für sie! Aber wohin . . . Zwei Uhr! In der Ferne eine Todtenglocke! Gott, wohin — Ach, ich besinne mich, ein Verbrecher soll heute gerichtet werden! Und zu einem solchen Schauspiel eilen sie? am Todeskampfe eines Mitmenschen wollen sie sich weiden? Mädchen, wie kannst Du lachen? und Du, Barbar, was zerrst Du Deinen Sohn hinter Dir? er ist kaum acht Jahre alt; armer Kleiner! „Also recht lustig werde ich seyn?" höre ich ihn den Vater fragen. Ja, recht lustig wirst Du seyn; du siehst Blut und zuckende Glieder.

„Aber, Papa, der liebe Gott hat ja verboten, Jemand umzubringen." — „Liebes Kind, das Gesetz gebietet es in gewissen Fällen." — „Das Gesetz ist also mehr als der liebe Gott?" — „Nicht das, aber man muß ihm auch gehorchen." — „Wer hat das Gesetz gemacht, Papa?" „Die Menschen." — „Da sind sie also dem lieben Gott ungehorsam gewesen? — „Ich erkläre Dir dieß ein andermal." Daß Kind schüttelte den Kopf und fuhr fort: „Papa, in der Welt ist es also wie in der Schule, wo man denen, die Fehler machen, Buße auferlegt?" — „Allerdings." — „Warum?" — „Damit es andern zur Warnung diene." — „Hat man denn auch schon Jemand umgebracht?" — „Gewiß." — „Das hat also nicht zur Warnung gedient?" — „Doch, denn es hat verhindert, daß nicht noch mehr Verbrechen begangen wurden." — „Papa, gibt es Länder, wo man nicht umbringt?" — „Ja wohl, es gibt einige." — „Dort müssen die Leute recht böse seyn." — „Nicht mehr als bei uns." — „Dann nützt es also zu nichts, daß man umbringt." — „Und doch, mein Junge; aber still! Du schwatzest gar zu viel."

Nach kurzem Schweigen fuhr das Kind fort: „Papa, Du kennst wohl Karl?" — „Ja." — „Der Lehrer hat ihn gestern gestraft; er war es aber nicht, der geschwatzt hatte." „Da hat er ihm natürlich die Strafe erlassen." — „Ja wohl, nachher! — Papa, irrt sich das Gesetz auch?" — „Leider, liebes Kind, sind schon Unschuldige verurtheilt worden." — „Da hat man sie aber begnadigt, nicht wahr?" — „So geh doch rascher! wir kommen sonst zu spät." — „Papa, wenn man einen Menschen umgebracht hat, und man hat sich geirrt, schenkt man ihm dann das Leben?" — „Aber, liebes Kind, dieß ist ja unmöglich." — „Warum thut man dann . . . Ach, Vater, wie kalt! meine Hände! Lieber Gott, wie wird es den armen Menschen frieren!" Dieser Gedanke machte mich schaudern. Und diese unermeßliche Menge, Männer, Weiber, Kinder, trotz dem bittern Froste, um

einen vom rauchenden Rumpfe getrennten Kopf zu sehen! Viel beim entsetzlichsten Schauspiel haben wir keine Thränen, und wenn wir ein kleines Unglück erzählen hören, gehen uns die Augen über!

## M a n u e l a.

(Fortsetzung.)

Die schöne Frau sank bleich wie der Tod in ihren Sessel zurück. Ihr Busen hob sich schwer, ihre schönen Züge waren mit der Farbe des Todes übergossen, ihre Lippe zuckte, ihre Hand bebte. „Manuela, was ist Dir!“ rief der General, und sprang von seinem Sitze auf. Alle Gäste folgten diesem Beispiel. Einen Augenblick darauf richtete sich die Ohnmächtige am Arme ihres Gatten empor. „Nichts,“ sprach sie, „mein Gemahl,“ und wankte, auf seine Schulter gestützt, aus dem Saal.

Die Gesellschaft war in ungestümer Aufregung. Man warf dem Oberst laut seine Heftigkeit vor. Gruppen bildeten sich, man sprach leise, einige Gäste entfernten sich still, unter ihnen der Oberst.

Ich trat zu Don Vicente und blickte ihn fragend an. „Folgen Sie mir ohne Aufsehen,“ sprach der ehrwürdige Greis; „Sie sollen den Schlüssel zu diesem räthselhaften Auftritte erhalten.“ Nach wenigen Minuten trat der General wieder ein. Sein Auge blickte heiter. „Es ist vorüber,“ sagte er freundlich. Man fragte nach dem Befinden seiner Gattin. „Sie leibet noch einen Augenblick, dann ist alles wieder gut,“ gab er zur Antwort. Hierauf bemühte er sich, die Gesellschaft wieder zu ordnen; allein umsonst! Die heitere Lust, die Unbefangenheit war verschwunden; es kam zu keinem allgemeinen oder heitern Gespräch mehr; man beurlaubte sich bald, der Saal ward leer; auch ich und Don Vicente verließen den General, in dessen unruhigem Blick man das Verlangen las, zu seiner Gattin zurückzukehren. Arm in Arm trat ich mit dem Greis in seinen Garten, der an die Hinterseite des Hauses stieß. Oleander und Cytisusgebüsche, Granatbäume und dunkelgrüne Lorbeerhecken bildeten hier schöne, schattige Laubenballen, in deren Irrgängen wir uns bald verloren; der volle Reiz des milden, südlichen Abendhimmels wölbte sich über uns; der Mond schien durch Taxusbäume lächelnd auf uns herab; leise Abendwinde vom Meere her fächelten Kühlung durch Myrthen und blühende Rosenbäume; es war ein ächtspanischer Juliabend.

„Ich müßte blind seyn,“ sprach Don Vicente, „wenn ich nicht Ihr Verlangen bemerkt hätte, mit der Geschichte dieses seltenen Paares näher bekannt zu werden. Der heutige Auftritt legt mir gewissermaßen die Pflicht auf, Ihnen diesen Aufschluß zu geben, und ich liefere Ihnen den Bericht um so lieber, als er zur Ehre meines Freundes — denn das ist der General — gereicht; eines Mannes, den, wenn mich nicht alles täuscht, auch Sie nach so kurzer Bekanntschaft schon innig lieben. Ich kenne ihn seit dreißig Jahren, oder besser, seit seiner Geburt; messen Sie darnach das Maaß meiner Freundschaft für ihn ab, sobald sie seine Geschichte werden gehört haben.“

„Ich bin in der Havannah geboren,“ fuhr er fort, „und Cuba ist das Vaterland meines Freundes und seiner Gattin. Ich kannte ihre Eltern; Don Lopez Vater war Rechtsgelehrter und Advokat, einer von den Männern, welchen bei der redlichsten Arbeit die R e d l i c h k e i t ihres Herzens nicht reich zu werden erlaubt; als er starb, erbte Don Lopez, damals noch ein Kind, nichts von ihm, als seine Tugend und die unfruchtbare Liebe seiner Mitbürger. Ein entfernter Verwandter, gleichfalls ein Rechtsgelehrter, nahm sich des verwaisten Knaben an; als er ein Jüngling ward, nahm er ihn in seine Schreibstube, und Lopez, mit der Wissenschaft vertraut, ohne Bedürfnisse zu haben, wohl unterrichtet und fleißig, wie wenig Jünglinge seines Alters, aufgeweckt, fromm und liebenswürdig, inniger und stiller, als die Meisten seiner Altersgenossen, doch lebhaft und begeistert, wenn es die Vertheidigung irgend einer großen Idee oder irgend eines unschuldig Verfolgten galt, rüstig und kampfbereit, wo es ein Recht zu verfechten gab, durch überwiegende Einsicht und hervorstechendes Talent vor vielen Jünglingen seines Standes in der Havannah ausgezeichnet, dabei immer heiter und zuverläßig in seinen Freundschaften, und den Erwählten seiner Seele auf Leben und Tod ergeben, Lopez wuchs bald, nicht allein zu einem der schönsten jungen Männer der ganzen Nachbarschaft, sondern auch zu einem Liebling aller Bewohner der Havannah heran. Besonders aber waren die Frauen, die besten Richterinnen des hervorstechenden Verdienstes eines jungen Mannes, die steten Beschützerinnen des jungen Lopez.

Der nächste Nachbar jenes Rechtsgelehrten war ein fremder Kaufmann, wie man glaubte ein Deutscher von Geburt, aus Hamburg, der jedoch in der Havannah völlig nationalisirt, sich Señor Pescador nannte, wir man meinte, mit einer spanischen Uebersetzung seines ursprünglich deutschen Namens.“ — „Also vielleicht F i s c h e r,“ fiel ich ein.“ — „Das mag seyn,“ fuhr der Greis fort. „Dieser Mann, der in Havannah alt geworden und zu unserem Glauben übergetreten war, war immer unverheirathet geblieben, obgleich seine, vom Glück begünstigte kaufmännische Thätigkeit, sein Ruf und seine allbekannte Rechtlichkeit ihn in manchem Hause zu einem wünschenswerthen Brautwerber gemacht haben würden. Ich selbst stand nach dem Tode meines Vaters in vielfältiger kaufmännischer Verbindung mit ihm, und er hat sich mir immer als ein gewissenhafter Kaufmann und ein zuverläßiger Geschäftsfreund erprobt. Señor Pescador betrieb neben seinen kaufmännischen Geschäften auch noch den Anbau einiger ländlichen Besitzungen, und hielt auf seinen Zucker- und

Indigoplantagen, in seinen Cochenille- und Bananengärten eine nicht unbedeutende Anzahl von männlichen und weiblichen Sklaven. Die vorigen Besitzer dieser Ländereien waren immer milde Herrn gewesen, und so kam es, daß die meisten der Sklaven schon seit einigen Generationen auf diesen Gütern dienten, ohne weder die Härte der Dienstbarkeit gewahr zu werden, noch nach einer Veränderung ihrer Lage zu verlangen. Die unzählichen und unmerklichen Abstufungen und Uebergänge des Negers in den weißen Stamm, die Terzerons, Quarterons, Quinterons u. s. w., fanden sich daher sämmtlich auf diesen Gütern, und die wenigsten Sklaven Pescadors waren noch wirkliche Neger.

Unter den Sklaven dieses achtbaren Mannes befand sich ein weibliches Wesen von hoher Liebenswürdigkeit. Man hatte sie Luna genannt, gleichsam um die Milde ihres Charakters und ihrer Sitten, die Freundlichkeit ihrer ganzen Erscheinung anzudeuten. Als sie getauft ward, erhielt sie den Vornamen Maria. Maria Luna, ihrer Abstammung nach eine Quarteronne, war ein allzu ausgezeichnetes Wesen, als daß sie sich dem Auge ihres milden Gebieters nicht auch bemerklich gemacht haben sollte. Señor Pescador besaß aber neben der Schwäche, zu redlich zu seyn, um ein Krösus zu werden, auch die, sich bisweilen von einer angebornen Heftigkeit zu Schritten der Gewaltthätigkeit hinreißen zu lassen, die er gleich nachher schmerzlich bereute, und die er dann mit großen Aufopferungen wieder gut zu machen strebte. In einem dieser Momente ungestümer Aufwallung hatte er die sanfte Maria Luna, die er als Haushälterin in sein Haus aufgenommen, hart angelassen und endlich sogar geschlagen. Maria blutete, und blutend warf sie sich ihrem erzürnten Gebieter zu Füßen, seinen Unwillen zu besänftigen. Señor Pescador öffnete plötzlich die Augen; Maria's sanfte Schönheit beschwor seinen Zorn, die Zärtlichkeit nahm den freigewordenen Platz ein. Señor Pescador begriff auf einmal nicht, wie er so lange blind gegen die Reize dieser Dienerin hatte bleiben können, welche Vorzüge der Seele und des Körpers des schönsten Looses würdig machten. Alles was Maria that oder vornahm, war von einer Anmuth, einer natürlichen Grazie begleitet, deren Zauber jedes Herz bestricken mußte. Ihre milden und duldenden Züge, ihre sanfte, schmiegsame Gestalt, die südliche Gluth ihres Auges, das dunkelglühende Incarnat ihrer Wangen, die Rosen ihrer Lippen, die Melodie ihrer silberklaren Stimme, vor allem aber eben jene kunstlose Anmuth und jene heitere Natürlichkeit ihres ganzen Wesens, und die Grazie, die jede ihrer Bewegungen, Gang und Haltung begleiteten, alle diese Reize, auf einmal erkannt und erhöht durch das Gefühl eines wieder gut zu machenden Unrechts, überwältigten den guten Pescador. Er hob die Weinende, die Knieende empor und drückte sie an seine Brust. Die sanfte, zarte Maria, von der Güte ihres Gebieters schon lange im Stillen gerühet und überwunden, duldete seine bescheidenen Liebkosungen; Pescador kostete den Nektar ihrer Lippen, er fühlte den lauten Pulsschlag ihres Herzens an dem seinigen, und der Bund der Herzen wurde geschlossen.

Maria verehrte ihren Gebieter in ihrem Freunde; sie blieb in seinem Hause und schenkte ihm nach Jahresfrist ein holdes Mädchen. Diese Tochter ist Donna Manuela, die Gattin des Generals. Manuela, welche die Sanftmuth und die Grazie ihrer Mutter, die Tugend und die nördliche europäische Bildung ihres Vaters geerbt hatte, erwuchs als das zärtlich gepflegte Kind seiner einzigen Liebe, unter den Augen ihrer stets mehr und mehr geliebten Mutter. Sonst änderte sich nichts in den Verhältnissen des redlichen Pescador; Maria Luna blieb die Vorsteherin und Ordnerin seines ziemlich weitläuftigen Hauswesens, Manuela, das reizende Kind, ward überall als seine einzige leibliche Tochter angesehen und erhielt die Erziehung, die sie als solche von ihm verlangen zu können schien. Dem guten Pescador fiel es nicht ein, andere Schritte für sie zu thun, die ihr die Rechte sichern konnten, welche seine Vaterliebe ihr so gerne gewährte; sie war sein Stolz, seine Freude; er lebte und arbeitete nur für sie; bei seinen Freuden, wie bei seinen Sorgen gedachte er nur ihrer. Den ganzen Tag über den Geschäften seines Standes hingegeben, war er Abends glücklich, wenn Maria, die er sein Weib nannte, zärtlich neben ihm Platz nahm und die kleine Manuela auf ihren Knien wiegte, und ich selbst war oft Zeuge der Zärtlichkeit, welche Vater und Mutter an das blühende Kind ihrer Liebe verschwendeten; Zeuge von Gruppen, welche keine Familie rührender und anziehender aufzuweisen hatte."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, im Winter 1829.

(Fortsetzung.)

In dem Stücke la Merenda de' Minenti a Testaccio ist Cassandro ein ehrbarer Junggesell und Speciale, Apotheker, in Trastevere. Seine Furchtsamkeit und sein Geiz sind hier die Veranlassung zu den Qualen, die er das ganze Stück über auszustehen hat. Trotz der erstern wird er von seinen Nachbarn genöthigt, an der Schlacht gegen die Monti auf dem Campo vaccino Theil zu nehmen, und obgleich er mit heiler Haut davon kommt, denn er hatte sich wohlweislich hinter den Bäumen versteckt, so will sein Unglücksstern, daß sein nächster Bekannter einen von den Monti todtschlägt. Dieser, der seiner Famnie und ihrem Anhange eine Spazierfahrt nach Monte Testaccio versprochen hatte, muß flüchtig werden und kann sie daher nicht begleiten. Aber die Damen von Trastevere geben so leicht eine solche Partie nicht auf. Cassandro muß also, trotz alles Sträubens, sich als Minente verkleiden lassen und mit den Frauen nach dem Scherbenberge fahren. Die bedeutenden Kosten, welche dieß ihm verursachen wird, bringen ihn schon vorher zur Verzweiflung. Dort an-

gekommen, bestellt er für sich und seine Begleiterinnen zwei Flaschen Wein; aber eine derselben stößt ein „Cigga quaglia" aus — ein Trasteveriner Ausdruck, der ungefähr sagen will: „das ist ja so gut, als gar nichts" — und es muß ein Halbdutzend gefordert werden. Dazu kommt eine Liste von Speisen, die kein Ende nimmt, und man weiß nicht, wie sich der arme Cassandra aus der Verlegenheit ziehen würde, wenn nicht glücklicherweise der Todtschläger erschiene, welcher mittlerweile schon (man übersehe nicht das ächt Charakteristisch-Lokale in diesem Zuge) seinen Pardon ausgewirkt hat, wodurch Cassandro nun hoffen kann, wenigstens die Hälfte der Kosten zu ersparen. Die kleinen Dekorationen stellen sehr treu die Gegenden von Trastevere und Campo vaccino dar.

Das dritte Stück hatte mich besonders durch seinen Titel angezogen, weil es die vor einigen Jahren verunglückte berüchtigte Unternehmung zum Gegenstande hat; es heißt: L'Escavazione del Tevere, ossia la Pesca della Antiquità, con Cassandro, Antiquario credulo ed ignorante. (Die Untersuchung des Tibergrundes, oder die Antiquitäten-Fischerei des Hrn. Cassandro, eines leichtgläubigen und unwissenden Antiquars.) Es hat mich aber nicht befriedigt. Welche reiche Fundgrube von komischen Beziehungen und Witzspielen war dem Autor hier nicht eröffnet! Aber dieß fruchtbare Feld ist nicht in seiner ganzen Ausdehnung bearbeitet worden. Nicht, daß nicht eine Menge Witz darin vorkäme, aber leider ist es meistens ein etwas zu derber Lakaiwitz. Die Dekoration ist so gemacht, daß man die Tiber in einem Seitenschnitt bis auf den Grund sieht. Das Schiff fängt zu arbeiten an, und es kommen eine Menge lächerlicher Gegenstände, nur keine Antiquitäten zum Vorschein, unter andern un salcrautz so nennt man hier unser Sauerkraut. Die Autoren, die für dieses Theater arbeiten, sind nicht bekannt; aber einige darunter haben wirkliches Talent, denn es gibt noch bessere und witzigere Stücke. Der Schauspieler, wenn man ihn so nennen kann, der den Cassandro spielt oder vielmehr liest, ist sehr brav und trifft vortrefflich den komischen Ton, wodurch man sogleich den ganzen Charakter der Person erkennt.

Ob es gleich nicht sehr schwer fallen dürfte, von den Marionetten auf die Zeitungen durch einige mehr oder minder witzige Phrasen einen Uebergang zu finden, so erlassen Sie mir doch diese Aufgabe, und erlauben mir blos, ganz kurz von den hiesigen und den fremden Tagesblättern ein paar Worte zu sagen, zu welchen das kürzlich ausgegangene Verbot des Messager des Chambres mir Gelegenheit darbietet. Man kann nicht läugnen, daß die hiesige Regierung in Rücksicht auf die Zeitungen sehr liberal ist. Alle Pariser Blätter sind nicht nur in dem Lesekabinett, sondern auch in allen Kaffeehäusern, die sie halten wollen, erlaubt. Der Constitutionnel enthielt vor einigen Monaten grobe Ausfälle auf die hiesige Regierung, die man ruhig lesen ließ, und man beschränkte sich darauf, ein einzelnes Blatt, welches eine skandalöse Notiz über die Persönlichkeit des ersten Ministers, Kardinal Albani, enthielt, zu unterdrücken. Es ist daher um so mehr zu verwundern, daß man den Messager des Chambres gänzlich verboten hat, weil er, wie man mich versichert, die Politik des römischen Hofes angriff und ihn als türkisch gesinnt darstellte. (Der Beschluß folgt.)

Gent, Januar.

(Fortsetzung.)

Eine andere treffliche Einrichtung in obiger Anstalt ist, daß man Jeden nach dem Stücke arbeiten läßt; kommt ein neuer Gegenstand vor, so läßt man ihn durch einen verläßigen Menschen ausführen; seine Zeit wird berechnet, man weiß, wie viel die Arbeit kosten darf, und man bietet sie zu diesem Preise den Uebrigen an; der Geschickte und Arbeitsame findet dabei seine Rechnung, während der Faule und Ungeschickte sich in der seinigen betrogen sieht und sich zurückzieht, wodurch die Fabrik von untauglichen Arbeitern gesäubert wird. Wir glauben, Huyttens-Kerremans könnte der Industrie im Allgemeinen einen großen Dienst erweisen, wenn er sein vortreffliches Reglement öffentlich bekannt machte. In geringer Entfernung vom Phönix, auf der andern Seite des Kanals, befindet sich die schöne Anstalt des Hrn. Desmet; die rohe Baumwolle Indiens kommt in dieselbe, um gesponnen, gewebt, gefärbt, bedruckt, geglättet, gefaltet zu werden, kurz um vollkommen fertig in ihr Vaterland wieder zurückzukehren; es ist eben so unterhaltend, als Staunen erregend, jenen Stoff in seinen zahlreichen Umwandlungen zu verfolgen, wie er von den verschiedenen Säuberungsmaschinen auf die Kardätschen übergeht, von welchen er in langen Bändern herabrollt, dann sich unter gerinnelten Walzen ausstreckt, um dann verdoppelt und nochmals in die Länge gezogen zu werden, bis er den gleichförmigen Faden gibt, mit welchem jene unermeßliche Anzahl von Spindeln gespeist wird, deren schwirrendes Geräusch auf das Täuschendste einem starken Regen gleicht; alle diese Fäden werden dann angezettelt und auf die Webstühle vertheilt. Es ist ein seltsamer, überraschender Anblick, ein Paar Hundert Webstühle durch unsichtbare Kraft die Spule wie einen Blitz schleudern, mit dem Weberkamme in Berührung bringen und wieder schleudern zu sehen; es ist, als ob alle diese Maschinen einen und denselben Gedanken hätten, nämlich gut zu wirken und so wenig als möglich Zeit zu verlieren. In der feinen Weberei leistet Ein Webstuhl, der durch Dampf getrieben wird, mehr, als drei andere, die durch Menschen bewegt werden. Wenn die Stoffe aus dieser Werkstätte kommen, werden sie sogleich und ohne die geringste Gefahr gebleicht. Ich will mich nicht über die verschiedenen Operationen der Färberei und Druckerei verbreiten; viele Formenstecher sind unaufhörlich beschäftigt, neue Zeichnungen, je nach dem Geschmacke der verschiedenen Völker, für welche sie bestimmt sind, anzufertigen; die Madacassen, die Javaner, die Bewohner Sumatra's, Celebes und Borneo's finden sich hier mit all der Launenhaftigkeit ihrer Moden repräsentirt. Hier drucken unermeßliche Druckerpressen Stoffe, welche Kupferstiche nachahmen, dort bewegen sich jene ewigen Walzen, deren Erfindung zum Beweise dient, daß die Mechanik die schwierigsten Theorien zu verwirklichen und fast das Ideal der Vollkommenheit zu erreichen vermöge. Einige Fabrikanten machen noch ein Geheimniß aus Erfindungen, welche Hr. Desmet der ganzen Welt sehen läßt, in der festen Ueberzeugung, daß nur Ignoranten Geheimnißkrämer sind, und daß nur Dummköpfen verborgen bleiben kann, wie eine Sache gemacht wird, an deren Kenntniß ihnen einigermaßen gelegen seyn kann. Eine Dampfmaschine von der Kraft von 30 Pferden ist bereit, in dieser Anstalt zu dienen und eine andere zu ersetzen, welche für den gegenwärtigen Bedarf zu schwach ist. 100 Stücke Kattun, jedes zu 50 Ellen, kommen täglich aus dieser Fabrik, die im Falle der Noth davon mehr als das Doppelte liefern könnte; gegenwärtig liefert sie täglich Stoff auf eine franz. Meile weit, und folglich jährlich auf 365 Meilen, was hinreichen würde, den Weg von Brüssel bis Wien damit zu bedecken. Wir brauchten vier Stunden, ohne uns zu verweilen, um alle Theile dieser Manufaktur zu besichtigen; während dieser Zeit vertheilte man Medaillen und Kronen an die Günstlinge der Musen, die Straßen waren mit Blumen bestreut und mit Laub verziert; Prozessionen durchzogen singend die öffentlichen Spaziergänge, und das Banner der Kirche verdunkelte die dreifarbige Nationalfahne.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 42.

# Morgenblatt
für
## gebildete Stände.

Donnerstag, 18. Februar 1830.

> Wenn der Abend niedersinket,
> Hör' ich durch der Blätter Rauschen
> Leise, süße Stimmen flüstern.
>
> Moreto.

### Die Sprüche der Bäume.

Wenn Mitternacht die Fluren deckt
  Und Schweigen in allen Räumen,
Beginnt im Hain, auf Waldeshöhn
Und wo nur immer Bäume stehn,
  Ein neues Leben zu keimen.

Die Bäume halten Zwiesprach nun
  Und brechen das lange Schweigen,
Da regt sich's, flüstert, raschelt und lauscht's,
Da säuselt, lispelt, weht und rauscht's
  Lebendig in allen Zweigen.

Die schlanke Pappel spricht und hält
  Die Arme zum Himmel erhoben:
„Dort oben rauscht des Segens Quell,
Dort oben ist's so schön und hell,
  Drum streb' ich sehnend nach oben."

Die Weide blickt zu Boden und spricht:
  „Zur Erde strebt mein Verlangen,
So warm, so traulich ist's bei ihr,
Da glühen Früchte und Blumenzier,
  Drum will mein Arm sie umfangen."

Da spricht der Apfelbaum: „Ich bin
  Mit Blüth' und Frucht gesegnet;
Doch blickt wer zu mir sehnsuchtsreich,
Da schüttl' ich gern mein Haupt sogleich,
  Daß Blüthen und Frücht' es regnet."

Es spricht die Tanne guten Muths:
  „Ob ich an Blüthen auch darbe,
Mein Reichthum ist Beständigkeit,
Ob Sonne scheint, ob's stürmt und schneit,
  Nie ändr' ich meine Farbe!"

Der hohe, stolze Eichbaum spricht:
  „Ich zittre vor Gottes Blitzen!
Sonst ist kein Sturm, mich zu beugen, stark,
Kraft ist mein Stamm und Kraft mein Mark.
  Ihr Schwächern, euch will ich schützen!"

Die Epheuranke thät an ihn
  Sich inniger nun fügen:
„Wer für sich selbst zu schwach und klein,
Und wer nicht gerne steht allein,
  Mag an den Freund sich schmiegen."

Drauf sprachen sie so vieles noch,
  Ich hab' es halb vergessen;
Doch hört' ich noch manch kluges Wort,
Es schwiegen nur am Grabe dort
  Die traurigen Cypressen.

Wie kommt es, daß die Sprüchlein all
  Kein Menschenherz doch trafen?
Die Antwort ist so schwierig nicht:
Die Bäume pred'gen beim Sternenlicht,
  Da aber müssen wir schlafen.

Anastasius Grün.

# Manuela.

(Fortsetzung.)

So lebte das glückliche Paar eine Reihe von Jahren, arglos und ahnungslos, dahin, weit entfernt die Schrecknisse voraus zu sehen, welche die unbedachte Vernachlässigung gewisser gesetzlicher Formen dem zarten Gegenstand ihrer elterlichen Liebe bereiten mußte.

Allmählig erwuchs Manuela vom Kinde zum blühenden Mädchen. Ihre Schönheit zeichnete sie bald vor allen ihren Gespielinnen aus; denn was die zwei so ganz verschiedenen Naturen ihres Vaters und ihrer Mutter an herzgewinnenden Eigenschaften besaßen, das schmolz in ihr zu der schönsten Harmonie, zum vollendetsten Einklang zusammen. Sie war zart und lebendig, wie ihre Mutter, sanft und liebend, tief und gefühlvoll, wie ihr Vater, und den edelsten Regungen des menschlichen Herzens offen und zugänglich, wie beide. Doch daß ich's kurz mache, denn der Abend sinkt schon, wie Sie sehen, tiefer herab. Der junge Lopez B. im Nachbarhause lernte die schöne Tochter Señor Pescadors kennen. Die Bekanntschaft war vor einer nahen Kapelle des heiligen Gonzalo de Amarante entstanden, vor welcher die jungen Leute der Havannah zwei Mal im Jahre, am Tage Allerheiligen und am besondern Kalendertage dieses Heiligen, in einer feierlichen Prozession sich versammeln, Lieder zur Ehre des Heiligen anstimmen, und endlich mit einem, unter uns sehr bekannten Scherzgesang auf ihn um seinen Schein zu tanzen pflegen. Dieß Lied, das Sie jetzt wohl zum ersten Male hören und das also lautet:

> San Gonzalo de Amarante,
> Que fecas pescado del mar,
> Seca me de este cuidado,
> Que ya te vengo baylar!

dieß Lied knüpfte die Verbindung zwischen Don Lopez und Manuela. Bei diesem Anlaß nehmlich hatte der junge Lopez der dreizehnjährigen Manuela zuerst in's glühende Auge geschaut; denn keine ihrer Gespielinnen tanzte den seltsamen heiligen Reigen so schön, wie sie, oder sang mit so silberheller und reiner Stimme in die laue Abendluft hinaus, wie Manuela. Er hatte sich ihr genähert, sie angeredet, die zarte Manuela, die den jungen, vielgepriesenen Schreiber schon so oft mit mädchenhafter Neugierde, hinter ihrem grünen Gitterfenster halb verborgen, beobachtet hatte, wenn er mit ihrem Vater oder mir im Gespräch vor dem Portego ihres Hauses auf und abschritt, oder wenn er Sonntags, reich und leicht gekleidet, wie es unser Klima mit sich bringt, auf der Sandebene vor dem Hause mit minder geschicktern Spielern den Ball schlug, oder den Diskus warf, Manuela war nicht unempfindlich gegen die bescheidene Auszeichnung, die ihr an diesem Abend von dem Liebling aller Frauen in der Havannah zu Theil wurde. Der Bund ihrer Herzen erwuchs unter dem Bananenschatten der benachbarten Gärten ihres Vaters und des Wohlthäters des jungen Lopez, am rieselnden Brunnen, am rauschenden Wogengestade des Meeres, unter dem Laubengewölbe des riesigen Tallipotbaumes, unterm traulichen Schimmer des Mondes, bei Volksfesten und in den heiligen Domen der Kirchen, bald zu einer gegenseitigen, ausgesprochenen Neigung, die Neigung, genährt von der Sonne unsres Himmels, zu einer glühenden Leidenschaft, zu einem Bund auf Leben und Tod. Manuela und Lopez, ohne sich eine Treue geschworen zu haben, die ihren reinen Herzen so natürlich schien, wie dem Lebenden das Athmen, liebten sich mit der ganzen vollen Gluth einer ersten, untrennbaren Liebe; keine Macht des Geschickes vermochte diese Herzen mehr von einander zu trennen.

Manuelas Mutter wußte darum. Lang rang sie mit sich selbst, ob sie diese frühe Wahl des Herzens ihrer Manuela dem Vater vertrauen sollte oder nicht. Sie kannte Lopez als einen, in jeder Beziehung trefflichen Jüngling; allein auch seine Armuth war ihr kein Geheimniß, und seine Abhängigkeit von dem strengen Campomanes, an dessen Einwilligung in die Verbindung seines Schützlings mit der Tochter einer Sklavin sie noch mehr zweifelte als an der Einwilligung des redlichen Pescadors; allein auch dieser würde den armen, mittellosen Lopez, so werth er ihm auch sonst zu seyn schien, als Bewerber seiner Tochter nicht eben willkommen geheißen haben; denn der treffliche Mann war selbst nichts weniger als reich. Unglückliche Zufälle, wie sie das Vermögen des Kaufmannes so oft in einem Augenblick erschüttern oder vernichten, hatten ihn seit einiger Zeit mehr als einmal betroffen; ja, Maria sah ihren geliebten Gebieter jetzt oft, wie ihr schien, mit schweren Sorgen beladen, von seinem Arbeitstisch in das Familienzimmer treten, und rang umsonst, mit der gewohnten und so oft bewährten Zärtlichkeit die düstern Falten seiner Stirn zu glätten. Auch das band ihr den Mund. Sie hoffte aber, wie wir so oft thun, wenn wir ein nahes, drohendes Mißgeschick fürchten, ohne zu wissen warum, auf eine Aenderung.

Doch das Uebel wurde schlimmer, der Ausdruck des Kummers und der Besorgniß auf den Zügen des guten Pescadors wurde immer unverkennbarer. Gerüchte gingen in der Havannah umher von seinem nahen Fall als Kaufmann; seine Gläubiger, dadurch beunruhigt, wurden dringender; er selbst, von Kummer gebeugt und von dem Gedanken gefoltert, nach einem langen Leben, der redlichsten Arbeit geweiht, noch im Herbste seiner Jahre als Verräther des öffentlichen Vertrauens vor den Augen seiner Mitbürger dazustehen, verfiel in eine schleichende Krankheit, welche seine Geschäfte, die nun unredlichen Sachwaltern anheimfielen, noch mehr in Verwirrung brachte. Señor Pescador hatte dieselbe Schwachheit ge-

habt, welche auch Don Lopez Vater als armen Mann sterben ließ. Sein Vermögen war die sichere Zuflucht jedes bedrängten Freundes, jedes unbemittelten Fremden gewesen, der sich die Mühe nehmen wollte, seine Redlichkeit irre zu führen. So hatten die Tage des Unglücks ihn selbst ohne Hülfsquellen überrascht; mit einem Wort, seine Haabe reichte nicht mehr aus, die Forderungen zu befriedigen, die jetzt von allen Seiten und auf einmal an ihn gemacht wurden. In diesem kritischen Moment erlag der würdige Mann, unfähig, einen solchen Schmerz zu ertragen, der Gewalt der Krankheit. Er starb, man begrub ihn, die Gerichte legten Beschlag auf sein Besitzthum, und diese, Haus, Haabe, Plantagen, Güter und Sklaven wurden zur Befriedigung seiner Gläubiger zur öffentlichen Versteigerung an die Meistbietenden bestimmt.

Maria Luna erwachte aus ihrem dumpfen Schmerze über den Verlust des Geliebten, der ihrem Leben allein Werth gegeben hatte, um die Schreckensbotschaft zu vernehmen, daß sie eine Bettlerin sey. Doch, so hart dieß Wort auch klang, ein erschütternderes war noch zurück. Sie sollte auch hören, und das war das Schlimmere, sie sollte auch hören, daß sie eine Sklavin des Verstorbenen sey, und als solche mit ihrer Tochter, wie alle übrigen Sklaven, zur Versteigerung an den Meistbietenden öffentlich ausgestellt werden solle. Ich male Ihnen nicht die Schrecknisse dieser Botschaft für Mutter und Tochter; Ihr Herz wird sie mitempfinden. Sie, die bisher als die Gattin des liebendsten und geliebtesten Gatten gelebt, sie, die ihre Tochter so lange als die Tochter eines reichen Kaufherrn, eines angesehenen und begüterten Plantagenbesitzers erzogen, gealtert im Genuß eines anständigen Reichthums, im Schooß des Glücks in süße Träume von fernerem Glück eingewiegt, sie erwachte nun plötzlich daraus, um sich als eine rechtlose Sklavin in die Gewalt eines vielleicht entmenschten Gebieters übergeben, und alle Schrecknisse der Sklaverei, nach langen Jahren des Glücks, von neuem, und nun mit verdoppeltem Gewicht auf sich herabsinken zu sehen; und zwar blos darum, weil ihr unvergeßlicher Gebieter die einfachen Formen, welche das Gesetz für die Freilassung der Sklaven vorschreibt, auf seine eigene Redlichkeit und seinen Willen gestützt, vielleicht auch, als Fremder, aus Unbekanntschaft mit der starren Strenge unserer Gesetze, unterlassen hatte! Doch das war noch nicht das Härteste ihres Looses; für sich selbst würde sie ohne Klage, nach dem Verluste ihres Freundes, jeden andern Schmerz, als einen unbedeutenden gegen diesen, ertragen haben. Allein auch ihr zartes Kind, ihre geliebte Manuela, die Lust und die Wonne ihrer Seele, die Freude und der Stolz ihres Herzens, auch diese sich grausam entrissen, vielleicht in die Gewalt eines rohen Gebieters, der diese zarte Blume zertrat, dahingegeben zu sehen, sie, die in Reichthum geboren, in den Armen des Glücks und der zartesten Liebe erwachsen war — fürwahr, was läßt sich für das fühlende Mutterherz Grausameres und Gräßlicheres ersinnen?

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Ueber artesische Brunnen.*)

Daß es in bedeutender Tiefe, und selbst in Gegenden, die auf Kreideflötzen liegen, Wasserspiegel gibt, und daß das Wasser aus einer Tiefe von 150 bis 200 Fuß, wenn man in diese Tiefe Röhren einsenkt, einige Fuß hoch über das Mundloch aus der Röhre emporquillt, ist eine durch so viele in Frankreich, England und Nordamerika gebohrte artesische Brunnen erwiesene Thatsache. Die Industrie und die Landwirthschaft mancher Gegenden in diesen Ländern haben dadurch unendlich gewonnen, und das Springbrunnenbohren (denn die sogenannten artesischen Brunnen sind eigentliche Springbrunnen) wird in diesen Ländern immer allgemeiner. Man fand unter den tiefsten Gyps- und Muschelkalklagern und selbst im Chloritsande die herrlichsten Springquellen, und kam bei diesen Bohrversuchen zufällig noch auf andere unerwartete Resultate, z. B., daß die Bohrstange, während sie durch Thon-, Kalk-, Gyps- und Sandsteinlager bohrte, in hohem Grade magnetisch wurde.

Es wäre der Mühe werth, daß man ähnliche Bohrversuche in wasserarmen Gegenden, z. B. in der obern Pfalz in Bayern, in Würtemberg auf der rauhen Alp rc. anstellte. Man dürfte sich jedoch nicht abschrecken lassen, wenn man bei den ersten 50 Fuß keinen Wasserspiegel trifft: wir sehen, daß man an der Gare d'Orom Geduld genug hatte, 150 bis 200 Fuß tief zu bohren. Einzelnen Privaten wollten wir es nie rathen, solche Versuche zu wagen, außer in Gegenden, wo man des Erfolges vollkommen gewiß ist, wie überall in den flachen Gegenden an der Isar, am Lech, am Inn; in den wasserarmen Gegenden, wie die oben angeführten, sollten solche Versuche, wie in England und N. Amerika, auf Subscription unternommen werden, so daß einzelne Individuen nur ein paar Gulden des Jahres dazu beitragen. Es gilt bei solchen Versuchen, wie bei vielen anderen, das alte Sprichwort: „es kommt nur auf den ersten Schritt an;“ wenn unter mehreren mißlungenen Versuchen nur Einer gelingt, so kann dieser für eine Menge anderer als Norm dienen und das Gelingen derselben sichern.

---

*) Polytechnisches Journal. Zweites Januarheft. Jahrgang 1830.

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Gent, Januar.**

(Beschluß.)

Nachdem wir an demselben Tage Erlaubniß erhalten, das unermeßliche Zwangsarbeitshaus zu besehen, besuchten wir die verschiedenen Abtheilungen desselben, unter Vortritt und Begleitung von Schließern; die größte Ordnung schien uns in den langen Gallerien zu herrschen, wo alle Sträflinge mit Spinnen und Weben von Stoffen beschäftigt sind; ihre Physiognomie spricht meist nicht zu ihren Gunsten, und ich glaube, daß nur Wenige unter ihnen ihre Strafe nicht verdient haben. Ein Kraniologe könnte in einer solchen Anstalt reiche Erndte finden. Was uns unter Allem am meisten auffiel, ist, wie man in einer Versammlung von mehreren hundert Weibern ein vollkommenes Stillschweigen zu erzielen wußte; alle sind im Durchschnitte von zurückstoßender Häßlichkeit; wir bemerkten eine, deren eingedrückte Stirne nicht einen Querfinger hoch war, was ihr ganz ein Tiger- oder Panthergesicht gab. Die Speisesäle, die zugleich zur Kirche und manchmal, wie man sagt, zu einem Schauspielsaale dienen, sind ausnehmend reinlich gehalten; die Küchen gleichen der Werkstätte eines Destillateurs; man sieht da ungeheure in Ziegeln gemauerte Kessel, auf welche man mit Leitern steigt, um sie zu füllen und abzuschäumen; Kufen, die mehrere Wagenladungen Erdäpfel zu einem einzigen Mahle fassen; alles dieß läßt sich nicht übel mit der Küche des Gargantua vergleichen. Man zeigte uns einen Gefangenen, welcher nach einer vierzigjährigen Haft begnadigt und mit seinen Ersparnissen, die sich auf fünfzehn Franken beliefen, wieder in die Welt hinausgesezt worden war; zwei Tage darauf kam er zum Schließer, mit der Bitte, ihn wieder aufzunehmen; dieser weigerte sich; der andere bestand darauf, flehte kniefällig und weinte; alles umsonst. Was that der arme Mann? Er ging zum Bürgermeister und sagte ihm ungefähr Folgendes: „Ich bin ein Unglücklicher ohne Geld; alle meine alten Freunde habe ich vergebens aufgesucht; sie sind nicht mehr auf dieser Welt; ich kenne keinen Menschen, und Niemand wird einen entlassenen Züchtling in Dienste nehmen wollen; schicken Sie mich in das Gefängniß zurück, ich befand mich wohl darin, war daran gewöhnt und hatte meine Freunde daselbst; schlagen Sie mir diese Gnade ab, so gehe ich geradezu hin und stehle oder morde, damit ich wieder aufgenommen werde.“ Nach vielen Schritten von Seite der Behörden, die sich zu seinem Besten verwandten, erhielt dieser Mensch endlich die so sehr gewünschte Gunst, aufs Neue bis zum Ende seiner Tage eingesteckt zu werden.

Man versicherte uns bestimmt, daß in Gent noch viele eben so beträchtliche Industrieanstalten bestehen, als jene, die wir bereits gesehen hatten, und um uns davon zu überzeugen, führte man uns an einen hochliegenden Ort, von wo wir einen Wald langer Schlote übersahen, die von Zeit zu Zeit einen schwarzen Qualm ausstießen, der sich über die Stadt verbreitet und die Damen beinahe zur Verzweiflung treibt, deren Hauben und Röcke er schwärzt. „Wenn das so fortgeht,“ sagte mir eine, „so wird Gent bald nicht mehr bewohnbar seyn; ich habe schon zweimal mein Quartier geändert, um der Nachbarschaft der Schornsteine zu entgehen; nein, das ist nicht erlaubt!“ Dieß ist im Allgemeinen die Sprache und das Urtheil der höchsten Stände über die Industrie; ganz anders denkt aber der König, der einen großen Theil der Nacht zur Besichtigung der schönen Fabriken der HH. Vervaeten, van Aken u. s. w. verwandte und an ihre Vorsteher Belohnungen vertheilte. „Was haben sie gethan, daß man sie mit Orden schmückt?“ sagte ein junger Herr zu mir; „sie haben niemals gedient, niemals sich geschlagen!“ — „Sie haben Recht,“ erwiederte ich, „sie haben nie Jemanden getödtet, aber sie geben vielen unglücklichen Familien Lebensunterhalt, welche vielleicht vor Elend zu Grunde gehen würden, wenn sie, statt ihre Kapitalien der Industrie zu widmen, diese todt liegen lassen und von ihren Einkünften eine Pariser Operntänzerin unterhalten wollten.“

**Rom, im Winter 1829.**

(Beschluß.)

In Neapel sind alle obigen Blätter bis auf den Moniteur gänzlich verboten, auch in den sardinischen Staaten die meisten, also zeichnet sich Rom wirklich in dieser Hinsicht zu seinem Vortheil aus. Es mag wohl, wie so Vieles hier, vorzüglich den Fremden zuliebe geschehen; denn in Neapel und anderwärts sind die Fremden blos eine Zugabe, aber Rom kann ohne sie nicht bestehen. Was die hiesigen Blätter betrifft, denn es sind deren zwei, ob sie gleich füglich nur eins ausmachen könnten, indem Redakteur und Verleger dieselben sind, und von denen das Diario Mittwochs und Sonnabends, die Notizie del giorno aber Donnerstags herauskommen, — was diese betrifft, so schreiben sie, in Hinsicht auf das Ausland, die Allgemeine Zeitung und irgend ein Pariser Blatt ab, freilich in sehr gedrängter Kürze, weil die ganze Woche über kaum sechs Oktavseiten in allen drei Blättern für Politik übrig bleiben. Die Notizia del giorno unterscheiden sich blos darin von dem Diario, daß dieses ausschließlich die geistlichen Neuigkeiten und jene Alles, was die Kunst betrifft, zur öffentlichen Kunde bringen. Vor mehreren Jahren verlor ein Redakteur des Diario auf eine höchst sonderbare Weise seine Stelle. Er hatte in seinem Blatte sehr gelehrte und, wie zu denken ist, durchaus orthodoxe politische Betrachtungen über das monarchische Prinzip angestellt, um den Republikanismus gänzlich aus dem Felde zu schlagen. Indem er nun der Monarchie siegreich das Wort redete, bemerkte er aber zugleich, daß, wenn die erbliche als die beste Regierungsform anerkannt werden müsse, ein Wahlreich im Gegentheil eine der schlechtesten sey. Der gute Mann hatte in seiner Unschuld und bei Monarchie nur an Könige denkend, sich ganz und gar nicht daran erinnert, daß er selbst in einem Wahlreich lebe. Der damalige Kardinal Staatssekretär war aber nicht so vergeßlich, und der arme Redakteur mußte seinen unschuldigen Verstoß mit dem Verlust seiner Stelle büßen.

Nur noch ein einziges Wort und zwar über die Sprache. Ich werde in dem, was ich behaupte, vielleicht mit vielen Fremden im Widerspruche erscheinen, aber das thut nichts zur Sache, denn ich wenigstens habe, was ich anführen will, durch viele Erfahrungen bestätigt gefunden. Man versichert fast allgemein, daß man sich in Italien, wenn man das Italienische nur erträglich spricht, wenigstens in Rom, wo es kein Patois gibt, sehr gut verständlich machen könne. Wenn man dieß so versteht, daß man sich in den meisten Fällen aus der Verlegenheit ziehen kann, so will ich es zugeben; wenn man aber mit den Römern in nähere Berührung kommt, und zwar mit solchen, die, obgleich zu den höhern Klassen gehörend, doch nicht die europäische Bildung derjenigen besitzen, die lange im Ausland gelebt haben, und man ihnen nun etwas erzählt, so ist es noch nicht genug, daß man keinen Solecismus sich zu Schulden kommen läßt und alles rein ausspricht; es braucht nur einen einzigen Fehler gegen die Construction, durch welchen man die Wörter aus der ihnen gebührenden Ordnung in eine andere versezt, um am Ende einer langen Rede von ihnen ein verdrießliches „non ha capito niente“ zu hören, gerade als wenn man arabisch mit ihnen gesprochen hätte.

---

Beilage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 43.

# Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Freitag, 19. Februar 1830.

> Wohlan, so halt ich in dem vollen Herzen
> Den Muth, den Glauben und die Liebe fest!
> Die Gunst des Glückes kann der Mensch verscherzen,
> Wenn nur die beßre Gunst ihn nicht verläßt.
> Frisch in den Kampf!
>
> Körner.

## Manuela.

(Fortsetzung.)

Maria flehte zu dem Himmel um Schutz für ihr Kind. Doch wo sollte sie auf Erden Hülfe finden? Das starre Gesetz war gegen sie; die Berufung auf den Willen des Verstorbenen war nur eitel und fruchtlos, seinen fühllosen Gläubigern gegenüber. Reiche Freunde besaß Señor Pescador nicht, und wer von diesen sollte sich, wenn er sie auch hatte, für eine Sklavin zu einem Opfer entschließen? Nur die Armen hatte der redliche Mann sich verbindlich gemacht.

In dieser fürchterlichen Angst des Mutterherzens, hing sich Marias Hoffnung an Einen, von dem sie wußte, daß er bereit seyn würde, ihr und ihrem Kinde mit Blut und Leben beizustehen. Dieser Eine war der junge Lopez. Allein nicht Blut und Leben — nein, nur Geld allein konnte hier helfen, und von allen reichen Gaben der Natur, die Don Lopez besaß, war diese eine ihm verweigert worden.

Der junge Schreiber verließ die Wittwe und ihre Tochter von dem Augenblicke an, wo er ihre Noth und ihre Hoffnung erfuhr, nicht mehr. Den Tag über harrte er bei den Bedrängten aus, die er tröstete und mit erdichteten Hoffnungen emporrichtete, und verließ sie Abends nur, um die ganze Nacht hindurch einsam auf seinem schlummerlosen Lager über Mittel und Wege zu sinnen, das drohende Elend von den theuren Häuptern abzuwenden. Bei den Gesetzen selbst, das sah er wohl ein, war kein Trost zu finden; sie erstickten vielmehr, starr und eisern, jede aufkeimende Hoffnung. Hier gab es kein Mittel, wirksam zu helfen, als durch die käufliche Erstehung der Sklavinnen bei der öffentlichen Versteigerung im Wege des Meistgebots. Dieses einzige Mittel zur Rettung des Theuersten, was der junge Lopez kannte, seiner Manuela, war aber auch das Einzige, was dem Unglücklichen völlig unerreichbar schien. Hätte es gegolten, dem Tod vor Feuerschlünden zu trotzen, oder im Einzelnkampf einem mächtigen Gegner die Geliebte seiner Seele abzuringen, er hätte keinen Augenblick an ihrer Rettung gezweifelt; denn Lopez fühlte sich zu allem stark genug, und um diesen Preis jedem Gegner gewachsen. Allein er hatte dem unerbittlichen Gesetz die süße Beute, die holde Braut, abzuringen — arm und freundlos, wie er war, welche Hoffnung blieb ihm da zur Seite? Er selbst hatte nicht so viel Maravedis im Vermögen, als Piaster dazu nöthig gewesen wären, um bei der Versteigerung zuversichtlich auftreten zu können. An wen sollte er sich wenden? Sein Wohlthäter war ein rechtschaffener Mann; allein von dem Mitgefühl, welches dazu nöthig war, um ihn zu einem Opfer, wie das, welches Lopez von ihm zu fordern hatte, zu bestimmen, hatte dieser noch kein Anzeichen bei ihm entdeckt. Was kümmerte ihn die Sklavin seines Nachbars, den er wenig kannte und der zum Ueberfluß noch selbst sein Schuldner war? Oder sollte er ihm das Geheimniß seines Herzens entdecken? Dann schien vollends alle Hoffnung verloren;

denn der alte Campomanes hatte mehr als einmal schon seine Willensmeinung ausgesprochen, daß Lopez durch eine schickliche, d. h. eine reiche Verbindung das Unrecht des Geschickes gegen ihn wieder gut zu machen suchen müsse, und zu diesem Zweck dem Jüngling mehr als eine Parthie vorgeschlagen, deren Zurückweisung er mit Unwillen und Zorn aufgenommen hatte; Grund genug, an seinem Beistande zu dem Werke der Liebe, auf das Lopez jezt Tag und Nacht sann, zu verzweifeln. Von mir wußte er genug, um wohl von der Bereitwilligkeit, aber zugleich auch von dem Unvermögen seines Freundes, ihm zu helfen, überzeugt zu seyn, und andere Freunde besaß der stille und zurückgezogene Lopez kaum. Zum Uebermaß der Gefahr aber war ihm auch noch, durch Manuela selbst, bekannt geworden, daß ein steinalter, widerwärtiger, durch seinen Reichthum und seinen Geiz berüchtigter Herr aus der Nachbarschaft, Monsieur George, wie der allbekannte Franzose in der ganzen Havannah hieß, schon einmal bei ihrem Vater um ihre Hand geworben, von ihr aber zurückgewiesen, geschworen habe, es solle sie noch einst gereuen, ihn als Bräutigam verschmäht zu haben, und sich jezt, nach dem Tode ihres Vaters und dem Ausbruch des Bankerotts, hoch und theuer vermessen habe, er müsse das Mädchen haben, und sollte sie ihn auch tausend Pistolen kosten.

In Gegenwart seiner Geliebten und ihrer Mutter verbarg indessen Lopez seine Hoffnungslosigkeit. Troz dem, daß seine Gemüthsstimmung von dem Augenblick an, wo er von den Drohungen des alten Herrn George hörte, an Verzweiflung grenzte, zeigte er seinen Schützlingen doch immer noch eine hoffende, heitere Stirn, und es ist wohl begreiflich, daß er in dem Herzen der verwaisten, der schutzlosen Manuela von nun an einen Platz einnahm, den kein Geschick der Erde ihm mehr rauben konnte. Lopez ward ihr Alles; er war der Einzige, dessen Erscheinung einen Lichtstrahl in die Nacht ihrer Noth trug, und mitten unter den fürchterlichen Drohungen der nächsten Zukunft, hoch auf die Gipfel eines verderbenschwangern Vulkans gestellt, dessen Ausbruch jeden Augenblick zu erwarten stand, und dessen dumpfer Donner diese eng verbundenen Herzen auf ewig zu zerreißen drohte, feierten die Glücklichen Momente der höchsten Seligkeit, die das Menschenleben darbietet, die nicht zu beschreibenden Augenblicke der ersten gegenseitigen, verstandenen und beglückten Liebe.

Unterdeß rückte der entscheidende, der unabwendbare Moment näher und näher heran. Die Gerichte waren in der Ordnung des Nachlasses des Verstorbenen so weit gekommen, daß es nur noch an der Versteigerung seiner Hinterlassenschaft fehlte, und zu dieser war der Termin angesezt. In dieser Zeit irrte der arme Lopez wie ein Wahnsinniger umher. In seiner Lage hatte sich nichts geändert, sie war noch immer so hülflos wie zuvor. Zwar hatte er die Entschlossenheit gehabt, alles, was er sein nannte, nach und nach zu verkaufen, und wirklich hatte er, mit Hinopferung des lezten Gegenstandes von einigem Werth, einen Schatz von etwa fünfzig Piastern zusammengebracht. Allein das reichte nicht hin, nicht zum vierten Theil, selbst in dem glücklichsten Fall. Mutter und Tochter durften nach dem Gesetz nicht getrennt werden, und Manuela, die ihm mit einem Königsthron zu wohlfeil erkauft schien, deren Werth für ihn den aller Kronen der Erde aufwog, Manuela war gewiß, für einen hohen Preis einen Käufer zu finden. Schon der bloße Gedanke, finster und gräßlich, die Geliebte seiner Seele gleich einer Waare verhandeln zu sehen, trieb dem Jüngling alles Blut so zu Kopf und Herzen, daß es in der That zum Erstaunen war, daß sein Verstand noch hell und klar genug blieb, um unermüdlich, doch immer umsonst, auf Mittel zu ihrer Rettung zu sinnen. Ich war der einzige Vertraute seines Kummers. Sein Schmerz rührte mich tief, denn ich liebte den Jüngling. Allein alles, was ich damals in einer sehr beengten Lage vermochte, bestand darin, daß ich den kleinen Schatz des armen Jünglings verdoppelte. Ein anderer Freund trat bei und verdreifachte ihn. Mit diesen 150 Piastern erwartete Lopez, unter wechselnder Angst und Hoffnung, bald vertrauend auf den Beistand des Himmels, der ihn nicht so namenlos unglücklich machen würde, bald verzweifelnd an der Rettung der Geliebten, den Tag der Entscheidung; mehr zusammenzubringen, war ihm unmöglich. Sie können wohl denken, daß das Wort hier in seiner vollen Bedeutung zu nehmen ist, völlig unmöglich gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Skizzen aus der asiatischen Türkei.

### Ein reisender Pascha. Armenischer Eidschwur. Die Pest.

Während meines Aufenthaltes zu Erzerum war ich Zeuge der Ankunft Saaiis, Paschas von Kars, der als Statthalter nach Cabissarie versezt war, und ich verweile einen Augenblick dabei, um eine Vorstellung von der Art und Weise zu geben, wie die türkischen Großen reisen. Der Pascha zog an der Spitze von etwa 2000 Mann einher, und sobald die Dörfer um Erzerum von seiner bevorstehenden Ankunft hörten, beeilten sie sich, Abgeordnete zu schicken, welche es durchsetzen sollten, daß sie ihn nicht zu beherbergen brauchten; zu diesem Zweck boten sie mehr oder minder bedeutende Summen an. Die Last fiel endlich auf ein unglückliches armenisches Dorf, eine Stunde von Erzerum. Als man die Spitze der heranrückenden Kolonne gewahrte, schloß man alsbald sämmtliche Thore der Stadt, und Saiib Pascha schickte einen seiner Offiziere ab, um den Mitbruder zu

bekomplimentiren. Indessen trieb man die Dorfbewohner aus ihren Häusern; sie wurden von den Ankömmlingen besezt, und diese nahmen, was ihnen anstand. Doch hatten die Einwohner nur zurückgelassen, was sie nicht mitschleppen konnten, und die Meisten hatten sich nach den benachbarten Dorfschaften geflüchtet; dort blieben sie drei Tage, bis ihre Gäste abgezogen waren. Diese drei Tage verflossen mit Konferenzen zwischen den Anführern, aber während der ganzen Zeit hütete sich Saiid Pascha wohl, aus der Stadt zu gehen, und sein Kollege durfte nur mit einem kleinen Gefolge hereinkommen. Am Abend mußten die Fremden hinaus; hinter ihnen verschloß man die Thore und hielt in der Nacht strenge Wache. Das gegenseitige Vertrauen war so stark, daß weder der eine noch der andere Pascha Kaffee zu sich zu nehmen wagte, aus Furcht vor Vergiftung. Es war in der That sehr möglich, daß der Pascha von Kars beauftragt war, sich im Vorbeigehen des Erzerumischen zu bemächtigen, wie es umgekehrt möglich war, daß der Erzerumsche Ordre hatte, dem von Kars die Reise zu verkürzen.

Beim Einkauf von Medaillen erlebte ich einen Vorfall, der mir einen Begriff vom Rechtswesen der Armenier und ihrem Aberglauben gab. Ich hatte den Weg zum Theil in Gesellschaft eines Kaufmanns gemacht, der von Siwas kam; eines Tages, als ich neben ihm saß, brachte man mir Medaillen; ich kaufte welche und ließ auf seinem Teppich eine Börse liegen, welche die Denkmünzen und obendrein etwa zweihundert Piaster enthielt. Wir gingen zusammen weg; er machte sich aber bald unsichtbar und ging zurück; einen Augenblick darauf ging ich selber hin, um das Zurückgelassene zu verlangen, er läugnete aber, etwas gefunden zu haben. Wir schlossen ihn ohne Weiteres einen Tag im Stalle ein und drohten, ihn dem Pascha auszuliefern. Der Armenier wußte wohl, daß er, schuldig oder nicht, die Bastonade bekommen und eine bedeutende Summe zu bezahlen haben würde; daher beharrte er beim Läugnen. Meinerseits war ich überzeugt, daß er den Diebstahl begangen hatte; doch begnügte ich mich, ihn zum Bischof zu führen, damit er seine Unschuld beschwöre. Ich wußte, daß ein Eid für die Christen in der Türkei eine sehr wichtige Sache ist, und Mancher lieber seinen Prozeß verliert, ehe er sich darauf einläßt. Doch auf die Procedur des Prälaten war ich nicht vorbereitet. Vor Allem gab er den Partheien ein großes Glas Branntwein, trank selber und erkundigte sich darauf nach der Angelegenheit. Nun hielt er gegen Diebstahl und besonders gegen falschen Eid eine so pathetische Rede, daß mehrere Zuhörer zu weinen anfingen. Endlich legte er seinen Ornat an, holte eine Schachtel, öffnete sie, und wie sahen einen Arm von vergoldetem Kupfer, der so ziemlich einem Streithandschuh glich. „Mein Sohn," sprach er zum Angeklagten, „neige Dein Haupt vor diesem Arme, der ein Stück des wahren Kreuzes enthält, und leiste den Eid über demselben. Ich muß Dir voraussagen, daß ich ihn in die Hand nehme, und sagst Du nicht die Wahrheit, so nöthigt mich eine unwiderstehliche Macht, ihn mit aller Kraft auf Dein Haupt fallen zu lassen." Der Armenier leistete den Eid, und meine Börse war verloren; ich mußte mich zufrieden geben; drauf hatte ich noch Branntwein zu trinken und des Bischofs Bedienten drei Piaster zu schenken.

In Tocate war die Pest. Ich begab mich zu dem Manne, an welchen ich empfohlen war, durch enge und krumme Gassen; er hatte sich aber, um die Ansteckung zu meiden, auf das Land eine Stunde weit von der Stadt zurückgezogen; die wohlhabenden Einwohner waren seinem Beispiel gefolgt, und so herrschte in der volkreichen Stadt ein dumpfes Schweigen. Hier und da folgten etliche Gruppen den Leichen, welche man nach ihrer lezten Behausung trug. Man hörte nichts als das Gehämmer der Kupferschmiede, welche arbeiten mußten, um zu leben; man sah sie aber nicht, denn sie hatten ihre Läden geschlossen. Sogar die sonst so belebten Kaffeehäuser waren öde; höchstens saßen einige Mahomedaner in den Winkeln der Geländer, rauchten und dachten an den erlittenen und bevorstehenden Verlust; zahlreiche Schaaren von Hunden, sonst von den Türken ernährt, erhoben jezt vor Hunger ein scheußliches Geheul. Ich beeilte mich, den unglücklichen Ort zu verlassen, um nach dem Dorfe zu gehen; aber auch hier herrschte der Tod. Wo wir anklopften, wagte man nicht zu öffnen; man gaffte von den platten Dächern herab mit Verwunderung und Schrecken nach uns, und als wir zu meinem Wirthe gelangten, fand ich keineswegs jene Gastfreundlichkeit, an welche man dort zu Lande gewöhnt ist, wenn man einen Brief von Freundes Hand zu überbringen hat.

Es ist ein Vorurtheil, wenn man glaubt, die Mahomedaner ergreifen keine Maßregeln, um sich vor der Pest zu schützen. Aber allerdings gehen sie, wenn die Krankheit ausbricht, nicht auf's Klügste zu Werke, ihre Ansicht von göttlicher Schickung nöthigt sie, öffentlich die nothwendigen Maßregeln zu vernachläßigen, und es gibt wohl wenig Länder, wo man so sehr der Gefahr ausgesezt ist, ohne Hülfe zu bleiben, wenn die ansteckende Krankheit ausbricht. Ich habe gesehen, daß bei der Gefahr Freund den Freund, Diener den Herrn, ja Eltern ihre Kinder fliehen. Die Reisenden forschen ängstlich nach dem Gesundheitszustand der Länder, durch welche sie zu ziehen haben, und wenn sie ungünstige Auskunft erhalten, so stehen sie nicht an, den Reiseplan zu ändern. Der Türken Auskunft ist aber dabei nicht immer zu trauen. Wie begegneten einmal einer Karawane, die sich bei uns erkundigte, ob in Tocate die Pest herrsche; ein Türke antwortete sogleich nein, wiewohl sie die größten Verheerungen anrichtete, und als ich ihn Lügen strafen wollte, riefen mir die andern zu: „Was willst Du? diese Leute müssen nach Tocate; wozu ihre Ruhe stören und ihnen Angst

einjagen? Bekommen sie die Pest, desto schlimmer für sie, die böse Nachricht erhalten sie immer frühe genug, und es ist keine gute Vorbedeutung für uns, Trauriges zu verkündigen.“ In Tocate waren übrigens die Türken nicht die lezten unter den Einwohnern, welche auf's Land flohen; dort lebten sie von dem Obste, woran das Land Ueberfluß hat, und verließen ihre Grundstücke nicht.

In unserem Dorfe hatten wir verhältnißmäßig sehr wenige Kranke. In einem andern Dorfe, welches mit unserm und Tocate ein gleichseitiges Dreieck bildete, war kein einziger Kranker, wiewohl es denselben Verkehr mit der Stadt unterhielt und weniger Vorsicht gebrauchte als das unsrige. Die Bevölkerung beider Dörfer war ungefähr gleich stark. Diesen Umstand hielt ich für sehr wichtig, und ich habe mir alle Mühe gegeben, mich von der Wahrheit desselben zu überzeugen.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Paris, Januar.**

Einige grämliche Leute sehen mit Mißvergnügen dem regen Treiben des Journalwesens in Frankreich zu, und die ministeriellen Blätter, die doch auch Journale sind und als solche auf die öffentliche Meinung wirken wollen, suchen mit dem größten Ernste zu beweisen, daß der Journalismus, wie sie es nennen, die Welt zu Grunde richtet. Die wunderlichen Leute! als ob die Tageblätter und Zeitschriften nicht ein unentbehrliches Bedürfniß in einem Staate wären, in welchem zufolge der Verfassung alles öffentlich verhandelt wird, und in welchem jede Stimme laut werden darf, ohne der Erlaubniß eines Censors zu bedürfen. Schon hat das Journal des Débats sie gefragt, warum die Herren denn in den Zeitungen schreiben, wenn sie denselben so unhold sind und sie als eine gefährliche Anstalt betrachten? Die Sache ist eigentlich diese: Diejenigen Franzosen, welche sich mit dem Zeitgeiste nicht befreunden können und wähnen, sie können es noch dahin bringen, daß Frankreich wieder in den mangelhaften und veralteten Zustand versezt werde, worin es sich vor der großen Staatsumwälzung am Ende des 18ten Jahrhunderts befand, sehen sehr scheel dazu, daß ihre Blätter, die so wenigen ihrer Landsleute zusagen, keinen Eingang finden und in der Verborgenheit umherschleichen, indessen die unabhängigen, freisinnigen Blätter begierig gelesen werden und beim Publikum Eingang und Unterstüzung finden. Sie schreiben diesen Unterschied im Erfolge der Journalunternehmungen einer falschen Richtung des Zeitgeistes zu und wähnen, es müsse anders werden. Wollten sie billig seyn, so würden sie einsehen, daß ihre Blätter, in welchen das Meiste, was dem Publikum wahrhaft am Herzen liegt, und was im Staate vorgeht und den Bürgern wichtig ist, verschwiegen und dagegen den Machthabern auf eine unedle Art und ohne Unterlaß Weihrauch gestreut wird, auch da, wo die Machthaber irren und eher Tadel, als Lob verdienen, unmöglich vielen Absaz finden können; denn sollte das Publikum so unklug seyn und sich für schweres Geld auf solche Blätter abonniren, woraus es wenig anders lernen kann, als ekelhafte Schmeicheleien? In den unabhängigen und freisinnigen Tageblättern lernt es im Gegentheile eine Menge Sachen, die es sehr nahe angehen und die man in andern Ländern, wo die Regierung die Pressen in ihrer Gewalt hat, sorgfältig verbirgt, z. B. die Mängel der Regierungsart, die Mißbräuche der Staatsbeamten, die geheimen Anschläge, die in fremden Ländern gegen das Glück der Völker geschmiedet werden ꝛc. Man sollte glauben, der üble Erfolg so mancher besoldeten Journalunternehmungen müsse diejenigen, welche das Geld dazu hergeben, muthlos machen; allein sie versuchen stets ihr Glück aufs Neue, schicken ihre Blätter unentgeldlich aus, wenn sie keine Abonnenten dazu finden, und hoffen dadurch auch ihre Grundsäze in Umlauf zu sezen und in Kredit zu bringen. Auch haben sich die ministeriellen Blätter alle nach und nach ausgestreckt und erscheinen in dem großen Formate, wozu die unabhängigen Blätter das Beispiel gegeben haben. So müssen sie selbst die Journalistik im Großen treiben, nachdem sie lange wider die Journalistik geschrieen haben. Merkwürdig ist das Verfahren eines den Ministern geneigten Blattes, l'Universel; es begann im Anfange vorigen Jahres mit der offenbaren Absicht, die Lesewelt von den politischen Sachen abzulenken und sie mit der freilich in den Tageblättern ziemlich vernachläßigten Literatur zu beschäftigen. Es gab auch sehr gute Aufsäze über Literatur, wiewohl mit einigen feindlichen Ausfällen gegen Aufklärung und gegen Romantik; allein das Jahr war noch nicht zu Ende, als das Blatt sich auf einmal ausstreckte und eine politische Zeitung wurde, wie die andern; nur behielt es sich täglich einen beträchtlichen Raum zu literarischen Aufsäzen vor. Dieses Ausstrecken und Ausdehnen ist sogar von der zu Bayonne erscheinenden spanischen Zeitung nachgeahmt worden, die nun auch in großer Form erscheint, als ob es ihr mit der abhandelnden Politik Ernst wäre; wenn man bedenkt, daß Madrid, wie Rom, bisher auf sein armseliges Diario beschränkt war, so sollte man glauben, daß es auch der spanischen Regierung nicht mehr möglich sey, mit so erbärmlichen Blättchen auszukommen, und daß auch sie (die bekanntlich die Bayonner Zeitung besoldet oder unterstüzt) die Nothwendigkeit fühle, der spanischen Nation etwas von den großen Weltbegebenheiten, die rund herum vorfallen, wissen zu lassen, und einige Notiz von demjenigen zu nehmen und nehmen zu lassen, was in der politischen Welt vorgeht und verhandelt wird. Zudem ist ein großes politisches Blatt ja auch eine Waffe, womit man die Angriffe abwehren kann, welche von feindlicher Hand auf eben diese Art gemacht werden; warum sollte man so unklug seyn und sich nicht eben des Mittels bedienen, das in freien Ländern so große Wirkung hervorbringt? Auffallend aber ist die große Menge von freisinnigen Blättern, die jezt entstehen und alle den gegenwärtigen Ministern entgegen sind. Sie anzukaufen und dann aussterben zu lassen, wie es Villèle vor mehreren Jahren versuchte, geht nicht mehr an; denn da die Presse jezt völlig frei ist und es keiner Erlaubniß mehr bedarf, um ein Tageblatt herauszugeben, Jeder hingegen eines beginnen kann, wenn er nur die erforderliche Bürgschaft stellt, so würden, wenn einige Blätter untergingen, bald andere entstehen, so daß die Minister nichts weiter bewirken würden, als eine gute Belohnung der Oppositionsjournalisten; deßhalb wird von den Ultrablättern denn auch so allerlei von den Gefahren und dem Einflusse des Journalismus und der Nothwendigkeit, demselben vorzubeugen, gesprochen, gleichsam als Winke zu Staatsstreichen; allein eine Nation, wie die französische, welche ihre Rechte kennt und den Werth einer freien Verfassung zu schäzen weiß, läßt sich nicht mehr durch Gewaltschläge lenken. Es bedarf großer Vorsicht beim Führen des Staatsruders in Frankreich; ein dummer Streich könnte Manches verderben und Anlaß zu neuen Gährungen geben.

(Die Fortsezung folgt.)

---

**Beilage: Literaturblatt Nr. 20.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 44.

# Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 20. Februar 1830.

Was gegen den wildesten Heiden, und wär' er der Oedschial gar,
Die Schöne vermag, die sich des Vortheils weislich bedienet,
Den seine Schwäche ihr gibt, mach' ich euch sogleich klar.

Wieland.

## Skizzen aus der asiatischen Türkei.

### Die Frauen.

Ein vornehmer Türke von Amassia bat mich zur Pestzeit, seine kranke Frau zu besuchen, und die Neugier siegte bei mir über die Vorsicht. Die Frauen von Amassia gelten für die schönsten in der Türkei, und diese stand in dem Rufe besonderer Schönheit. Ihr Mann hieß Jussuf Aga; er hatte in Konstantinopel gewohnt und sich zum Mussellim seiner Vaterstadt Amassia ernennen lassen; als aber der Pascha, welcher ihn dazu gemacht hatte, abgesezt wurde, verlor er sein Amt und war jezt nicht mehr als Ajan. Mit der Herrschaft über seine Stadt hatte er das Ansehen in seinem Hause verloren, wo seine Frau unumschränkt regierte. Sie war eine Turkomanin und hatte sich aus Eigennuz mit dem Mussellim verheirathet, der ihr einen stattlichen Wittwengehalt ausgesezt hatte, wozu noch das bedeutende, von ihrem Vater hinterlassene, Vermögen kam. Der Mussellim dagegen war um seine Habe gekommen, und seine Frau gab ihm sehr wenig zum Unterhalt. Sie strahlte von Edelsteinen, der arme Mann trug ein schmuziges Kleid. Mehrere Negersklaven bedienten die Frau, er hatte nicht einmal einen Diener, um seine Pfeife zu tragen. Ehe ich in den Harem trat, ließ mich der Ehemann aus Vorsicht im Hofe warten; erst nachdem innen alles in Ordnung war, führte man mich hinein. Das Frauengemach war auf dieselbe Weise eingerichtet, wie die Männerwohnung: am untern Ende befand sich ein Geländer, hier standen die Sklavinnen, die Gebieterin saß in der Ecke eines Sophas, am Fenster des viereckigen Zimmers; am Eingang war ein kleiner Raum, wo man die Pantoffeln ablegte. Die Dame ließ sich weder durch ihren Mann, noch durch mich in ihrer Ruhe stören. Eine schönere Frau war nicht leicht zu sehen; ihre Armringe und das Halsband waren mit Smaragden besezt; sie trug einen goldgestickten Sammtrock, ihre Pfeife war mit Diamanten verziert, eine Menge Edelsteine schmückten ihre Finger und ihr Gürtelschloß. Sobald ich Platz genommen, befahl sie den Negerinnen, mir eine Pfeife und Kaffee zu bringen, und klagte über ihre Leiden, die mir eher eingebildet als wirklich schienen. Ich rieth ihr Bewegung an und Veränderung der Luft. „Ganz recht," erwiederte sie; „ich bin die Tochter eines Kurden, eines Soldaten, ich kann Berge erklimmen, Rosse bändigen; einst irrte ich frei durch das Feld, brauchte keinen Schleier, um auszugehen; und wozu ein Schleier für ein ehrbares Weib? Da lebte ich, da athmete ich, jezt muß ich mich verhüllen; da gehe ich ernst und schweigsam einher, habe einen Schwarm von Sklaven hinter mir und besuche dumme Türkenweiber, mit denen ich einmal leben muß! Ja, die Luft wird mir wohlthun, und besonders die Freiheit." Der Ehemann nahm meinen Rath durchaus nicht mit derselben Zufriedenheit auf; sie merkte es und rief ihm barsch zu, er solle hingehen und noch mehr Kaffee bestellen, und wieder kommen, wenn man ihn rufen würde. Er ging und ließ uns allein. Da sagte mir die Frau: „Du hast das

alte Vieh gesehen; er ist der eigentliche Grund meiner Krankheit, und diese Krankheit besteht in nichts als in der Langeweile, die ich bei ihm empfinde. Er ist unglücklich, und was ist das für ein Vergnügen, mit einem Manne zu leben, der ohne Macht und Ansehen in der Stadt ist, der nichts zu essen hat? Liebes Herz, gibt es kein Mittel, ihn mir aus den Augen zu schaffen? Du bist der König der Aerzte, der Ausbund der Doktoren; hast Du nicht etwa ein Mittelchen, das mich, mit Gottes Hülfe, von ihm befreien kann? Dann würde ich auf die Fluren zurückkehren, wo mir so wohl war, würde leben, wie ich es von Jugend auf gewohnt bin, würde diese Stadt verlassen, welche Gott vernichten möge." So unangenehm es auch ist, einer Frau, welche mit der Schönheit eine rührende Stimme und ein holdes Lächeln verbindet, etwas abzuschlagen, so gerieth ich doch nicht in Versuchung, ihr in dem frommen Werke beizustehen, und rieth nur von Neuem dem Gemahl, sie auf's Land zu führen. Ich erzähle diese Anekdote nicht blos, um zu zeigen, wie leicht man in der Türkei an's Vergiften geht, sondern auch um darzuthun, wie irrig die Vorstellungen sind, die man sich gewöhnlich von den dortigen Frauen macht. Ich hatte oft Gelegenheit, in die Harems zu dringen, und fand bei den Männern kein großes Mißtrauen, sah auch die Frauen nicht wie Sklavinnen behandelt; sie genießen im Hause desselben Ansehens wie bei uns; sie befehlen oder gehorchen, wie es ihr Verstand und ihr Charakter mit sich bringen. Das Verschleiern ist für sie kein unangenehmer Zwang; es ist eine Sitte, in welcher sie erzogen sind, und die ihnen nicht sehr hinderlich scheint. Eines Tages trat ich ins Haus eines Türken in einer kleinen Stadt, schwatzte mit seiner Frau und ihm, als ein Mahomedaner kam und sich der Hausfrau gegenüberstellte. Der Mann bat ihn, wegzugehen, mit der Bemerkung, für mich Europäer sey es nicht unziemend, seine Frau zu sehen, da es in meinem Lande eben so sey, dagegen sey es eine Schande für ihn, sie einem Türken zu zeigen. Etwas ganz anderes ist es, sich heimlich in einen Harem zu schleichen, und auch alsdann wäre die Rache des Gemahls weniger Folge der Eifersucht, als des Religionsgebots; wollte er Gnade für Recht ergehen lassen, so würden sich die Verwandten der Frau widersetzen. Ist bei einem Eingriff in die Rechte der Ehe der Schuldige ein Mahomedaner, so hat der Gemahl den Schimpf zu rächen; ist er ein Raja, so muß er Muselmann werden, und sein Leben ist überdieß in Gefahr; wechselt er nicht den Glauben, so ist sein Tod unvermeidlich. In beiden Fällen wird die Frau aufgeopfert; gewöhnlich steckt man sie in einen Sack und wirft sie ins Wasser. Die Griechen und Armenier im Binnenlande machen es im Falle eines Ehebruchs ebenso, wenn nicht der Schuldige durch seine Stellung die Mitschuldige retten kann, und dieß ist fast immer der Fall, wenn ein Mahomedaner einen Christen beschimpft hat. — Ich habe überhaupt bemerkt, daß sich die meisten Frauen nicht über ihr Loos beklagen; da sie fast nur ihre Verwandten sehen, so macht ihnen die Sucht, zu gefallen und zu glänzen, wenig Unruhe, ihr größter Fehler ist aber dessen ungeachtet der Hang zum Putz. Sie sind im Allgemeinen gute Haushälterinnen, sie beschäftigen sich sehr emsig mit dem Hauswesen und der Erziehung ihrer Kinder. Ich bin nicht der Einzige, welcher die Ansicht hat, daß sie die Freiheit ausschlagen würden, wenn man sie ihnen anböte; dasselbe glaubt die berühmte Lady Montague, der es als Frau möglich war, die türkischen Frauen oft zu sehen. Ich könnte noch einen andern Beweis anführen: die russische Regierung hat in dreißig Jahren den Gebrauch der Schleier in Georgien nicht verbannen können, und doch ist die Bevölkerung christlich und zur Kultur geneigt. So groß ist die Macht der Vorurtheile und der volksthümlichen Gewohnheiten.

---

## M a n u e l a.

(Fortsetzung.)

Die gräßliche Stunde des Termins, die Stunde, welche über Don Lopez Lebensglück für alle Zeit entscheiden sollte, erschien. Die Siegel wurden von den Thüren der einst glücklichen Wohnung Señor Pescadores gelöst. Die liegenden Güter des Mannes waren an die Gerichtsstelle veräußert worden; jetzt kam die Reihe an seine bewegliche Haabe, zu der seine — Sklaven gehörten. Der Tisch des Auctionators, mit seinen beiden angezündeten Lichtern und einer rinnenden Sanduhr darauf, war in der Mitte des jüngst noch so heiteren Gesellschaftssaales aufgestellt. Hinter ihm nahm Don Aloisio Campomanes, der erwählte gerichtliche Vorstand der Versteigerung, mit dem verhängnißvollen Hammer seinen Platz. Ihm gegenüber, den beiden Wänden entlang, waren die Gegenstände der Auktion, Pescadores Sklaven und Sklavinnen aufgestellt; unter ihnen — ein herzzerreißender Anblick — die arme Maria Luna und ihre weinende Tochter.

Als die Stunde schlug, füllte sich der Saal mit Neugierigen und Kauflustigen. Lopez mit Empfindungen, die ich nicht beschreibe, unter ihnen, musterte Mienen und Gestalt jedes einzeln Eintretenden, um seine Absichten zu erspähen; die wenigen Piaster in seiner Busentasche drückten schwer auf seinem Herzen; er war bleich wie der Tod, sein Odem stockte und seine Lippe bebte. Um neun Uhr drängte sich die lächerliche Gestalt des alten Geizhalses, Monsù George, durch die Saalthüre. Ein höhnisches Lächeln auf seiner Teufelsmiene, strich er an der Reihe der Sklavinnen entlang, blieb grinsend vor dem Mädchen stehen, rückte ihr mit widriger Zärtlichkeit am Kinn, nannte sie sein zartes Täubchen, schlug dann gegen

seine volle klappernde Börse, so daß das Gold darin erklang, schlich dann schmunzelnd und mit dem Triumph des Verfolgers der Tugend auf seinem widrigen Faunengesichtr, zu einem weichen Armstuhl neben dem Auktionator, in dem er gemächlich und lachend Platz nahm.

Die Stunde der Prüfung und einer Seelenqual ohne Gleichen für dieß vielgeprüfte Paar war erschienen, und die Auktion begann. Schnell waren die Sklaven bis auf Maria und Manuela, welche man als die erlesensten bis zuletzt aufgespart hatte, verkauft. Die Reihe kam nun an sie. „Wer bietet auf diese?“ fragte mit der Miene juristischer Gleichgültigkeit der alte Don Aloisio die Versammlung. „Doch zusammen, ihr Herren! Getrennt werden sie nicht, da sie Mutter und Tochter sind, und leztere noch nicht mannbar ist. Neun-und-zwanzig und vierzehn Jahr alt, gesund, wohlgenährt, kräftig zur Arbeit, feurig von Temperament, nicht böse, im Hause geboren.“ — „Fünfzig Piaster für Jede,“ rief Monsü George mit grinsendem Lächeln, die Herzählung der Eigenschaften dieser seltenen Waare unterbrechend. „Wir kennen sie — drum ohne weiteres fünfzig Piaster für Jede!“ — „Fünfzig Piaster zum ersten,“ wiederholte gleichgültig Don Aloisio und schwang den gewichtigen Hammer. „Niemand mehr?“ — Lopez Stimme versagte ihm ihren Dienst und: „Niemand mehr?“ fragte sein ernster Brodherr zum zweiten Mal. Manuela schwankte ohnmächtig auf ihrer Mutter Arm zurück; ihr brechendes Auge suchte bald den Himmel, bald die Gestalt des Geliebten. Da gab die Verzweiflung dem Jüngling Muth. „Sechzig für Jede!“ rief er aus dem Schwarm der Zuschauer heraus, in dem er Verborgenheit für seine Schaam gesucht hatte. „Hollah!“ rief Monsieur George; „ein Mitbewerber! Laßt doch sehen! Fünf-und-sechzig Piaster!“ — „Fünf-und-sechzig zum ersten!“ wiederholte Don Aloisio eintönig. „Siebzig!“ rief ein anderer Käufer. Lopez hörte es. „Fünf-und-siebzig!“ rief der Jüngling in Verzweiflung. Seine Kräfte verließen ihn; er schwankte ohnmächtig gegen den Ausgang des Saales zurück und stürzte an der Schwelle zu Boden. Mitleidige Umstehende öffneten die Thür und trugen den Besinnungslosen an die freie Luft hinaus; dort lag er eine Zeitlang in den Armen einer wohlthätigen Ohnmacht. „Schaut doch, ich habe Neider,“ sprach der Franzose neben Don Aloisio, „oder das Täubchen rechnet auf einen Freund. Falsch gerechnet, mein Täubchen!“ rief er. „Laßt sehen, ob ich's besser verstehe. Hundert Piaster für Jede!“ rief er dem Auktionator zu. „Hundert Piaster zum ersten,“ wiederholte dieser. „Niemand mehr? Für jene beiden Sklavinnen hundert Piaster zum ersten, hundert Piaster zum zweiten, und“ — der verhängnißvolle Hammer schwebte in seiner Hand. Lopez lag draußen in Ohnmacht, Niemand bot mehr. „Und hundert Piaster zum dritten!“ rief der Auktionator und schlug mit dem Hammer auf den Tisch nieder, daß der Ton durch den weiten Saal erschallte.

Bei diesem Schall sank Manuela, einer gebrochenen Lilie gleich, leblos in die Arme ihrer Mutter nieder, ihrer Mutter, welche nur noch aus dem Leiden der Tochter die Kraft schöpfte, sich selbst aufrecht zu erhalten. Man trug sie in ein Nebenzimmer.

„Der Verkauf ist vorbei,“ sprach Don Aloisio, indem er die Käufer aufforderte, ihre Kaufsummen bei ihm niederzulegen. „Ihr, Don Francisco, habt fünfhundert Piaster für vier männliche Sklaven zu entrichten; Don Ruiz Galiando dreihundert für vier weibliche Sklaven und zwei Kinder; Don Luis Rodriguez, Ihr steht hier mit einhundert und fünfzig Piastern notirt.“ Die Aufgerufenen näherten sich und zählten die geforderten Summen vor dem Auctionator auf den Tisch. „Diese sämmtlichen Herren sind mir bekannt,“ sprach Don Aloisio; „Alle sind altchristliche Spanier und in Cuba mit liegenden Gründen und Gütern angesessen, wie das Gesetz es für die Erwerbung von Sklaven als Bedingung vorschreibt. Jezt ist die Reihe an Euch, Monsü George.“ Der Alte lachte verschmizt und fuhr triumphirend mit der Rechten in die Tasche, um die klappernden Dublonen daraus hervorzuziehen. „Halt, noch einen Augenblick,“ sprach der Rechtsgelehrte. „Das Gesetz des Landes ist in Betreff Euer noch nicht ganz befriedigt. Ihr seyd ein Franzose von Geburt, Monsü George, und waret sonst Kaufmann und Handelsherr in der Havannah, nicht wahr?“ — „Ganz recht,“ erwiederte schmunzelnd der Geizhals und fuhr dabei fort, mit zuckenden Fingern die Geldstücke auf die Tafel zu zählen. „Wo sind nun Eure Güter, Eure liegenden Gründe, Häuser, Gärten, Plantagen oder Ackerfelder?“ fragte der Auctionator ernst. „Das Gesetz Cuba's verlangt die Beantwortung dieser Frage von Euch, bevor Ihr die erkauften Sklaven heimführen dürft.“ Der Alte blickte ihn zornig an, sein Mund zuckte. „Ich habe keine Güter in Cuba,“ sprach er endlich mürrisch, „ich habe nur Geld.“ Und damit wollte er zu zählen fortfahren. „So spart Euch die Mühe,“ sprach Don Aloisio weiter, „streicht Euer Gold nur wieder ein und seyd froh, daß ich Euch nicht obenein in Strafe nehme, zum Besten des Fiscus, weil Ihr als ein Unberechtigter Euch in diesen Saal gedrängt, um gegen die Vorschrift und das ausdrückliche Gesetz König Karls III. Sklaven zu kaufen, zu deren Besitz Euch als Ausländer und Unbegüterten in Cuba die nöthigen Eigenschaften fehlen.“ — „Ei, das wäre!“ schrie, von plötzlicher Wuth ergriffen, der alte Franzose, unfähig, ein Wort weiter zu sprechen.

(Der Beschluß folgt.)

## Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Der Globe, welcher bereits schon die Politik in den Kreis seiner abzuhandelnden Materien hineingezogen hatte, auf Kosten der Romantik, deren rüstiger Vertheidiger er seit seinem Entstehen gewesen ist, findet seine Schranken ebenfalls zu enge und will im Monat Februar ein politisches Tageblatt in grossem Formate werden, weil heutzutage zu viel zu besprechen ist, als daß es füglich in dem engen Raum einer Wochenschrift geschehen könnte. Von der Redaktion des Constitutionnel haben sich einige geschickte Mitarbeiter, besonders Thiers, Verfasser der Revolutionsgeschichte in zehn Bänden, getrennt und auf eigne Hand ein ähnliches freisinniges Blatt begonnen, le National, das sich sogar noch freier ausspricht, als der gewöhnlich sehr umsichtige Constitutionnel. Die Ultrablätter haben dieser neuen Anstalt den Dienst erwiesen, daß sie beim Erscheinen der ersten Blätter tüchtig auf sie gescholten haben; dadurch ist der National sogleich bekannt geworden, was in Paris für ein neues Blatt immer eine große Schwierigkeit ist. Manche Tageblätter schleichen lange im Verborgenen herum, ehe sie dazu gelangen können, daß das Publikum sie beachtet. Es ist auch von dem Wiederauferstehen eines bereits untergegangenen Tageblattes: Tribune des Départamens, die Rede, das ebenfalls zur freisinnigen Parthei gehörte. Das andere neue Tageblatt, le Temps, scheint auch guten Fortgang zu haben, wofern man einem gedruckten, an die Aktienträger gerichteten Berichte Glauben beimessen darf, welcher zugleich einen Begriff von den ungeheuren, zu solch einer Anstalt erforderlichen Kosten geben kann. Der Bericht ist vom Gérant dieses Blattes, Hrn. Coste, abgestattet, und erstreckt sich über die Einnahme und Ausgabe seit dem Beginnen des Blattes am 15. Oktober vorigen Jahres. Die Aktienträger haben 247.607 Franken zusammengelegt, und die Abonnements 24.462 Franken eingebracht; dagegen haben sich die Kosten auf 111.777 Franken belaufen, wofür man in Deutschland manches kleine Ländchen verwalten könnte. Unter diesen Ausgaben befindet sich ein Posten: „außerordentliche Ausgaben, um das Journal zu verbreiten, pour propager le journal, 32.409 Franken.“ Es ist Schade, daß nicht auch die Mittel angegeben werden, zu welchen man seine Zuflucht nimmt, pour propager un journal. Das bekannteste Mittel ist, daß man das neue Blatt überall unentgeldlich umhersendet, besonders in den Lesezirkeln, Lesekabinetten, Kaffeehäusern u. s. w., um es bekannt zu machen und dem Publikum Lust einzuflößen, sich darauf zu abonniren; allein wie kann dieß eine Summe von 32.000 Fr. gekostet haben? Bei der großen Konkurrenz von Tageblättern ist es freilich kein leichtes Unternehmen, den ältern wohl berüchtigten Tageblättern, als Journal des Débats und Constitutionnel, einen Theil ihrer Abonnenten wegzunehmen und für sich selbst zu gewinnen, und dazu mögen denn wohl allerlei, etwas kostspielige Versuche nöthig seyn. Als das Gesetz wegen der Freiheit der periodischen Schriften und Tageblätter gegeben wurde, fürchtete man, die große Summe, die von der Regierung als Bürgschaft eines Journalunternehmens gefordert wird, werde manche Unternehmer abschrecken und wenig dergleichen Anstalten aufkommen lassen; allein es gibt in Frankreich eine solche Menge von Kapitalien, daß es, in Paris wenigstens, geringe Mühe kostet, die zur Bürgschaft erforderlichen Summen herbeizuschaffen. Auch nehmen manche Kapitalisten, besonders Bankiers, Antheil genug an den öffentlichen Angelegenheiten, um ihre müßigen Gelder in Journalunternehmungen anzulegen, die im Sinne ihrer Parthei sind. So z. B. hat der liberale Bankier Lafitte Aktien bei der Anstalt des National, und der spanische Bankier Aguado Aktien bei dem Ultrablatte le Drapeau blanc genommen. Sind die Bankiers heutzutage nicht auch ein corps diplomatique, das öfter noch als das gewöhnliche den Staaten oder den Regierungen aus der Verlegenheit hilft, und deren wichtige Geldoperationen aufs Wohl und Wehe der Völker nicht unbedeutenden Einfluß haben? Für diese Herren kann es nicht gleichgültig seyn, wie die Tageblätter sich über die Finanzoperationen äußern, die sie im Werke haben oder woran sie Theil nehmen, und sie finden es eben so zuträglich, als die großen Buchhändler, ein Blatt zu haben, das ganz oder zum Theile von ihnen abhängig ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Auflösung der Homonyme in Nr. 58:

Schlag.

---

## Sylbenräthsel.

Die erste zeigt dir eine Größe an,
Die man mit Zahlen schwer bestimmen kann,
Weil sie Unendliches bald mißt,
Bald nur enthält, was über wenig ist.

Die zweite ist ein süßer, holder Laut,
Der in der Seele sich die Heimath baut;
Wenn er aus Freundes Munde zu dir dringt,
Nennst du mir einen wohl, der schöner klingt?

Wirst zu der zweiten du die dritte fügen,
Mit diesem Gruß der Einen nahen dürfen,
O dann wirst du in tiefen, seel'gen Zügen
Der Erde höchste Lust aus goldner Schaale schlürfen.
Das Wörtlein röthet ihre Wangen
Mit jener Gluth, die doch am schönsten schmückt,
Sie hört es an mit Lust und Bangen,
Doch aus gesenktem Aug' Erwiedrung blickt.

Mein Ganzes gibt von einem Brauch dir Kunde,
Gepflegt bei froher Tafelrunde:
Wenn tiefer schon im Glas der Nektar blinkt,
Des Abschieds Stunde hoch vom Thurme klingt:
Da siehst du's einen Gast dem andern reichen
Zum Pfand und als ein sicheres Zeichen,
Daß einer an den andern denkt,
Und den mit kleiner Gabe dann beschenkt,
Der — finden sie sich wieder, lang getrennt —
Mein Ganzes ihm zuerst im Gruße nennt.
Doch — ist's Begleiter auch von Scherz und Lust —
Mir ist des Ganzen tiefer Sinn bewußt:

Soll die geheime wunderbare Kraft,
Die zwei statt eines Kernes oft erschafft,
Und doch mit einer Schaale sie umringt,
Soll sie der Freundschaft Bild nicht geben,
Die zweier Menschen sonst getrenntes Leben
Zu einem einz'gen Seyn verschlingt?
Und wirst die eine Hälfte du genießen,
Die andre reichen deinem Nachbar hin,
Wird nicht des Scherzes tiefrer Sinn
Sich treuen Herzen dann erschließen?
Gern möcht' ich diesen Sinn drinn finden,
Drum schließ' ich noch die Bitte ein:
Wenn, guter Leser, wir zum Ganzen uns verbinden,
Laß' diese Deutung nicht vergessen seyn!

Conradin.

---

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 45.

# Morgenblatt

für

# gebildete Stände.

Montag, 22. Februar 1830.

> Wer seinem höchsten Herrn Furcht in den Sinn gejagt,
> Weh dem, wenn er nicht keck die lezten Schritte wagt.
>
> Voltaire.
> La Henriade.

## Der Tod des Herzogs von Guise.

### Nach Mignet.

Mignet, der Verfasser der vortrefflichen Geschichte der französischen Revolution, gibt eine Geschichte der Reformation, der Ligue und der Regierung Heinrichs IV. heraus. Ein Abschnitt aus diesem geistreichen Werke, das die Geschichte rein nach den Thatsachen, ohne Betrachtungen und politische oder philosophische Nuzanwendungen vortrefflich behandelt, wird den Lesern nicht unwillkommen seyn; und wir wählen dazu einen der wichtigsten Vorfälle aus den Kriegen der Ligue, die durch die Vergleichung mit den Ereignissen, welche gerade zwei Jahrhunderte später Frankreich umgestalteten, sehr an Interesse gewinnen.

Katharina von Medicis, welche nach Karls IX. Tode auch für Heinrich III. herrschte, hatte im Jahr 1576 mit den Hugenotten einen Frieden schliessen müssen, der die eifrigen Katholiken erbitterte und die berüchtigte Ligue veranlaßte, an deren Spitze das Haus Guise stand, und die der König bestätigen mußte. Da Heinrich bei der Uebermacht der Guisen wenig Thätigkeit gegen die Reformirten zeigte und sich den Guisen dadurch verdächtig machte, bildeten diese eine Parthei gegen ihn selbst. Sie trieben den König durch das Barricadengefecht 1588 aus Paris, und obgleich Katharina einen Vergleich zu Stande brachte und die Generalstaaten zu Blois versammelt wurden, behielten doch die Guisen entschieden die Uebermacht und beschränkten das königliche Ansehen mit einer, bis dahin unerhörten Frechheit. Heinrich III. griff gegen sie zum Hülfsmittel schwacher Tyrannen, zum Mord.

* * *

Die zu Blois versammelten Generalstaaten des Reichs hatten gegen Ende des Jahrs 1588 den König ihre Macht vielfältig fühlen lassen, und als ihnen nun Gewährung ihrer dringendsten Forderungen geworden war, dachte der Herzog von Guise darauf, seine Anschläge wieder vorzunehmen und seinen Plan endlich vollends zur Ausführung zu bringen. Der lezte Schlag nach diesem Plane, dessen Erfüllung sämmtliche Glieder der Ligue jeden Augenblick entgegensahen, sollte seyn, daß man den König nach Paris führte und ihn daselbst des Throns entsezte. Da Heinrich III. sich geweigert hatte, sich hinzubegeben, mußte man ihn mit Gewalt hinbringen; dieß hatte aber fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Die Truppen im Schlosse von Blois standen nicht unter des Herzogs von Guise Befehl, weil der Generallieutenant des Reichs nichts zu sagen hatte, wo der König selbst anwesend war. Er hatte nicht einmal eine Leibwache, die, von ihm gewählt, ihm einen Handstreich hätte können ausführen helfen. Vor allem war ihm also daran gelegen, daß er die Connetabelswürde bekam, womit er einen Prevot, Hatschiere und den unmittelbaren Befehl über die Truppen erhielt. Wollte der König darein nicht willigen, so gedachte er dieser Weigerung, wie bisher immer, durch der Generalstaaten fortgeseztes, drohendes Anliegen Meister zu werden. Diesem Anschlage

gemäß, mußte er die letzten Diener, die dem Könige treu geblieben waren, gewinnen, und fortjagen, wer sich nicht willig zeigte, von ihm gewinnen zu lassen. Der Herzog von Guise wandte sich zuerst an den Marschall d'Aumont; er versprach, wenn er ihm beistehen wolle, daß er Connetabel werde, ihm das Gouvernement der Normandie, das erste im Reiche, zu verschaffen, und erbot sich, sich eine Ader zu öffnen und dieses Versprechen mit seinem Blute zu unterschreiben. Der Marschall d'Aumont nahm dieses Erbieten des Herzogs kaltsinnig auf, ging auf der Stelle zum König und offenbarte ihm diesen verwegenen Schritt.

Heinrich III. glaubte nun einen Angriff auf sein Leben und seine Krone ganz nahe, und beschäftigte sich darum ernstlich mit dem Gedanken, den Herzog von Guise am Tage seines Einzugs in Paris im Louvre aus dem Wege schaffen zu lassen. Er hatte über die geheimen Anschläge des Herzogs eine lange Unterredung mit der Königin Mutter, und diese sagte schließlich zu ihm: „Herr Sohn, Eile thut Noth; Ihr wartet zu lange. Aber sehet wohl zu, daß Ihr nicht wieder hinter das Licht geführt werdet, wie bei den Pariser Barricaden.“ Auch den treusten seiner Diener vertraute er seine Verlegenheit. Er sagte ihnen, nur zu lange habe er des Herzogs von Guise Uebermuth und strafbaren Ehrgeiz erduldet, nur sein Tod vermöge die große Gefahr abzuwenden, die ihm drohe, und so sey er entschlossen, ihn tödten zu lassen. Dieser Meinung fielen alle bei, aber über die Weise, wie man sich dabei zu benehmen habe, waren sie nicht einig. Der Herzog von Aumont wollte den Grafen verhaftet und gerichtlich, als Majestätsverbrecher, bestraft wissen. Andrer Meinung waren die meisten übrigen Räthe; sie meinten, man werde weder Offiziere und Wachen finden, die ihn verhafteten, noch Richter, die ihn verurtheilten; gegen einen so mächtigen Verbrecher müsse man nicht auf dem Weg des Rechts, sondern mit Staatsstreichen verfahren. Dieß war auch Heinrichs Meinung, und man verharrte dabei.

War aber ein solcher Staatsstreich auch thunlicher als eine Verurtheilung auf richterlichem Wege, so boten sich dabei dennoch Schwierigkeiten genug dar. Der Herzog von Guise ging beständig bewaffnet und im Geleite mehrerer tapferer Edelleute. Selbst vor dem König erschien er nicht anders als mit dieser Schutzwache. Da aber der Herzog an den Tagen, wo von sechs bis neun Uhr Morgens Rathssitzung war, allein in den Saal trat und seine Begleitung vor der Thüre ließ, so beschloß Heinrich, sich einmal diese Gelegenheit zu Nutze zu machen, um ihn bequemer und sicherer auf die Seite zu schaffen. Er wählte zur Ausführung dieses Anschlags den 23sten December, den zweiten Tag vor Weihnachten, und ging an die Zurüstungen zu seinem Vorhaben mit großer List und Heimlichkeit.

Sonntags den 18ten December schrieb er einen kleinen Zettel, den er am Hofe umlaufen ließ, worauf verzeichnet stand, was er alles in der Woche zu thun vorhabe. Freitag, der 23ste December war zu einer Wallfahrt nach Notre-Dame de Clery ausersehen, womit er seine Andacht beginnen und sich auf das bevorstehende hohe Fest vorbereiten wollte. Wer am Hofe von seiner wahren Absicht nicht Kenntniß hatte, gab ihn verloren. Solch übertriebene Andacht im Augenblick seines Sturzes, sagt sein Leibarzt Miron, versetzte seine armen Diener alle in große Bestürzung, denn sie meinten nun, alle Hoffnung, daß ihr König gerettet werde, sey zu nichte, und machte seine Feinde so zuversichtlich, daß sie wähnten, nichts vermöge ihnen mehr die höchste Frucht ihrer Umtriebe zu entreißen. Sie meinten ihn schon im Kloster in der Kutte zu haben.

Indessen war doch des Königs Entschluß nicht so ganz geheim gehalten worden, daß nicht etwas davon ruchbar geworden wäre. Die beiden Partheien, die ja im selben Schlosse, in derselben Stadt untereinander lebten, lauerten sich gegenseitig auf, und kamen des Herzogs von Guise Anschläge zu des Königs Ohren, so wurden dem Herzog alle Schritte des Königs hinterbracht. Das Gerücht von einem bevorstehenden Ausbruche, das seit Einberufung der Stände allgemein umlief, sprach sich bestimmter, zuversichtlicher aus. Schon lange hieß es im ganzen Königreich, diese Versammlung werde ein blutiges Ende nehmen. Der gesunde Verstand des Volks, das von den kommenden Ereignissen eine desto sicherere Ahnung hat, je mehr es die Verhältnisse, aus denen sie hervorgehen, blos im Ganzen übersieht, hatte den Ausspruch gethan, das Oberhaupt der Ligue, der Herzog, könne nicht ungestraft mit dem König, den er aus seiner Hauptstadt gejagt, den er hatte vom Throne stoßen wollen, zusammenkommen, gerade wie es sechzehn Jahre früher vorausgesehen hatte, daß der protestantische Adel auf der Hochzeit des Königs von Navarra niedergemacht werden würde *).

(Die Fortsetzung folgt.)

*) In der Bartholomäus-Nacht.

---

# Manuela.

(Beschluß.)

„Ja, das ist so und nicht anders,“ sprach Don Aloisio eintönig. „Wollt Ihr das Gesetz sehen? Hier les't es, Buchstab für Buchstab gedruckt in dieser Sammlung unserer Landesgesetze.“ Und damit rückte er dem Alten einen dicken Folianten, der vor ihm lag, bis dicht unter die Augen, während der Getäuschte grimmig und sprachlos auf das aufgeschlagene Blatt hinstarrte. Alles lachte, und unter Hohngelächter und Zischen schlich der Betrogene aus dem Saal. „Der Kauf ist null und nichtig, wegen mangelnder Besitz- und Kauffähigkeit in der Person

des Käufers," sprach Don Aloisio indeß ruhig weiter. „Die beiden Sklavinnen, Maria und Manuela, Mutter und Tochter, neun-und-zwanzig und vierzehn Jahr alt, kommen noch einmal unter den Hammer. „Wer bietet mehr auf sie, als das lezte Gebot betrug vor Monsü George?" fragte er dann die Gegenwärtigen. — Alles schwieg. —

Der Versammlung war das Verhältniß zwischen dem armen Lopez und der reizenden Manuela schon kein Geheimniß mehr. Der ohnmächtige Jüngling, die leblos dahin sinkende Jungfrau, hatten jeden Blick enttäuscht, jedes Herz mit Rührung und Mitgefühl erfüllt. Niemand wollte bieten, Niemand einen Bund brechen, den der Himmel geheiligt zu haben schien, Niemand der Nachfolger des verhaßten Geizhalses seyn, über dessen Abfertigung jeder Anwesende die innigste Freude empfand. — Alles schwieg. „Ein hundert fünfzig Piaster zum ersten!" rief Don Aloisio. „Niemand mehr?" Der Saal blieb stumm. „Ein hundert fünfzig Piaster zum zweiten!" wiederholte der Auktionator. „Und zum dritten!" Der Hammer sank nieder.

„Wo ist er! wo ist er!" riefen hundert Stimmen, und in demselben Augenblick trat Don Lopez, auf meinen und seines andern Freundes Arm gestüzt, in den Saal. „Sie ist Euer! sie ist Euer!" riefen die Umstehenden jubelnd durcheinander. Lopez trauete seinen Sinnen kaum. Er trat an den Tisch des Auctionators. „Die Sklavinnen Maria Luna und Manuela sind Euch zugeschlagen für einhundert und fünfzig Piaster," sprach Don Aloisio zu seinem Pflegesohn. „Ihr seyd ein altchristlicher Spanier, und wenn gleich unbegütert, so befriedigt Ihr das Gesetz Cuba's, welches den Güternachweis nur von Ausländern fordert, doch schon durch diese erste Eigenschaft. Zählet daher die Kaufsumme auf." Der Jüngling errang mit Mühe so viel Selbstbewußtseyn, um seine Piaster aus der Busentasche hervorzuziehen. Don Aloisio machte große Augen, als er die blinkenden Silberstücke in der Hand seines Pfleglings sah; doch seine Würde als Gerichtsperson hielt ihn ab, seine Verwunderung hierüber jezt und an dieser Stelle laut werden zu lassen. Ich muß Ihnen nämlich nur gestehen, daß Don Aloisio von Allem, was vorging, und zwar durch mich selbst, unterrichtet war. Er war ein ernster, trockener Rechtsgelehrter, aber im innern Herzen ein trefflicher Mann. Auf meine flehentliche Bitte für Don Lopez hatte er mir Anfangs gar keine Antwort gegeben und mich endlich trocken mit dem unzuverlässigen Trost entlassen: „Wir wollen zusehen!" Im Herzen aber hatte er den Entschluß gefaßt, den armen Jüngling vor Verzweiflung zu retten, und ihm entweder den Zuschlag zuzuwenden, oder Mutter und Tochter selbst als Meistbietender zu erstehen, um sie ihm alsdann zu übergeben. Das Spiel mit Monsü George war von seiner Seite nur — ein Spiel; denn er kannte die Unfähigkeit des Ausländers, durch gesetzlichen Kauf Sklaven zu erwerben; allein seine Hoffnung, durch großmüthiges Dazwischentreten den armen Lopez zu überraschen, war nun doch fehlgeschlagen, und er selbst war jezt der Ueberraschte, da es ihm nie in den Sinn gekommen war, es für möglich zu halten, daß sein armer Schreiber, den er auf diese Art für seinen Mangel an Vertrauen zu ihm strafen wollte, die große Summe zusammenbringen könnte, die zu diesem Kauf nöthig schien.

Unterdessen waren im Nebenzimmer die Vorfälle bekannt geworden, welche sich im Auctionssaale ereignet hatten. Manuela, zum Leben erwachend bei der Kunde von ihrer Rettung, schlug das große schwarze Auge dankend zum Himmel auf; sie lag auf einem Divan in Erschöpfung dahingestreckt, vor ihr kniete ihre Mutter, die Hände zum leisen Dankgebet gegen den Himmel erhoben und gefaltet. So sah sie Lopez, als er die Thüre öffnete und außer sich vor Wonne und Seligkeit, mit dem Zuruf: „Manuela! Mein!" zu ihren Füßen niederstürzte.

„Ich male Euch, mein junger Freund," sprach Don Vicente gerührt weiter, „die Scene nicht aus, welche jezt folgte. Ihre Arme verschlangen sich in seligem Entzücken, die Lippen schmolzen zusammen, Herz klopfte am Herzen, und ohne der zahlreichen Zuschauer zu achten, die sich, ergriffen von diesem Schauspiel, an der Thüre des Gemachs drängten, feierten die Glücklichen einen Moment der Seligkeit, wie das Leben weniger Sterblichen einen ähnlichen aufzuweisen haben mag. Die Wonne der beglückten Liebe, nach Sturm, Marter und Gefahren, wie Lopez und Manuela sie bestanden hatten, diese Wonne hat ihres Gleichen nicht auf Erden."

Don Vicente schwieg; in seinem Auge perlte eine Thräne des Mitgefühls. Ich drückte dem gerührten Greise, selbst tief gerührt, dankbar die Hand für seine Erzählung. „Nun wird es Euch erklärlich seyn," fuhr er fort, „was jene beiden Herzen ewig und untrennbar vereint, was ihren Bund zu einem ungewöhnlichen und seltsamen macht, und was ihre Seelen bewegt, wenn von Sklaverei die Rede ist. Die Gefühle der Gattin des Generals bei dem Tischgespräche von heute werden Euch nun kein unauflösliches Räthsel mehr seyn." — „Fürwahr nicht," erwiederte ich. „Doch Ihr seyd noch nicht zu Ende, Don Vicente. Was wurde weiter aus ihnen?" — „Von jezt an," fuhr der Greis fort, „folgte alles in ihren Lebensschicksalen natürlich und auf verhältnißmäßig gewöhnliche Weise. Don Lopez ward der glückliche Gemahl seiner Freigelassenen. Don Aloisio stattete das junge Paar mit der kleinen Summe aus, die er für die Loskaufung Manu-

la's und ihrer Mutter bestimmt hatte. Bald darauf starb die leztere; sie ging ihrem geliebten Herrn in die Heimath der Glücklichen nach; ihr Schmerz um ihn war allzu standhaft, allzu stark gewesen, als daß der Anblick des Glückes ihrer Tochter allein sie hätte aufrecht erhalten können. Nun verließ Lopez den Dienst seines Beschützers. Seine höhere Natur verlangte nach einer größeren Wirksamkeit. Er ward Soldat, Offizier. Seine seltenen Naturgaben, seine Talente, sein Muth, seine Wissenschaft brachen sich Bahn; er ging nach Europa, Manuela und der alte treue Diener, den Sie als seinen mürrischen Portier unten im Hause haben kennen lernen, begleiteten ihn. In Spanien wüthete der Freiheitskrieg, Lopez große Eigenschaften überstrahlten bald alle seine Waffenbrüder; er ward mit Rang und Orden, mit Ehrenzeichen und Gütern überhäuft; er ward General und Heerführer, doch im innern Herzen blieb er immer derselbe bescheidene, gefühlvolle und liebenswürdige Mann, der er als der arme Jüngling, als der Schreiber Don Aloisios gewesen war. Sein Glück blieb ungetrübt, ein Glück, wie wohl wenig Menschenleben es gewährt haben oder gewähren. Seit seiner Abreise von Cuba hatte ich ihn aus den Augen verloren. Neun Jahre später kam auch ich nach Europa, mein zeitliches Glück war gegründet, ich ließ mich hier in Bilbao nieder, und hier ward mir vor zwei Monaten das Glück zu Theil, meinen Freund, der wohl meinen Augen, aber nicht meinem Andenken entschwunden war, als General und Militärchef der Provinzen Guipuzcoa, Biscaya und Navarra, und seine schöne Gemahlin, den Stolz Bilbaos, nach zehnjähriger Trennung von Neuem zu umarmen." — „Nun wissen Sie Alles — sagen Sie, ob Don Lopez ein glücklicher Mann ist, und ob er in Ihren Augen durch meine Erzählung verloren oder gewonnen hat?" „Es ist ein glücklicher Mann," sprach ich; „doch was mehr ist, er verdient es zu seyn." — „Niemand, mein junger Freund, Niemand ist glücklich ohne sein Verdienst," sprach der Greis, und führte mich in sein Haus zurück und hinauf in den liebenswürdigen Kreis der Seinigen. —

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Da die Politik alle die großen Tageblätter anfüllt, die allmählig entstehen, so wird andererseits dafür gesorgt, daß Wissenschaften und Litteratur auch ihr Recht behalten und gehörig besprochen werden. So haben die Buchhändler Sautelet und Renouard eine Gazette littéraire begonnen, ganz nach dem Muster des Londoner Wochenblattes: Literary Gazette. Sie wird eben so fein und kompendiös gedruckt, wie diese, und enthält, wo nicht noch mehr, doch gewiß eben so viel. Es scheint aber, daß man in Frankreich keinen so ökonomischen Druck liebt; in einem der lezten Blätter gesteht die Redaktion, es seyen Klagen über den engen und feinen Druck laut geworden; allein sie glaube von dem einmal angenommenen Muster nicht abgehen zu dürfen; in dem nebelichten London drucke man die Literary Gazette eben so fein; um wie viel leichter müsse man also in Frankreich, wo man eine so schöne, helle Sonne habe, eine Literaturzeitung lesen können! Mit diesem Beweggrunde müssen sich also die Leser des neuen Blattes begnügen. Vielleicht aber hat die Redaktion nicht bedacht, daß man in Paris, wo so manche Blätter erscheinen, dieselben flüchtig durchzugehen, nicht aber, wie die Engländer bei ihren Alekrügen, stundenlang darüber zu brüten pflegt, und zu diesem flüchtigen Uebersehen ist der überaus feine Druck, der übrigens in typographischer Hinsicht vortrefflich ist, keineswegs geeignet. Man wird zulezt sehen, wer von beiden nachgeben wird, das Publikum oder die Herausgeber. Das Schlimmste ist, daß dieses Blatt bis jezt sich noch nicht sehr auszeichnet, was freilich bei einem neu entstehenden Blatte und Plane auch kein Leichtes ist. Es gehört Zeit dazu, ehe die erforderliche Vereinigung von Schriftstellern und interessanten Materialien zu Stande kommt und die Redaktion denjenigen Ton trifft, der dem Zwecke des Blattes angemessen ist. Ein ganzer Schwarm von kleinen Blättern, deren manche kaum dem Namen nach bekannt sind, erscheint täglich oder mehrmals in der Woche, um die müßigen Leser in Paris, und etwa auch in der Provinz, zu ergötzen; sie entstehen und vergehen, ohne daß man ihnen große Aufmerksamkeit schenkt, und von manchen ist es kaum begreiflich, wie sie sich halten können, und wie der Drucker sein Papier und seine Typen und der Redakteur sein bischen Talent und seine Zeit so geduldig hergeben können, ohne Hoffnung, auf ihre tägliche Aussaat eine Erndte folgen zu sehen. Es erscheint da ein sogenanntes Tribby, eine wiederauferstandene Pandora, die aber ihr ehemaliges Talent im Grabe gelassen zu haben scheint, eine Silhouette mit Kupfern, eine La mode, die sich viele Mühe gibt, den Modeblättern den Rang abzulaufen und auch vielleicht dazu gelangen wird, eine Psyché, wo sich Herren und Damen in der Dichtkunst versuchen und woraus man einige literarische Celebritäten untergeordneter Art kennen lernen kann, ein Courrier des spectacles, der auf alle diejenigen Schauspieler schimpft, die sich nicht auf das Blatt abonniren, und der sie so hartnäckig mit seiner Bosheit verfolgt, bis sie böse oder müde werden, und entweder mit einem Duelle (zuweilen auch wohl mit Prügeln) drohen, oder das Abonnementsgeld einsenden; ferner ein Mercure des Salons, den man aber in nicht vielen Salons antrifft; ferner ein Gilblas, ein Don Quixote u. a. m. Am festesten hält sich der Figaro, der eine Zeitlang, seines beißenden Oppositionswitzes halber, eine ziemlich bedeutende Leserwelt hatte, und aus dem mancher witzige Einfall als ein geschichtliches Faktum in die ernsthaften deutschen Blätter übergegangen ist; es gibt eine Art, dergleichen Witze zu lesen und zu verstehen, und wer Alles, was der Figaro auftischt, für ächte Waare hält und in der Tagesgeschichte aufzeichnet, der macht sonderbare Verstöße gegen die Wahrheit. In solchen Blättern versuchen sich meistens lauter junge Schriftsteller, welche in den Gesellschaften umherlaufen, als witzige Jünglinge gern gesehen werden, allerlei aufschnappen und in einem satirischen Tone erzählen, oder nach ihrer ironischen Art zurichten, als Gespräch, Anekdote u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 46.

# Morgenblatt

für

# gebildete Stände.

Dienstag, 23. Februar 1830.

Um schlechten Lorbeer kämpft der Held,
Der nur um Ehre kämpfet.
Wer in und um sich eine Welt
Voll mächt'ger Feinde dämpfet,
Und für die Menschheit Segen streut,
Der ist's, deß sich die Menschheit freut.

Herder.

## Das Reußthal und die Gotthardstraße.

### Dritter Brief.

Von der Höhe des Gotthards, auf der Du mich am Schlusse des vorigen Briefes gesehen hast, eilten wir gegen Abend hinab nach Hospital; der Föhn kündigte sich mit einem leichten Regenschauer an. Am andern Morgen war es wieder hell; noch kam der Thalvogt nicht aus seinen luftigen Gebieten herab; wir sezten also, das Beste hoffend, getrost unsern Weg gegen die Furka fort. Ein guter Pfad führt von Hospital an dem Dörflein zum Dorf vorbei, das mehr einem Aggregat von Steinmassen als von Menschenwohnungen gleicht, längs den grünen, mit Alpenstauden bedeckten Seiten des Gotthard und Fendo, nach Realp. Rechts dehnen sich die gleich freundlichen Abhänge des Gallenstocks fort bis zur Furka, deren hoher Schneerücken den Fendo mit dem Galienstock verbindet. Des leztern prachtvolle Säulenreihe blendendheller, bläulicher Eisfirnen blickt dann und wann in das Thal hinein, das immer gleich anmuthig an den Ufern des ruhigen Stromes fortläuft, bis es bei Realp, anderthalb Stunden von Hospital, an die unermeßlichen Schneefelder des Fendo sich anschließt. Dieses Thal, so schön und friedlich im Sommer, ist im Winter ein grausenvoller Tummelplatz der Lawinen, besonders von Hospital bis Realp, wo wir überall ihre Spuren erblickten. Im Jahr 1735 wurde Realp ganz von ihnen zerstört. Im Jahr 1817 wurden die Gadmen (Viehställe), die etwas vom Dorf entfernt liegen, samt dem Vieh verschüttet. Unter Furcht und Zittern brachten die Bewohner mit ihren Seelenhirten die ganze Nacht betend und die Kommunion empfangend, in der Kirche zu, bis am Morgen, wo die schreckliche Lawine, die drohend über dem Dorfe hing, in ihrem Sturz sich spaltete und Realp verschonte. Realp ist ein kleines Dörfchen von Hirtenwohnungen, mit einer niedlichen Kirche und einem Kapuzinerhospiz. Das lezte hat dieselbe Bestimmung, wie das, welches früher auf dem Gotthard stand: arme Wanderer zu verpflegen und wohlhabende gegen billige Vergütung zu bewirthen, da kein anderes Wirthshaus in dem Dorfe ist. Außer diesem besondern, hat es mit den Hospizien zu Andermatt und Hospital die allgemeinen religiösen Zwecke gemein. Diese frommen Stiftungen werden von dem Kapuzinerkloster in Altdorf mit ein oder zwei Vätern besezt. Jenes Kloster zehrt nicht, wie andere Abteien (z. B. Einsiedeln und Muri) in trägem Müßiggang von dem Mark des Landes, greift nicht herrschsüchtig in die Rechte der Bürger ein; in bescheidener Armuth, von milden Schenkungen lebend, entsendet es seine Väter in diese wilden Gebirge, um die Kranken zu besuchen und zu trösten, andern Geistlichen, besonders wenn sie erkranken, in ihren Verrichtungen auszuhelfen, im Winter Schule zu halten und den Armen beizustehen. Es ist ein rührender Anblick, zu sehen, wie diese frommen Väter sich den Leiden ihrer Mitgeschöpfe aufopfern. In den rauhesten Tagen des Winters wandern sie nackten Fußes durch die Einöden von Schnee und Eis, tragen als Boten des Mitleids ihre mil-

den Spenden in die Hütten des Elends, und den Frieden des Himmels an das Lager der Sterbenden.

Wir eilten nach Realp zum Frühstück; mich zog noch ein besonderes Freundschaftsverhältniß, das ich im vorigen Jahre mit dem Kapuziner geschlossen hatte, in seine Wohnung. Von der Furka kommend, war ich in einen Gewitterausbruch des Föhns gerathen, und fand hier eine so freundschaftliche Aufnahme, wie ich sie nie in den Gasthäusern zu Hospital und Andermatt, wo es überdieß immer von brutalen Engländern wimmelt, gefunden hatte. Erlaube mir, daß ich Dir hier als Episode eine kurze Schilderung von dem Haushalte des Kapuziners entwerfe. Neben seinen geistlichen Verrichtungen tritt er, mit einem eigenen Anstand und ohne je in die Rolle eines Wirths zu fallen, die Oekonomie. Eine Haushälterin repräsentirt eigentlich den Wirth; an sie wendet sich der Reisende. Alle Lebensmittel, woran es nie fehlt, sind ungemein schmackhaft zubereitet; herrlicher italienischer Wein würzt die Tafel. Das Innere dieser heimlichen, friedlichen Wohnung ist zwar in kleinem Maaßstabe, aber durchaus reinlich und bequem eingerichtet. In fünf schön tapezirten Zimmern sind zwölf Betten; es ist also Raum für eine große Gesellschaft. Das Aeußere der Wohnung schmückt ein liebliches Blumengärtchen. Eine kleine Bibliothek, worunter sich die Werke von Schiller, Voß, Kosegarten, Goldschmids Geschichte, Tiedge u. s. w., mehrere Bücher über die Schweiz, Cicero, Ovid, Horaz u. s. w., in der Ursprache befinden, gewährt reichlichen Stoff zur Unterhaltung. Die Lage des Hauses ist herrlich; auf der einen Seite gewährt es die Aussicht auf die Eisspitzen des Gallenstocks und Gottbards und die Schneefelder des Feudo, auf der andern in's anmuthige Thal hinab. Für die, welche den sechsstündigen, durchaus menschenleeren, unwirthbaren Weg über die Furka zum Grimselhospiz machen wollen, ist kein Haus zum Uebernachten und zum Versehen mit Lebensmitteln für diese Wanderung gelegener.

Mit dem Pater, Namens K . . . r, wurde ich bald vertraut. Es war ein junger, munterer Mann, von mildem Charakter und einem offenen, freundlichen Antlitz; der Ausdruck seiner Mienen war anziehend durch die Linien des Denkens, sein Wesen veredelt durch Humanität und Bildung. Leise blickte ein schwärmerischer Zug aus seinen dunkeln schwarzen Augen. Als ich mich durch Speise und Trank erquickt hatte, erzählte er mir auf eine unterhaltende, scherzhafte Art, bald deutsch, bald lateinisch (das er gerne sprach) die Geschichte seines Hospiziums. Seinen Bemühungen verdankte es hauptsächlich die jetzige wohlgeordnete Einrichtung. Der Erlös aus der Wirthschaft wird zu milden Gaben an die Armen verwandt, und manches Jahr bedarf die Stiftung zu ihrer Subsistenz noch eines Zuschusses aus Altdorf. Ich unterbrach ihn in seiner Erzählung durch eine Frage nach der schönen Hausjungfer, die eben die Stube verließ, und deren romantisch-schwärmerische Physiognomie mir schon längst aufgefallen war. Er gab mir gern einige Notizen von diesem sonderbaren Wesen. Sie war in einer Sennhütte, hoch auf den Alpen, unter den Schrecknissen der Natur geboren, und ihr Gemüth nahm früh jene Richtung zur Geisterwelt und jene Empfänglichkeit für die Eindrücke tiefer, religiöser Ergebung an, die man in Uri so häufig findet, die in ihr aber noch mit besondern Gaben, vorzüglich einer starken Phantasie verbunden waren. Der Tod ihres Vaters, den sie im 19ten Jahr unter den Lawinen des Val Tremola verlor, vollendete ihre religiöse Resignation. Das Hospiz nahm sie und ihre Schwester auf. Hier entwickelte sie bald, so weit es die Lage verstattete, ihre ungemeinen Naturgaben. Ohne lesen und schreiben zu können, lernte sie, blos durch die Conversation mit den Reisenden, französisch und italienisch reden, nach kurzer Anleitung alle Rechnungen führen, die Haushaltungskunst in wenigen Monaten in Andermatt; alles was ihr vorgelesen wird, behält sie, halbe Bücher weiß sie auswendig. Ihre Reinheit bewahrt sie wie ein Heiligthum. Einst brachte sie einen ganzen Tag in einer Felshöhle zu, um den Nachstellungen zu entgehen, die, in der Abwesenheit des Kapuziners und der Dorfbewohner, ihr einige Engländer bereiteten, welche in die reinen, unentweihten Höhen dieses Thales ihre schmutzigen Begierden trugen. Dieser Schrecken und die schwere Krankheit, die er ihr zuzog, haben ihre Wangen etwas gebleicht und ihre Seele der Welt gänzlich entfremdet. Alle Freier, selbst angesehene, die ihre schöne Gestalt angezogen, wieß sie ab; sie wünscht, ihre Tage in einem Kloster der heiligen Jungfrau zu weihen. Als er diese Erzählung mit vielen interessanten Einzelnheiten beendigt hatte, stieg ein leiser Zweifel in mir auf, ob die Reinheit dieser Jungfrau auch in dem Hospiz sicher sey. Aber dieser Zweifel schwand immer mehr, je mehr ich den Pater kennen lernte, und zuletzt, als sein reines Bild in meiner Seele vollendet war, schämte ich mich vor mir selber, dieses Bild durch jene Wolke des Zweifels getrübt zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Der Tod des Herzogs von Guise.

(Fortsetzung.)

Der Herzog hatte Kunde von den drohenden Gerüchten, die im Königreich umliefen, machte jedoch nicht viel daraus; nicht daß er die Gefahr verachtet hätte, sondern weil er entschlossen war, ihr zu trotzen. Nach der Eröffnungsrede der Staaten, aus der man ersah, wie empfindlich sich der König noch gekränkt fühlte, hatten ihn seine Freunde beschworen, auf seiner Hut zu seyn. „Wäre ich eines Hasen Sohn," war seine Antwort, „hätte ich mich

längst davon gemacht."*) Etwas später, als seine Lage noch gefährlicher geworden war, rieth ihm Graf Schomberg, der die deutschen Truppen in französischem Dienste befehligte und es gut mit dem Herzog meinte, nicht länger den Zorn des Königs zu reizen, weil er sonst unfehlbar auf sein und seiner Kinder Haupt fallen müsse. Drauf erwiederte der Herzog mit seiner ruhigen Größe: „längst schon fürchte er den Tod nicht, und was seine Kinder anlange, so werden sie es, wenn sie ihn verlieren und anders ihrer Abkunft würdig seyen, machen wie er, der seinen Vater, den er in früher Jugend verloren, gerochen und sich allein emporgeschwungen habe. Ueberdieß," sagte er, „ist es, sollte ich meinen, nicht so leicht, mich zu überfallen; ich kenne keinen Menschen auf Erden, dem, wenn er sich mir Mann gegen Mann stellt, die Furcht nicht zum halben Theile zufiele; auch gehe ich in so gutem Geleite aus, daß es nicht leicht ist, mich zu überrumpeln, ohne mich auf meiner Hut zu finden."

Als aber am Ende, kurze Zeit vor dem Schlage, der Warnungen immer mehr wurden, meinte er doch, sich mit seinen Freunden über die gemeinschaftliche Gefahr berathen zu müssen. Er berief zu sich seinen Bruder, den Kardinal, den Erzbischof von Lyon, Savigny de Rosne, Christoph von Bassompierre, den Präsidenten Neuilly, la Chapelle-Marteau und verschiedene andere von seinen Vertrautesten, um zu rathschlagen, was zu thun sey. Er sagte ihnen: „es sey ihm von verschiedenen Seiten zugekommen, daß der König auf sein Verderben sinne und er in Blois nicht sicher sey. Sprecht," fuhr er fort, „ob ich in Blois bleiben oder es verlassen soll." De Rosne sprach sich für das Letztere aus; der größte Theil der Anwesenden fiel ihm bei, und der Kardinal drang in seinen Bruder, sich nach Orleans zu ziehen, damit seine Abwesenheit ihnen als Schutzwehr diene, und versicherte überdieß, er sey Manns genug, später den König aufzuheben und nach Paris zu führen. Drauf nahm der Erzbischof von Lyon das Wort und bestritt all diese entmuthigenden Gedanken. „Herr," sprach er zum Herzog von Guise, „wer das Spiel aufgibt, verliert es; geht Ihr fort, so büßt Ihr noch dazu den hohen Ruf ein, in den Ihr Euch längst bei dem Volke gesezt, und laßt diejenigen in der Klemme, die Euch zulieb dem Könige die Spitze geboten haben." Der Herzog von Guise beharrte bei dieser Ansicht, denn seine Lage, seine Ehre und seine Anschläge ließen ihm keinen andern Ausweg übrig. Er sagte, lieber wolle er sein Leben auf's Spiel setzen, als daß seine Feinde Anlaß bekämen, ihm nachzusagen, er habe durch seine Entfernung die Versammlung der Stände aufheben und es nicht dahin kommen lassen wollen, daß dem Reich Erleichterung werde. Nach aufgehobenem Rathe nahm er den Erzbischof von Lyon bei der Hand und sprach zu ihm: „Monsieur de Lyon, werther Freund, es steht so fest bei mir, nicht von hier zu gehen, daß, wenn der Tod durch das Fenster hier hereinkäme, ich nicht zur Thüre hinausginge."

Weder Tollkühnheit, noch Entmuthigung ließen ihn also sprechen, sondern die feste Ueberzeugung, daß er in seiner Lage durchaus keinen Schritt vorwärts thun könne, ohne sich zu entehren, und keinen rückwärts, ohne sich ins Unheil zu stürzen. Seine Verlegenheit war desto größer, weil er keinen Grund hatte, zu brechen, und auch kein Mittel, neue Ränke zu schmieden. Wollte er einen Vorwand bekommen, um dem König angreifend entgegen zu treten, mußte er sich zuvor etwas von ihm abschlagen lassen, und dazu mußte er ihm irgend ein neues Opfer auferlegen, das wahrscheinlich das Maß der Geduld und der Schwäche bei ihm vollmachen würde. Er entschloß sich, diesen gefahrvollen Weg einzuschlagen und die Connetabelswürde zu verlangen. Nur dadurch, daß er sein Leben im Louvre aussezte und Heinrich III. mitten in seiner Hauptstadt trotzend entgegentrat, hatte er es zu den Barricaden bringen und sich zum Herrn von Paris machen können. Nur wenn er sich noch einmal etwas ertrozte, sein Leben dadurch noch einmal aufs Spiel sezte, konnte er der Person des Königs und seiner Krone Meister werden. Dießmal aber war die Gefahr so groß, daß sie wohl eine Todesgefahr heißen konnte.

Mittwoch den 21. December ließ Heinrich III. ihn und die andern Geheimenräthe wissen, Freitag, den Tag vor Weihnachten, solle sich der Rath versammeln, um Rückstände zu erledigen. Donnerstags den 22. hörten der König und der Herzog von Guise zusammen die Messe. Nach der Kirche gingen sie zwei Stunden allein miteinander im Schloßgarten auf und ab. Sie vertieften sich dergestalt in das Gespräch, daß der König sein Essen bis um Mittag vergaß, da es sonst regelmäßig um zehn Uhr stattfand; ohne Zweifel wollte er den Herzog ausholen und zusehen, ob er sich nichts gewärtige. Heinrich III. sprach vom Kriege gegen die Hugenotten und den Mitteln, ihn nachhaltig fortzuführen und zur Entscheidung zu bringen. Da änderte der Herzog von Guise mit einemmale den Gegenstand des Gesprächs und sagte zum König: seit Se. Majestät vergessen, was vorgefallen, und ihm wieder ihre Gnade zugewendet, habe er Alles gethan, um sich dafür erkenntlich zu beweisen und jenes Wohlwollen zu verdienen; aber sein Unstern habe gewollt, daß er ob der unschuldigsten seiner Schritte von seinen Feinden verläumdet, und jene von Sr. Majestät ganz falsch gedeutet worden seyen; er sey darum entschlossen, den Hof zu verlassen und vor seinen Verläumdern das Feld zu räumen, und er bitte Se. Majestät unterthänig, seine Entlassung als Generallieutenant der Heere des Reichs zu genehmigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Die mit Anführungszeichen versehenen Stellen sind wörtlich verschiedenen Quellen enthoben.

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Giessen, 16. Februar.**

Vorgestern ist die traurige Nachricht von der Ermordung unsers Professors Schulz hier eingetroffen, und hat seine zahlreichen hiesigen Freunde in die tiefste Betrübniß versezt, so wie denn auch für die Wissenschaften dieser Verlust unersezlich ist. Bis ich Ihnen melden kann, was man von der Art seiner Ermordung Näheres an die Freunde und Verwandte unsers unglücklichen Landsmannes berichtet, theile ich Ihnen den Brief des französischen Konsuls zu Tiflis, bis jezt die einzige nähere Nachricht über dieses traurige Ereigniß, in wörtlicher Uebersezung mit?

„Tiflis, den 1. Januar 1830. Mit dem tiefsten Schmerz melde ich Ihnen heute, daß Hr. Schulz, dieser unerschrockene und interessante Reisende, im Kurdistan, an der Grenze von Jnal-buerits (?) zwischen den Dörfern Basch Kullah und Perican Michir ermordet worden ist. Der englische Gesandte zu Tauris, welcher mir dieses schreckliche Ereigniß mittheilt, meldet mir, daß er mir über das Einzelne noch keine Nachricht geben könne, da auch die zwei Bedienten, ein persischer Soldat und ein Unteroffizier ermordet worden seyen. Der Obrist Macdonald (englischer Gesandter in Persien), bei welchem der Reisende während seines Aufenthaltes zu Tauris die edelste Gastfreundschaft fand, hat sich beeilt, sogleich einen sichern Mann an den genannten Ort zu schicken, um, wo möglich, der Papiere und Effekten des Verewigten habhaft zu werden; zugleich hat er die ersten Schritte gethan, um die Bestrafung der Mörder zu bewirken. Auch der k. russische Gesandte hat die größte Theilnahme an dem Schicksal des Hrn. Schulz an den Tag gelegt."

Ich will für heute nur beifügen, daß Schulz, nach seinen lezten Briefen vom Mai 1829, mit dem englischen Gesandten nach Kurdistan zurückgegangen zu seyn scheint. Wahrscheinlich wollte er dann von Urana hinab nach Hamadan, wo er Ausgrabungen zu veranstalten beabsichtigte. Der Mord scheint auf persischem Boden verübt worden zu seyn, wo eben für den Reisenden durchaus keine Gefahren zu drohen schienen, während er in dem türkischen Kurdistan sich oft nur durch seine persönliche Tapferkeit gerettet hatte. Die Arbeiten des Verewigten werden in die Hände seiner gelehrten Freunde in Paris gegeben werden und das schönste Denkmal bilden, das man diesem unserm, in jeder Hinsicht, als Mensch und Gelehrter, gleich ausgezeichneten, in der Blüthe des Lebens dahingerafften Landsmanne setzen kann.

**Stralsund, Januar.**

Lassen Sie es sich nicht befremden, Nachrichten aus einer Stadt zu empfangen, von der bisher wenig verlautete und die mit dem unvergänglichen Ruhm sich einzig zu begnügen schien, den starren Sinn des gewaltigen Despoten Wallenstein durch die Tapferkeit ihrer Bürger gebeugt zu haben. Nicht immer hat der gerade wenig zu sagen, der sich schweigend verhält, und wenn ich für unsere Stadt auch keine besondere literarische Wichtigkeit in Ihre Wagschale zu legen habe, könnte ich Ihnen doch eine Anzahl Literaten aufzählen, welche ihr angehören, die eine ehrwürdige Gallerie ausmachen und einer Residenz zur höchsten Zierde gereichen möchten. Doch unser literarischer Ruhm soll gar nicht einmal in Rechnung kommen, weil noch andere Interessen vorhanden sind, die es zu einem dankbaren Geschäft machen, den Korrespondenten abzugeben. Wer wünschte nicht eine Federzeichnung von der bemoosten Feste am Nordstrand, an deren unerschütterlichen Mauern sich ewig die Wogen des baltischen Meeres brechen und welche die große Fährbrücke und der Verbindungspunkt mit Schweden ist? Wer hätte nicht gern freundliche Kunde von dem paradisischen Eilande Rügen, das wegen seiner Nähe zum Weichbilde der ehrwürdigen Stadt gerechnet wird? Bekannt sind dem Süddeutschen durch Wort und Schrift und eigene Augen die romantischen Gefilde des lieblichen Jasmunds, das wogenumrauschten Wittow, der Glanzhügel Hiddensee; bekannt der majestätischen Königsstuhl, die düstern Trümmer der grauen Herthaburg mit ihrem schwarzen See, Arkonas luftige Höhe mit dem weitschauenden Leuchtthurm und das elysische Seebad Puttbus. Darum werden meine Nachrichten Ihren Lesern keine ganz unwillkommene Gabe seyn.

Unter allen Städten Norddeutschlands behauptet Stralsund eine ehrwürdige Eigenthümlichkeit, und wer nicht hier gewesen ist, möchte sich schwerlich ein Bild von ihr entwerfen können. Ihre Lage ist reizend, denn sie liegt unmittelbar an der See, und die Feuerschlünde auf den Wällen der Fährbastion beherrschen den Spiegel des Meeres. Dafür herrscht hier aber auch ein rauhes Klima, und an den Mai wird man nur durch den Namen erinnert. Hier küßt im Lenz der Himmel die Erde nicht wie eine junge Braut, und traurig, unter Nachtfrösten und schneidenden Ostwinden, vergeht die schöne Blüthenzeit. Der Sommer ist veränderlich, und ein Tag wechselt oft in seiner Temperatur wie das Jahr: am Morgen linde Frühlingsluft, Mittags die glühendste Hitze, Nachmittags heitre Herbstluft und am Abend der rauheste Wind. Dieß macht die Nähe der See. Auf Rügen ist's noch ärger, besonders auf dem hohen, waldentblößten Wittow, das da durch den Seestürmen völlig ausgesezt ist. Dort haben wir am zweiten Pfingsttage im vorigen Jahre die Zähne vor Frost geklappert und ich fand geheizte Stuben. Deßhalb gewöhnen sich auch Fremde nicht leicht an das hiesige Klima, und wäre ich nicht ein Kind der Ostsee, möchte ich's hier schwerlich aushalten. Die schönste Ansicht der alterthümlichen Stadt gewährt die Fährstelle auf Rügen, besonders in der Abendbeleuchtung. Den Mittelpunkt des großen Gemäldes bildet die Stadt mit ihren hohen Kirchthürmen. Zu beiden Seiten reihen sich die liebliche Brunnenau, die Triebseer- und Frankenvorstadt mit ihren Gärten und Windmühlen an. Vor der Stadt sieht man den Hafen mit seinen buntflaggenden Schiffen.

Stralsunds Einwohner, kernige, treuherzige Menschen, haben viel von der nordischen Sitte angenommen, da sie so lange zu Schweden gehörten. So ist hier noch in vielen Privathäusern die Suppe das lezte Essen wie in Schweden, und das schöne Geschlecht trägt wegen der stets herrschenden rauhen Luft beständig einen Schleier, wie im hohen Norden. Da derselbe als edelster Schmuck der Frauen anzusehen ist und eine gewisse Grazie gibt, so können Sie denken, wie sehr dadurch die ohnehin schönen Stralsunderinnen an Reiz gewinnen müssen, deren Holdseligkeit nicht mit Unrecht schon ein Geschichtschreiber des vorigen Jahrhunderts preist. Die Männer sind offen und bieder, machen wenig Umstände mit Fremden, aber meinen es gut mit ihnen. Man kann sich fest auf ihr Wort verlassen, und hat man einmal ihre Gunst erworben, sind sie die treuesten Freunde. Bei allen herrscht eine große Vorliebe für ihre alte, ehrwürdige Verfassung, die viel mit der alten reichsstädtischen in Ulm und Augsburg gemein hat, und von Preussen nach dem Vertrag mit Schweden vollkommen respektirt wird.

(Die Fortsezung folgt.)

---

**Beilage: Kunstblatt Nr. 15.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 47.

# Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. Februar 1830.

Jezt will, des Schonens müd' und satt, vor ihm zu zittern,
Sich rächen Valois und endlich König seyn.

Voltaire.

## Der Tod des Herzogs von Guise.

(Fortsetzung.)

Ueberrascht von einem so unerwarteten Gesuch, antwortete der König: „er nehme seine Entlassung nicht an, und wünschte seine Autorität noch zu mehren, statt sie zu mindern." Der Herzog erwiederte, weit entfernt seine Autorität zu mehren, habe man ihm nicht einmal zugestanden, was ihm gebühre: habe er doch nicht den Grand-Prevot und die Hatschiere, welche zu der Würde eines Generallieutenants des Königreichs gehören, wie man unter Karl IX. gesehen habe, da er selbst, der König, Generallieutenant seines Bruders gewesen, und unter seiner eigenen Regierung, da der Herzog von Alençon der seinige gewesen sey. Der König, den es verdroß, daß sich der Herzog mit zwei Söhnen von Frankreich zusammenstellte, konnte nicht umhin, ihn dieß merken zu lassen, und sagte ziemlich ärgerlich, er solle mit dem, was man ihm gegeben habe, zufrieden seyn. „Ihr habt mir nichts als Pergament gegeben," erwiederte der Herzog rasch, „und das mögt Ihr wieder haben." Der König merkte, daß er einen Fehler gemacht habe, und bot allem auf, den Herzog zu besänftigen. Er versicherte ihn, gegen ihn selbst hege er kein Mißtrauen, was ihn allein in seiner guten Meinung habe irre machen können, das seyen die Verbindungen, in denen er außerhalb des Reichs gestanden, und die kleinen nächtlichen Rathsversammlungen, die er in der Stadt halte; er bitte ihn, solches ganz zu unterlassen, um sich nicht sein Mißfallen zuzuziehen, und dann werde er allem, was er thue, mit Vertrauen zusehen. Er versicherte ferner, wie es ihn freue, solche Gelegenheit gefunden zu haben, sein Herz vor ihm zu öffnen. Troz dieser anscheinenden Herzlichkeit, bot der Herzog beharrlich seine Entlassung an. Lag ihm, wie seine Anschläge waren, daran, daß sie angenommen wurde, so war es für den König, wie die seinigen waren, gleich wichtig, die Annahme hinauszuschieben. Da der Herzog zu nichts zu bringen war, so verließ ihn Heinrich mit den Worten: „nein, nein, ich mag nicht; über Nacht werdet Ihr Euch besinnen." Kochend vor Wuth, die ihm, weil er sie so lange hatte verschlucken müssen, fast das Herz zersprengte, kam er heim. Als er im Zimmer war, warf er den Hut zur Erde und rief: „Ich sehe schon, er gibt mir das Amt zurück, weil die Stände ihm versprochen haben, ihn zum Connetable zu machen, und mir will er dafür nicht verbindlich seyn."

Ohne Aufschub ging er nun an die Vorbereitungen zu seinem Anschlag, und ließ den Rathsgliedern melden, sie sollen sich Tags darauf um sechs Uhr Morgens im Sitzungssaal einfinden, weil er bei guter Zeit nach Lanoue gehen wolle, um seine Weihnachtsandacht zu beginnen; der Vorsteher der Handelschaft solle die Abgeordneten seines Standes auf dem Rathhause versammeln. Lanoue war ein Lusthaus, eine halbe Meile vom Park. Heinrich hatte es als Andachtsort Notre-Dame de Clery vorgezogen, weil es nicht so entfernt und das Wetter schlecht war, und dieß hatte man nicht auffallend gefunden. Die Zurüstun-

gen zu dieser kleinen Reise erlaubten, daß er sich die Schlüssel des Schlosses, welche der Herzog von Guise in seiner Eigenschaft als Großmeister verwahrte, einhändigen lassen konnte. Nachdem er um sieben Uhr gespeist und dem Marschall d'Aumont, dem Obristen Ornano, den Herrn von Maintenon, von Rambouillet, von O, die im Komplott waren, Befehl gegeben hatte, früher als die andern wieder bei ihm zu seyn, schloß er sich in sein Zimmer ein. Er schickte den Hausmeister de Marie zum Kardinal von Guise, der in der Stadt wohnte, und ließ ihm sagen, er solle doch gewiß des andern Tags in den Rath kommen, er habe etwas von Wichtigkeit mit ihm zu verhandeln. Um den Prinzen von Joinville, des Herzogs von Guise ältesten Sohn, nicht entwischen zu lassen, beauftragte er den jungen Bellegarde, einen Ausflug zu Pferde auf den folgenden Tag mit ihm zu verabreden. Lognac befahl den fünf-und-vierzig diensthuenden Edelleuten (gentilshommes ordinaires) sich vor fünf Uhr Morgens bereit zu halten, den König zu begleiten.

Da aber diese Wache zwar zur Ausführung zu brauchen, aber nicht stark genug war, um die Zugänge des Schlosses zu besetzen und allen Verkehr des versammelten Raths nach außen abzuschneiden, ließ Heinrich III. gegen neun Uhr Abends den Hauptmann der Leibwache, Larchant, dessen er vollkommen versichert war, holen. Er theilte ihm sein Vorhaben mit und befahl ihm, sich mit seinen Soldaten auf der großen Schloßtreppe, die zum Sitzungssaal führte, aufzustellen. Damit der Herzog von Guise nicht stutzig würde, wenn er ihn an der Spitze seiner Kompagnie ansichtig werde, solle er ihm eine Bittschrift überreichen, worin um den Sold für seine Leute angehalten werde, und sobald der Herzog den Saal betreten habe, die Thüre besetzen und Niemanden mehr zu ihm gelangen lassen. Als diese Maaßregeln alle getroffen waren, zog sich Heinrich gegen zehn Uhr mit Bellegarde in sein Kabinet zurück und entwarf die Briefe und Ausschreiben, die nach der That in das Reich versendet werden sollten. Um Mitternacht, als alles fertig war, sagte er zu Bellegarde: „Mein Sohn, leg Dich nieder und sage zu Duhalde, er solle mich sein gewiß um vier Uhr wecken, und Du bist auch zur selben Stunde hier.“ Diesem Befehl gemäß stellte Duhalde seinen Wecker auf vier Uhr, und der König begab sich in's Zimmer der Königin, seiner Gemahlin zur Ruhe, die fest schlief, ahnungslos des Unheils, das dem Hause drohte, dem sie entstammt war.

Gegen vier Uhr wurde Heinrich, der eine sehr unruhige Nacht gehabt hatte und eben leise schlummerte, von Duhalde geweckt, der an die Zimmerthüre pochte. Fast hätte dieser die Stunde verfehlt, weil Frau von Piolans, die erste Kammerfrau der Königin, Duhalde kein Gehör geben wollte und behauptete, es sey noch zu früh, den König zu wecken. Heinrich kleidete sich eilig an und ging in sein Kabinet hinab, wo er Bellegarde antraf, den er mit den nöthigen Befehlen an die Wächter bei den Thoren und Zugbrücken des Schlosses fortschickte. Die Fünf-und-vierzig ließen sich nicht lange auf sich warten. Er ließ sie in ein großes Gemach, die Hirschgallerie genannt, treten; bevor er ihnen etwas eröffnete, wollte er mit den Verschworenen aus dem Rathe, die, wie er befohlen, bei guter Zeit in sein Kabinet kamen, alles in's Reine gebracht haben. Nachdem er ihnen daher zugesprochen, sich wacker zu halten, schickte er sie in ihren Saal zurück, zuvor aber ertheilte er dem Marschall d'Aumont den Auftrag, den Kardinal von Guise und den Erzbischof von Lyon zu verhaften, wenn es an der Zeit seyn würde. Er blieb allein mit Bellegarde, dem Staatssekretär Revol und dem Obersten Ornano, und ließ nun die Fünf-und-vierzig leise in sein Zimmer, dessen Verbindungsthüre mit dem Sitzungssaal er sorgfältig verschloß. Da die Zimmer der Königin, seiner Mutter, im ersten Stockwerk unter den seinigen lagen, empfahl er ihnen, keinen Lärm zu machen. Nachdem er ihnen in's Gedächtniß gerufen, was sie ihm zu danken hätten und welch unbegrenztes Vertrauen er in sie setze, sprach er weiter: „Ihr wißt alle, welcher Schimpf, welche Unbilden mir seit etlichen Jahren vom Herzog von Guise angethan worden. Ich habe es ertragen, ja habe meine Macht und meinen Muth verdächtigen lassen müssen, weil ich den Hochmuth und die Vermessenheit dieses Ehrsüchtigen ungezüchtigt gelassen. Er ist entschlossen, zum Aeußersten gegen meine Person zu schreiten, um hernach mit meiner Krone und meinem Leben zu schalten und zu walten. Ich sehe mich so weit gebracht, daß diesen Morgen er sterben muß, oder ich sterben muß; wollt Ihr mir nicht geloben, mir beizustehen und mich zu rächen, indem Ihr ihm das Leben nehmt?“ Sie antworteten alle aus Einem Munde und ziemlich lärmend, er könne auf sie zählen, sie seyen bereit, ihm den Herzog von Guise vom Halse zu schaffen. Der König bedeutete ihnen, sich ruhiger zu halten und ihre Stimmen zu dämpfen, aus Furcht, sie möchten, wenn sie zu laut würden, seine Mutter aufwecken. Drauf theilte er Dolche an Acht derselben aus, die ihm die Entschlossensten schienen; er stellte sie mit Lognac, ihrem Hauptmann, in dem Zimmer auf, durch das der Herzog mußte, wenn er sich aus dem Sitzungssaal in sein Kabinet begab. Er wies sie an, wenn er vorbeigehe, über ihn herzufallen, und da er meinte, er werde einen Panzer tragen, über der Brust zuzustoßen. Er stellte Abtheilungen der Fünf-und-vierzig an die verschiedenen Eingänge des Zimmers, damit Niemand hereingelange. Dieses Zimmer stieß mit dem linken Ende an sein altes, mit dem rechten an sein neues Kabinet. Da man vom Sitzungssaale her in das neue Kabinet blos ein Paar Schritte zu machen hatte, und fast durch das ganze Zimmer gehen mußte, wenn man in das alte Kabinet wollte, so fand es Heinrich gerathener, den Herzog von Guise in das leztere

zu bestellen, damit die Acht Zeit genug hätten, ihren Streich auszuführen. Er gebot dem Thürsteher Ramdu, dem er an der Verbindungsthüre zwischen dem Sitzungssaale und dem Zimmer, wo die Acht waren, seinen Platz anwies, Niemanden ohne seinen Befehl hereein oder herauszulassen. Drauf begab er sich mit Bellegarde, Ornano, Revol und dem Rest der Fünf-und-vierzig in sein altes Kabinet, das ein enger, mit einer Sammttapete verschlossenee Gang von dem Gemache trennte, in dem die Verschworenen warteten.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Das Reußthal und die Gotthardstraße.

(Fortsetzung.)

Gegen Abend kamen noch einige Engländer. Wir aßen frühe zu Nacht, um bei Zeit zu Bette zu gehen und frühe wieder auf den Beinen zu seyn. Aber als die andern Gäste in ihren Ruhestätten waren, kam ich von Neuem mit dem Kapuziner ins Gespräch. Er gab mir ein anziehendes, oft launigtes Gemälde von seiner Seelsorge und Hülfe im Dorfe und auf den Sennhütten, und von der Art, wie er den Unterricht im Winter ertheilte, um „in diesem äußersten Winkel des Menschengeschlechts," wie er sagte, einiges Licht in die dichte Unwissenheit zu bringen. Meine Liebe zu ihm wuchs mit jeder Minute. Endlich erzählte er mir seinen eigenen, einfachen Lebenslauf. Als ich hörte, daß er sich besonders der Philosophie gewidmet hatte, führte ich ihn sogleich in dieses, wie bekannt, etwas verrufene Gebiet des menschlichen Geistes, und wir verloren uns auf Höhen, noch schwindelnder, als die Firnen des Gallenstockes in unserer Nähe. Ich bewunderte das Wissen des Mannes, noch mehr die treffliche Art, wie er seinen Glauben mit der Philosophie vereinigte. Welch eine schöne, reine, harmonische Seele strömte mir aus diesen Unterhaltungen entgegen! Wir waren allmählig in jene schöne Situation, wo alle Unterschiede, die sonst die Sterblichen trennen, in jenes rein menschliche Verhältniß gerathen, wie es nur aus den warmen Stunden des Gemüths hervorgeht, und das, oft nach wenigen wechselseitigen Seelenanklängen, unter wildfremden Menschenkindern die Vertrautheit jahrelanger Bekanntschaft stiftet. Du weißt, wie sehr ich diese Situationen liebe; sie haben mir auf meinen Reisen, besonders auf dem Rigi und auf meinen Wanderungen unter den so leicht erregbaren Söhnen der Hochalpen, die süßesten Stunden bereitet. Darum ist Yorik mein Lieblingsgefährte auf Reisen. Mitten in unsern philosophischen Kometenbahnen rief die Schwester der schönen Jungfrau den Mönch hinaus. Bald kam er erschrocken wieder und sagte mir, daß seine Haushälterin ein heftiges Fieber habe und im Bette liege, und bat mich um meinen medizinischen Rath. „Gern will ich rathen, so viel ich weiß," erwiederte ich; „aber ich muß sie sehen. Ist es erlaubt, in ihr stilles Kämmerlein zu gehen?" — „Kommen Sie," antwortete er. Ich fand, daß sie den Anfang einer Brustentzündung hatte, die in jenem Thale sehr häufig ist. Neben ihr stand warmer Thee mit rothem Wein vermischt, den man ihr zum Trank bereitet hatte. Pace tua hoc effundamus, mi carissime, sagte ich zu dem Kapuziner; dann verordnete ich ihr, die Nacht durch Gerstenwasser mit Citronensaft und etwas Zucker zu trinken, gab den besten Trost und ging, da es schon spät war, zur Ruhe. Ich blickte aus dem Fenster meines Schlafzimmers. Der Himmel war wieder heiter geworden. Der Mond goß sein mildes Licht auf die Schneefelder des Fendo, In mir waren alle sympathetischen Lebensgeister erwacht. Nie war es mir unter einem Dache, wo Menschen hausen, wohler gewesen. Ich legte mich leicht zur Ruhe und schlief wie ein König. Des andern Morgens fragte ich nach der Patientin; sie war besser und alle Gefahr verschwunden. Der Gedanke, vielleicht durch meinen Rath ein schönes Menschenleben gerettet zu haben, that mir wohl. Dann schied ich von dem Kapuziner, als hätten wir ein halbes Jahrhundert mit einander gelebt, und wanderte nach Altdorf. Dort fiel mir schwer, mich von dem Reußthale zu trennen, ohne noch einmal mit Realp meine Empfindungen zu wechseln. Ich kaufte ein Rößchen und schrieb einen Brief an den Kapuziner, der noch lebendig in mein Gedächtniß eingegraben ist und etwa auf folgende Art abgefaßt war:

„Ehrwürdiger Pater, ich muß Ihnen, ehe ich den Vierwaldstättersee überschiffe und mich von dem Thale trenne, das zu Ihnen hinauf reicht, noch einmal meinen herzlichen Dank für Ihre freundliche Aufnahme abstatten. Ich habe manche Höhen und Thäler Europas besucht, aber nie eine Stätte gefunden, wo dem müden Wanderer so wohl wird, als in Ihrem lieben Hospizium. Vielfache Schicksale haben tiefe Furchen in meine Seele gezogen und mein Inneres der gewöhnlichen Menschenwelt verschlossen. Aber alle Furchen verschwanden, das Innerste meiner Seele öffnete sich in Ihrer wohlthätigen Nähe. Darum möchte ich gern eine bleibende Erinnerung bei Ihnen stiften. (Hier vertraute ich ihm etwas an, das Dir schon bekannt ist). Ich bin zwar Protestant, das wird Dir aber keinen Anstoß geben — erlaube mir das vertrauliche Du, unter dem unsere Seelen sich besser verstehen —; auf Deinem offenen Antlitz und in Deinen schwarzen Augen habe ich den großen Gedanken gelesen, ohne Zweifel in den heitern Höhen, die Du bewohnst, gereift: daß Ein Glaube alle erschaffenen Seelen vereint und Eine Verehrung des allmächtigen Geistes, der sie erschaffen hat, das Bruderband um sie schlingt. An beidem, dem Glauben und der Menschenliebe, bist Du reich, Bruder, reicher, als Tausende, die tief unter Deinen Eisgipfeln, wo Du die Nähe des Ewigen lebendiger fühlst, nur armselige Schätze von Gold und Silber sammeln."

(Der Beschluß folgt.)

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Stralsund, Januar.**

(Fortsetzung.)

In Stralsund findet man noch alle Zünfte und Gilden, wie in der Väterzeit. „Herr Aldermann“ ist hier ein vielsagender Titel, und ich wollte es keinem jungen Bürger rathen, ihn nicht hoch in Ehren zu halten. Der Bürgermeister hat Gewicht und Ansehen, und Alles grüßt ihn mit Ehrfurcht, wenn er in Begleitung eines Herrendieners zum Rathhause geht. Das Kollegium, dem er vorsitzt, besteht aus sogenannten gelehrten und ungelehrten Rathsherrn oder Rathsverwandten. Die gelehrten sind Juristen, die andern nur Kameralisten und haben mit der Justizpflege nichts zu thun. Wer Bürger werden will, muß blau gekleidet mit Ober- und Untergewehr auf dem Rathhause erscheinen und seinen Eid leisten. Die Zünfte halten streng auf ihr Recht, und noch im vorigen Jahre rügten es öffentlich in der Zeitung die Alterleute der Sattler, daß sich ein Riemermeister das Prädikat eines Sattlermeisters in einer Ankündigung beigelegt. Fast in der ganzen Welt sind beide gleichbedeutend, aber hier unterscheiden sich diese Gewerke noch streng von einander. Rühmlich bekannt wegen ihrer Treue und Befahrenheit sind die Stralsunder Schiffer, und überhaupt die Neu-Vorpommerer. Sie haben Kredit in der ganzen Welt, und in den Häfen der Ost- und Nordsee und des mittelländischen Meers dürfen sie für Fracht nicht besorgt seyn. Fast alle Schiffe gehen unter schwedischer und dänischer Flagge, weil die Barbaresken immer noch den preußischen Adler nicht respektiren wollen. Troz der Unfreundlichkeit des Klima's lebt es sich hier recht angenehm unter den gemüthlichen, treuherzigen Menschen, denen der Väter biedre Sitte noch heilig ist, und die dankbar der Thaten ihrer Vorfahren eingedenk sind. Dieß spricht sich in den Volksfesten aus, die hier alljährlich gefeiert werden. Das erste ist das Wallensteinsfest, welches auf den 24. Juli fällt. An diesem Tage zog der drohende Wallenstein ab, wie einst der gewaltige Attila von Azimunt, ohne es bezwungen zu haben. Im Jahre 1828 fiel die zweite Säcularfeier desselben ein und wurde aufs glänzendste begangen.

Ein zweites jährliches Volksfest, der Vogelschuß, tritt bald nach dem Wallensteinstage ein. Es schreibt sich gleichfalls aus der Zeit her, wo Stralsunds Bürger dem Friedländer standen, und soll dazu dienen, sie an den Ruhm zu erinnern, den die Väter mit ihren Waffen errangen, und den Heldengeist in ihnen zu erhalten, wogegen das Wallensteinsfest mehr ein Dankfest ist, daß der Barbar verdrossen abzog, weil er seine Drohung nicht erfüllen konnte. Die Schützenzunft zieht dazu feierlich aus und steht mehrere Tage förmlich im Lager, an das sich die Zelte und Buden der übrigen Einwohner anschließen. Acht Tage, denn so lange dauert es, kampirt der größte Theil der Stralsunder auf dem Schützenplatz; alle Stände mischen sich mit Herzlichkeit unter einander und alle Geschäfte ruhen. Ist der Vogel endlich abgeschossen, geht es mit Jubel in die Stadt zurück und jeder Bürger sucht nun durch emsigen Fleiß die versäumten Tage nachzuholen.

Troz ihres alten kriegerischen Rufes sind die Stralsunder herzlich und gemüthlich, und neben ihrer Wehrhaftigkeit für die Kunst so empfänglich, wie die Berliner. Es besteht hier ein Gesangverein, der recht gute Konzerte aufführt, und eine Catalani hat sich hier so gut hören lassen, wie in Berlin und Paris. Es existiren wenig Zeitschriften, die hier nicht gehalten würden, und das Bestreben für das Gute und Schöne wird überall anerkannt. So halten ohne Unterschied fast alle Familien für sich, aus bloßer Liebe und um einen guten Zweck zu fördern, seit drei Jahren eine Zeitschrift: „die Sundine,“ die hier erscheint, und es gibt gewiß kein Blatt, welches mehr Abonnenten in dem Orte zählt, wo es herausgegeben wird, als dieses. Hier gibt es keine Schreier und hämische Krittler, und alle Künstler, die hier auftreten, verlassen stets mit hoher Achtung ein Publikum, das so gebildet, als human ist. Das hiesige Schauspielhaus ist den vorigen Winter hindurch geschlossen gewesen; aber dieß lag nicht an dem Sinn der Einwohner für's Theater, sondern an dem Mangel an anständigen Gesellschaften in unserm nordischen Winkel. Zur Freude der Stralsunder hat sich aber für diesen Winter ein Mäcenas, der bekannte G*** H***, gefunden, welcher mit großer Aufopferung eine sehr anständige Gesellschaft hält, und gewissermaßen als Intendant derselben anzusehen ist. Die Liebe dieses Mannes für die Kunst ist groß und verdient Anerkennung, wenn es gleich nicht zu läugnen ist, daß seine Neigung für seinen Stand nicht recht paßt. Wer will ihn aber tadeln, da er sich so konsequent bleibt? und dann treibt er die Sache auch so höchst anständig, daß man füglich nicht viel dagegen einwenden kann. (Die Fortsetzung folgt.)

**Paris, Januar.**

(Beschluß.)

In einem unter der Censur seufzenden Volke würde man solchen geistreichen Jünglingen die Flügel beschneiden und ihren Flug bald hemmen; dieß geht aber freilich in Frankreich glücklicherweise nicht an; man bekommt in solchen Blättern daher vielen Witz und manchen geistreichen Einfall, manche drollichte Anekdote zu lesen; allein das Pariser Publikum, das an solche Malice gewohnt ist, weiß, daß es nicht die reine Wahrheit ist, die es in solchen Blättern suchen muß, und daß nur die Einkleidung oder der Einfall interessant ist, nicht aber immer der Inhalt, der entweder erdichtet oder übertrieben ist. Von diesen Jünglingen, wenn sie ihren ersten, etwas herben Witz ausgesprudelt haben, gehen einige zu ernsthafteren Tageblättern über; einer der Redaktoren des Figaro, Namens Janin, war zu gleicher Zeit am Figaro und an der Quotidienne, die sich doch einander gewiß nicht gleichen; es scheint, der junge Mann war so gewandt, daß er in dem einen Blatte sich dem Oppositionswitz und in dem andern der Congregationsandacht fügen konnte; Berryer, welcher eine Hauptstütze der berüchtigten Congregation ist und den jungen Janin wahrscheinlich nur von der frommen Quotidienne-Seite, nicht aber zugleich von der Figaro-Seite kannte, lobte in einem Aufsatz oder in einer öffentlichen Rede, ich erinnere mich nicht mehr wo, den „herrlichen, ächt monarchisch-religiösen Sinn“ des jungen Mannes; allein kaum war dieser Aufsatz oder diese Rede gedruckt, so gefiel es dem vortrefflichen Janin, die Quotidienne im Stich zu lassen und zum Journal des Débats überzugehen, welches Blatt bekanntlich jezt ein Gräuel in den Augen der andächtigen Congregation ist. Hier unterzeichnet der Ueberläufer von der Quotidienne seine Aufsätze mit J. J., und hat sich neulich über Goethe's Wilhelm Meister, von welchem eine Uebersetzung erschienen ist, ziemlich herbe ausgelassen, jedoch mit großen Achtungsbezeugungen gegen den Dichter. Dergleichen Uebergänge von einer Parthei zur andern sind in Frankreich nichts seltenes; um desto mehr sind diejenigen zu achten, welche unwandelbar seit Anfang der Revolution nach einem Ziele gestrebt haben, nämlich die Nation so viel wie möglich aufzuklären und ihr alle mit der Sicherheit des Staats vereinbare Freiheit zu verschaffen. Diese Männer sind in geringer Zahl; aber in ihrer Schule haben sich manche junge politische Schriftsteller gebildet, welche ihr Werk fortsetzen und vielleicht eben so unwandelbar zum Ziele streben werden. Gottlob, sie können es mit weniger Gefahr und die Nation unterstüzt sie besser, als es in der Revolutionszeit und auch unter der kaiserlichen Regierung der Fall war. Dg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

**N°. 48.**

# Morgenblatt
für
## gebildete Stände.

Donnerstag, 25. Februar 1830.

— Wen er lieb hat, tränkt er gern,
Und hält doch sichre Wacht.

Schwab.

### Der Kellermeister auf Arnsburg *).
Von August Stöber.

Ein Köhlersmann im Walde geht noch zu später Nacht;
Die Luft ist schwül und stille, im Laub kein Vogel wacht.
Die Sonn' hat heiß geschienen ihm auf dem ganzen Weg,
Es rinnt kein Brünnlein nieder am moos'gen Felsensteg.

Möcht' gern die Lippen netzen, die Zunge klebt ihm an,
Die müden Füße wanken den schroffen Pfad hinan.
„Ha, steigt nicht aus den Buchen die Arnsburg dort empor?
Die morschen grauen Trümmer umwebt ein trüber Flor.

„Was weht, so süß und duftig, vom alten Schloß herab?
Was will das braune Männlein mit seinem weißen Stab?“
„„Die Brünnlein sind versieget in heißer Sonnengluth,
Doch tief im Burggemäuer rinnt goldne Lebensfluth.““

Das Männlein nickt und winket dem müden Köhlersmann,
Es führt ihn durch die Hecken zur finstern Burg hinan;
Es schließt mit schweren Schlüsseln die alten Felsen auf;
Die halbzerfallnen Treppen weht duft'ger Wein herauf.

Da liegt ein kühler Keller, mit manchem vollen Faß,
Drin ruht, in süßen Strömen, das helle goldne Naß,
Und viel krystallne Becher stehn da im Lampenschein;
Das Männlein füllt den größten hochvoll vom besten Wein.

Und reicht ihn mild dem Köhler, der führt ihn rasch zum Mund,
Und zieht und leert den Becher bis auf den tiefsten Grund.
„„Der ist von alten Zeiten, ein goldner Königswein,
Ihn trank, beim frohen Mahle, der Schloßherr nur allein.

„„Er fluthet oft im Fasse und gibt so weißen Schaum,
Er braust und rauscht und glühet, als hätt' er alten Traum,
Und schlägt in goldnen Wellen an's enge Kerkerhaus,
Möcht' Ritterherzen wieder erfreu'n nach kühnem Strauß.

„„Ich darf hier unten wohnen, in weinesdust'ger Welt,
Bin wohl zum Kellermeister viel' Jahre schon bestellt. —
Doch Zeit ist um! .. es reget schon Vöglein sich im Hain,
Ein Sternlein nach dem andern löscht aus den milden
Schein.““

Der Köhler wankt und bebet, weiß nicht, was ihn erfaßt,
Fühlt weit sich fortgetragen mit schneller Windeshast.
Schon dringen Morgenlichter in Waldesnacht hinein,
Da steht er auf dem Pfade und wandert ganz allein.

So eilig zieht er fürder, so heiter strahlt sein Blick,
Wünscht oft auf seine Lippen den süßen Traum zurück.
Noch weht, im schwülen Sommer, vom Schloß der duft'ge
Wein,
Doch lud der Kellermeister schon lang mehr Keinen ein.

*) Arnsburg ist ein Schloß unweit dem Bärenthale, im Untereilsaß. In schwülen Sommertagen soll ein starker Weingeruch rings um dasselbe aufsteigen und sich weit hin in die Gegend verbreiten. Nach der Sage der Umwohner liegen in den ungeheuren, durch den ganzen Berg sich hinziehenden Felsenkellern beträchtliche Weinfässer vergraben. Von Lüsternen ist schon mancher Versuch gemacht worden, den Eingang zu den Gewölben aufzuspüren, aber bis jezt blieb er dem spähenden Auge noch immer verborgen.

## Der Tod des Herzogs von Guise.

(Fortsetzung.)

Seit der Herzog von Guise nach seiner langen Unterredung mit dem König denselben verlassen hatte, waren ihm Warnungen über Warnungen zugekommen. Als er sich Donnerstags zu Tische sezte, fand er unter seinem Tellertuch ein Briefchen, folgenden Inhalts: „Seyd auf Eurer Hut, es ist drauf und dran, daß man Euch einen schlimmen Streich spielen wird.“ Getreu dem gefaßten Entschlusse, sich zuversichtlich, unbekümmert und furchtlos zu zeigen, schrieb er unten an das Briefchen: „das wagt man nicht,“ (on n'oserait) und warf es unter den Tisch. Den größten Theil der Nacht brachte er bei der Marquisin von Noirmontiers zu, die ein Paar Jahre vorher als Frau v. Sauve am Hofe Aufsehen gemacht hatte. Etwas vor drei Uhr Morgens kam er nach Hause und erhielt hier noch verschiedene Winke, wies sie aber von sich mit den Worten: „Wollt ich mich darauf einlassen, das nähme kein Ende.“ Zwischen vier und fünf Uhr weckte ihn Bernardin de Cedoniaue, sein erster Kammerdiener, und meldete ihm, man höre ungewohnten Lärm im Schloß. Aber der Herzog erwiederte ihm, „es sey wohl der König, der sich nach Lanone aufmache.“ Um sechs Uhr erhob er sich, und dabei wartete fast Niemand auf, denn die sonst zugegen waren, blieben, der ungewohnten Stunde und des abscheulichen Wetters wegen, aus. Es regnete stark und es herrschte dicke Finsterniß. Der Herzog begab sich mit sehr kleinem Gefolge mit Fackeln durch einen bedeckten Gang aus dem Flügel gegen Morgen, wo seine Gemächer waren, in den Flügel gegen Norden, wo die Sitzung gehalten wurde und der König wohnte. Zwar schien er weder Argwohn, noch Furcht zu haben, wünschte aber doch die Königin Mutter zu sprechen und wollte, als er im ersten Stockwerk war, bei ihr eintreten; er konnte aber nicht vor sie kommen, weil sie krank war und Arznei eingenommen hatte.

Als er an die Thüre des Sitzungssaales kam, war er verwundert, Larchant mit seiner Mannschaft daselbst zu finden. Das ist ja etwas Besonderes, sagte er zu ihm, daß Ihr hier seyd. Was gibt es? — „Gnädiger Herr,“ antwortete Larchant, „die armen Leute hier bitten den Rath unterthänig, sie hier stehen zu lassen, bis Se. Majestät kommt, damit sie dieselbe um ihren Sold bitten können. In vier oder fünf Tagen verlassen sie das Quartier, und wenn der Rath nicht einschreitet, müssen sie ihre Pferde verkaufen, um zu leben, und kommen zu Fuß nach Hause.“ Beruhigt durch diese Auskunft, versprach der Herzog Larchant, seine Bitte kräftigst zu unterstützen. Er trat in den Saal mit seinem Sekretär Pericard. Der Kardinal, sein Bruder, und der Erzbischof von Lyon waren noch nicht da. Er sah die Kardinäle Vendome und Gondi, die Marschälle Retz und Aumont, den Marquis d'O, Rambouillet, den Requetenmeister Marillac, die Finanzintendanten Marcal und Petremol und den Schatzmeister der Sparkasse, Fontenay, zu zwei und zwei oder drei und drei auf- und abgehen und mit einander sprechen. Der Erzbischof von Lyon kam etwas nach sieben Uhr auf's Schloß. Das Pförtchen, durch welches man ihn einließ, wurde ihm von einem Unbekannten geöffnet, der ihm unvorsichtigerweise sagte, er habe Befehl, es nicht wieder zu öffnen, sobald er herein sey. Diese Worte, die aufgezogene Zugbrücke, die ungewöhnlich starken Wachen an den innern Thoren, machten den Erzbischof unruhig und er fragte den Herzog von Guise, was dieß alles zu bedeuten habe und wohin denn der König zu dieser Stunde und bei so schlechtem Wetter gehe. Aber der Herzog antwortete ihm mit unerschütterlicher Zuversicht, der König begebe sich, seiner Gewohnheit nach, an einen einsamen Ort, um seine Andacht zu verrichten.

Kurze Zeit nach der Ankunft des Erzbischofs von Lyon und des Kardinals von Guise, der der Lezte war, befiel den Herzog ein Uebelseyn, das Alles hätte vereiteln können. Erschöpft von der Nachtunruhe und wohl auch von gewaltsamer, äußerlich unterdrückter Aufregung des Geistes, blutete er stark aus der Nase, es wurde ihm schwach und er bekam einen Froftanfall. Er ließ ein Paar Reisbüschel in's Feuer werfen und schickte Pericard fort, um eine Muschel von vergoldetem Silber zu holen, die ihm als Konfektbüchse diente und die er vergessen hatte. Allermittelst gab ihm St. Prir, Kammerdiener des Königs, auf seine Bitte ein Paar Pflaumen von Beignolle, die er aß und die ihm wieder besser machten. Seine Konfektbüchse wurde ihm vom Diener des Raths gebracht; Pericard aber, der, als er durch das Schloß ging, Wachen an die Thüre der Herzogin von Nemours, der Mutter des Herzogs von Guise, hatte stellen und Zurüstungen zu einem Hauptstreiche hatte treffen sehen, konnte nicht wieder zu ihm zurück, so überzeugt er auch war, daß er ihn noch retten konnte, wenn es ihm gelang, ihn zu warnen. Umsonst bat er die Hatschire, welche die Treppe und den Gang zum Rathszimmer besezt hielten, ihn hineinzulassen, und gleich vergeblich versuchte er es, sich durch ihre Reihen hineinzudrängen. Der Herzog, der nicht wußte, was außen vorging und sich wieder wohl fühlte, hatte seinen Platz an der Tafel des Raths eingenommen. Der Staatssekretär Beaulieu trug vor, was berathen werden sollte, und der Intendant Petremol eröffnete die Sitzung mit einem Finanzbericht.

Seit der König mit allen seinen Anordnungen fertig war, befand er sich in höchster Unruhe. „Er ging dahin, er ging dorthin, er konnte nicht auf dem Flecke bleiben, ganz gegen seine Natur.“ Von Zeit zu Zeit hob er die Sammttapete auf und ermahnte die Verschworenen, auf ihrer Hut zu seyn und sich vom Herzog von Guise nicht

verwunden zu lassen. „Er ist groß und gar stark," sezte er bei, „und es sollte mir leid thun." Er hatte seinen Beichtiger und einen seiner Kapellane in sein Betzimmer bestellt und ihnen befehlen lassen, Gott zu bitten, daß er ihm gnädig zu einem glücklichen Ausgange seines Vorhabens verhelfe. Er war über desselben möglichen Erfolg so lange unruhig, bis er hörte, daß sämmtliche Mitglieder des Raths in der Sitzung seyen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Das Reußthal und die Gotthardstraße.

(Beschluß.)

„Das Blümchen, das hier beiliegt," schrieb ich dem Kapuziner weiter, „sende ich der Patientin, der schönen, frommen Jungfrau zum Andenken. Es ist zwar an sich nur ein werthloses Geschenk; aber eine reine Seele knüpft ihre geweihten Gefühle lieber an eine solche Blume, als an die kostbarste Habe. Möge die Jungfrau den Frieden ihrer Seele und die Heiligkeit ihres Herzens, die himmlischen Kinder der Unschuld, unversehrt unter dem Schirm Deines Daches bewahren. Es ist ein köstliches Kleinod, das Dir der Himmel anvertraut hat! Laß Dein liebevoll schützendes Auge über ihrem Leben wachen, damit ihr Schutzgeist im Himmel nie betrübt werde. Ob wir uns je auf dieser Erdenwallfahrt wieder sehen, weiß ich nicht. Doch werde ich, so oft ich kann, dem Pilgrim, der in Dein einsam stilles Thal wandert, Kunde von mir an Dich geben. Auf jeden Fall sehen wir uns wieder, wenn der große Seelenhirt am Tage der Auferstehung seine Gläubigen versammelt."

Froh trug ich diesen Brief auf die Post; ich wußte es, dieser Brief flocht ein Band, das keine Lawine zerstören, keine Zeit zernagen wird, wenn wir uns auch nie wieder sehen sollten. Du kannst Dir nun leicht denken, wie sehr ich mich dießmal nach Realp sehnte. Aber ach! der gute Kapuziner war zu einer höhern Stelle, als Superior in ein anderes Hospiz berufen worden. Ich verwünschte die höhere Stelle und hätte eine Thräne weinen mögen. Die Blume war aber sorgfältig aufbewahrt worden. So wanderte ich denn traurig mit meinem Gefährten durch den finstern Furkapaß zum Grimselhospiz.

Zum Schlusse muß ich Dir nun noch in einigen Zügen die Art und Sitte des Ländchens, mit dessen Naturscenen ich Dich so lange unterhalten habe, schildern. Der ganze Kanton Uri besteht, wie kein anderer, aus einer Reihe wilder Gebirgsthäler und Schluchten; Du hast sie alle durch meine Schilderung kennen gelernt; daher beinahe nichts von Fabriken, wenig Gewerbe, und wäre die Gotthardstraße nicht, würde man auch von Handel nichts wissen. Dieser ernährt einen Theil der Bewohner durch Säumen *). Der bei weitem größte Theil aber, vorzüglich in den vielen Seitenthälern und Alpen, liegt noch in ursprünglicher Einfalt an den Brüsten der Natur; sie sind Hirten, wie in den beiden andern Urkantonen, aber mit weit mehr Einfachheit, weil sie von der Kunst und dem Luxus der Städte in der Ebene weit stärker und dauernder getrennt sind. Der größte Theil der Bewohner ist arm nach unsern Begriffen, weniger nach den ihrigen; denn was bedürfen diese Hirten in ihren Alpthälern viel? Gleich einfach und wenig bedürfend ist ihre Verfassung und ihr Staatshaushalt. Die meisten Ausgaben, deren immer nur wenige sind, beruhen auf Stiftungen. Die öffentlichen Aemter sind mehr Lasten, als Vortheile. Der Landamman z. B. erhält nur 30 Louisd'or jährlich; so im Verhältniß die andern Staatsbeamten. Die Richter sind Landleute, wie die andern Beamten. Die Salzregie, die Einfuhrtaxe auf die Getränke, Zölle auf den Transit und der Erlöß aus einigen Staatsallmenden (Weiden), die verpachtet werden, decken die einfachen Staatsausgaben. Selbst diese sind zum Theil neuern Ursprungs. Abgaben von Boden (oder was dasselbe ist, auf die Viehweiden und Wälder) und Vermögen sind unerhört. Um die schweren Kriegsschulden von den neunziger Jahren schnell zu decken, hat die Landesgemeinde selbst auf jedes Stück Vieh auf den Allmenden eine kleine Abgabe gelegt; sobald die Schulden bezahlt sind, wie im Urserenthal bereits der Fall ist, hört diese Abgabe sogleich auf. Stehende Steuern, aus einzelnen Veranlassungen (wie etwa die ehemalige Türkensteuer in Deutschland), können in der Landesgemeinde nie aufkommen. Dieser ganze Zustand erklärt sich aus der geschichtlichen Entwickelung der Urkantone. Die Urner waren kriegerische, zum Theil erobernde Hirten, wie die Römer kriegerische Ackerbauer waren. Ihr Hirtenleben und Uebung in den Waffen waren ihre einzige Beschäftigung. Berühmt ist in der Geschichte der Stier von Uri (das Panner). So eroberten Sie das Livinerthal und andere südliche Thäler, denen sie Landvögte schickten und die ihnen Steuern bezahlten, womit sie ihre eigenen geringen Ausgaben bestritten. Nach der ursprünglichen Art des Besitzes hatte und hat noch jede Gemeinde gemeinsame Weiden und Waldungen (Allmenden). Hier war und ist noch der freie Hirte unumschränkter Herr. Vieles hat die Schweizerrevolution geändert; aber ihre freie Verfassung haben die Urner aus der Umwälzung der Zeiten gerettet. Noch erscheint der Urner auf der Landesgemeinde mit dem alten Stolz des freien kriegerischen Hirten, der sich keine Fesseln anlegen läßt. Die Landesgemeinde wählt die Beamten, gibt die Gesetze und die Ordnung für das Ganze, die Versammlung der Freien der einzelnen Gemeinden für das Gemeindewesen. Von diesen hängen, durch strenge Rechenschaft, die Beamten ab. Besser hat Uri, als Unterwalden und Schwyz, seine Freiheit bewahrt; dort haben sich nicht, wie hier, aristo-

*) Säumen heißt in der Schweiz mit Saumthieren transportiren. Die Säumer besorgen den Transithandel.

kratische Familien gebildet, stolz auf auswärtige Orden und Reichthümer; nie hat sich das Volk der Bestechlichkeit hingegeben. Mit gleicher Liebe hängen die Gebildeten, deren Altdorf viele zählt, an den ursprünglichen Grundsätzen. Auch für die gesammte helvetische Entwickelung erscheint Uri stets mit altem Rechts- und Freiheitssinn; mit grossem Ruhme hat es auf der lezten Tagsatzung die Publizität und Preßfreiheit verfochten, während jene, im Widerspruche mit sich selbst, sie mit Bern bekämpften.

Mit diesen Tugenden des Rechtsgefühls, der Freiheitsliebe und des kriegerischen Muthes verbindet der Urner herrliche Naturgaben, eine scharfe, lebendige Auffassungskraft und rege Imagination. Die wilde, schauerliche Alpenwelt, die diesen Kanton rings, wie keinen andern, umschließt, hat ihren Bewohnern einen hohen Ernst und eine Tiefe des Gemüths eingedrückt, die Du nirgends mehr in der Schweiz in diesem Grade wiederfindest. Andacht und Religiosität mit entschlossener Ruhe sprechen aus allen Zügen des Urners. Auf den hohen Alpen und in den einsamen Schluchten, wo er wohnt, lebt er in vertrauter Bekanntschaft mit dem Tode; er weiß, daß er zu jeder Stunde begraben werden kann, und den furchtbaren Mächten, die hier hausen, zu trotzen, hält er für Wahnsinn. Sonst ist er im Umgange munter und lebhaft, doch nie in der Form einer leichten Oberfläche. Die Geistlichen vermögen viel in Uri; doch Eingriffe in die bürgerlichen Rechte werden ihnen nie gestattet. Im Allgemeinen herrscht in diesen Thälern viel Unwissenheit und Aberglauben; die Civilisation hat noch wenig gefördert, noch weniger verdorben. Die aber, welche die Bahnen der höheren Bildung und Wissenschaft betreten, sind fast alle ausgezeichnet. Altdorf zählt viele Männer von trefflichen wissenschaftlichen Kenntnissen.

Die Weiber haben im Ganzen denselben Charakter, wie die Männer. Sie haben einen feinen Teint, helle Augen, etwas magere und blasse Gesichter von der austrocknenden Kraft des Föhns, aber geistvolle Züge, einen romantischen, oft schwärmerischen Ausdruck in den Mienen. Die Gesichtsbildung einer Urnerin verhält sich zu den platten Hottentottengesichtern in einigen nördlichen Schweizergegenden, wie das Kunstwerk des Bildners zu dem rohen Steinblock. Sie sind fertig, witzig und scharf im Antworten, einfach und gemüthlich im Umgang, fromm, treu und rein in allen Lebensverhältnissen.

Hiemit habe ich mein Versprechen gelöst. Ich hoffe, Du sollst nun, wenn Du nach Deiner Absicht dieses merkwürdige Thal besuchst, an meiner Beschreibung den besten Wegweiser haben.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Stralsund, Januar.

(Fortsetzung.)

Weil das Theater uns völlig befriedigt, haben wir diesen Winter noch kein Konzert gehabt, dagegen häufig Bälle und Schlittenfahrten. Eine bessere Gelegenheit dazu findet sich wohl nirgends, wie hier; denn die Ostsee friert zwischen Stralsund und Rügen gewöhnlich zu, und dann ist es ein Vergnügen, auf dem glatten Spiegel zu fahren. Er dient im Winter zur Promenade, und Sonntags können Sie die schönen Stralsunderinnen mit Wangen, so lieblich wie das Morgenroth, und Augen, so leuchtend wie die Sterne, auf diesem Boulevard sehen.

Im Sommer sollten Sie einmal hier seyn und an der Fährbrücke das bunte Gewühl von romantischen Wallfahrern schauen, die nach Rügen überschiffen. Nicht selten begibt es sich, daß fremde Damen, welche das Seebad in dem elysischen Putbus gebrauchen wollen, vor der Gefahr der Ueberfahrt zittern und sich nicht entschliessen können, das Fährboot zu besteigen, besonders wenn die See etwas stürmt. Auf eine Berlinerin unter andern machte das unruhige Meer einen solchen Eindruck, daß sie ihren Wagen an der Fährbrücke umkehren ließ und zurückreiste, weil sie ihr Leben nicht wagen wollte, wie sie meinte. Damit hätte es nun gar keine Gefahr gehabt, denn die Fährboote werden gerudert, was ungemein sicher ist, wenn die See noch so hoch geht. Dagegen sollten Sie aber einmal unsere Schönen oder die hochbusigen Rügianerinnen sehen, wie gleichgültig sie selbst bei wildstürmender See das Fährboot besteigen, als ob es ein Schlitten oder eine Sänfte wäre, und es nicht achten, wenn eine Sturzwelle sie benezt. Ich habe oft meine stillen Betrachtungen darüber angestellt, und die anmuthigen Heldinnen mit einer Aganbecka, Malvina und Fiona Ossians verglichen. Hier oder auf Rügen muß man denselben lesen, wenn man den Zauber der nordischen Dichtung ganz empfinden will.

Mehrere unserer Schiffe sind an den Küsten Rügens eingefroren und die Ladung hat auf Schlitten hierher transportirt werden müssen, was große Kosten verursachte. Gegenwärtig sieht das Auge am Strande eine Eisdecke, die sich meilenweit in die See erstreckt und wohl lange ihre Herrschaft über Sturm und Wellen behaupten wird, da die Kälte sich immer gleich bleibt. Es ist aber nicht so arg damit, wie Sie vielleicht denken, denn sie überstieg diesen Winter noch nicht 11 Grad. An der See ist es nie so kalt, wie mitten im Lande; dagegen ist es aber das ganze Jahr hindurch rauh an derselben, und es heißt in Pommern:

„Was ist ein Mann von guter Art,
Trägt seinen Pelz bis Himmelfahrt.“

Nun noch einige Worte von Rügen. Die Reize, die dieses interessante Eiland im Sommer darbietet, sind allbekannt; aber freilich muß die Sonne aus blauem Himmel auf glatter See lachen, wenn man die Vergleichung unsers scharfsinnigen Lappe, der nächst Kosegarten die meisten Verdienste um Rügen sich erworben hat, so richtig sie ist, natürlich und treffend finden soll. Wenn man nämlich die Putbusser Strandbucht vom Ufer oder vom fürstlichen Schlosse aus übersieht, fällt einem eine Aehnlichkeit in dem Gemälde mit dem Golf von Neapel auf. Blicken Sie in Ihre Karte. Der Vilm ist die Insel Capri, der Zudar, Ischia, die Goore und Mönchgut, Sorento und Salerno. Dieses Bild noch weiter zu verfolgen, würde die pommersche Küste, Sardinien, der Ruden und die Oie, Stromboli und Lipari seyn; hinter ihnen, meint Lappe, könnte Sicilien liegen, und in dem weißen Berge auf Usedom oder dem blauen auf Wollin vielleicht der Etna gefunden werden. Der Veteran hat Recht und es muß ihn überrascht haben, als im August vorigen Jahres auf der Küste von Rügen, wie auf der Küste von Sicilien, eine Fata morgana am Horizont zu schauen war, wodurch seine Vergleichung gewissermaßen gekrönt wurde. „Am 6. August,“ so berichtet ein geschäzter, glaubwürdiger Mann hieselbst, der Advocat Mirendorff, in unsrer Sundine, „Vormittags 9 Uhr, befand ich mich bei Anfangs trübem und regnigtem, doch allmählig sich erheiterndem Himmel auf dem Wege von dem Gute Quoltitz auf Jasmund nach Stubbenkammer. Als ich die Höhe erreicht hatte und von dort den freien Anblick des Meeres genoß, welches nur gegen Nordwesten durch das vorragende Arkona, gegen Osten aber durch den Stubnitz begrenzt wurde, überraschte mich in dem Mittelpunkt dieser weiten Aussicht auf das Meer eine Erscheinung, die ich früher nie gesehen hatte und die nach der Angabe mehrerer Bewohner Jasmunds niemals daselbst wahrgenommen worden ist.“ (Der Bes. folgt.)

---

Beilage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 49.

# Morgenblatt

für

# gebildete Stände.

Freitag, 26. Februar 1830.


Befiehlt, wer kann, gehorcht, wer muß.

Wieland.

## Skizzen aus der asiatischen Türkei.

### Der Steuereinzug. Türkische Justiz.

Bekanntlich haben alle Christen in der Türkei den Caratsch zu entrichten; wo die Pforte keine große Macht hat, muß sie sich bei der Einnahme auf die Agas und kleinen Befehlshaber verlassen. Diese erheben den Caratsch, dem an den verschiedenen Orten bestehenden Tarif gemäß, geben einen kleinen Empfangschein mit ihrem Siegel und senden das Geld in den Staatsschatz. Nach diesen Empfangscheinen kann die Pforte schließen, wie viele Rajas das Reich enthält; die Zahl wird aber immer zu gering angesezt, weil viele Einnehmer einen Theil der Summe vorenthalten. Wo hingegen die Regierung ihre volle Macht ausübt, stellt sie einen Caratschi an; dieser läßt sich am besuchtesten Orte der Stadt nieder, nimmt die Steuer ein und stellt den Empfangschein aus, welchen die nicht-muselmännischen Unterthanen immer bei sich tragen müssen. Der Inhaber darf alsdann ungehindert überall hingehen, auf so viel Einnehmer er auch stoßen mag, denn sie erkennen das Siegel ihres Kollegen. Ich habe mehrmals meinen Nachbar Mahmud Aga diese Funktionen verrichten sehen, und er schien mir dabei nicht zu strenge zu verfahren; er forderte von den Bauern, die vom Lande kamen, die Bezahlung der Steuer, und diese erwiederten ihm oft, sie hätten kein Geld. „Und wann wirst Du mich bezahlen?“ — „Gott weiß.“ So wartete er mehrere Monate, und erst nachdem er zu wiederholten Malen gemahnt, nahm er seine Zuflucht zum Stock. Wenn er jedoch am Tage eine schlechte Einnahme gehabt hatte, so ergriff er bisweilen dieß Mittel ohne Weiteres. Das that er einmal gegen einen armen persischen Armenier; er gab ihm die Bastonnade, aber da wir ihm vorstellten, es sey ein armer Teufel, so bezahlte er selber für ihn, gab ihm einen Schein, zu Essen und obendrein einen Fußtritt mit auf den Weg.

Die Stadt Marciwan, wo die Pest herrschte, mied ich und begab mich nach einem armenischen Kloster, an dessen Superior ich empfohlen worden war. Da erscheint auf einmal ein Türke, läuft ohne Umstände durch die Wohnung des Erzbischofs, kömmt zu mir herein und greift nach meiner Flinte, die in der Ecke stand, ohne ein Wort zu sagen. Ich ringe sie ihm endlich, mit Hülfe meines Bedienten, wieder ab. Die Mönche waren vor Angst außer sich; man hatte die Thore des Klosters verschlossen, denn der Türke war fortgegangen, um Succurs zu holen und, wie er sagte, den russischen Spion, der sich im Kloster verborgen halte, ausfindig zu machen. Das ganze Dorf war in Aufstand, als endlich der Erzbischof, welcher ausgegangen war, mit dem Vorsteher des Orts zurückkam; ich zeigte meinen Firman vor und verlangte mein Recht, der Aga warf ihn aber mit Verachtung zu Boden. Ich sah ein, daß ich mich schleunigst davon machen und in der Stadt Zuflucht suchen mußte. Während ich meine Pferde satteln ließ, reichte der Erzbischof, vor Angst zitternd, dem Aga zu essen und bemühte sich, ihm begreiflich zu machen, welches Unheil für das Dorf daraus erwachsen würde, wenn

ein Franke hier verschwände; gewiß würde ein Capidschi Baschi geschickt werden, und dann müßte man viel Geld bezahlen. „Was liegt mir dran?“ erwiederte der Aga; „wenn man bezahlen muß, so bezahlst Du. Du hast zu viel Geld! Du bist ein alter Hund, ein alter Geizhals! Du versteckst Dein Gold. Wenn ich in Deinem Hause nachsuchen ließe, Gott weiß wie viel ich finden würde; doch das wird mit des Allmächtigen Hülfe noch kommen.“ In der Stadt angelangt, begab ich mich zum Musselim. Es war ein alter Mann von schlechtem Aussehen; er saß auf einer Matte und aß Trauben. „Effendi,“ sagte ich zu ihm, „ich bin ein Fremder und verlange Deinen Schutz.“ — „Was machst Du hier?“ — „Ich bin ein Reisender.“ — „Aus welchem Land?“ — „Franzose.“ — „Was haben die Franzosen hier zu thun? Ist das hier Dein Land? Warum bleibst Du nicht zu Hause?“ — „Ich habe einen Firman bei mir.“ „Was liegt mir dran? Zeig' mir ihn, und sage vor allem, was Du hier zu thun hast.“ — „Als man mir den Firman gab, wußte man, was ich zu thun hatte, und wenn Du es wissen willst, so brauchst Du nur zu lesen.“ — „Das ist wahr. Iß Trauben.“ — „Ich habe so eben gefrühstückt.“ — „Trauben schaden nicht; ich kenne die Franken, ich bin in Belgrad gewesen; die Hunde, man muß sie kurz halten oder sie schreien in einem fort. Rauchst Du, trinkst Du Kaffee?“ — „Ja.“ — „Das ist recht; Deine Landsleute sind sonst nicht so gescheut; sie können nicht rauchen.“ Nun las er meinen Firman und fragte endlich, weßhalb ich vor ihm erscheine. Ich setzte ihm meine Beschwerden auseinander und darauf antwortete er Folgendes Wort für Wort: „Hör', Du hast Dein Gewehr wieder genommen und hast nichts verloren; hätte man Dich umgebracht, so wäre alles wie es ist, denn was ist ein Mensch und besonders ein Ungläubiger? Laß es dabei bewenden, und versprich mir, in Konstantinopel keine Klage zu führen; für Plackereien hätte ich sonst nicht zu sorgen, man wartet nur auf einen Vorwand. Wärst Du eine Stunde früher gekommen, so hätte ich Dir zu Deinem Recht verhelfen können; der Sohn des Agas, bei welchem Du beleidigt worden, war bei mir; den hätte ich hier behalten und ihm wenigstens 2000 Piaster abgezapft, jetzt ist er aber weg und wird wahrscheinlich nicht wieder kommen, so lange Du hier bist. Ich für meinen Theil habe nicht Lust, um Dich zu rächen, ein Dorf mit Krieg zu überziehen und mehr Geld auszulegen, als mir die Geschichte einbringen könnte. Schicke nach Deinem Gepäcke, und wollen die Leute es nicht hergeben, Gott ist groß, so magst Du es machen so gut Du kannst. Morgen wirst Du durch ein Dorf kommen, welches Hadschi Koi heißt; mein Bruder ist dort Befehlshaber und krank; vergiß nicht, ihn im Vorbeigehen zu besuchen.“

Zu den Beschäftigungen der Herrn im Orient gehört bekanntlich, daß sie von Zeit zu Zeit verkleidet durch die Stadt gehen, um sich zu überzeugen, daß keine Unordnung herrscht. Die Paschas und der Großherr selbst nehmen alsdann die Tracht einer Köperschaft an, welche sie dadurch ehren wollen; bald kleiden sie sich als Cawaß, bald als Tschiaus, bisweilen als Maulеseltreiber oder Kaufleute. Dabei beobachten sie das Inkognito nicht streng, denn sie werden von ihren Wachen begleitet und lassen es den Viertelsmeistern zuvor ansagen. Erfahren es die Handelsleute, so verlassen sie ihre Buden und setzen irgend einen armen Teufel an ihre Stelle. Der Befehlshaber zieht durch den Bazar und ermangelt selten, bei den Verkäufern von Eßwaaren, zumal bei den Bäckern, vorzusprechen. Er kauft Brod, untersucht das Gewicht und kehrt selten heim, ohne einen jener gedungenen Unglücklichen an den Ohren aufhängen zu lassen. Kaum ist aber der Pascha von dannen, so kommt einer seiner Knechte zum Kreuzträger; man fängt an zu handeln und macht die Summe aus, wofür der Arme entweder losgemacht werden oder doch einen mehr oder minder hohen Schemel unter seine Füße bekommen soll. Man wird glauben, nach der Strafe nöthige der Schmerz und die Schande den armen Teufel, sich davon zu machen oder sich zu verbergen; sie bleiben im Gegentheil mit den Henkersknechten zusammen, schwatzen und rauchen mit ihnen. Ich habe welche von Herzen lachen sehen, weil sie über Erwarten wenig zu bezahlen hatten. So straft man dort zu Lande Verbrechen. Handelt es sich blos um Kleinigkeiten, Grobheiten, Mangel an Ehrfurcht, so braucht man den Stock und gibt dem Verurtheilten Streiche auf die Fußsohlen, selten weniger als hundert. Der Geprügelte verspricht während der Tortur mehr oder minder bedeutende Summen, damit man aufhöre oder nicht so derb schlage. Kaum ist man zu Ende, so kommen die Knechte und sagen zum Unglücklichen: „Du hast gesehen, ich habe Dich geschont, trotz dem Gebote des Herrn; Du wirst mich also belohnen; meinerseits gebe ich Dir Kaffee zu trinken, denn Du weißt, wir sind die besten Freunde von der Welt.“ Und wirklich schwatzen sie im besten Einverständniß und beklagen sich beide über den Patron. Vielleicht habe ich deßwegen, weil ich aus Rußland kam, wo das Schlagen ein Zeitvertreib ist, die Türken in dieser Hinsicht noch bescheiden gefunden.

---

## Der Tod des Herzogs von Guise.

(Fortsetzung.)

Jetzt schickte der König Revol hin und ließ den Herzog von Guise bitten, in sein Kabinet zu ihm zu kommen. Aber da der Gerichtsdiener, laut der allgemeinen Weisung, die ihm geworden, Revol nicht hatte einlassen wollen, so kam dieser, Bestürzung in der Miene, zum König zurück, der, als er ihn sah, rief: „Um Gotteswillen,

Revol, was ist Dir! was gibt es? wie bleich bist Du! Du wirst mir Alles verderben! Reib Deine Wangen, Revol, reib Deine Wangen!" — „Es hat nichts zu bedeuten, Sire," erwiederte Revol; „Herr von Nambu will mir nur nicht aufmachen, wenn Eure Majestät es nicht befiehlt." Der König gab sofort dem Gerichtsdiener den Befehl, zu öffnen und beim Herausgehen Niemanden zu öffnen als Revol und dem Herzog von Guise.

Revol ging in den Sitzungssaal und meldete dem Herzog von Guise leise, der König wünsche ihn in seinem alten Kabinet zu sprechen, und ging wieder weg, ohne ihn zu erwarten. Da steht der Herzog auf, verbeugt sich vor dem Kardinal von Vendome und den Gliedern des Raths, wickelt die Arme in den Mantel und geht. Er pocht an der Thüre des Zimmers. Der Thürsteher öffnet und schließt wieder hinter ihm. Er sieht, als er hereintritt, Lognac und die acht Edelleute theils auf und abgehen, theils hinten im Zimmer bei der Sammttapete stehen. Er grüßt sie, und sie treten, ihre Achtung zu bezeugen, hinter ihm her. Als er vor der Tapete stand und sich halb umwandte, sie aufzuschlagen, greift ihn Monsery, einer der Verschworenen, mit einer Hand an und gibt ihm mit der andern einen Dolchstoß in den Hals mit den Worten: „Ha, Verräther, Du mußt sterben!" Auf dieses Zeichen werfen sich die andern über ihn her, zerren ihn gewaltsam hin und wieder und geben ihm Dolchstöße in Brust, Rücken und Gesicht. Obgleich zum Tode verwundet und ohne Waffen, sein Degen war in seinem Mantel verwickelt, ringt er mit seinen Mördern und zerrt sie mit gewaltiger Kraftanstrengung bis an das Ende des Zimmers; hier stürzt er mit dem Ruf um Barmherzigkeit zu Boden. Er stößt ein Paar undeutliche Flüche aus und erstickt in seinem Blute. Der König, der in seinem Kabinet des Ausgangs der verhängnißvollen That harrte, schlägt jezt die Tapete zurück und tritt in's Zimmer mit der Frage, ob es geschehen sey. Er stellt sich vor seinen Feind am Boden hin, betrachtet ihn mit frohlockendem Gesicht und sagt, „erst jezt sey er König." Da der Herzog von Guise noch zu athmen schien, denn sein Gesicht verzerrte sich krampfhaft, befiehlt er, ihm den Rest zu geben, läßt einen Teppich über den Körper werfen und verfügt sich zur Königin Mutter hinab.

Indessen war der Lärm vom Widerstande des Herzogs von Guise und sein halberstickter Klageruf in den Sitzungssaal gedrungen. Dem Kardinal von Guise wurde es alsbald klar, was vorging; er rief: „Man bringt meinen Bruder um," und stürzte außer sich der Thüre zu. Aber der Marschall d'Aumont legte die Hand an den Degen und sagte zu ihm und dem Erzbischof von Lyon: „Nicht von der Stelle! Gotts Tod! Der König hat mit Euch zu sprechen." Sie wurden verhaftet; mit ihnen der Kardinal von Bourbon, der junge Prinz von Joinville, die Herzoge von Elboeuf und von Nemours, der Graf von Beissac, Bois Dauphin und Pericard, welch lezterer glücklicherweise noch den Befehl hatte geben können, sämmtliche Papiere seines Herrn zu verbrennen.

Während gegen halbneun Uhr Morgens dieser Streich auf dem Schlosse ausgeführt wurde, waren die Abgeordneten des dritten Standes in der Sitzung auf dem Rathhause, woselbst sie sich, der Aufforderung des Königs gemäß, bei guter Zeit eingefunden hatten. So saßen sie in voller Sicherheit, da meldete man ihrem Präsidenten Lachapelle Martrau, auf dem Schlosse sey großer Lärm und die Thore daselbst wider Gewohnheit geschlossen. Diese Nachricht jagte die Versammlung auf, und wenige Augenblicke nachher kam ihr Bestätigung derselben mit noch bedenklicheren Umständen zu, was sie in die größte Verwirrung versezte. Die Abgeordneten wollten den Saal verlassen und die Sitzung aufheben; aber der Präsident, der mehr zu befahren hatte, als sie, ermahnte sie mit hohen Worten, zu bleiben, und sprach: „Sollte uns ein Unglück zustoßen, so kann uns kein schöneres Grab werden, als hier an diesem Ort." Die Versammlung nahm darauf, ohne eben an Trost reicher zu seyn, eine würdigere Haltung an und sandte den Schreiber der Stände und einen Abgeordneten nach dem Schlosse, zu erspähen, was vorgehe. Aber noch bevor sie zurück waren, erschien der Grand-Prevot Richelieu mit vierzig Soldaten von der Leibwache mit brennenden Lunten am Schlosse vor der Saalthüre. Er trat an ihrer Spitze ein und sagte der bestürzten Versammlung, man habe den König umbringen wollen, und er habe den Auftrag, die Abgeordneten, die in die Verschwörung verwickelt, zu verhaften. Er las ein Verzeichniß von Namen ab und schleppte drauf die vier, welche zugegen waren, gewaltsam fort, wobei er ihnen sogar nicht erlaubte, Hut und Mantel mitzunehmen. Die Gefangenen zogen durch die Straßen von Blois baarhaupt in einem kalten Regen. Sie wurden durch einen Einlaß, den man hinter ihnen verriegelte, in's Schloß gebracht, woselbst sie alle Kompagnien der Leibwache in Schlachtordnung aufgestellt fanden. Da sie noch gar nicht wußten, was vorgefallen war, so beobachteten sie mit banger Neugier, wie es im Schloß aus[*] und wie sich die Leute geberdeten.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

### Stralsund, Januar.

(Beschluß.)

„Es zeigte sich hier," fährt Herr Mirendorff fort, „an dem Rande des Horizonts, wo sich dieser ins Meer senkt, in einer Entfernung, die ich dem Augenmaße nach auf einige Meilen schäze, das Bild einer beträchtlichen, mit vielen steilen

und stumpfen Thürmen, hohen und niedern Giebeln und Dächern versehenen Stadt, und zwar so deutlich, daß ich ungeachtet der Nebelwolken, worin dies Bild gehüllt lag, den grellen Farbenanstrich an den untern Theilen der Gebäude erkannte. In der Richtung gegen Arkona hin, dem Augenscheine nach etwa eine halbe Meile seitwärts von dort entfernt, gestaltete sich eine kleine Abtheilung von einigen hohen Gebäuden, ohne Thurmspitze, und anscheinend mit Bäumen umgeben, so daß diese das Ansehen einer kleinen bebauten Insel um so mehr gewann, da zwischen ihr und dem von dort ostwärts gelegenen größern Bilde eine lichte Durchsicht bemerklich war. Das ganze Gebilde war übrigens, wie schon bemerkt, schwach umwölkt und es zogen sich von demselben gegen den Scheitelpunkt hin auch noch durchsichtige Wolken, wogegen die seitwärts angrenzende Luft ganz heiter war und eine weite Aussicht in das Meer darbot. Ungeachtet jener, die Erscheinung umhüllenden Nebelwolken, waren die Umrisse der Gebäude so scharf gezeichnet, daß der Anblick keinen andern Gedanken aufkommen ließ, als den, es müsse das eine hier sonst nie gesehene Stadt seyn. Hierin stimmte mein Reisegefährte, ein in dortiger Gegend geborner Jasmunder, beim ersten Anblick dieses Luftgebildes nicht nur, sondern noch später, als bei Fortsetzung unserer Reise die Erscheinung sich stundenlang unverändert erhielt, mit mir überein, und unser Fuhrmann, ein geborner Rüganer, wollte es sich gar nicht einreden lassen, daß dieß nur eine Luftspiegelung sey, behauptete vielmehr, das müsse wirkliches Land, das müsse eine Stadt seyn. Wir fuhren nach Stubbenkammer und sahen auch hier von dem Königsstuhle aus noch immer das nämliche Bild, an der nämlichen Stelle, und so erhielt es sich, bis der Horizont sich gegen 12 Uhr Mittags auch an jener Stelle erheiterte und, bei aufkommendem sanften Winde, die von Westen gegen Osten abziehenden Wolken das schöne Bild allmählig verwischten. Mag nun diese getreu von mir geschilderte Luftspiegelung eine **Fata Morgana** gewesen seyn, worüber diejenigen entscheiden werden, welche in Gegenständen dieser Art tiefere Einsichten besitzen, oder mag sie mit der Sage in Zusammenhang stehen, daß von Wittow aus früher schon die Stadt Kopenhagen gesehen worden, mir wird der bezaubernde Eindruck, welchen dieses herrliche Bild auf mich machte, stets unvergeßlich bleiben."

Im Sommer ist Rügen ein Paradies; aber im Herbst und Winter geben seine Küsten ein Bild des hohen Nordens, und man braucht nicht nach Schottland zu gehen, um Walter Scotts Schilderungen mit der Natur zu vergleichen. Wenn die Blätter fallen und die Zugvögel in endlosen Schwärmen über den Ocean nach dem fernen Süden gezogen sind, beginnt das Toben der Elemente. Vom wilden Sturm gepeitscht, umheult das Meer die öden Küsten, und der Donner der schäumenden Brandung erschüttert das mächtige Pert auf Mönchgut, das luftige Arkona und den majestätischen Königsstuhl in ihren Grundfesten; von dem bewaldeten Ufer der Stubnitz lösen sich Riesenstücke mit Bäumen ab und stürzen mit Krachen in die schwarzaufschäumenden Wogen. Dem Paradiese des Insellandes droht der Untergang in dem großen Naturstreit, bis eine gewaltige Eisdecke dem Toben der Elemente Schranken setzt. Das großartigste Schauspiel der empörten Natur gewähren die Eisberge an den Küsten. Es gibt viele Ufer auf Rügen, welche, wie die Höhen von Jasmund, Wittow und Mönchgut, dem Ost und Nordost eine schroffe Seite entgegenstellen. Wenn nun im milden Strahl der Frühlingssonne oder bei anhaltendem Thauwetter die Eisdecke bricht, welche das Meer gefesselt hält, und der erwachte Sturm die Trümmer an das Ufer treibt, so schieben sich Anfangs die in der Ferne zuerst getrennten Massen leise über die am Ufer noch hängenden Schollen dahin. Bald aber wird das Ufereis zerbrochen und es bildet sich am Fuß der Anhöhe allgemach ein Eisfelsen. Die folgenden Schollen drängen sich mit leisem Gemurmel über denselben hinauf oder heben ihn stückweise mit sich fort. Immer höher und höher steigt der nasse Fels, sich selbst zerstörend und wieder ergänzend; eine Scholle überflügelt die andere, zertrümmert die andere, bis der dem Meere in einzelnen Bruchstücken entstiegene Berg so fest zusammengeschoben ist, daß die nachfolgenden Blöcke sich ihren Weg darüber hin bahnen. Mit namenlosem Gesause und Gebrause schiebt sich einer über den andern bis über den Rand des Ufers hinaus, wo die nachgeschobenen Stücke noch weit über das Trockene hingleiten.

Dieses Naturspiel ist zwar weniger furchtbar, als der Wellenschlag, der bei hohlgehender See hoch zu den Ufern hinaufspringt und weit über das Trockene hin unendlichen Meeresregen ergießt, aber doch einzig in seiner Art und so mannigfaltig in seinem Entstehen und Zergehen, daß das Auge sich nicht daran sättigen kann. Da steht der unermeßliche Felsen von Eis, auf tausendfache Weise gezahnt und gezackt, und ein leises Summen und Knarren, wie von hundert Wagen, ertönt ringsum, ein Zischen und Zwitschern, wie von Legionen heiserer Vögel, ein Kochen und Sieden, wie wenn alle Fluthen des Meeres sich über das Land ergießen wollten, und das Alles doch so gemach, so leise und langsam nahend, wie wenn die Lava des Vesuvs sich über die Fluren Neapels Tod und Verderben bringend wegdrängt, nur mit dem Unterschiede, daß das Gebilde des Meeres nur drohend und nie zerstörend ist. Lange steht oft das herrliche Gebäu der Meeresfluth, prächtig funkelnd im Sonnenstrahl des hellern Tages, bis wärmere Lüfte langsamer, als es entstand, seine rauhen Zacken abschleifen, und es in rieselnden Bächen seinem Ursprung wieder entgegeneilt.

Th.

---

Auflösung des Räthsels in Nro. 43:
Vielliebchen.

---

Logogriph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8.
Ein Land ist's, einem Garten zu vergleichen,
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.
Zweig eines Stamms, der kräftig ist, wie Eichen;
4. 5. 6. 7. 8.
Ein fein Gefäß, gefüllt mit Süßigkeiten;
4. 5. 2. 3. 1.
Der Stoff, aus dem Insekten es bereiten;
4. 3. 1. 7. 8.
Ein weiches Bett, ist nur der Frühling da;
6. 5. 1. 7.
Mit dir verwandt; Herr Vetter spricht es ja!
6. 5. 2. 3.
Ein richtig Bild der schnell verschwundnen Zeit;
5. 2. 3.
Ein Klagewort, wenn dich ihr Mißbrauch reut.

J. G. M.

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 50.

# Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. Februar 1830.

Hört, ihr Mächtigen, hört! der Feder grösseste Freiheit
Herrschet anjezt; es schreibt jede, was jeder gefällt.

Herder.

## Die französischen Zeitschriften im Jahr 1812 und im Jahr 1829.

So heftig auch in der neuesten Zeit die periodische Literatur in Frankreich verfolgt worden ist, so haben sich doch diese Verfolgungen bei weitem nicht in demselben Verhältnisse vermehrt wie die Zeitungen selbst. Eine Vergleichung zwischen dem Stand der französischen Zeitschriften im Jahr 1812 unter Napoleons Herrschaft, und im Jahr 1829 führt zu wirklich erstaunlichen Resultaten, die wir, da Dinge der Art für sich selbst sprechen, ohne weitere Bemerkung mittheilen.

Im Jahr 1812 erschienen zu Paris 45 Journale, im Jahr 1826 179; im Jahr 1829 betrug ihre Zahl 309, also über sechs Mal mehr als 1812 und ¾ mehr als 1826. Unter den Fächern, für die es 1812 gar keine Zeitung gab, hatte der Handel 1829 15 Blätter, der katholische Kultus 12, Moral und Philosophie 6, der Protestantismus 3, die Gartenkunst 3, die Marine 2, der Magnetismus 2; die Freimaurerei 1; für Industrie, die 1812 eine einzige, und Nationalökonomie, die gar keine Zeitung hatte, gibt es jezt 7. Sogar Spiel und Lotterie haben jezt 3 Posaunen. Die Literaturzeitungen haben sich von 5 auf 61 vermehrt, die politischen von 5 auf 32, die Anzeigeblätter von 1 auf 27, die medizinischen von 5 auf 28, die periodischen Erziehungsschriften von 2 auf 14; die allgemein wissenschaftlichen Journale von 3 auf 12, die Blätter über öffentliche Anstalten und Verwaltung von 1 auf 10, die juridischen von 10 auf 18 u. s. w. Kein einziges Fach hat weniger Blätter als 1812, ein einziges ist bei seinem Stande geblieben, gerade das Fach, das über die Fortschritte der andern Register hält, die Bibliographie.

Vergleicht man die beiden Jahre hinsichtlich der Erscheinungsweise der Journale, so ergibt sich ein noch größerer Zuwachs, als wenn man blos die Zahlen derselben vergleicht. Denn während 1812 28 Monatschriften, 1829 107, im leztern Jahre also nicht ganz viermal mehr als im erstern erschienen, ist die Zahl der täglich erscheinenden Zeitungen 1829 sechsmal stärker als 1812 (5: 30); ferner kommen gegenwärtig 47 Journale zwei Mal wöchentlich heraus, während 1812 kein einziges auf diese Weise ausgegeben wurde; jezt zählt man 45 Wochenschriften, 1812 gab es blos 2. Neben dem außerordentlichen Zuwachs, der sich daraus ergibt, muß man noch in Anschlag bringen, daß die meisten Zeitungen jezt auf viel größeres Papier gedruckt werden und die seltener ausgegebenen Journale in weit stärkeren Heften erscheinen. Kurz man wird leicht annehmen können, daß das obige Verhältniß von 45 zu 309, so bedeutend es erscheint, den Zuwachs der Pariser periodischen Literatur kaum zur Hälfte ausdrückt.

In den Departements haben sich die Zeitschriften v. J. 1812 — 1829 von 146 auf 398 vermehrt, und zwar gab es 1812 64 politische Zeitungen, 1829 81; wissenschaftliche und Kunstblätter 1822 13, 1829 51; Literaturblätter 1812 ein einziges, 1829 60; Intelligenzblätter 1812 68, 1829 206. Neun Departements, die 1812

gar keine Zeitung hatten, haben jetzt mehrere; fast alle andern haben mehr oder weniger dazu beigetragen, die Zahl 146 auf 398 zu steigern; einige sind indessen stehen geblieben und sehr wenige haben Rückschritte gemacht (Haute-Vienne). Nur in Einer Provinz haben vier ganze Departements an diesem allgemeinen Fortschreiten keinen Theil genommen, und diese Provinz ist gerade diejenige, welche Dupin auf seiner staatswirthschaftlichen Karte von Frankreich so schwarz bezeichnet hat, die Bretagne.

So bedeutend also auch die Zunahme in den Departements seyn mag, so ist sie doch bei weitem nicht so groß als in Paris selbst. Hier beträgt sie über das Sechsfache, dort noch nicht das Dreifache, und noch dazu steigert in den Departements die Erscheinungsweise der neuen Zeitschriften das Verhältniß nicht wie in Paris. Woher rührt dieses Mißverhältniß? Einmal von der Beschränkung der Zahl der Buchdrucker und von ihrer Verantwortlichkeit. In Paris hat dieß weniger Einfluß, weil daselbst die Zahl der Drucker doch so groß ist, daß man immer unabhängige Pressen findet; wie darf man aber dergleichen in Städten suchen, die unter dem Einflusse des Präfekten, des Bischofs oder des Staatsprokurators stehen? Die zweite Ursache ist die Centralisation, jene ungeheure Kette, an die Napoleon das Reich angeschmiedet hat. Bekommt endlich Frankreich die Gemeindeverfassung, nach der es längst verlangt, so wird keine Provinz mehr nöthig haben, ihre Interessen in Paris vertheidigen zu lassen.

## Der Tod des Herzogs von Guise.

(Beschluß.)

Unter der Thüre des Sitzungssaales begegneten die Gefangenen den fünf und vierzig, die unter Gelächter und Possen herausströmten und sie einen um den andern betrachteten. Die Rathsglieder dagegen sahen zum größten Theil bleich, entstellt und kummervoll aus. Von da brachte man sie in das Zimmer, wo der Mord begangen worden war, und hier gewahrten sie zwei große Lachen rauchenden Blutes. Nun wurde ihnen klarer, was vorgefallen war, und der Präsident Neuillo rief außer sich: „Großer Gott, da ist ein Unglück geschehen!“ Man sagte ihnen nun, eben sey der Herzog von Guise umgebracht worden und ihrer warte ein ähnliches Loos, denn der König habe Befehl ertheilt, Galgen für sie aufzurichten. Allermitteist wurden sie in ein kleines vergittertes Zimmer gesperret, nicht weit von dem, wo der Kardinal von Guise und der Erzbischof von Lyon stark bewacht wurden.

Heinrich III. hatte sich sogleich nach der Ermordung des Herzogs zu seiner Mutter hinab verfügt. Catharina von Medicis gerieth in große Bewegung, als sie vernahm, daß der Herzog eben ermordet worden sey, und fragte ihren Sohn, ob er für alle Fälle Vorsorge getragen habe. Sie rieth ihm, alsbald den Legaten Morosini in Kenntniß zu setzen, um mittelst seines Einflusses die Katholiken im Zaum zu halten. Heinrich entgegnete ihr, er habe alle nöthigen Befehle gegeben und wolle sogleich mit dem Legaten sprechen. Nachdem er in der Kirche zum Heiligen-Erlöser die Messe gehört, hatte er eine lange Unterredung mit dem Italiener, der sich nicht aussprach und den Zurückhaltenden spielte. Die Thore von Blois blieben den ganzen Tag geschlossen, gleichwohl aber schlichen sich einige Liguisten, die am meisten zu befahren hatten und am entschlossensten waren, durch die Wälle und entkamen nach Orleans und Paris. Große Bestürzung herrschte in der Stadt Blois, besonders unter den Abgeordneten. „Indessen war am Abend Alles so ruhig wie zuvor, nur daß Manche im Geheim trauerten, die sich eines so plötzlichen Ungewitters über dem Hause Guise nicht versehen hatten.“

Der König hatte im Sinne, sechs von seinen Gefangenen sterben zu lassen: den Kardinal von Guise, den Erzbischof von Lyon und die vier Abgeordneten des dritten Standes. Aber der Baron Lux, ein Neffe Peters von Espinac, warf sich dem König, der ihn sehr lieb hatte, zu Füßen und bat für seinen Oheim um Gnade. Heinrich ließ sich erweichen und versprach ihm, des Lebens des Erzbischofs zu schonen. Auch gab man ihm zu verstehen, es werde gut seyn, wenn er die Abgeordneten von Paris als Geißel für dieser Stadt Gehorsam aufhebe, um dadurch einem gefährlicheren Aufstand, als der der Barricaden gewesen war, zuvorzukommen. Er beharrte also auf seinem Sinn blos noch hinsichtlich des Kardinals von Guise, vor dessen Unternehmungsgeist und Rache er sich fürchtete. Der Kardinal stieß, seit er seinen Bruder umgebracht, Verwünschungen über Verwünschungen wider ihn aus, und in der Wuth und Verzweiflung waren ihm die Worte entfahren: „er werde sich nicht eher zufrieden geben, als bis er den Kopf des Tyrannen zwischen seinen Beinen habe, um ihm mit der Dolchspitze die Mönchskrone zu schneiden.“ Diese Rede war dem König hinterbracht worden und hatte ihn noch mehr gereizt. Aber bei der hohen kirchlichen Würde, mit der der Kardinal bekleidet war, fiel es schwerer, Mörder für ihn zu finden, als beim Herzog von Guise. Heinrich wandte sich nacheinander an Lognac und die Fünfund-vierzig, an Larchant und die Schotten, an den Grand-Prevot und die Hatschiere des Gerichtshauses, aber alle weigerten sich, den Kardinal umzubringen. Endlich brachte er, nachdem er sich eigentlich hatte auf's Bitten legen müssen, den Hauptmann Duguast dazu, daß er ihm ein Paar Soldaten von seiner Kompagnie verschaffte, die die Sache für 200 Thaler über sich nahmen. Der Kardinal und der Erzbischof von Lyon, die im selben Zimmer gefangen saßen, erwarteten den Tod von Augenblick zu Augenblick. Nachdem der Tag wider alles Erwarten verstrichen war, beteten sie in der Nacht und hörten einander wech-

selseitig Beichte. Samstags am frühen Morgen stellte Hauptmann Duguast sechs Soldaten von seiner Kompagnie, mit Hellebarden bewaffnet, in dem Gange auf, der zu ihrem Zimmer führte. Drauf begab er sich zu den Gefangenen und sagte zum Kardinal, der König verlange ihn zu sprechen. Der Kardinal wollte wissen, ob der König nicht auch den Erzbischof von Lyon zu sprechen verlange; Duguast erwiederte, er habe nur ihn zu rufen Auftrag. Die Gefangenen verstanden beide, was dieser Ruf zu bedeuten habe, und als der Kardinal aufbrach, neigte sich der Erzbischof zu ihm und sprach: „Gnädiger Herr, denkt an Gott!“ Kaum hatte der Kardinal ein Paar Schritte gethan, so stieß er an der Ecke des Gangs auf die Hellebardiere und wurde niedergemacht. Die Körper der beiden Brüder wurden in einem Gemache des Erdgeschosses geviertheilt; drauf verbrannte man sie, denn man fürchtete, das Volk möchte Reliquien daraus machen, und ihre Asche wurde in den Fluß geworfen.

---

## Das Drusenthal.

Thüringer Sage. Von Ludwig Bechstein.

Es zog der Römerfeldherr heran in's Kattenland,
Er trug für freie Männer schon Ketten in der Hand,
Er war auf seine Siege, die früher er gewann,
Er war auf seine Mannen gar stolz der kühne Mann.

Und weiter, immer weiter bricht er sich blut'ge Bahn,
Es zieht der bleiche Schrecken dem Römerheer voran;
Des Waldes Siedler fliehen, verlassend Hütt' und Haus,
Dort breiten Romas Adler die gold'nen Schwingen aus.

Ein enges Waldthal schließet das Heer der Römer ein,
Ein Waldbach stürzt sich brausend hin über das Gestein.
Dumpf rauscht es in den Eichen und Föhren rings herum,
Natur spricht ernst und warnend, die Krieger wandeln stumm.

Es hängen Wetterwolken sich in die Berge tief;
Es war, als ob's im Walde mit Klagestimmen rief;
Die Raben folgen kreischend, mit schwerem, scheuem Flug,
Als witterten sie Beute, dem stillen Römerzug.

Des Feldherrn Augur horchet, ob Vogelflug wo rauscht,
Oft hat er, wachsam stehend, zum Wald hineingelauscht;
Bis er mit düstern Worten zu dem Gebieter spricht:
„Bis hierher, o mein Feldherr, bis hierher — weiter nicht!“

„Die hohen Götter warnen Dich jezt durch meinen Mund,
Es thut ein drohend Unheil sich mir durch Zeichen kund.
Die wald'gen Berge dampfen, die Raben hörst du schrein;
So schnell oft bricht das Unglück uns Sterblichen herein!“

„„Was sollen mir die Träume? Schweig, kündest du nicht Glück!
Fließt eine dieser Wellen nach ihrem Quell zurück?
So wenig wie die Welle zum Ursprung wieder dringt,
So wenig deine Warnung auf andern Pfad mich zwingt!““

Wie weiter nun und weiter das Heer das Thal durchschritt,
Da sah es Felsensäulen, gethürmet von Granit,
Die standen, wie hohe Riesen, vom Nebelkleid umwallt,
Wie steinerne Götterbilder, doch formlos an Gestalt.

Da siehe, steht auf einem der Felsen ein seltsam Weib,
Gehüllt in weiße Laken den riesenhaften Leib.
Die Römerkrieger zagen, die Rosse springen erschreckt
Zur Seite, als ihr Auge das grausige Weib entdeckt.

Und langsam hob empor sie, stillwarnend, ihre Hand;
„Zurück!“ rief die Allrune mit Zornblick, und verschwand.
Die Legion erzittert, als sie das Weib gesehn;
Der Feldherr sieht's erbittert, und heißt sie weiter gehn.

Es scheinen höher zu wachsen die Riesen von Granit,
Es scheinen tiefer zu sinken die Wolken bei jedem Schritt.
Und Blitze zucken feurig durch des Gewölkes Nacht,
Und ringsum über den Bergen endloser Donner kracht.

Der Bach, der vor die Wellen so friedlich trug durch's Thal,
Rollt jezt empörte Wogen und wächst mit einemmal,
Sein Ufer überfluthend, und dumpfes Tosen schallt,
Fort wälzen des Baches Wellen die Massen von Basalt.

Von Regenströmen träufelt der Tannen grünes Haar;
Die Felsgestalten dräuen grauenvoll und wunderbar,
Und enger schließt, stets enger das Thal die Römer ein,
Als woll' es Deutschlands Dränger vermauern im Gestein.

Bald füllen des Baches Fluthen des ganzen Thales Grund,
Sie drängen mit wildem Brausen durch einen Felsenschlund.
Und wie die Römer zagend am Ende des Pfades stehn,
Erbebt urplötzlich der Boden, erbeben die Felsenhöhn.

Und unter tausend Donnern und Sturmgeheul und Graus,
Als risse sich der Erdball aus seinen Fugen heraus,
Bricht vor dem Römerheere der Berg mit mächt'gem Fall,
Und stürzt mit Donnerkrachen hinab in den Wogenschwall.

Die Bergestrümmer trafen zum Tode manches Haupt.
O hättest, Römerfeldherr, der Warnung Du geglaubt!
Die Vorhut lag begraben, zerschmettert Mann und Roß,
Und über die Römerleichen sich schäumend der Strom ergoß.

Er stand, der hohe Feldherr, vom Kummer tief erfüllt,
Er stand am Stromesrande und hatte sein Haupt verhüllt.
Nun winkt er selbst den Mannen: Zurück! — die Tuba tönt,
Laut von der neuen Felswand wird ihr Getön verhöhnt.

Die Römer zogen wieder das lange Thal hinauf,
Entgegen den Wetterstürmen, entgegen des Stromes Lauf,
Und es gebot der Feldherr, zu schweigen fern und nah,
Und nirgendwo zu künden, was grauenvoll hier geschah.

Noch gipfelt sich die Felswand empor im Thale dort,
Auf Felsenschutt betrachtet der Wandrer ernst den Ort;
Doch freundlich lacht die Gegend im Sommersonnenstrahl,
Und Silberwellen rollet die Druse durch's Drusenthal.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Turin, im Winter 1830.

Seit einem Jahr geht es an unserem Hof herrlich und in Freuden zu; ein Fest, eine Reise, ein Besuch folgte auf den andern, bald von Modena, bald die Erzherzogin Marie Louise von Parma, bald die großherzogliche Familie von Toskana. Die Ankunft der königlich neapolitanischen Familie gab auch zu vielen Feierlichkeiten und Festen Anlaß. Am 22. Oktober reiste unser König von seinem Lustschloß Agliè nach Trofarello, um da den König und die Königin von Neapel nebst der spanischen Braut, der Prinzessin Marie Christine, zu empfangen. Nachmittags fuhren sie durch den Triumphbogen, der ihnen hier auf dem Platz Victor Emmanuel bei der schönen Brücke errichtet war. Es war ziemlich gutes Wetter und eine große Volksmenge hatte sich zusammengedrängt, um die hohen Gäste zu sehen und ihnen grüßende Vivats zuzurufen, die weniger den alten Herrschaften, als der interessanten, einer ängstlichen scheinenden Bestimmung entgegengehenden Prinzessin galten. Der Triumphbogen bestand aus vier großen Säulen, zusammengesetzter Ordnung, die eine schöne Attika trugen. Auf ihr stand eine Gruppe schnell aus Gyps, Holz und Leinwand zusammengeklebter Figuren, darstellend die Stadt Turin, welche dem spanischen Volke das Bildniß unserer Königin Marie Christine von Bourbon zeigt. Die dankbare Armuth krönte es mit Blumen und Guirlanden, und schien durch diesen Akt der Verehrung und Liebe dem spanischen Volke anzudeuten, daß sein bisheriges Glück dadurch noch wachsen müsse, daß es die durchlauchtige Nichte dieser Königin nun als Herrscherin besitzen werde. Damit die Sache keinem Zweifel unterworfen war, führte Hymen die Prinzessin Spanien zu. Die läppische Allegorie war schlecht genug ausgeführt, und es hätte ein Hoftrompeter daneben stehen und sie erklären müssen, denn kein verständiger Mensch konnte klug daraus werden. Zwischen den Säulen standen die Statuen der Hauptpersonen vom Hause Bourbon, ferner das spanische und neapolitanische Wappen, mit dem sardinischen verschlungen. Es war natürlich, daß die fremden Herrschaften das heteroklite Werk wunderschön fanden. Dießmal fuhren sie ohne anzuhalten durch Turin, weil sie nach dem königlichen Lustschlosse Agliè eilten. Dort folgte ein Hoffest dem andern. Am 24. wollte man wieder nach Turin zurück; es war aber wegen der ausgetretenen Wasser unmöglich, und erst am 25. traf Alles hier ein. Den folgenden Tag fuhren die Neapolitaner, natürlich ohne unsern König, nach der Villa Christina, um da die verwittwete Königin Marie Theresia zu besuchen, die ihnen am 22. bei ihrer Durchreise durch Turin entgegengekommen war. Es ist unglaublich, was die Fremden Alles in zwei Tagen hier geleistet haben! Am Hof speisten sie mit unsern Majestäten, mit dem Prinzen und der Prinzessin Carignan, empfingen das diplomatische Korps, die Ritter unserer Orden, die Großen der Krone und des Staats ꝛc., besuchten das Pensionat der adeligen Fräulein zum Sacré-Coeur-de Jesus und das egyptische Museum, wohnten einem Konzert beim spanischen Gesandten, deßgleichen einer Vorstellung im königlichen Theater bei. Am 27. Oktober nahmen sie endlich Abschied und reisten auf der Straße nach Suze ab. Der König und die Königin begleiteten sie bis Rivoli. Es hatte für die Zuschauer weniger Interesse, die neapolitanischen Majestäten selbst zu sehen; Jedermann blickte aber auf die junge Braut, die jenseits der Pyrenäen zog. Auch während ihres kurzen Aufenthalts in Agliè und Turin hatte man Gelegenheit, den Geist und die Liebenswürdigkeit der Prinzessin zu bemerken; ihre Lebhaftigkeit und ihre witzigen Antworten erinnern eben so sehr an ihre Schwester, die in Frankreich ganz eingebürgerte Herzogin von Berry, als ein Zug um den Mund, wenn sie lacht. Die Franzosen, die keine Gelegenheit vorüber lassen, wo sie sich selbst ein Kompliment sagen oder ihrer Eitelkeit schmeicheln können, haben behauptet, die Prinzessin Marie Christine sey ganz außer sich über den Anblick des französischen Landes gerathen, so daß die Herzogin von Berry zu ihr gesagt habe: „Siehe es nicht allzusehr an. Du wirst sonst anderswo nicht leben können.“ Ich habe hier einen Herrn von der spanischen Gesandtschaft in Turin gesprochen, der die Prinzessin bis an die spanische Grenze begleitete; er versicherte mich, jene Aeußerung der Herzogin von Berry sey sehr unwahrscheinlich und wohl erfunden, wie die behaupteten und dann von der Herzogin selbst widersprochenen enormen Wirthsrechnungen in Frankreich. Was die Prinzessin allein in Frankreich hätte anziehen und fesseln können, was sie früher nie und nirgends so gesehen hat, auch jenseits der Pyrenäen nicht so finden wird, die glückliche, freie Stellung des Volks unter guten Institutionen, seine industrielle und commerzielle Regsamkeit, sein Gedeihen und Reichwerden — das konnte sie auf ihrer Reise unmöglich so gewahr werden, angenommen auch, eine junge Neapolitanerin habe gleich dafür Sinn, wenn sie aus dem Vaterhause tritt.

So ruhig, friedlich, bescheiden und still unser bürgerliches Leben ist, so keck und unordentlich geht es seit einiger Zeit in unserer Natur her, und man weiß wahrhaftig nicht mehr, was man von ihr denken soll. Im Oktober 1828 begann sie mit wiederholten Erdstößen, die besonders jenseits des Po in Genua und in Voghera stark waren und manches Unglück anrichteten. Dieß ging vom 8. bis zum 17. mit kurzen Unterbrechungen fort. Im August 1829 kamen fürchterliche Stürme und Gewitter, deren Wüthen bisher unerhört war. Unglaublicher noch ist, was wir im Anfang des laufenden Jänners erlebten: 15° R. Kälte und in dem milden Thal von Aosta am Fuße des St. Bernhard 22°.

Auch in unserer Kunstwelt herrscht, Italiens Nähe ungeachtet, merklicher Frost. In den Sälen der Kunstakademie wird zwar viel gezeichnet, gemalt und gemeißelt, es kommt aber wenig dabei heraus. Nach unserer Gazette zu schließen, fehlt es uns nicht an ausgezeichneten Künstlern aller Art. Der König schickt auch die hoffnungsvollsten jungen Leute zu ihrer Vervollkommnung nach Rom. So war es auch mit Ferdinand Cavalleri von hier, der neuerdings zum associirten Professor der Malerei an der Florentiner Akademie ernannt worden ist. Warum wohl? Der Mann hat nichts gemalt, was außerhalb der Turiner und Florentiner Akademie einigen Namen hat; die italienischen Akademien sind aber bekanntlich immer sehr artig gegen einander, und lassen es an Lob des Nachbars nicht fehlen, auf daß er sie wieder lobe. — Jenseits des Po wird eine neue Kirche gebaut, deren ungeheure Säulen an der Façade und Vorhalle aus Einem Stücke bestehen. Bisher sind acht, jede mit vierzig Ochsen, an Ort und Stelle geschafft worden. Der ungeheure Sturm am 5. August riß das Baugerüst und dieses eine der Säulen um, welche durch den Fall zerbrach.

---

Auflösung des Logogryphs in Nr. 49:

Schwaben.

---

Beylage: Monatsregister Februar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

# Morgenblatt

für

# gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1830.

## März.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände" enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

---

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt" Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur bessern Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts" für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt" in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts" eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

---

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt" bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt." — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

# Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

## Gedichte.



## Romane und Erzählungen.



## Länder- und Völkerkunde.



## Philosophie.



## Reisen.



## Naturgeschichtliches.



## Aufsätze gemischten Inhalts.



## Korrespondenz.

Frankfurt. 58. 59. — Genf. 61. 62. 63. 64. 65. — Dresden. 73. — Wien. 75. 76. 77.

---

## Kunst-Blatt.

### Nro. 17.

Beiträge zu vorbereitenden Studien für Künstler, welche in Italien reisen, von Ernst Förster. (Forts.) — Köln. — Zusäze zu Hellers Leben Dürers. (Forts.)

### Nro. 18.

Beiträge zu vorbereitenden Studien ꝛc., von Förster. (Forts.) — Etwas zur Geschichte der Holzschneidekunst. — Glasmalerei in Paris. — Zusäze zu Hellers Leben Dürers. (Forts.)

### Nro. 19.

Beiträge zu vorbereitenden Studien ꝛc., von Förster. (Beschl.) — Brüssel. — Zusäze zu Hellers Leben Dürers. (Forts.)

### Nro. 20.

Nekrolog. Thomas Lawrence. — Zusäze zu Hellers Leben Dürers. (Forts.)

### Nro. 21.

Arabesken. Randzeichnungen zu Goethes Balladen und Romanzen, von F. Neureuther. — Aus Paris. — Nekrolog. Georg Dawe. — Zusäze zu Hellers Leben Dürers (Forts.)

### Nro. 22.

Beiträge zur Beurtheilung der Geschichte der Todtentänze, von E. Grüneisen. — Zusäze zu Hellers Leben Dürers. (Forts.)

### Nro. 23.

Beiträge ꝛc., von E. Grüneisen. (Forts.) — Aufforderung an Künstler.

### Nro. 24.

Beiträge ꝛc., von E. Grüneisen. (Forts.) — Die Büste des J. H. Voß, in Gipsabguß von Bildhauer Zwerger zu Frankfurt. — Beiträge zu Hellers Leben Dürers.

---

## Literatur-Blatt.

### Nro. 23.

Geschichte. Histoire de la Pologne avant et sous Jean Sobiesky par A. Salvandy. — Romane. (Forts.) 6) Die Schwestern im Königsfaal, von Penseroso. — 7) Phantasiegemälde von G. Döring. — 8) Die Mumie von Rotterdamm, von G. Döring. — 9) Probiernadeln, von Stegmayer. — Zeitgeschichte. Denkwürdigkeiten von Sir H. Lowe.

### Nro. 24.

Romane. (Forts.) 10) Die Familie Willmore, von Gräfin Beust. — 11) Lebensbilder, von G. Reinbeck. — 12) Novellen und Erzählungen, von H. Stahl. — 13) Augustin, von P. Hellmuth. — 14) Der Zeitgeist, von A. v. Schaden. — 15) Phantasiestücke und Historien von Weisflog, fortgesezt von Dr. Morvell. — 16) Schneeglöckchen von G. Telto. — 17) Novellenkranz, von Dr. Nürnberger. — 18) Pantheon, eine Sammlung vorzüglicher Novellen ꝛc.

### Nro. 25.

Romane. (Forts.) 18) Die Demagogen, von Belani. — 20) Die Ausgestoßnen von L. Zöllner. — 21) Waldemar, von Amal. Schoppe. — 22) Mosaik, von G. Sellen.

### Nro. 26.

Romane. (Forts.) 23) Dimitrij, von E. Niedmann. — 24) Die Weissagungen der Libussa, von L. Bechstein. — 25) Sammlung neuer Schriften von A. Bronikowsky. — 26) Fontainebleau. — 27) Neue nordische Sagen, von Amal. Schoppe.

### Nro. 27.

Politische Satyre. 1830. Satire politique par Barthélemy. — Romane. (Forts.) 28) Der Camisarde, von F. Seybold. — Erzählungen von A. v. Sartorius.

### Nro. 28.

Romane. (Forts.) 30) Die Pappenheimer, von A. v. Tromlitz. — 31) Norika, von Aug. Hagen. — 32) Burg Stauffeneck. — 33) Prinz Sigemund von Sachsen und seine Brüder, von W. Lorenz. — 34) Novellen von Elise v. Hohenhausen. — 35) Heimgebrachtes, von L. Storch. — 36) Wunderbare Schicksale eines deutschen Ritters. — 37) Schnellert und Rothenstein, von August. — 38) Nikanor, von Moriz Richter.

### Nro. 29.

Universitätswesen. Ueber den Zustand der Universität Tübingen seit dem 18. Januar 1829, von Fr. Thiersch. Romane. (Forts.) 39) Bibliothek klassischer Romane und Erzählungen des Auslands. Leipzig. — 40) Taschenbibliothek der ausländischen Klassiker in neuen Verdeutschungen. Zwickau. — 41) Pocket edition of english classics. Zwickau.

### Nro. 30.

Romane. (Beschluß.) 42) Der lezte Tag eines Verurtheilten, von Viktor Hugo. — 43) Herbert Milton, aus dem Englischen von Richard. — 44) Der Katholik und die Protestantin und eilf andere Erzählungen aus dem Forget me not für 1829 und andern englischen Taschenbüchern, von Schnaase. — 45) Die Eroberung von Granada, von W. Irving. — 46) Der Kastilianer. Aus dem Englischen des Telesforo de Trueba y Coßio. — 47) Elisabeth, nach Mad. Cottin von Reichenecker. — 48) Sophia von Lissau. Aus dem Englischen von G. Sellen. — 49) Romantische Dichtungen von Lope de Vega. Aus dem Spanischen von Richard. — 50) Eine empfindsame Reise durch Frankreich und Italien, von M. Yorick; übersezt von Dr. Clemen.

### Nro. 31.

Aufforderung an alle deutschen Verlagshandlungen. — Alterthumskunde. 1) Die Sündfluth, nebst drei andern der wichtigsten Episoden des Mahâ-bhârata, übers. von Franz Bopp. — 2) Uebersicht der wichtigsten bis jezt gemachten Versuche zur Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen. Nach Brown, v. Moriz Fritsch.

### Nro. 32.

Alterthumskunde. 2) Uebersicht der wichtigsten bis jezt gemachten Versuche zur Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen. Nach Brown, von Moriz Fritsch. (Beschluß.) — 3) Darstellungen der griechischen Mythologie, von Chr. H. Weiße.

### Nro. 33.

Alterthumskunde. (Forts.) 4) Allgemeine Einleitung in das Studium der Archäologie, von Dr. Petersen, übersezt von Friedrichsen. — 5) Briefe über die Mythologie der Griechen und Römer, von S. F. B. Ettvarius. — Volksschriften. Ernst Liebreichs Wanderungen auf dem Markt des Lebens, von E. L. Hahn.

---

N°. 51.

# Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. März 1830.

Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn.

Schiller.

## Sinnbilder, von Gustav Pfizer.

### Heidenthum.

Leuchtende Blitze der Wonne flogen
Ueber des blühenden Gottes Gestalt,
Jezt hat die Seele ihm Trauer umzogen;
Fühlen auch Götter der Liebe Gewalt?
In seinem Auge zittert's wie Thränen,
Nebel der Wehmuth um's Angesicht;
Und sie umfassend mit schmerzlichem Sehnen,
So er zur bangenden Jungfrau spricht:

„Was kann ich dir geben? Wähle, o wähle!
Was bringt dir, Geliebte, die höchste Lust?
O mich jammert in tiefster Seele,
Daß du so frühe sterben mußt!
Stirbst du mir nicht mit jedem Tage?
Welkst du nicht selbst in meinem Arm?
Nimmer schwankt mir des Geschickes Wage,
Und du erbleichest in frühem Harm!

„Mich, der dich ewig wird überdauern,
Kannst du mich lieben, du holdes Kind?
Mußt du nicht immer in Schmerzen trauern,
Die fremd dem Loos der Unsterblichen sind?
Neid kann dein seeliges Herz nicht trüben,
Ferne steht er der Schönheit Thron;
Aber, o sage! kannst du mich lieben,
Sterblichgeborne, den Göttersohn?

„Und o Geliebte! kannst du es fassen,
Das geheimste Glück, den glühendsten Schmerz?
Selber als grausam muß ich mich hassen,
Denn nicht begreift es das eigne Herz;
Siehe, es ist der Reiz deines Todes,
Der mir der Wonne Genuß noch versüßt,
Wie in die Gluthen des Abendrothes
Stärkend die Wolke der Nacht zerfließt.

„Die Schönheit, kämpfend mit Todes Wehen,
Der Jugend still verrauschender Fluß
Zogen mich von des Himmels Höhen
Nieder zu banger Liebe Genuß.
Selig ist nur, wer beim Todtenmahle,
Trunken von Liebe, in Schlummer sinkt,
Wer aus des Lebens karger Schaale
Einen Zug der Unsterblichkeit trinkt.

„Sage, was sind die gediegenen, kalten
Göttinnen, die ihre Ewigkeit drückt,
Gegen die blühenden, weichen Gestalten,
Die der Reiz der Vergänglichkeit schmückt?
Ja, sie vergehen die Kinder des Schaumes!
Schönheit vergehet und Liebe und Glück,
Aber das trauernde Bild des Traumes
Bleibet den sehnenden Göttern zurück!“ —

„„Glühend in's Meer der Befriedigung stürzen,
Ist, o Geliebter! der Götter Loos!
Säume du nicht, dir den Becher zu würzen,
Drein meiner Liebe Quell sich ergoß;
Möge das dämmernde Bild meines Todes
Dich mit noch heißern Flammen durchglüh'n,
Als wenn die Glieder voll Morgenrothes
Durstig und zitternd entgegen dir blüh'n!

„„Meinst du, es könne die Seele mir trüben,
Was mir dein himmlischer Mund erschloß?
O, wenn die Götter grenzenlos lieben,
Opfern die Sterblichen grenzenlos!
Wenn du die Wollust stachelst mit Schmerzen,
Unter dich tauchst in träumendem Wahn;
Zünde ich lebend mir schon die Kerzen
Deiner göttlichen Trauer an.

„„Aber auch mich laß, die Sterbliche, sagen,
Was mir die Seele umdüstert wie Tod:
Daß auch die Götter ein Schicksal tragen,
Daß ihren Tagen ein Ende droht!
Eurer Herrlichkeit goldene Lichter —
Ach sie erlöschen in sterbendem Schein,
Und nur der Busen klagender Dichter
Wird das Grab der Versunkenen seyn.““

Hüllend das Haupt in des Traumes Binde,
Senkten sie sich in der Liebe Schooß,
Bis sich das Grab dem wissenden Kinde
Und dem nicht ahnenden Gotte erschloß. —
Doch wenn der Jugend Rose verrauchet,
Selige Götter alternd vergehn:
Wird, der das Lied in die Lüfte hauchet,
Ueber dem Loos der Vergänglichkeit steh'n.

Mit dem tödtenden Schicksal zu ringen
Geh' ich zum felsenstarrenden Wald;
Will meine glühendsten Lieder singen,
Bis sie das Echo zurücke hallt;
Daß, wenn endlich die feurige Seele
Und die Musik in der Brust zerspringt,
Klagend doch noch eine Felsenkehle
Schönheit und Liebe und Götter singt.

---

## Didaskalien

von

**Ludwig Robert.**

Fünfter Artikel.

### Die Schule.

Jede Kunst hat ihre geheimnißreiche, unergründliche Tiefe in der Seele des von den Musen begabten Individuums. In dieser Region des Dämons, des unerklärbaren Bewußtseyns eines absoluten Vermögens, findet weder Lehre statt, noch Erlernen; sondern das, was unsere tiefsinnige Sprache mit dem erschöpfenden Worte: „Erfindung“ bezeichnet. Erfindung, also kein zufälliges Finden, aber auch kein uranfängliches (übermenschliches) Erschaffen, und doch beides in jener mystischen Verbindung, die in den alten personifizirenden Mythologieen in Götter= und Dämonengestalt erscheint, und noch heute eben so unerklärlich mit den Worten: „Genie“ und „Talent“ ausgesprochen wird. Außerhalb dieser geheimnißvollen Tiefe, und zwar aus ihr hervorwachsend und Raum gewinnend und sich ausbildend, hat aber jede Kunst auch ihr Handwerk, d. h. einen Bestandtheil, der erlernt und geübt werden kann, erlernt und geübt werden muß, da die Kunst im Ganzen fortschreiten und nicht jeder einzelne Begabte den bereits zurückgelegten Weg von neuem beginnen soll. Daher: Vor= und Nachbilder, Meister und Schüler und endlich eingerichtete Kunstschulen. Eine Schule, die in jene unergründlichen Tiefen hinabzusteigen, dort Regeln aufzustellen und die Kunst (das Können) zu lehren wähnt, geräth in die Stollen der todtliegenden Abstraktion und bringt nichts als den Glimmer unbrauchbarer Theorien zu Tage. Eine Schule aber, die nur praktische Kunstgriffe kennt, welche zu lehren sie jedem verspricht, die auch jeden aufnimmt, selbst wenn er gar keinen Beruf, nicht die unumgänglichsten Naturgaben besitzt, hört auf eine Schule der Kunst zu seyn, und vermag selbst eine oberflächliche mechanische Geschicklichkeit kaum mehr zu lehren. Beide Extreme haben die Kunstschulen in solche Mißachtung gebracht, daß in neuerer Zeit die meisten jungen Künstler als Autodidakten auftraten, und mehr oder minder in allen Künsten ein anarchisches Element vorherrschend wurde. Wo wird das Zerstörende solcher Anarchie am leichtesten bemerkbar? Gewiß da, wo, zur Hervorbringung eines Werks, mehrere Künstler, im Verein, thätig seyn müssen. Wo nun die Harmonie unmittelbar in die Sinne fällt und also ganz und durchaus unerläßlich ist — nämlich bei Vortrag der Musik — wie schnell würde man davon laufen, wenn jeder Virtuose aus einer andern Ton= und Taktart spielte, und doch das gesammte Orchester behaupten wollte, daß es ein musikalisches Kunstwerk vortrage. Nicht selten geschieht bei dramatischen Darstellungen das Aehnliche, und nur weil das einzelne Gute hinreißt oder versöhnt, weil das Ganze als Ganzes aufzufassen, einen kunstverständigen Sinn erfordert, und das Disharmonische selbst sich nothdürftig auf dem Faden des Dramas aneinander reiht, läßt man es sich, aus übler Gewohnheit, gefallen. Es ist hier nicht so wohl von einem rasch in einander greifenden Zusammenspiel die Rede, von welchem ich schon in dem Artikel „der Regisseur“ sprach, als vielmehr von dem, was solchem Zusammenspiel zum Grunde liegen muß, und was ich nicht anders bezeichnen

kann, als daß die Darsteller alle in der nämlichen Ton- und Taktart spielen sollen, in welcher das Stück geschrieben ist. Daß dieses auf den vorzüglichsten Bühnen Deutschlands nur selten der Fall ist, gestehen die bessern Schauspieler ein. Nicht einmal rein wird immer gespielt; denn man vernimmt nicht selten die Aussprache der verschiedensten deutschen Stämme bunt durch einander; hinsichtlich der Taktart aber, geschieht es von Einzelnen, meist von Neben-, oft sogar von Hauptpersonen, daß sie deklamatorisch und mimisch, in Stimme und Bewegung, mitten in der Tragödie den sechsachtel, mitten im leichten Lustspiel den vierviertel Takt anstimmen, während andere den Grund-Rhythmus zwar nicht verletzen, aber doch in den verschiedensten Tempi spielen und sprechen. Weniger noch wird die Tonart, die noch feinere Bezeichnung des Stücks, beobachtet, das Drama von der Tragödie, das Lustspiel von der Posse, die Naturnähe von der poetischen Erhebung, das Bild von dem Porträt getrennt, oder andere noch feinere Töne unterschieden und von allen Darstellenden festgehalten. Was vermögen einzelne große Talente in diesem regellosen Gewirre? höchstens ziehen sie den Blick der Menge auf ihre Eminenz allein und von dem Ganzen als Ganzes ab, welches der Bildung des allgemeinen Kunstsinns immer Schaden bringt, während die Kenner nur um so verletzender von dem Kontrast berührt werden, wenn z. B. eine Fürstin durchaus königlich dargestellt wird, ihre Hofdame aber sich wie eine tugendhafte Schneidermamsell in der Kaffeevisite ausnimmt, und nicht einmal auf übliche, ehrfurchtsvolle Weise zu grüßen versteht. — Werden nun überdieß, wie in der neuesten Zeit, die hervorragenden Talente immer seltener, so wird der Mangel einer Theaterschule um so fühlbarer. Von einer rein für diesen Zweck großartig eingerichteten Kunstschule bei irgend einer deutschen Bühne ist mir bisher nichts bekannt worden. Hie und da einige sogenannte Eleven gibt es freilich bei allen größeren Theatern, aber eben so wie das Ungefähr oder verwandtschaftliche Rücksicht sie auswählt, so werden sie auch in verwandtschaftlichen Kreisen vom Zufall, etwa von einer unbrauchbaren Bühnenperson, der man die Pension nicht umsonst geben will, in die Lehre genommen und von blinder Vorliebe frei gesprochen. Die Schauspieler und Schauspielerinnen einer längst vergangenen Epoche waren, ohne Ausnahme, wenigstens gymnastisch geübt, sie tanzten nicht selten so gut, daß sie im Ballet auftraten, waren kühne Springer, geschickte Fechter und zierliche Reiter; ein Lied vermochte jeder und jede zu singen und (was selbst unser heutiges nur singendes Personal nicht gelernt hat) deutlich die Worte des Textes auszusprechen. Man sah damals freilich manches Ungehörige auf den Brettern, aber keine Ungeschicklichkeit, kein totales Unvermögen. Heute kommen unsere Jünglinge ohne Beruf und Vorbereitung, unsere jungen Frauenzimmer direkt von dem Strickstrumpf und dem Piano auf die Bühne, und haben höchstens kurze Zeit vorher in jener Schule zugebracht, welche, vermittelst einiger praktischen Kunstgriffe, Jedem, auch dem Unberufensten, die Meisterschaft, in Folge der Anciennität, verspricht. Soll sich die deutsche Schauspielkunst, deren Coryphäen sich mit den ersten Künstlern der französischen Schule messen dürfen, und die, wenn sie auch die Höhe des französischen socialen Lustspiels noch nicht erreicht hat, doch in allen andern Gattungen, ob ihrer innigen Naturnähe, weit über jene Schule hinwegstrebt — soll sich die deutsche Schauspielkunst erhalten, oder vielmehr weiter ausbilden, denn nur Vor- oder Rückschritt ist möglich: so müßten unsere Meister und Meisterinnen der Kunst es sich angelegen seyn lassen, Schüler zu bilden. Zu allererst aber würde hiezu die nicht unschwere Selbstverläugnung gehören, bei der Wahl ihrer Schüler von allen verwandtschaftlichen Verhältnissen ganz abzusehen; denn wahrlich! man kann der Sohn oder die Tochter, die Nichte oder der Vetter einer **Bethmann** oder eines **Talma** seyn, und doch nicht den allermindesten Beruf zur Kunst haben. Die hochberühmte **Mars** z. B. ist in dieser Art mit zwei ihrer nächsten Verwandtinnen vollkommen verunglückt. Drei Naturgaben sind für den Darsteller höherer Gattung durchaus unentbehrlich: ein einnehmendes und wo möglich schönes Aeußere, ein fehlerloses, wohltönendes Sprachorgan und ein lebhaftes Temperament, welches immer mit Kunstgefühl zusammenhängt. Diese leztere Eigenschaft ist die unentbehrlichste, denn Phlegma hat meistens Stumpfsinn zum Quell, und ist jedenfalls der Tod aller Kunst. Jene überwallende Lebendigkeit aber, jener Ueberfluß von Gemüthskräften, die, der Thätigkeit bedürftig, aus dem Heiligthum des Innern sich hervor und in das Gebiet der Darstellung wagen, man wird sie bei jungen Mädchen nur ausnahmsweise finden. Natur, Erziehung und die socialen Verhältnisse drängen das zartere, verletzbare Geschlecht in sich selbst zurück und gestatten ihm nur einen engbegrenzten Kreis äußerer Thätigkeit, so daß es rein unmöglich seyn würde, ein weibliches Talent für theatralische Darstellung zu finden, wenn mit jener Verschämtheit, aus sich herauszutreten, nicht auch zugleich ihr Gegensatz in der Natur der Frauen gegründet wäre: das sehnliche Bestreben nämlich, sich selbst als Kunstwerk zu produziren. Steht nun aber ein junges Mädchen auf den Brettern, das mitten in dem vorgeschriebenen kühnen Aus-sich-heraustreten, weniger in ihrer lustigen oder leidenschaftlichen Rolle, als in dem Gedanken befangen ist, wie sie wohl das stolze Bewußtseyn ihrer untadelichen Mädchenhaftigkeit recht anschaulich machen und zeigen könne, daß sie eigentlich wider Willen da oben stehe, und dieses Opfer nur bringe, um sich selbst und ihre Familie zu ernähren — sieht man (wie dieß in neuester Zeit nicht selten geschieht)

ein so gutes stolzes Kind auf den Brettern, so erregt dieß bald Mitleid, bald Aerger, und in beiden Empfindungen wünscht man die arme Gequälte und Quälende sobald als möglich in die Speisekammer oder, wenn sie doch die Kunst durchaus üben will, an den Stickrahmen zurück. Solche Erscheinungen sind nun wohl der evidente Beweis, wie unumgänglich nöthig es ist, daß bei der Wahl der Schülerin vor allem Andern auf eine Ueberfülle lebendiger Gemüthskräfte gesehen werden muß. Eben so unumgänglich ist es, daß die Schülerin, wenn auch nicht ausnehmend schön, doch von einnehmender Bildung sey; das Unschöne ist auch im komischen Fache störend; in den ernsten Gattungen aber sind ihr ein ausdrucksfähiges Antlitz, große sprechende Augen unentbehrlich, während die Tragödie mehr noch als dieses, nämlich eine Gesichtsbildung erfordert, die im Ausdruck des Schmerzes, des Grausens und bei strömenden Thränen nie aufhört schön zu seyn. Die Franzosen haben für diese Eigenschaft einen bekannten Ausdruck, sie nennen dieß, avoir de belles larmes.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Scribe. Sein Vaudeville: Der Assisenhof.

Mit Scribe hat es eine eigene Bewandtniß, oder vielmehr, seine Geschichte ist die Geschichte aller derjenigen talentvollen Dichter, die unaufhörlich hervorbringen. Bald sinkt, bald steigt er; bald hat er einen vortrefflichen Plan, bald ist es ein loses Gebilde, was er dem Publikum nachlässig hinwirft; manchmal thut er auch wohl wenig mehr, als daß er die Dichtungen Anderer etwas zustuzt und sie dann mit seinem Namen gestempelt in die Welt laufen läßt. Man sollte glauben, ein für seinen Ruf besorgter Mann müsse bedächtiger zu Werke gehen und das Dramatisiren nicht so leichtfertig treiben, auch wenn er dazu geschaffen und geboren ist. Das langsame Arbeiten ist nun aber einmal Scribe's Sache nicht; ihm gefällt das hurtige Entwerfen, Dichten und das eben so hurtige Aufführen seiner Stücke. Die Schauspieler am Théâtre de Madame sind nach und nach so geschickt geworden, daß sie seine Stücke eben so schnell aufführen, als er sie schreibt; diese Schnelligkeit im Dichten und Aufführen behagt der Direktion, welche dadurch oft in Stand gesezt wird, dem Publikum etwas Neues von seinem Lieblingsdichter vorzuführen, und die Darstellungen jedes Abends, die gewöhnlich aus vier Vaudevilles bestehen, zu wechseln, ohne aus der Sammlung der Scribe'schen Stücke zu treten. Neulich war es ihm eingefallen, aus der ernsthaftesten Sache, einem Kriminalgerichte, ein lustiges Vaudeville zu machen, und so entstand sein „Assisenhof," der aber nur das Vorzimmer des Gerichtes sehen läßt. Die zwölf Geschwornen, welche bei dem Kriminalurtheile eine wichtige Rolle zu spielen haben, mußten natürlich auch eine im Stücke haben, und Scribe hatte nicht ermangelt, sie ein wenig lächerlich zu machen, ja eine Bemerkung einzuweben, die komisch seyn sollte, nämlich über das Zusammentreffen von Grafen, Marquis, hohen Beamten, Krämern, Paukenschlägern an der Oper, Strumpfwirkern u. s. w. im Geschwornenrathe oder in der Jury. Dieß ward aber von den freisinnigen Blättern sehr übelgenommen. Das Publikum murrte sehr bei der zweiten Aufführung; ich glaube gar, daß es zum Auspfeifen kam; der Dichter äußerte in den Tagblättern und auf dem Anschlagzettel, daß er keineswegs die Absicht gehabt habe, die Anstalt der Jury lächerlich zu machen, und daß er die mißfallenden Ausdrücke zurücknehmen wolle. Darüber gaben nun die Ultrablätter ihre Mißbilligung zu erkennen. So sind die Liberalen, hieß es; so lange Scribe sich über die Aufgeblasenheit des alten Adels, über das leere Geheimthun der Gesandtschaftsherren und über ähnliche Dinge lustig machte, fanden sie sein Betragen vortrefflich; allein wenn er es wagt, eine Klasse oder eine Anstalt zu schildern, die unter ihrem Schutze steht, so erheben sie sogleich ein Zetergeschrei, und ihre Tyrannei geht so weit, daß sie den Dichter zwingen, seine Schilderung umzuändern und seine satirischen Züge auszuwischen. — Allerdings muß es dem Dichter verstattet seyn, sich nicht allein über die Mißbräuche und Lächerlichkeiten dieser oder jener einzelnen Klasse im Staate lustig zu machen, sondern er muß überall seine Geißel schwingen, Alle in den Bereich seiner dramatischen Laune hineinziehen können. Allein das Geschwornengericht ist eine durch die Revolution theuer erworbene Anstalt; es ist eine der schönen Einrichtungen, welche die bürgerliche Freiheit und die Gleichheit der bürgerlichen Rechte beurkunden, und dem Beschuldigten Sicherheit gegen leidenschaftliche und gewaltsame Verurtheilung gewähren. So lange der Beklagte seine Mitbürger zwischen sich und die Richter treten sieht, um zu entscheiden, ob er die That, welcher er beschuldigt wird, auch begangen hat und nach den Gesetzen straffällig geworden ist oder nicht, kann er kein ungerechtes Urtheil befürchten; allerdings kann sich auch ein Geschwornengericht irren; allein zwölf zufällig zusammentretende Menschen, wovon die meisten von der Regierung unabhängig sind und nach ihrem Gewissen urtheilen, werden sich wenigstens von keinen Leidenschaften irre führen lassen und sich nicht für verbunden halten, wie es mit besoldeten Richtern manchmal der Fall gewesen ist, der Regierung ein Schlachtopfer in die Hände zu liefern. Unter einer aufgeklärten Nation besonders verhindert die Jury manches zweckwidrige Versehen, wovon man in Frankreich während der lezten Jahre auffallende Beispiele gesehen hat, zur Ehre der sich immer mehr verbreitenden humanen Gesinnungen. Unter Peyronnets Ministerium und auf Antrieb der Bonalds und anderer despotischen Inquisitionsfreunde, ist ein Gesetz gegeben worden, welches den Kirchenraub, der nach dem gewöhnlichen französischen Strafcodex wie ein Raub in einem Wohnhause bestraft wurde, mit äußerst harten Strafen belegte. Seitdem nun dieses Gesetz, welches eher der fürchterlichen alten, sonst in Deutschland gangbaren Halsgerichtsordnung, als eines Strafgesetzbuches des 19ten Jahrhunderts würdig war, in Ausübung ist, sind vor den Kriminalgerichten mehrmals Fälle von Kirchenraub vorgekommen; zuweilen waren es Diebstähle von Kleinigkeiten, die aber nach dem Peyronnetschen Gesetze wie ein furchtbares Verbrechen sollten geahndet werden. Was that nun die dazwischentretende Jury? Sie entschied, das Vergehen sey nicht erwiesen, und somit mußten die Richter den Angeklagten freisprechen. Dieß war allerdings ein Uebel, denn ein Dieb verdient Strafe, wie der andere; allein es war empörend für das Gefühl redlicher Bürger, um eines kleinen Vergehens halber einen Mitmenschen zur Kettenstrafe und gar zum Tode zu verurtheilen, und sie zogen es vor, ihn für unschuldig auszugeben, obschon er es im Grunde nicht war. Durch ihre Milde wollten sie das unbillige, allzu strenge Gesetz umgehen; warum gibt man heutzutage Gesetze, welche die Humanität empören?

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.



N°. 52.

# Morgenblatt

für

# gebildete Stände.

Dienstag, 2. März 1830.

Jede Nation hat in allgemeinen Begriffen ihre eigene Eehart, die meistens in den Formen des Ausdrucks, kurz, in der Tradition ihren Grund hat, und da bei den Griechen die Philosophie aus Gedichten und Allegorien entstanden war: so gaben diese auch ihren Abstraktionen ein eigenthümliches, ihnen nicht undeutliches Gepräge.

Herder.

## Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

Nach Cuvier.

(Fortsetzung von Nro. 29.)

### Die philosophischen Schulen vor Aristoteles.

Wir haben gesehen, daß sich in Griechenland, oder vielmehr in den griechischen Kolonien, vier große philosophische Sekten oder Schulen bildeten, deren Hauptsitz, in Gefolge der politischen Begebenheiten, Athen wurde. Es entstand unter ihnen ein nützlicher Wetteifer, und aus ihren, durch Sokrates in ein Ganzes gebrachten Forschungen entsprang endlich eine neue Schule, welche, vermöge der von ihr aufgestellten, wohlberechneten Methode für die Wissenschaften einen Weg bahnte, auf welchem man nun nicht wieder rückwärts gehen konnte. Aber ehe wir von dieser merkwürdigen Epoche sprechen, müssen wir auf die vier Urschulen zurückkommen, die wir oben nur berührt haben.

Die jonische Sekte, die älteste unter allen, greift mit ihren Dogmen am nächsten in das Fach der Naturwissenschaften ein. Diese Philosophie war anfänglich beinahe ganz materialistisch; dieses beweist, im Vorbeigehen gesagt, daß zur Zeit, als Thales nach Egypten ging, um dort an der Quelle des Wissens zu schöpfen, unter den egyptischen Priestern bereits großentheils die Ueberlieferung der metaphysischen Lehren erloschen war, welche sich vormals in ihren Kollegien fortgepflanzt hatte. Weil man damals von der Methode der unmittelbaren Beobachtung noch nichts wußte, suchten die Philosophen der jonischen Schule ein Prinzip auf, das heißt ein Grundwesen, das Allem ursprünglich innewohnte. Thales glaubte es im Wasser gefunden zu haben. Diesen Gedanken hatte er von den Egyptern entlehnt, denselben jedoch auf seine eigene Art ausgebildet. Ihm galt das Wasser für den Urstoff, aus welchem die Welt gebildet war; aber dieses Wasser konnte sich in verschiedenen Graden von Dichtigkeit befinden, und in jedem dieser Zustände bildete es ein untergeordnetes Prinzip, ein Element. Aus diesen Elementen, in sofern sie sich untereinander in verschiedenen Verhältnissen verbanden, entstanden alle Körper. Thales legte eine Seele in die Welt, in die Thiere, in die Pflanzen, aber unter dem Worte Seele verstand er nichts anders als einen innern Grund der Bewegung.

Anaximander betrachtete das Wasser nur als das zweite Prinzip, weil das erste nach seinem Systeme das Unendliche war. Es ist gegenwärtig nicht leicht zu bestimmen, was er eigentlich darunter verstand. Wollte er damit sagen, der grenzenlose Raum seye vor der Materie vorhanden gewesen? Das ist nicht wahrscheinlich, denn alle alten Philosophen betrachten die Materie als ewig. Dem seye wie ihm wolle, Anaximander machte das Wasser zum zweiten Prinzip und behauptete, die Menschen seyen anfänglich Fische gewesen, und seyen zu ihrem jetzigen Zustand erst durch eine Reihe von Verwandlungen gelangt. Diese sonderbare Idee kam mehrmals, und sogar in unsern Tagen, wieder zum Vorschein.

Anaximenes, wie man glaubt, ein Schüler des

Anarimander, machte die Luft zu seinem Prinzip; sie sollte in verschiedenen Dichtigkeitsgraden und vermöge mancherlei Verbindungen alle Wesen, und sogar die Götter hervorgebracht haben. Heraclit endlich, den man zur jonischen Schule rechnen kann, suchte sein Prinzip im Feuer, dachte es sich aber wohl vielmehr als die Quelle der Beseelung und der Bewegung, nicht als den Stoff der Körper selbst. Dieses System hätte demnach einige Aehnlichkeit mit der Annahme der Physiologen, die das Prinzip des thierischen Lebens in der durch das Athmen bewirkten Wärme suchen.

Die zweite Schule, die italienische, wurde von Pythagoras gestiftet. Dieser Philosoph ist geboren in Samos gegen das Jahr 584 vor Chr. Er war Zeitgenosse des Anarimander, Anarimenes und Heraclit; nach einigen soll er sogar Schüler des Thales gewesen seyn; doch dieß ist keineswegs bewiesen. Er hatte Egypten, Großgriechenland und vielleicht Indien bereist, und fand, als er in's Vaterland zurückkehrte, dasselbe unter dem Joche des Tyrannen Polykrates. Die von diesem eingeführten Neuerungen mißfielen ihm, und er zog deßhalb nach Italien, wo er sich in Crotona, einer 120 Jahre zuvor durch eine achäische Kolonie erbauten Stadt niederließ. Dort bildete er bald nachher geheime Gesellschaften, nach dem Muster der egyptischen. Er nahm seine Schüler erst nach langer Prüfungszeit auf; er forderte von ihnen Fasten, allerlei Entbehrungen, sonderbare Uebungen, deren Zweck wir nicht wohl angeben können. Die von ihm gestifteten Gesellschaften wurden aber bald zerstreut, weil man ihnen ehrsüchtige Plane Schuld gab; sie kamen erst lange nach seinem Tode wieder auf. Pythagoras hat keine Schrift hinterlassen, und man weiß nicht einmal, ob er je etwas geschrieben hat. In Egypten hatte er die ersten Grundbegriffe der Geometrie geholt, und er suchte, wie man sagt, das Prinzip der Dinge in den Zahlen. Was sich auf diesen Theil seiner Lehre bezieht, ist von den Philosophen, die nach den Verfolgungen seine Schule wieder in Blüthe brachten, so sehr entstellt worden, daß es schwer wird, auszumachen, wie er selbst die Sache verstand. Vielleicht wollte er sagen, es sey möglich, alle Kräfte, alle Größen in Zahlen auszudrücken, sie auf diese Art vergleichbar und berechenbar zu machen. Dann wäre sein Begriff derselbe, welcher heutzutage der gesammten mathematischen Naturlehre zur Grundlage dient. Er theilte alle Wesen in gleiche und ungleiche ein; leztere bestanden aus Monaden oder Einheiten; die andern aus Dyaden oder Dualitäten. Er führte die arithmetische Sprache sogar in der Moral ein, und sagte z. B., die Gerechtigkeit sey immer theilbar in zwei. Nothwendig muß man diesen Ausdruck allegorisch verstehen, und wohl auch annehmen, daß diesem Philosophen sehr oft Ideen beigemessen wurden, die er nicht gehabt hat, weil man das, was er figürlich meinte, buchstäblich verstand. Uebrigens ist hier, troz aller Sonderbarkeit, ein Fortschritt unverkennbar; die jonische Schule hatte in allem blos Materie gesehen; die italienische Schule suchte etwas darüber, und glaubte es in der Bedeutung der Zahlen gefunden zu haben. Nach Pythagoras war das Universum ein harmonisches Ganze, und aus diesem Grunde die Zahl der Planeten gleich der Zahl der Töne der Musikleiter. Mitten im Centrum dieser Harmonie stand die Sonne, als Seele der Welt und Prinzip der Bewegung. Den Seelen des Menschen und der Thiere, so wie den Seelen der Götter, welche selbst nur Thiere einer höhern Ordnung waren, wohnte etwas von dem Wesen jenes himmlischen Feuers inne.

Eine auf mathematische Wissenschaft gegründete Schule mußte sich nothwendig bald der blosen Spekulation entringen; darum sehen wir auch schon ums Jahr 520 vor Chr. einen unmittelbaren Schüler des Pythagoras, den Alcmeon von Crotona, sich mit anatomischen Untersuchungen von Thieren abgeben. Er soll behauptet haben, die Ziegen athmen durch die Ohren; die einen hielten ihn deßhalb für einen erbärmlichen Beobachter, wogegen andere darin den Beweis sahen, daß er die sogenannte Eustachische Röhre erkannt habe, wodurch in der That die Luft aus dem hintern Theile des Munds in das innere Ohr dringt. Bei allem, was man von den alten Philosophen erzählt, die keine Schrift hinterlassen haben, kann man überhaupt nicht vorsichtig genug seyn. Was durch bloße Ueberlieferung auf uns gekommen ist, ist im Allgemeinen so schwankend, daß man ihnen mit gleicher Wahrscheinlichkeit die schönsten Erfindungen und die ausschweifendsten Träumereien zuschreiben kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Didaskalien

von

**Ludwig Robert.**

(Fortsezung.)

Von dem Schauspieler gilt hinsichtlich eines lebhaften Temperaments und schöner Gestalt dasselbe; nur wird die erstere Eigenschaft nicht so selten zu finden seyn als bei einem jungen Mädchen, und was die Gestalt betrift, so finden bei dem komischen Schauspieler so manche Modifikationen statt, wie z. B. daß es Unregelmäßigkeiten des Gesichts gibt, die von sehr komischer Wirkung seyn können, daß zu große Magerkeit bald brauchbar, bald ergänzt werden kann, wogegen Ueberfülle durchaus unstatthaft ist. Ein fehlerloses, wohltönendes Sprachorgan aber soll von beiden, von dem Schüler, wie von der Schülerin, gefordert werden. Hier aber läßt sich durch Unterricht sehr viel thun, dem zum Beweise ich Madame Schröck, Flecks berühmte Gattin anführen muß. Fehlerloser, wohlklingender und schöner vermag man nicht zu artikuliren, und doch weiß ich es von dieser Künstlerin selbst, daß sie diese Eigenschaft

nicht von Natur besaß, daß sie, auf berlinische Weise, der Nasentöne nicht schonte, das R, statt mit der Zungenspitze, mit geschlossener Kehle bildete, und daß sie ihre vortreffliche Aussprache nur ihrem Gatten und Lehrer zu verdanken hatte. Dieses scharfe, mit der Zungenspitze gesprochene R ist übrigens in der Tragödie, wie im Gesang, durchaus unentbehrlich; hier wird das mit der zusammengeschnürten Kehle gesprochene R tonraubend und häßlich, oder verführet zu gänzlich undeutlicher Aussprache; dort, in der Tragödie, wird es prosaisch, ja lächerlich. In komischen Rollen kann es zuweilen von Wirkung seyn; aber dem Liebhaber und der sentimentalen Liebhaberin der Komödie ist es schon nicht mehr erlaubt. Um so wunderbarer ist es, wenn ich erfahre, daß es jungen Schauspielern gelehrt wird zu behaupten: im Lustspiele müsse man das R immer mit der Kehle sprechen. Dieß ist ein rein berlinisches Vorurtheil, wo man das scharfe R für geziert oder erhaben hält, weil man es hier im gewöhnlichen Leben nicht häufig hört, und nicht bedenkt, daß es in Deutschland ganze Provinzen gibt, wo das R stets scharf mit der Zungenspitze ausgesprochen wird. Dieß die Grundbedingungen zum Beruf für die Bühne, bei welchen ich nur deßhalb so lange verweilte, weil es scheint, als ob hierauf bei der Wahl der Eleven gar keine Rücksicht genommen werde. — In den Abstufungen jener durchaus unentbehrlichen Erfordernisse zum Schauspieler wird nun auch der Lehrer das Fach zu finden wissen, zu welchem der Schüler vorzugsweise die Naturanlagen besitzt; daher sich auch über die Erziehung im Allgemeinen — da jede Individualität eine besondere erheischt — nur einiges erinnern läßt. Daß nicht einzelne Seiten, sondern der ganze vollständige leibliche und geistige Mensch ausgebildet werden muß, versteht sich wohl von selbst. Ein Paar Morgenstunden bei dem Lehrer, ein Paar Abendstunden im Theater und die übrige Zeit zu Hause, oder nicht zu Hause in prosaischer Werkeltagsumgebung zugebracht, würden blutwenig fruchten. Das vollständige Leben des Schülers muß der Kunst geweiht seyn, deren Studium er, wenn er aus seinem Studierzimmer in die Welt tritt, auch da noch, und da erst recht, fortsetzen muß, alles bemerkend, alles auffassend, selbst die gemeine prosaische Wirklichkeit, über welche er doch mit klarem Bewußtseyn sich erheben soll. Hat der Schüler nun seine Elementarstudien vollendet, hat er, in kleinen Rollen, oder größere versuchend, gezeigt, daß er nicht nur Umrisse zu zeichnen, sondern auch mit Farben umzugehen verstehe, so spreche ihn der Meister frei, auf daß er selbstständig werde. Man befolge alsdann den alten Brauch weiser Künstler, den noch üblichen der Handwerker: man lasse den Gesellen wandern. Er verschaffe sich bei kleineren Bühnen die nöthige Uebung und die vielfältigste Routine, er betrete größere Bühnen anderer Provinzen, und lerne ein anderes Publikum und dessen Anforderungen kennen; denn der gewöhnliche Künstler geräth in Schlendrian, der bessere wird zu einseitiger Manier verleitet, und selbst um den Besten baut sich ein Gebirge von beengenden Vorurtheilen auf, wenn er nur sein Städtchen, und wäre es das ehemalige Weimar, oder nur seine Stadt, und wäre es Berlin oder Wien, kennt und mit spießbürgerlicher Vorliebe nichts anders kennen will. Die Welt also vollende das begonnene Geschäft des Lehrers, die Welt, die sich, trotz allen pädagogischen Anstalten, ihr allgewaltiges Erziehungsrecht nicht rauben läßt, und es, wie auch ängstliche Rigoristen zittern, gar nicht so übel ausübt. Daher wird es, immer, selbst in Zeiten trefflicher Theaterschulen, für größere Bühnen ein Territorium außerhalb dieser Schulen geben, von dem aus sie sich mit neuen Talenten zu versorgen haben. Ich meine die kleineren, ja sogar die wandernden Theater, die gleichsam ein unbereiteter Boden sind, auf welchen die Natur selbst, und nicht selten, ein kräftiges Saatkorn streut, welches dann wie aus einem Felsspalt hervorkeimt, unbeachtet verblüht oder auch wohl vor der Zeit verkümmert. Wie manches wahrhafte Talent mag auf so unfruchtbarem Boden schon untergegangen seyn, während die dürftigsten Naturen in kostbaren Treibhäusern der Kunst, in goldenen Töpfen gepflegt und gewartet, an prunkreichen Spalieren emporgezogen, dennoch kränkliche, saft- und farblose Pflanzen blieben! Man befrage die Biographieen unserer berühmten Mimen der jüngstverflossenen funfzig Jahre: wenn Einer sich von Jugend auf auf der großen Bühne seiner Vaterstadt bildete, so wird man dagegen Neun finden, die man zuerst bei kleinen, bei wandernden oder bei Gesellschaftstheatern sah. Berlin z. B. verdankt viele ehemalige, viele jetzige seiner Meister dem Gesellschaftstheater, welches sich Urania nennt. — Daher sollten jene größern Bühnen, welche über Mangel an aufblühenden Talenten klagen und wichtige Fächer wirklich nicht besetzt haben, auf jene kleineren Theater ihr Augenmerk richten. Sie sollten durch Korrespondenz und eigends dazu beauftragte Reisende von jeder Anlage, von jeder schönen Erscheinung auf solchen Bühnen unterrichtet werden; nicht um nun gleich Meister zu erhalten, wohl aber naturbegabte Schüler, die dann leicht und in kurzer Zeit zu bilden wären. Sollte dann auch unter fünf Versuchen nur Einer gelingen, so würde dieser doch der Kunst und der Kasse genug gethan haben. Bei der Wahl der Eleven aber das reine Ungefähr, oder den unreinen Brodbewerb schalten zu lassen, führt zu artistischem und pekuniärem Ruin.

(Beschluß des fünften Artikels.)

## Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Scribe. Der Assisenhof. Das zweite Ehejahr.

Das Verfahren der Jury in obigen Fällen war ein wichtiger Fingerzeig, welcher weise Minister bewogen haben würde.

sogleich auf die Abschaffung oder Milderung des neuen Gesetzes anzutragen. Was kümmern aber manche Minister Billigkeit und die Forderungen des Zeitgeistes? wenn sie sich nur auf ihrem Posten halten und die Gunst des Hofes bewahren können, so ist in ihren Augen ihre Pflicht gethan. Uebrigens darf man nicht verhehlen, daß viele Bürger in Frankreich deßwegen eine Abneigung gegen die Jury haben, weil sie als Geschworne manchmal in den Fall kommen, ein Todesurtheil auszusprechen; eine Verrichtung, welche die Ruhe manches redlichen Mannes stört, besonders wenn er bedenkt, daß ein Irrthum seines Verstandes einem Unschuldigen das Leben rauben kann. Und eben, weil es sehr schwer ist, die Bürger insgesammt zur Erfüllung ihrer Pflicht anzuhalten, und starke Geldbußen über sie verhängt werden, um sie dazu zu zwingen, hätte Scribe sich nicht erlauben sollen, in seinem Vaudeville die Jury lächerlich zu machen; aus den erwähnten Gründen wurde ihm auch sein Leichtsinn so übel genommen; Niemand aber kam es in den Sinn, Scribe'n verwehren zu wollen, sich über einen Stand mehr, als über einen andern lustig zu machen. Auch hat er seinen Fehler schon durch ein besseres Vaudeville beinahe wieder gut gemacht, und dießmal ist ihm ungetheilter Beifall gezollt worden. Der gewandte Dichter, der so viel versucht, kann zuweilen fehlschießen; allein er ist allzu geistreich, als daß er nicht wissen sollte, wie man die Gunst des Pariser Publikums wieder erlangt, wenn man sie fast verscherzt hat. Sein neues Stück: „Das zweite Ehejahr," hat zum Zwecke, eine Sittenschilderung aus der großen, etwas verderbten Welt in Hauptstädten dem Publikum vorzuführen. Die Hauptperson ist ein reicher Ehemann, ein Bankier, der im ersten Ehejahr ein zärtlicher Gatte war, aber im zweiten Jahre seines häuslichen Glückes überdrüssig wird, sich nach einer Operntänzerin umsieht, es gleichgültig ansieht, daß ein junger liebenswürdiger Mann seine eben so liebenswürdige Gattin auf den Ball führt; der mit der Operntänzerin ein heimliches Souper veranstalten will, aber durch die allzu zärtliche Theilnahme des jungen liebenswürdigen Mannes an dem Schicksal der verlassenen Ehegattin aufmerksam gemacht und eifersüchtig wird. Er beginnt nun, ernsthafte Betrachtungen über die Gefahren anzustellen, denen er seine Gattin und sein Haupt ausgesezt hat; das Souper mit der Tänzerin wird abbestellt, das Geschenk, womit er ihre Tugend zum Kapituliren zwingen wollte, wird der Gattin eingehändigt, und andernseits wird der junge Bewerber, welcher große Fortschritte in dem Herzen der verlassenen und der Verführung ausgesezten Gattin zu machen drohte, verabschiedet, und der Hausfriede bringt dem Ehepaar wieder seinen Segen. Die Bekehrung geht etwas schnell von statten, wie in andern Scribe'schen Stücken; allein an solche Unwahrscheinlichkeiten ist man bei ihm gewöhnt, und auf dem Theater wird es auch in dieser Hinsicht nicht so genau genommen. Scribe weiß diesen Fehler durch seine geistreiche Darstellung sehr geschickt zu verdecken. Dabei herrscht ein so heiterer Ton, ein so feiner Beobachtungsgeist und es kommt so manche Anspielung auf Sitten und Gewohnheiten aus der reichern Pariser Gesellschaft vor, daß das Stück hohes Interesse erregt. Es hat allgemein gefallen und wird nun täglich gegeben, gerade wie vor mehreren Jahren seine „Heirath aus Vernunftgründen." Unbedeutend sind dagegen die Vaudevilles, die seine Nebenbuhler auf den kleinern Theatern in der lezten Zeit gegeben haben.

(Der Beschluß folgt.)

**Berlin, Anfangs Februar.**

Raupachs Kaiser Heinrich der Sechste.

Raupach, dessen schöpferische Kraft jezt fast an's Wunderbare streift — denn was wollen Polygraphen wie Kozebue und Scribe gegen ihn bedeuten — hat ein neues großes Trauerspiel auf die Bühne gebracht, welches die ernstere Aufmerksamkeit auch derer erregt, die sich bisher nicht zu den Freunden seiner Poesie rechneten, oder sie, besser gesagt, nicht anerkannten. Der Stoff ist Kaiser Heinrich des Sechsten Landung in Sicilien, sein grausamer Kampf mit der Wittwe des Usurpators und sein Untergang, den der Verfasser, einer Sage folgend, durch seine eigene Gattin, die Normannin Constanze, deren Hand ihm den Thron gebracht, herbeiführt. Ein anderer Berichterstatter hat Ihnen im vorigen Jahre ausführliche Mittheilungen über die wunderliche Oper des Dichters: „Agnes von Hohenstaufen," gemacht; es freut mich, Ihnen Besseres über die erste Tragödie melden zu können, welche Raupach aus der Geschichte des Hohenstaufenschen Hauses entnommen hat. Zu inhaltschwer ist der historische Stoff, als daß man Fürsten und Frauen dieses gewaltigen Kaisergeschlechts in Arien und Recitativen sprechen lassen könnte; es sind durchaus keine Opernhelden, und die Tragödie, auf ihrer höchsten Stufe gedacht, ist allein würdig, sie ganz aufzufassen. Man versichert, dieser Heinrich der Sechste solle nicht eine Tragödie in gewöhnlicher Art, isolirt dastehend, bleiben, sondern Raupach habe die ernste Absicht, an diese erste gelungene sämmtliche eminente Helden des Hohenstaufenschen Hauses, vielleicht in einer Heptalogie von Tragödien, anzuschließen und so dem vielfältig geäußerten Wunsche nachzukommen: daß der Deutsche doch auch einmal die größte, glänzendste Periode seiner langen Kaiserreihe in der Poesie gefeiert und auf dem Theater wieder lebendig erblicken möge. Daß diesem Wunsche etwas Reelles zum Grunde liegt, davon zeugen schon die mannigfaltigen Versuche so vieler begabten Dichter. Die Zeit, wo das beklagenswerthe Loos des jungen Konradin sentimentale und nicht sentimentale Gemüther aufforderte, seinen rührenden Tod durch eine Erstlingstragödie zu feiern, ist nun wohl vorüber. Man denkt jezt weniger an den unglücklichen, schuldlosen, enthaupteten jungen Menschen, als an die ungeheure Tragödie, an das Factum, an die Weltnemesis, welche sich in dem Geschick des großen Regentenstammes, der so viel Talente in Zeit eines Jahrhunderts entfaltete, darthut. Man betrachtet allgemein von diesem höheren historischen Standpunkte aus die Aufgabe; man ist inne geworden, daß sie nur von hier aus Bedeutung, Kraft gewinnt, daß, indem man das Individuum vorführt, das Ganze im Auge behalten werden muß. So hat Immermann die Sache angesehen; wie wir hören, denkt auch Hr. v. Uechtritz mit Ernst und Eifer an eine solche Auffassung, und auch Hr. Grabbe hat diesen Standpunkt in seinem wunderlichen Barbarossa nicht ganz außer Augen gelassen. Also eine Regung, ein Verlangen darnach ist vorhanden. Aber noch opponirt eine sehr starke Stimme im Publikum dagegen. Diese, gestüzt darauf, was das Theater jezt ist, behauptet, was sollen uns historische Stücke aus einer Zeit, die wir nur aus Büchern kennen? Als Shakespeare seine Heinriche schrieb, lebte ihr Andenken noch frisch im englischen Volke, die Nachkommen seiner Könige saßen gewissermaßen noch auf dem Throne. Das Verständniß dieser Stücke, die Begeisterung für die Helden gab sich von selbst; der Dichter konnte daher, wie er gethan, mit Ort und Zeit spielen, er konnte überspringen, andeuten, dieß herausheben, jenes ganz übergehen. So entstanden Dramen, die ein fremder, nicht unterrichteter Zuschauer nicht begreift, die ihm kein organisches Ganze, nur zusammengereihte Scenen dünken, die aber für den Engländer, der das Fehlende, als halb selbst erlebt, supplirt, vollständig sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

**Beilage: Kunstblatt Nr. 17.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 53.

# Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 3. März 1830.

Wie schimmert das Grün der arkadischen Flur!
Wie glänzen die Thäler von Gold und Azur!
Wie blinkt im wolligen Kleide
Die silberne Weide!
Dem Tempe des Friedens, von Heerden bewallt,
Entwinden die steinige Pfade sich bald;
Der Schlund am Felsen wird enger,
Die Düsterniß bänger.

Matthisson.

## Abschied von der Schweiz und Eintritt in Italien.

Im August 1829.

Eine Lustfahrt auf dem Genfersee, der Eindruck der Alpen in Chamouny und das Rhonethal bei St. Maurice und Martigny, diese in ihrer Art unvergleichlichen Herrlichkeiten ergreifen den, der sie zum ersten Mal sieht, so ganz, daß er auf Augenblicke Alles, was er sonst auf einer Reise erlebte, so wie Alles, was ihn noch erwartet, vergessen kann. Man möchte sagen, daß das Auge hier sein Maaß verändert, indem es sich an den Anblick dieser drohenden Höhen und schwindelnden Tiefen gewöhnt, und daß die Phantasie, anstatt die Natur zu überfliegen und ihr voranzueilen, sich oft schüchtern zurückzieht und Bedenken trägt, die rauhe Hand anzunehmen, die jene furchtbaren Riesen ihr entgegenhalten. Es gibt nichts in der Natur, was drohender und fremder erschiene, als jene Eisberge, die den Menschen fern von sich halten, nichts tragen, was ihn erhalten oder erfreuen kann, aus unbeweglicher, einsamer Höhe selbst Blitze und Wolken zu ihren Füßen sehen und keine Gemeinschaft haben, als mit dem ewigen Sturm, der ihre Häupter umsaust. In der Mitte dieser gewaltigen Eindrücke ergriff uns zuweilen ein stiller Wunsch nach mildern Lagen, nach sanftern Höhen und ruhigerm Himmel, und wir träumten uns aus dem Kriege der Götter und Titanen in das Thal Tempe hin, oder an die sanften Hügel der Tiber, wo Saturn das goldene Weltalter regierte.

Von der Größe jener ungeheuren Alpennatur bald erhoben, bald überwältigt, gingen wir dem sanften, sonnigen Hesperien zu, wurden aber von dem Lande der Berge an seinen Grenzen noch mit Scenen entlassen, die dem, der das bräutliche Italien sucht, zeigen, was er an der freien, frischen Schweiz verliert.

In Brügg erfreuten wir uns aus den Fenstern unsres Gasthofes an einem mondhellen Abend der Aussicht auf die hohen Gebirge, die ihre Schatten fast bis in die Stadt hineinwerfen. Der hohe Sommer machte, daß die Farben des Abends bis tief in die Dunkelheit hineinglänzten, und als wir uns sehr früh erhoben, sahen wir den Morgen die Eisberge beleuchten, so daß es schien, als sey diese Nacht ein himmlischer Rubin, gefaßt in einen Ring von Abend- und Morgengold. Kurz ehe die Sonne erschien, zogen Wolken um die Gipfel der Berge, wie Raubvögel um alte Thürme herum, die Luft ward einen Augenblick trüber, als wolle die Sonne den Eindruck ihrer blendenden Schönheit noch erhöhen. Endlich ward Alles wie vor Erwartung und Ueberraschung still, und die Rose des Himmels, triefend von Thau, trat in jenem hohen Garten so herrlich auf, daß die starre Gebirgswelt um uns her aus allen Augen und Adern zu blitzen begann. Die quellenden Wiesen um Brügg, am Fuße der Eisberge liegend, die hohen rauschenden Wälder, entzückten uns um so mehr, da sie alle von diesem herrlichen Morgen erleuchtet wurden. Der Weg begann sich bald bedeutend zu erheben. Nach einigen Stunden sahen wir das freundliche Brügg im tiefen Thale

hinter uns liegen, und wir befanden uns auf einer der größten Straßen in der Welt und auf einem Denkmale, das lauter als irgend ein anderes von der Größe Napoleons spricht. Wenn man die Bedeutung dieser Straße kennt, von den unendlichen Schwierigkeiten hört, die sich ihrer Ausführung entgegensetzten, so wird man den großen Absichten ihres Erbauers Gerechtigkeit widerfahren lassen; sieht man aber dieses Werk mit eigenen Augen, geht man selbst an den Abgründen hin, über welche der Weg sich wölbt, sieht man an den Seiten die brausenden, stürmenden Waldbäche und athmet die Luft der drohenden Gletscher, so verweben sich hallende Ströme, eisige Felsen und wilde Gründe so unzertrennlich mit dem Gedanken an jenen Mann, der seinen Planen hier die Natur, wie anderwärts die Menschen unterwarf, daß die Erinnerung an ihn mit der kolossalen Größe dieser Umgebungen harmonirt. Nachdem wir den Oesbach und die Saltine, immer in Nebel gehend, überschritten hatten, hörten wir beim Eingange in eine der Galerien einen dumpfen Donner, der in der Luft weit nachhallte, und man sagte uns, daß sich von einem der nahen Gletscher eine Lawine löse. Immer über Abgründe hingehend, sieht man die Felsbäche, als suchten sie irgend einen Ausweg für ihre brausende Lust, sich wie wüthend in die Tiefen hinabstürzen; vom Kaltwasser rauschen vier Kaskaden nieder und alle Berge und Felsen erscheinen wie von einem überquellenden Leben erfüllt.

Was die Reisenden an der Struktur dieser Straße gemeiniglich am meisten überrascht, sind die sogenannten Galerien auf derselben, deren es sechs gibt; wir aber müssen gestehen, daß vor dem Totaleindrucke dieses Wolkenweges alle einzelnen Merkwürdigkeiten desselben zurücktreten. Sonst sind diese Galerien allerdings sehr merkwürdig. Sie sind an besonders schwierigen Stellen angelegt, durch den Felsen gehauen, da wo die Straße über denselben oder demselben vorbei nicht möglich war, und waren zu der Zeit, wo wir sie durchgingen, an mehreren Orten mit Wasser bedeckt. Die fünfte ist 202 Schritte lang, auch für den, der von dem Verdienste dieser Arbeit keine detaillirte Vorstellung hat, ein riesenhaftes Werk.

Die Freude, noch diesen Tag die Grenzen von Italien zu erreichen, die Begierde, alle Eindrücke des Weges zu genießen, ließ uns in dem Wagen keine Ruhe, und wir gingen zu Fuß auf den Bogen dieser herrlichen Straße, die sich um den Berg, wie eine gewundene Treppe um einen Thurm legt. Der Gipfel des Berges ist durch eine Art Meilenstein angezeigt; unter sich sieht man zur rechten Hand das alte Hospiz, zur linken den Bau des neuen, der ein großes, stattliches Gebäude verspricht. Nachdem wir über die Brücke von Senkelbach gegangen waren, kamen wir nach einer und einer halben Stunde, vom Gipfel an gerechnet, bei dem Wirthshause des Dorfes Simplon an. Gerade gegenüber liegt die kleine Kirche, die für die Bewohner dieses Dorfes dient, denn außer dem Wirthshause gibt es noch eine Anzahl Häuser, deren Bewohner sich durch Viehzucht nähren. Selbst einige kleine Kapellen zeigen, daß die Einwohner, die arm und wenig zahlreich sind, viele Anhänglichkeit an ihren Glauben besitzen, eine Gesinnung, die auf dieser wilden, einsamen Höhe um so mehr erfreut. In dem Wirthshause waren außer uns noch italienische, englische, französische, deutsche Reisende, und unter diesen wiederum Leute von sehr verschiedenem Ansehen. Am Spiegel hing eine Karte, auf der ein Schneider in Neapel seine Dienste den Reisenden schon auf dem Simplon anbietet, eine Voraussicht, die in ihrer Art einzig ist.

Nach Tische setzten wir unsern Weg wiederum zu Fuß fort, in der Gesellschaft eines ehemaligen französischen Offiziers, dessen Bekanntschaft wir in Sion gemacht hatten. Ungeheure Risse in den umliegenden Bergen zeigten, daß die Wasser zu andern Zeiten des Jahrs noch mehr Gewalt als jetzt ausüben. Wir gingen über die Brücken des Lowibach und Kronbach und erreichten die Veriola, die aus der Vereinigung des Kronbach und der Quirna entsteht. Von Lust und Unruhe getrieben, eilten wir in so schnellem Schritt, daß unser Gefährte es für angemessen hielt, sich in den Wagen zurückzuziehen. Da der Nebel einen Augenblick lang zu dicht wurde, so traten wir in ein verlassenes Haus ein, in welchem sich nichts als die Spuren ehemaliger Geräthschaften und einige Heiligenbilder befanden. Bald darauf gingen wir an dem Wasserfalle des Alpirnbach vorbei. Die Nebel zogen bald im Thale hin, bald erhoben sie sich und lagerten auf Tannenwipfeln und überhangenden Felsen. Gelangte man auf eine Erhöhung der Straße, so sah man, wie sich diese in freien herrlichen Bogen um Berg und Fels legte, ein Anblick von Maaß und Schönheit, der im Vergleich zu der finstern, wilden Umgebung, nicht wenig zu dem Reize dieser schönen Gegend beitrug. Wir begegneten, indem wir allein wandelnd uns dem Eindrucke dieser wunderbaren Natur überließen, einem alten Manne, der uns erzählte, daß sich in dieser Gegend deutsche, französische und italienische Sprache fast berührten. In einem dunkeln, von zerrissenen Felsen eingeschlossenen Thale erreichten wie das erste italienische Dorf, St. Marko. Ein Kapuziner, der erste Mönch, den wir seit vielen Jahren gesehen hatten, zog mit einem beladenen Esel hin und an der Douane zeigten sich sogleich einige Bettler. In dem Thale, durch das jetzt der Weg ging, hingen ungeheure Felsenstücke so drohend an den Abhängen der Berge herunter, daß es das Ansehen hatte, als wollten sie die Straße jeden Augenblick verschütten. Die Gebirgsbäche stürzten in so beflügeltem Laufe nieder, als wollten sie einem Verfolger entfliehen, oder einen Flüchtling ereilen, und die Tannen standen auf den Höhen so finster und kalt, als bildeten sich in ihnen Gewitter und Stürme. Die Gegend von Krevola bis Osteig hat sicher wenige ihres gleichen, und soll zu manchen Zeiten

des Jahres die Reise gefährlich machen. Endlich erreichten wir, während die Sonne noch ziemlich hoch stand, den Eingang des schönen Thales, in welchem Domo d'Ossola liegt. Wir waren unendlich froh, auf der südlichen Seite der Alpen herabgestiegen zu seyn und grüßten mit Entzücken den ersten italienischen Abend. Die Berge um die Stadt schimmerten vom lieblichsten Grün, die Toccia führte voll und klar ihre schönen Wogen hin, die Trauben hingen in Guirlanden von Baumreihe zu Baumreihe, und die Natur hatte hier plötzlich ein so mildes, schönes Ansehen gewonnen, daß dieser Wechsel den Genuß des herrlichen Tages unglaublich erhöhte. In der überaus hübsch gebauten freundlichen Stadt war alles bis tief in den Abend hinein lebendig.

Ueber diesen Tag, von Wolken, Bergen und Wasserfällen durchzogen, legte sich eine so warme und goldne Nacht, daß uns schon hier eine Ahnung von der Fülle und Herrlichkeit dessen vorzuschweben begann, was uns Italien später bieten würde.

Eduard Arnd.

## Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

### Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Alemäon hat Beobachtungen über die Bildung des Embryo angestellt. Er sagt, der Kopf bilde sich zuerst, und wirklich ist in der ersten Periode dieser Theil verhältnißmäßig sehr groß; er glaubte, der Fötus nähre sich durch die Haut; er verglich den Eintritt der Mannbarkeit des Menschen mit der Blüthe der Pflanzen. Timäus von Locri war auch unmittelbarer Schüler des Pythagoras. Er hat ein Buch von der Natur geschrieben. Er ist aber mehr durch den Dialog, worin Plato ihn redend einführt, als durch sein eigenes Werk bekannt. Ocellus Lucanus ist auch ein pythagoreischer Philosoph, aber wahrscheinlich nicht so alt als die beiden ersten. Er ist Verfasser eines Buchs von der Natur des Universums. Er behauptet die Einheit der Welt und ihre Ewigkeit; er spricht schon von vier Elementen, von ihren Abänderungen, von ihren Verbindungen. Zwischen den Menschen und den Göttern, die ihm nur Thiere einer höheren Klasse sind, stellt er als Zwischenwesen die Dämonen; aber aus dem Ganzen des Universums macht er eine höchste Gottheit. Dieser Pantheismus, welcher übersinnliche Wesen von verschiedenen Abstufungen annimmt, gehört auch in das System des Empedocles. Dieser Philosoph, geboren in Agrigent im Jahr 441 vor Chr., war Zeitgenosse des Sokrates. Er schrieb ein Gedicht in sechs Büchern, über die Natur. Er spricht darin von vier Elementen; er sieht keines derselben besonders als das Urprinzip an, wie die verschiedenen jonischen Philosophen gethan hatten. Die unordentliche Mischung aller, ihr Chaos, gilt ihm für die ursprüngliche Substanz. Empedocles beschränkte sich nicht auf Spekulation, er war auch Beobachter, wie Alemäon. Er verglich das Ei der Thiere mit dem Saamen der Pflanzen, und man könnte aus einem von ihm aufbehaltenen Verse schließen, er habe die Schnecke des Ohrs gekannt. Er benutzte sein Wissen zum gemeinen Besten, machte das Land durch Ableitung der Gewässer gesünder, reinigte die Luft durch Feuer und soll einer bösartigen Krankheit durch Schliessung eines Loches an einem Felsen, aus welchem schädliche Dünste hervorgingen, ein Ende gemacht haben. Ein anderer Pythagoräer, welchen die Alten sehr geschätzt zu haben scheinen, war Epicharm. Er hat über Physik, Moral und Heilkunde geschrieben. Man weiß nicht genau, wo und wann er geboren ist.

Dieß sind ungefähr die Philosophen der italienischen Schule, welche sich mit der Wissenschaft beschäftigt haben. Durch die Verfassung ihrer Vereine und das Geheimniß, in das sie sich hüllte, flößte sie den Völkern beinahe immer Besorgnisse ein. Deßhalb konnte sich auch ihre Lehre nicht sehr verbreiten. Sie war gerade am Erlöschen, als Plato, der einen Theil derselben in sein System aufnahm, sie wenigstens theilweise wieder ins Leben rief.

Neben der pythagorischen Schule hatte sich eine andere gebildet, die sogenannte eleatische, gestiftet durch Xenophanes, welcher gegen das Jahr 500 vor Ch. aus Colophon, seinem Vaterlande, auswanderte und sich in Sicilien niederließ. Dieser Philosoph bestritt zuerst den Anthropomorphismus der Griechen. Die Gottheit war ihm die Einheit, das All; aber sein Pantheismus war nicht materialistisch, wie der der Jonier, sondern rein geistig. Parmenides, sein Schüler, ging noch weiter und behauptete, die ganze Sinnenwelt sey eine Täuschung. Ganz dasselbe System findet man heutzutage bei den Indiern.

Parmenides erkannte übrigens an, daß diese Täuschung nach gewissen Gesetzen erfolge, so daß man am Ende über den Schein so gut, als über die Wirklichkeit Betrachtungen anstellen konnte. Er nahm zwei Prinzipien an: das eine thätig oder warm, nämlich das Feuer, das andere kalt oder unthätig, nämlich die Erde. Er meinte, aus der Zusammenwirkung, oder vielmehr Gegenwirkung dieser beiden Prinzipien ergeben sich alle lebende Wesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Die beiden Siamesen. Martins Menagerie. Scribe's Einkommen.

Eine Posse: „Jocko oder die beiden Siamesen,“ steht mit dem Aufsehen in Verbindung, das die beiden, von der Natur miteinander leiblich verbundenen Jünglinge aus Siam in ganz Europa erregt haben. Zwar sind sie noch nicht nach Paris gekommen, allein die Pariser haben einstweilen die

beiden zusammengewachsenen Kinder aus Pyemont zu sehen bekommen, und da die beiden Siamesen nicht ermangeln werden, sich auch den Parisern zu zeigen, so sind die Vaudevilledichter ihrer Ankunft vorgeeilt, um nicht zu spät zu kommen; denn in Paris kommt viel darauf an, daß man zur rechten Zeit kommt. Die schönsten Sachen werden zuweilen nicht beachtet, wenn sie zur unrechten Zeit erscheinen, besonders dann, wenn das Publikum aus Uebersättigung aufgehört hat, sich mit einem Gegenstande zu beschäftigen. Zwei Liebhaber sind mit dem Rücken aneinander gewachsen, schleppen sich so in der Welt fort und schleichen sich in die Gunst eines Mannes ein, der eine hübsche Tochter hat und die Ungeheuer von Herzen gern sieht, etwa wie Hr. Geoffroy St. Hilaire, der unter den Pariser Naturforschern sich ganz allein mit den Monstrositäten abgibt und dem nichts Freudigeres begegnen kann, als wenn er ein neues Ungeheuer entdeckt und der Academie der Wissenschaften vorzeigt. Man sollte glauben, der Mann habe das Privilegium, alle Mißgeburten der Welt zu entdecken, so emsig geht er darnach aus. In der Posse des Variétésthеaters kommt nun auch solch ein Monstrositäten-Liebhaber vor. Es findet sich aber zulezt, daß die rücklings vereinigten Zwillinge zwei muthwillige Burschen sind, deren einer zur List seine Zuflucht genommen hat, um seiner Geliebten näher zu kommen. So treibt man hier Spaß mit Allem, sogar mit dem Unglücke einer Mißgeburt, sobald eine solche Begebenheit Stoff zum Tagesgespräche geworden ist. Gewiß wird auch Martins Menagerie zu einer ähnlichen Posse Anlaß geben. Dieser Martin, ein Italiener von Geburt, ist ein verwegener Kerl; er geht mit seinen Bestien wie ein Junge mit seinen Schulkameraden um; seinen Löwen zerrte er hin und her, riß ihm seine Nahrung vor dem Rachen weg und schlug ihn mit einem Brette, das der Löwe dann mit seinen furchtbaren Tatzen zerbrach. Mit der Hyäne trieb er ein ähnliches Spiel; nur ließ er sich immer zuvor einen Dolch reichen, wenn das Spiel mit diesem Thiere begann. Ob nun wirklich eine Vorsichtsmaßregel gegen ein Thier, dem eigentlich nimmer zu trauen ist, nöthig, oder ob es ein bloßes Gaukelspiel war, um den Zuschauern die Gefahr, worin Martin schwebte, zu versinnlichen, weiß ich nicht. So viel ist gewiß, daß dieser Mann jeden Augenblick von seinen Bestien zerrissen und verschlungen werden konnte, ohngeachtet seines Dolches. Solche gefahrvolle Situationen haben aber etwas sehr Anziehendes für ein müßiges Publikum in einer großen Hauptstadt, und man ging daher zu dem „Souper“ der wilden Bestien in Martins Menagerie wie zu einem Schauspiel. Nun ist aber bei der grimmigen Kälte der Löwe krepirt. Zum Glücke bleibt Martin noch eine Löwin übrig, die nun die Stelle des Männchens bei dem öffentlichen Souper vertreten und sich von ihrem Herrn jeden Abend hin und her zerren lassen muß, ehe sie ihre Portion Fleisch verschlingen darf. Ein solches Abendessen wilder Bestien mitten in Paris hat etwas Sonderbares und dient zur Abwechslung bei dem vielen Einerlei der Theater, wenigstens für solche, die immer etwas Neues haben müssen, um vergnügt zu seyn. Für die Andern, welche nach Abwechslung edlerer Art streben, sorgen die Theater hinlänglich, wie dieß die im vorigen Jahre gespielten 170 neuen Stücke (nach andern Angaben nur 156) hinlänglich darthun; zum Beweis des emsigen Besuches der Schauspielhäuser dient Scribe, welcher für die Darstellungen seiner Stücke in ganz Frankreich während der zwölf Monate des Jahres 1829 eine Summe von 120,000 Franken bezogen hat, also ein Einkommen, welches dem Gehalte eines Ministers gleich kommt; freilich macht mancher Minister der Nation nicht halb so viel Vergnügen, als Scribe; in gegenwärtigem Jahre wird das Einkommen oder der Gewinnst des unermüdlichen und unerschöpflichen Dichters vielleicht noch beträchtlicher ausfallen; denn es sind Stücke von ihm im Werke, die nicht auf den kleinen Theatern, sondern auf den großen sollen aufgeführt und die wahrscheinlich großen Zulauf erregen werden, zumal da sie mit dem Zauber einer reizenden Musik ausgestattet sind, und zwar das eine Stück, Fra diavolo, von Auber, und das andere, Robert le diable, von Meyerbeer. Scribe hat freilich die beiden Stücke nicht allein gedichtet; Germain Delavigne hat einen beträchtlichen Antheil an der Oper Robert le diable; allein was thuts? Scribe's Antheil am Gewinnste ist doch immer sehr bedeutend; G. Delavigne's seiner ist auch nicht ganz zu verachten; dieser Dichter, der bei den Scribeschen Stücken sehr oft übersehen wird, obschon er sich rühmen kann, einen guten Theil davon verfertigt zu haben, bezieht von seinen Theaterstücken ungefähr 12,000 Franken im Jahre. Man sieht, die dramatischen Dichter in Frankreich, wenn sie beim Publikum beliebt sind, haben sich über dasselbe nicht zu beklagen; denn es lohnt sie nach Verdienst, vielleicht sogar ein wenig über Verdienst.

Dg.

**Berlin, Anfangs Februar.**

(Fortsetzung.)

Raupachs Kaiser Heinrich der Sechste.

Auf obige Art verhält es sich nicht mit unserm Publikum und den Hohenstaufen. Drei Viertheile von jenem wissen kaum, was Hohenstaufen sind; wissen doch viele loyale Preußen kaum, was Hohenzollern ist! Die Zeit von damals und jezt ist völlig abgeschnitten; nicht einmal das große Interesse des Kampfes zwischen Kaiser und Kirche schlägt in unsere Interessen ein. Der Brandenburger thut schon viel, wenn seine Begeisterung hinaufsteigt bis zum großen Kurfürsten, der Würtemberger bis zum Herzog Ulrich, der Oestreicher höchstens bis Rudolph von Habsburg. Mehr darf man nicht verlangen. Der Dichter, der uns einen schwäbischen Kaiser auf die Bühne bringt, muß uns nicht für ihn interessiren wollen, als für einen weltgeschichtlichen Helden, sondern als für einen Helden mit besondern Leiden und Kämpfen, als eine tragische Person, deren individuelles Auftreten, deren individuelle Schicksale unser und das allgemein menschliche Interesse in Anspruch nehmen. Will er dieß thun, dann fragt es sich aber zweitens, ob er nicht besser thäte, statt sich die Mühe zu geben, einen König aus veralteter Geschichte für unsere Begriffe zuzustutzen, einen aus neuerer Zeit sich auszusuchen, der schon zugestuzt ist, oder besser, sich gleich einen zu erfinden.

Die Hauptfrage, die hier zur Sprache kommt, ist die vielfach gestellte, was höher steht, die historische Tragödie oder die mit allgemein menschlichen Interessen? wenn wir den Gegensatz zu jener so nennen dürfen. Sie ist, dünkt uns, für alle die längst entschieden, welche das Ideal nicht von der Wirklichkeit trennen lassen, entschieden durch die großen Dramatiker aller Zeiten, und wenn unser Publikum lebhafter angezogen wird durch Tragödien aus dem Reich der Erfindung, so ist die Ursache wohl nur darin zu suchen, daß es Deutschland an Dramatikern gebrach, welche mit Begeisterung und Geschick das, was das Publikum fordert, etwas Ganzes, etwas, das dem Gefühl volle Nahrung gibt, ihm auch in der historischen Tragödie, in vaterländischen Stoffen, vorführten. Daß Raupach, nachdem er so lange umhergeschweift, bald hier, bald dort einen Begriff aufgreifend und ihn verkörpernd, zulezt der historischen Tragödie und auf diese Weise gehuldigt hat, ist wohl ein beachtenswerther Moment, der die Volksstimmen lehren sollte, daß die endliche Befriedigung auch in der Poesie nur im positiv Gegebenen zu suchen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nº. 54.

# Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 4. März 1830.

Du hast was auf der Zung': heraus damit!

Shakespeare.
Macbeth.

## Ein Abentheuer bei Granville.

Der Entschluß, mich ein Jahr oder länger in Frankreich aufzuhalten, stand fest, als ich in Granville anlangte. Ich stieg in einem Gasthofe ab, und wollte mir von da einen, meinen beschränkten Mitteln, meinem Geschmack und meiner Lebensweise entsprechenden, dauernden Aufenthaltsort ausersehen. Noch war ich keine drei Tage in der Stadt, als man ein Haus ausbot, das ganz für mich zu passen schien. Es war klein, wohlfeil, keine Stunde von Granville entfernt, und hatte keinen Fehler, als daß es zu einsam stand. Um so willkommener war es mir; der Eigenthümer, vorgeblich ein Schneider, stand im Verdacht, ein noch gewinnreicheres Gewerbe mit den Schmugglern von Guernsey und Jersey zu treiben. Auch kündigte sein Aeußeres mehr den Schmuggler als den Mann von der Scheere an. Er war ein schlanker, hagerer Bursche, mit blassem, zu drei Viertheilen von einem Barte überwachsenen Gesicht, dem eine breite, quer über die Wange laufende Schmarre noch ein wilderes Aussehen gab.

So wenig sein Aeußeres versprach, so hatte ich mich doch nicht über ihn zu beklagen, als wir auf unser Geschäft zu sprechen kamen. Seine Forderung schien mir äußerst billig, und wir waren vorläufig bald im Reinen. Wenn mir das Haus gefiel, so brauchte ich es blos auf Lebenslang zu kaufen. Der Preis war niedrig, ein Hauptpunkt für mich, und ich hatte nicht die Absicht, mir im fremden Lande Grundeigenthum zu erwerben, wenn es auch meine Mittel erlaubt hätten. — Das kleine, altväterische Haus bestand blos aus ein Paar Zimmern zu ebener Erde und einem Stockwerk darüber, hatte jedoch Raum genug für eine kleine Familie. Auf die Empfehlung des Schneiders hatte ich ein Mädchen aus Granville in Dienst genommen, die mir alles in allem, Koch, Bedienter und Gärtner, war. Hätte ich eines Kutschers bedurft, sie hätte sich eben so willig und kunstfertig auf den Bock gesezt. Madelon, etwa zwanzig Jahre alt, fiel mir Anfangs nicht weniger durch ihren Anzug als durch ihr Benehmen auf. Ihr Kopfputz war der Granville und der Umgegend eigenthümliche. Er bestand aus zwei oder mehr Ellen groben, weißen Kattuns, der zu beiden Seiten in viereckigen Lappen über die Ohren herabhing und über den Scheitel zurückgeschlagen war. Ein rothes Halstuch hing über den Rücken hinab, ihre weiße Schürze war mit Taschen versehen, worin sie gewöhnlich mit den Händen wühlte, wenn sie feierte oder mit größerem Nachdruck sprechen wollte. Ihr Idiom zu schildern ist unmöglich; wie zierlich es aber war, ist daraus ersichtlich, daß in ihm ihr französisches Patois mit dem der Schiffer von Guernsey und Jersey verschmolz. Sie war ein Schalk, so viel merkte ich bald; ihr Auge war ausnehmend schön und ihr Gesicht würde es nicht minder gewesen seyn, hätte es weniger vom Wetter gelitten. Der Schneider gab ihr das beste Zeugniß und sie selbst bekräftigte es auf eine Art, die bei jeder andern als unverschämt erschienen wäre, bei ihr aber seltsamerweise zur launigen Naivetät wurde. Madelon trat mehr auf ihre eigene als ihres

Gönners Fürsprache bei mir in Dienst, und ich, der zu Hause kaum einen Diener halten konnte, hatte jetzt Hausmagd, Diener, Koch und Gärtner in Einer Person.

Das Mädchen war unschätzbar für mich. Es läßt sich kein anhänglicheres, kein emsigeres Geschöpf denken. Ich bedurfte bei ihr keiner Uhr; erschien mein Frühstück, so war ich sicher, daß es Punkt acht Uhr war; stand mein Mittagessen auf dem Tisch, so wußte ich auf die Minute hin, daß es vier Uhr, und wenn sie mir Nachts den Kaffee brachte, daß es drei Viertel auf zehn Uhr geschlagen hatte. Ihre Aufmerksamkeit beschränkte sich aber nicht auf Dinge der Art, deren Beobachtung, weil sie täglich und stündlich wiederkehrten, minder schwierig war: sie schien mir die Wünsche, ohne daß ich der Worte bedurfte, aus dem Gesichte zu lesen, so daß die kleine Handglocke beinahe ungebraucht auf dem Tische lag.

Es war ein schöner Juniltag; ich fühlte mich ungewöhnlich froh gestimmt, mir war in meinem düstern Arbeitszimmer, wie dem Schulknaben, wenn die Sonne durch das Fenster scheint und das junge Blut in seinen Adern kocht. Ich warf mein Buch — es war Goethes Faust — bei Seite und instwandelte durch die Felder, die mein kleines Besitzthum umgaben. Da begegnete ich einem armen französischen Matrosen, der nicht geradezu bettelte, mich aber lange auf eine Art in Augenschein nahm, die mich auf die Vermuthung brachte, daß er ein Almosen nicht ausschlagen werde. Ich bot ihm ein kleines Silberstück; der Mann starrte mich mit sichtbarem Erstaunen an, da Almosennehmen keineswegs sein Gewerbe war; er steckte jedoch meine Gabe zu sich und dankte mir mit einer Wärme, die ich bei einem Landsmanne unter ähnlichen Umständen vergeblich gesucht hätte. Sein Benehmen veranlaßte mich, mich mit ihm zu unterhalten, und als er im Verlauf des Gesprächs erfuhr, daß ich der Eigenthümer des Hauses in der Nähe sey, äußerte er sein Bedauern oder seine Ueberraschung, das konnte ich nicht unterscheiden, durch ein Achselzucken und ein langgedehntes Ah, wie es nur ein Franzmann ausstoßen kann. Ich stutzte. „Mein Haus gefällt Euch nicht, wie ich sehe, Freund; was habt Ihr daran auszusetzen?“ — „Was ich daran auszusetzen habe, meint der Herr?“ — „Ja, das Haus steht fest genug, sollte ich meinen, um zu dauern, so lange ich lebe.“ Ein zweites langgedehntes Ah, mit dem entsprechenden Achselzucken, war die einzige Antwort. „Wenn Ihr mir etwas zu sagen habt,“ rief ich, „so sprecht es offen aus, daß ich weiß, was Ihr meint.“ Er hatte nichts zu sagen — „nichts auf der Welt.“ Natürlich war ich damit nicht zufrieden und drang noch weiter in ihn, bis er mir endlich gestand, daß er mein Haus für ein Unglückshaus halte. In drei Jahren war das Haus in den Händen von vier Eigenthümern gewesen, die alle ein frühzeitiger Tod ereilt hatte; der eine war Morgens todt im Bette gefunden worden, nachdem er Abends zuvor vollkommen gesund zur Ruhe gegangen; ein zweiter war in den Brunnen gestürzt und ertrunken; ein dritter hatte sich in einem Anfall von Spleen an einem Birnbaum in dem Obstgarten aufgehängt.“ Hier unterbrach ich seine Unglücksliste mit der Bemerkung, ich wolle, um ähnlichen Zufällen zuvorzukommen, den Birnbaum umhauen lassen. „Es gibt außer den Birnbäumen noch viele andere in jenem Garten,“ erwiederte der Matrose bedeutungsvoll. „Aber Euer vierter Hausbesitzer,“ fragte ich; „was ist aus dem geworden?“ — „Er ward todt auf der Landstraße gefunden, mit einer Kugel im Leib. Da sieht der Herr, daß ich Grund habe, sein Haus ein Unglückshaus zu nennen. Wäre es mein, ich verkaufte es, bevor es Abend würde.“ — „Und wer würde es kaufen?“ fragte ich; ich war fest überzeugt, der Schuft sey von einem größern Schufte abgesandt, mir das Haus zu entleiden, um es wohlfeil an sich zu bringen, wohl gar von dem Schneider selbst, den vielleicht der Verkauf reute. Wäre ich nicht ernstlich böse gewesen, ich hätte dem Burschen für seine gränzenlose Unverschämtheit ins Gesicht gelacht. „Wer würde es kaufen?“ wiederholte ich. „Ich wahrhaftig nicht und für Niemanden,“ versetzte der Matrose, „Monsieur darf mir dieß auf mein Wort glauben.“

(Die Fortsetzung folgt.)

## Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

### Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Ein Freund des Philosophen Parmenides war Zeno von Elea, der Erfinder der Dialektik. Diese Kunst mußte auch wirklich in der träumerischen Schule der Eleaten entstehen. Ihre Prinzipien gründeten sich nicht auf Beobachtungen, sie bedurften zu ihrer Festsetzung sehr künstlicher Schlußfolgen; die Kunst, diese zu verketten, was ihnen also höchst nothwendig. Aber bald wurde das, was nur Mittel war, zum Zweck; man wollte durchaus alles beweisen, und im Nothfall behauptete man ohne Unterschied das Für und das Wider. So gelang es endlich sehr scharfsinnigen Köpfen mit vieler Mühe, das Klare dunkel, und das Gewisse zweifelhaft zu machen. Bald kamen sie so weit, daß sie z. B. die Bewegung läugneten, und sie stützten Behauptungen der Art auf Schlußfolgen, deren schwache Seite man oft nur mit Mühe entdeckte. Parmenides und Zeno kamen gegen 460 vor Chr. nach Athen; Anaxagoras kam dort ungefähr zu gleicher Zeit an; Sokrates war damals zehn Jahre alt, und konnte also von allen dreien Unterricht erhalten.

Leucipp, der Stifter der vierten, der atomistischen Sekte, war Zeitgenosse der beiden so eben genannten Eleaten, und erklärter Gegner ihrer Lehre. Aus Ekel vor der Idealphilosophie, wegen des Mißbrauchs, den er

damit treiben sah, verfiel er in den entgegengesetzten Fehler und wurde vollkommener Materialist. Er verwarf eben sowohl die vernünftige Einheit der Schule von Elea, als jenes All, das weder materiell noch immateriell ist, und die Zahlen mit den harmonischen Proportionen der Schule des Pythagoras. Er erkannte nichts an als das Leere und die Atome; sogar diesen Atomen nahm er die Eigenschaften, welche die andern Philosophen ihnen gelassen hatten, und gab an denselben nichts zu als Gestalt und Bewegung; die verschiedenen Eigenschaften der Körper, ihre Farbe, ihre Dichtigkeit, das Warme, das Kalte, hingen zugleich von der Gestalt und der Anordnung dieser kleinsten Theile ab; der ewige Kreislauf der Zerstörung und Wiederentstehung der Dinge ergab sich aus ihrer Bewegung. Sogar die Seele war nur eine besondere Verbindung von Atomen.

Demokrit von Abdera stand nachher an der Spitze dieser Schule; über sein Geburtsjahr ist man nicht einig. Nur das weiß man, daß er sehr lange lebte, und 399, in demselben Jahr wie Sokrates, starb. Er bildete das System der Atome weiter aus, und fand für sie ein Verbindungsmittel. Leucipp hatte nur in die Gestalt dieser kleinsten Körper Verschiedenheit gelegt; Demokrit nahm eine solche auch in ihrer Bewegung an. Er unterschied die gerade, die schiefe Bewegung und die Bewegung im Kreise. Alcmäon hatte sich mit dem Bau mehrerer Thiere beschäftigt, aber Demokrit war der Erste, der eigentlich die vergleichende Anatomie trieb. Er beobachtete an einer großen Anzahl von Thieren die Verschiedenheiten des Baus, und versuchte daraus die Verschiedenheit in den Sitten und Gewohnheiten zu erklären. Er kannte den Gallengang und suchte die Ursache der Verstandesverwirrung in einer Krankheit der Eingeweide des Unterleibs. — Die atomistische Sekte hat ihren eigenen, scharf bezeichneten Charakter, dagegen die drei andern nur Abweichungen von der Schule des Thales waren und einander in verschiedenen Punkten glichen.

Die ärztliche Schule, welche neben diesen vier Sekten bestand, war weit älter als sie alle. Sie hatte sich seit undenklicher Zeit in einer einzigen Familie, der Familie der Asclepiaden, vererbt. Die beiden Hauptzweige derselben hatten sich in Gnidos und Cos niedergelassen; die meisten Tempel des Aesculap hatten Priester aus dieser Familie. In diesen Tempeln nahm man Kranke auf; sie mußten da gewisse religiöse Gebräuche verrichten, man gab ihnen Arzneimittel und bewahrte die Geschichte ihrer Krankheit zum Andenken auf. Außerdem schickten oft Kranke, welche fern von diesen Orten geheilt worden waren, die Geschichte ihrer Krankheit, gleichsam als ein Gelübde, ein. Aus einer dieser, fast 800 Jahre fortgesetzten Sammlungen schöpfte Hippokrates, und seine Bücher enthalten gleichsam das Ergebniß der Forschungen der Asclepiaden. Uebrigens sind nicht alle Werke, die den Namen dieses berühmten Arztes führen, von derselben Hand. Man merkt das an der Verschiedenheit des Styls und an einigen Widersprüchen in den verschiedenen Abhandlungen. Drei Männer desselben Namens und derselben Familie scheinen daran gearbeitet zu haben. Der erste lebte zu den Zeiten des Miltiades; man schreibt ihm das Buch von den Beinbrüchen und den Gelenken zu. Der zweite und berühmteste war Zeitgenosse des Sokrates.

Durch Anaxagoras hängt die Schule des Thales mit der des Sokrates, dessen Lehrer er war, zusammen. Als die Perser in Kleinasien einfielen, war er von Clazomene, seiner Vaterstadt, ausgewandert und hatte sich in Athen niedergelassen. Er war ein Freund des Pericles, und wurde deßhalb wie dieser gehaßt. Die Feinde dieses großen Mannes beschuldigten ihn des Atheismus, und er mußte sich nach Lampsakus flüchten, wo er in einem Alter von 72 Jahren, 428 vor Ch., starb. Er war der Erste, der den Geist rein von der Materie trennte. Als er auftrat, betrachteten die Philosophen die Bewegung als in den Körpern selbst gegründet, oder vielmehr die Körper selbst als bloße Trugbilder. Anaxagoras sprach die Wirklichkeit der Materie und zugleich die Wirklichkeit des Geistes aus, der sie beherrscht und ordnet. Dieses Prinzip ist, wie man sieht, die natürliche Theologie, welche allen heutigen Religionen zur Grundlage dient. Es war also höchst ungerecht, wenn man den Mann, der der erste Deist unter den Griechen war, des Atheismus beschuldigte. Anaxagoras nimmt als Prinzip von Allem weder das Wasser, noch das Feuer, noch sogar die vier Elemente zusammen an. Ihm zufolge war die Materie verschieden; jede Art von Materie bestand aus Körperchen, die ihr selber und mithin einander glichen. Nach den sonderbaren Einwendungen, welche die Alten gegen die Homöomerien (so nannte er seine kleinsten Theilchen) machten, sollte man glauben, sie haben ihn gar nicht verstanden. Sie fragen zum Beispiel, ob ein Mensch aus kleinen Menschchen bestehe? als ob Anaxagoras jene Art der Zusammensetzung nicht blos von einfachen Körpern behauptete. — Von den Werken des Anaxagoras ist keines auf uns gekommen; aber einige seiner Aussprüche sind aufbehalten worden. Er sagte, aus Nichts werde nichts, Alles sey in Allem und könne Alles hervorbringen, womit er ohne Zweifel sagen wollte, jeder Körper enthalte alle Arten von einfachen kleinsten Theilen, die, in andern Verhältnissen verbunden, andere Körper bilden würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 9. Februar.

Strenger Winter, Volksleben.

Wir haben hier seit fünf Monaten ein Wetter, von welchem sich in den meteorologischen Annalen Roms vielleicht

wenige Beispiele verzeichnet finden möchten. Nachdem es von der Mitte des Septembers des vorigen Jahres an beinahe regelmäßig einen Tag um den andern geregnet, dann schon zu Anfang des Decembers ziemlich stark zu frieren begonnen hatte, ist am 29. December und am folgenden Tage eine solche Menge Schnee gefallen, daß er an vielen Stellen zwei und mehrere Fuß hoch gelegen hat. Das Merkwürdigste ist, daß er bis den 6. Jan. liegen geblieben ist, obgleich an mehreren Tagen um Mittag die Sonne ziemlich stark geschienen hat. Einen ähnlichen Fall wissen sich selbst die ältesten Römer nicht zu erinnern. Hierauf trat wieder Regen und Kälte ein, bis es am 13. Jan. wieder drei Tage zu schneien und zu regnen begann. Dieser lezte Schnee ist an offenen und freien Stellen, zum Beispiele in den Gärten, gleichfalls fünf bis sechs Tage liegen geblieben. Mit dem neuen Monde am 24. Januar schien endlich trockenes Wetter eintreten zu wollen; allein es dauerte nur ein paar Tage und es begann dann wieder unaufhörlich zu regnen, zu schneien, zu hageln und zu stürmen. Es ist nicht zu verwundern, daß ein solch beispiellos schlechtes Wetter Krankheiten aller Arten erzeugt hat, unter diesen besonders rheumatische Brustbeschwerden in großer Menge. Auch auf das Pflanzenreich hat das Wetter seine verderblichen Wirkungen geäußert: in und um ganz Rom ist kein Citronen- noch Apfelsinenbaum verschont geblieben; ein ziemlich bedeutender Verlust für die Stadt, da von beiden Früchten ungeheure Mengen consumirt werden; denn die Citronen dienen hier nicht allein zu allen möglichen Konditorwaaren, zu Eis, Limonade u. s. w., sondern der Römer ist auch gewöhnt, alles in Oel oder Schmalz Gebackene und jedes Stück Braten mit Citronensaft zu benetzen, auch bei jeder Sallatspeise sich, statt des Essigs, der Citrone zu bedienen. Welch eine bedeutende Menge Apfelsinen in den Sommermonaten verbraucht werden, braucht nicht erst bemerkt zu werden. Der ganze ungeheure Bedarf an beiden Früchten wird nun, wie überhaupt schon mehr oder weniger in den lezten Jahren der Fall gewesen ist, aus Neapel und Sicilien bezogen werden müssen; sie werden daher im Preise sehr aufschlagen. Auch die Felder, Wiesen, besonders die Krautgärten (orti), haben gelitten; die Gemüse sind bedeutend theurer geworden, zum Theil gar nicht einmal zu haben. Alles dieß steigert das öffentliche Elend und die Diebstähle vermehren sich in einem beunruhigenden Grade; keine Nacht vergeht, wo nicht, von dem abscheulichen Wetter begünstigt, irgend ein Einbruch vorfällt. Dazu kommt eine andere Noth: die zehntausend Landleute (ihre Zahl soll sich wirklich ohne Uebertreibung so hoch belaufen), lauter Fremdlinge, theils aus den Marken, theils aus den Abruzzen, welche in und um Rom die Felder und Gärten bestellen und die sechs bis acht Wochen lang ohne Verdienst sind, treiben sich auf den Gassen herum und sprechen, meistens durch Geberden, weniger durch Worte, das öffentliche Mitleid an. Lezteres hat aber schon genug mit der Heerde einheimischer wahrer und vorgeblicher Armen zu thun, und die Wohlthätigkeit sieht sich daher dermaßen in die Enge getrieben, daß sie nicht weiß, wem geben, noch woher nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

**Berlin, Anfangs Februar.**

(Fortsetzung.)

Raupachs Kaiser Heinrich der Sechste.

Diesen Volksstimmen dürfte man noch zurufen: das Theater, wie es jezt ist, ist nicht viel besser, als ein Angelysches, es dreht sich alles um das lockerste Amüsement. Unmöglich könnt ihr diesen Standpunkt für den rechten halten (das thut auch keiner); ihr müßt vorschreiten, indem ihr zurückblickt; das Publikum muß sich wieder etwas anstrengen lernen, die Theaterstunde nicht lediglich als gutes Verdauungshülfsmittel nach einem copiösen Diner betrachten. Etwas muß geschehen, darin sind wir alle einig, und wenn die Tragödie, die reinigende, die erhebende, überhaupt auf deutschem Theater erhalten werden soll, warum nicht die Anstrengung so weit treiben, daß man auch fähig wird, historische Charaktere unserer großen Vorzeit zu fassen? Es ist nicht so schwer, als es aussieht, und der Erfolg lehrt uns, daß, wenn nur die Direktionen nicht zu frühe, wie schwache Ministerien, nachgeben, das Publikum nachgibt und zu denken anfängt. Das historische Studium ist in der gebildeten Welt, zumal in Deutschland, im Fortschreiten; reicht ihm das Theater die Hand, durch Bilder das Gelesene aufzufrischen, so dankt ihm am Ende nicht allein der Schulknabe, der sein Pensum im Schweiß des Angesichtes lernt.

Aber auch jene Volksstimmen dürfen nicht unberücksichtigt bleiben; denn wenn sie von einem historischen Stücke etwas Ganzes, in sich Abgeschlossenes und keine aneinander gereihte Scenen fordern, so fordern sie etwas ganz rechtes. Das war eine verkehrte Nachahmung Shakespeare's, als man zur historischen Tragödie nicht mehr nöthig hielt, als die Hauptmomente historisch aneinander zu reihen, und das Drama mit Volksscenen zu durchspicken. Die Kunstforderungen können und dürfen auch bei diesem Genre nicht unberücksichtigt bleiben. Die Kunst will etwas Ganzes haben, Einheit, Abrundung, und die schauende Menge will dasselbe. An dieß Publikum soll der Dichter denken, und im selben Augenblicke, wo er den Gebildeten mit dem Nichtsichtbaren tractirt, wo er ihn schwelgen läßt in der Fülle der Erinnerung, ihn unterhält durch Witz und Scharfsinn der Antithesen, soll er dem Haufen etwas Sichtbares vorsetzen, das den Rohesten faßt, ergreift, rührt, das das Phlegma aufrüttelt, das, aus dem Gefühle entsprossen, zum Gefühle spricht. Die Aufgabe ist schwierig, aber sie ist zu lösen; darum lasse man die historische Tragödie nicht fahren.

Raupach hat dem Vorwurf von mehreren Seiten zu begegnen, daß er aus der glänzenden Kaiserreihe gerade das anrüchigste Subjekt, den mehr verrufenen, als großen Heinrich, zum ersten Thema gewählt hat. Die Moralisten sagen: wie konnte er die starre Tücke, die Grausamkeiten dieses Monarchen auf der Bühne hinstellen und beschönigen, da er seine Person doch zu dem Haupthelden macht, für welchen wir uns interessiren? Die Moralisten, wären sie überhaupt als solche zur Kritik der Poesie berufen, sind leicht abzufertigen mit der Entgegnung: es ist eine andere Moral, die in der Weltgeschichte die Norm abgibt, als nach der wir unsere Kinder in den bürgerlichen Schulen erziehen. Es ist das Gesetz der Nothwendigkeit: er mußte, dem der Unbeugsame gehorcht, seine eine Idee verfolgend. Der Dichter beschönigt nicht, aber durch die Wahrheit erhebt er. Schon anders klingt der Vorwurf der deutschen Patrioten: interessiren, sagen sie, kann das allgemein menschliche Gefühl sich nicht für diesen Kaiser. Müssen wir auch eingestehen, daß er an sich im Recht ist gegen die Italiener, gegen die Königin Sibylle, gegen seine eigene Gattin, die Normannin Constanze, so neigt sich doch die Theilnahme, das Mitleiden, das Gefühl zu dieser lezteren, was um so schlimmer ist, als wir dabei auch anerkennen, fühlen, daß die Italiener nichts taugen.

(Der Beschluß folgt.)

---

**Beilage: Kunstblatt Nr. 13.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 55.

# Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 5. März 1830.

Den tiefgedachten Systemen der alten Griechen können wir unsere hohe Achtung nicht versagen; und diese Achtung würde noch steigen, wenn es uns weniger schwer fiele, uns in ihre Denkweise zu versetzen.

Condorcet.

## Zur Geschichte der Naturwissenschaften.
Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Unser Philosoph suchte die Ursachen der Dinge mittelst der Beobachtung. Man erzählt, das Volk habe einst einen Widder, dem nur Ein Horn gewachsen war, als ein furchtbares Unding angesehen; Anaxagoras habe darauf das Thier zerlegt und die physische Ursache der Mißbildung erklärt. Doch nahm er es noch nicht sehr genau bei der Beobachtung, wenn es wahr ist, daß er geglaubt habe, die Wiesel, die Ibis und die Krähen gebähren ihre Jungen durch den Mund. Zu seinen Lebzeiten fiel ein sehr beträchtlicher Meteorstein bei Aegos-Potamos; er suchte den Vorfall zu erklären; man behauptet, er habe daraus geschlossen, der Himmel sey eine Wölbung von Stein. Er hielt den Mond für bewohnt und betrachtete die Sonne als eine glühende metallische Masse; das war einer der Hauptanklagepunkte gegen ihn.

Anaxagoras berühmtester Schüler war Sokrates. Die Geschichte dieses Weisen ist so bekannt, daß wir uns dabei nicht aufzuhalten brauchen. Er strebte, die Philosophie wieder auf eine Bahn zurückzuführen, von der sie sich niemals hätte entfernen sollen; er verwarf in der Philosophie alles, was man von vorne herein angenommen hatte, und wollte in der Metaphysik blos die Vernunft, in der Physik blos Menschenverstand und Beobachtung gelten lassen.

Sokrates war sein ganzes Leben lang ein Muster von Tugend gewesen und gab noch durch seinen Tod ein Beispiel der Achtung, die man den Gesetzen schuldig ist, indem er sich dem ungerechten Spruche, der ihn zum Tode verurtheilte, nicht entzog. Mit den physischen Wissenschaften beschäftigte sich Sokrates nicht; indessen trug er mehr als jeder andere dazu bei, sie auf die Bahn zu führen, die sie bald verfolgten, und man kann sagen, er habe Aristoteles den Weg geebnet. Aus der eleatischen Schule waren in ihrer Ausartung die Sophisten hervorgegangen, die durch ihre Spitzfindigkeiten die klarsten Begriffe verwirrt hatten. Sie zu bekämpfen, machte Sokrates zu seinem Hauptgeschäft. Er schnitt ihnen die Ausflüchte ab, zu denen sie gewöhnlich griffen, und sein Hauptmittel dabei war, daß er die Bedeutung der Worte genau festsezte. Er schuf auf diese Weise eine bestimmte Sprache und leistete dadurch den positiven Wissenschaften einen sehr großen Dienst; gab er ihnen doch eigentlich ihr unentbehrlichstes Werkzeug. Sokrates verdankt man die Einführung eines sehr fruchtbaren Grundsatzes, der für die Naturwissenschaften von großem Nutzen ist, den Grundsatz der Endursachen, oder, wie die Franzosen sagen, der conditions de l'existence. Wir erfahren von ihm selbst, den ersten Gedanken dazu habe ihm ein Werk des Anaxagoras über den Verstand, der die Welt geordnet, an die Hand gegeben. Wenn das All, so dachte er, das Werk eines verständigen Wesens ist, so müssen alle Theile desselben sich in Uebereinstimmung befinden und so angeordnet seyn, daß sie zu einem gemeinschaftlichen Zwecke

zusammen wirken. Daraus folgt, daß jedes organische Wesen mit allen andern in nothwendiger Verknüpfung stehen muß, daß ferner alle Bedingungen, mittelst deren es den ihm angewiesenen Wirkungskreis erfüllen kann, in ihm liegen müssen. Der Grundsatz der Endursachen hat hie und da einen denkenden Kopf irre geleitet, der sich durch dieses Prinzip allzu rasch der Nothwendigkeit der unmittelbaren Beobachtung überhoben meinte; noch öfter hat er dagegen auf nützliche Entdeckungen geführt, und jedenfalls Forschungen, die ohne ihn gar trocken gewesen wären, lebendigen Reiz verliehen. Sokrates also war der erste, der dieses Prinzip entwickelte, und er selbst bedauert, daß er von den Naturwissenschaften zu wenig verstehe, um es oft genug in Anwendung bringen zu können.

Sokrates war geboren im Jahr 469 vor Chr., er starb 399, drei Jahre nach dem peloponnesischen Krieg. Er war Zeitgenosse von Perikles, Alcibiades, Xenophon, Hippokrates.

Sokrates Schüler verließen nach ihres Meisters Tode Athen, wo sie ohne Gefahr nicht länger weilen konnten, und zogen nach Megara und in einige andere Städte. Sie stifteten verschiedene Schulen; die bekanntesten sind die cyrenäische, die megarensische, die cynische, vorzüglich aber die akademische, deren Einfluß so mächtig war.

Antisthenes, der Stifter der cynischen Schule, stellte als Zweck der Philosophie auf, die Menschen das wahre Gut finden zu lehren; dieses höchste Gut war die Tugend; man konnte es blos durch Bezähmung sämmtlicher Triebe erlangen. Die von Aristipp gestiftete cyrenäische Schule beschäftigte sich auch mit diesem Gut, behauptete aber, nur wenn der Mensch sich mit Maaß seinen natürlichen Trieben hingebe, könne er es zu erlangen hoffen. Die Schule von Megara trat in die Fußstapfen der eleatischen Schule und verlor sich in den Spitzfündigkeiten der Dialektik. — Der akademischen Schule Stifter war Plato, der jüngste der Schüler des Sokrates. Plato war erst 29 Jahre alt, als sein Lehrer starb. Er zog nach Megara, später nach Cyrene. Um die Zeit seines Exils für seine Ausbildung zu nützen, entschloß er sich, zu reisen. Er ging zuerst nach Egypten und wurde hier Schüler der Priester, bei denen, so weit sie auch durch die persische Tyrannei herabgekommen waren, sich immer noch Spuren ihrer alten Wissenschaft erhalten hatten. Von da ging er nach Großgriechenland und besuchte die Schule der Pythagoräer unter Timäus von Locri und Archytas von Tarent. So hatte er also, als er, nach Athen zurückgekehrt, eine neue Schule stiftete, sich von den bestehenden Lehren alles zu Nutze gemacht, was ihm bei Aufstellung einer neuen taugen mochte. Seinem ganzen Wesen nach, neigte sich Plato mehr zum Poetischen und Idealen, als zur Beobachtung und Berechnung. Indessen war ihm von seinem Verkehr mit den Pythagoräern hohe Achtung vor der Geometrie geblieben, und sie sollte nach ihm die vorbereitende Wissenschaft für die Philosophie seyn. Nicht immer läßt sich genau ausmachen, was wirklich seine Lehre war; denn im eigentlichen Lehrton hat er sie nirgends auseinandergesezt. Es läßt sich indessen annehmen, daß er in seinen Gesprächen, wo gewöhnlich Sokrates redend aufgeführt ist, seine eigene Ansicht dem Lehrer in den Mund gelegt hat.

Plato beschäftigt sich im größten Theil seiner Schriften mit Forschungen über die Seelenkräfte des Menschen, die Bildung der Ideen und das Wesen der Seele selbst. Zwar hat er Manches von der Metaphysik des Anaxagoras, von den Pythagoräern, sogar von der eleatischen Schule entlehnt, dem Wesentlichen nach ist aber seine Lehre neu. Er stellt z. B. den Satz auf: die allgemeinen Ideen des Menschen werden nicht durch Abstraktion gebildet, sondern seyen blos eine Erinnerung an die Ideen, die der Geist hatte, als er Eins war mit dem Geist Gottes, von dem er nur ein Ausfluß ist. Die allgemeinen Ideen bestehen also voraus in der Gottheit. Zu einer gewissen Zeit durchdrangen sie die Materie, die selbst von Ewigkeit her ist, und aus dieser Durchdringung entsprang die Weltseele und die Seele der verschiedenen organisirten Wesen. Man kann sich leicht vorstellen, daß Plato mit solchen Grundprinzipien auf eine Physik und Naturgeschichte a priori geführt werden mußte, die sich deßhalb gar weit von der Wahrheit entfernten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Ein Abentheuer bei Granville.

(Fortsetzung.)

Damit ging der Matrose seines Weges nach Granville, als eben die pünktliche Madelon kam, mich zum Mittagessen zu rufen, mit dem sie zu ihrem großen Verdruße bereits eine Viertelstunde gewartet hatte; Zeit genug, wie sie sagte, um jedes, nur nicht ein englisches Gericht ungenießbar zu machen. Doch Madelon sollte nach mehr Verdruß haben. Als ich mich eben zu Tische sezte, trat ein Polizeibeamter ein, bei dessen Anblick das arme Mädchen erbleichte und ich selbst mich nicht behaglich fühlte, obgleich ich mir nicht denken konnte, womit ich in meiner Abgeschiedenheit die Aufmerksamkeit der Behörden zu Granville auf mich gezogen haben mochte. Auch gefiel es dem Beamten nicht, mir darauf auch nur mit einer Sylbe Auskunft zu geben. Ohne einen Blick auf das bestürzte Mädchen zu werfen, befahl er mir, ihm zu folgen, mit dem Bedeuten, er habe Mittel bei der Hand, sich Gehorsam zu verschaffen, falls ich so unklug wäre, ihm nicht freiwillig zu folgen. Dieß war auch nur zu wahr; außen standen drei stämmige Bursche, seines Winkes gewärtig; es blieb mir nichts übrig, als zu gehorchen.

Nach der auffallenden Unhöflichkeit des Subalternen gewärtigte ich mich keines sehr freundlichen Empfangs von seinem Vorgesetzten. Aber der Präfekt, ein großer Mann von dunkler Gesichtsfarbe, mit scharfen, aber keineswegs ungefälligen Zügen, empfing mich mit vieler Artigkeit. Er entschuldigte sich, daß er mir Ungelegenheit verursache. Er handle nach Motiven, die er mir vor der Hand nicht mittheilen könne; ich habe indessen durchaus nichts zu besorgen. „Sie sind ein Engländer?“ — „Ja.“ — „Und haben wahrscheinlich in der Armee gedient?“ — „Nein.“ — „Also in der Marine?“ — „Nein, ich beschäftige mich mit Literatur.“ Ein unzufriedenes Hm! folgte dieser Antwort; mein Inquirent war sichtbar verlegen und schien in einem gefaßten Entschlusse wankend zu werden. Endlich fragte er mich: „Haben Sie Muth?“

Es lag etwas so Zweideutiges und zugleich Ungereimtes in dieser Frage, daß ich nicht wußte, ob ich lachen oder zürnen sollte. Ich erwiederte: „einen Mann zu fragen, ob er Muth habe, das ist ungefähr, als wollte man ein Frauenzimmer nach ihrer Keuschheit fragen. Welche Antwort können Sie auf solch eine Frage erwarten?“ Der Präfekt lächelte und sagte: „Genug, gehen wir weiter!“ Ich war ganz Ohr. „Ihr Leben steht heute Nacht in Gefahr. Sie erstaunen; es ist nur zu gewiß. Pflegen Sie Waffen in Ihrem Schlafzimmer zu haben? Pistolen zum Beispiele?“ — „Das versteht sich. Ich gehe nie zu Bette oder auf eine Reise, ohne ein Paar Pistolen zur Hand zu haben.“ — „Was Sie auch hören oder sehen mögen, dießmal dürfen Sie keinen Gebrauch davon machen, wenn nicht anders bereits Vorkehr dagegen getroffen ist.“ — „Wie?“ rief ich, „mich nicht vertheidigen, wenn ich einen Kerl in meinem Schlafzimmer sehe, der mir die Gurgel abschneiden will?“ „Nein,“ erwiederte der Präfekt kalt. „Sie dürfen nicht sprechen, sich nicht rühren, überhaupt von dem, was Sie sehen, keine Notiz nehmen. Haben Sie Festigkeit genug? Wo nicht, so sagen Sie es offen. Jedoch ich hoffe, ich habe einen Mann von Ehre vor mir.“ Ich verbeugte mich, was konnte ich anders thun? „So sind wir also einig?“ fuhr der Präfekt fort; „Sie vertrauen auf meine Wachsamkeit und versprechen mir, vollkommen passiv zu bleiben, was auch vorfallen mag?“ — „Ja, obgleich ich in einer Sache, die mich, wie es scheint, so nahe angeht, lieber die Hauptrolle übernommen hätte.“ — „Ich bin überzeugt, daß Sie nachher die Sache anders ansehen. Auf jeden Fall habe ich Ihr Wort, daß Sie sich passiv verhalten?“ „Allerdings.“ — „Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihr Vertrauen. Aber noch ein Wort: Sie versprechen mir, von dem, was hier gesprochen wurde, gegen Niemand eine Sylbe verlauten zu lassen. Sollte Ihre Dienerin neugierig seyn“ — „Ich werde reinen Mund halten,“ unterbrach ich ihn, „obgleich ich nicht den entferntesten Grund habe, an ihrer Treue zu zweifeln.“ — „Auch ich nicht; aber sie könnte ausschwatzen oder unruhig werden, und auf jeden Fall unsere Plane vereiteln.“ — „Das erste,“ erwiederte ich, „ist unmöglich, da sie außer mir Niemand im Hause hat, mit dem sie sprechen könnte. Das zweite wäre eher möglich, doch glaube ich, Madelon läßt sich nicht so leicht in Furcht jagen. Ich füge mich jedoch ganz in Ihre Wünsche, um so mehr, da ich über Maßregeln, deren Grund ich nicht einsehe, nicht kompetenter Richter seyn kann.“

Ich ward entlassen und kehrte nach Haus zurück. Ich wußte nicht, was ich von meiner ersten Bekanntschaft mit der französischen Justiz denken sollte. Es lag so viel Geheimnißvolles in diesem ganzen Verfahren, daß ich darüber gelacht hätte, wäre ich nicht selbst so ernstlich dabei betheiligt gewesen. Ich sezte mich nachdenklich an mein halbverbranntes Essen, während Madelon mich mit der bei französischen Dienstboten gewöhnlichen Vertraulichkeit mit tausend Fragen bestürmte, die aber sämmtlich in die Form von Muthmaßungen gekleidet waren. „Le maudit Préfet! wie kann er Monsieur incommodiren? Gott verdamm! Ich fürchte, Sie haben ihn un peu bête gefunden!“ — „In diesem Quartier steht's gut mit ihm, Madelon.“ — „Ah, c'est un misérable! Doch vielleicht haben ihm seine Spione etwas aufgebunden.“ — „Nicht unwahrscheinlich.“ — „Ich denke, er bildet sich ein, Monsieur wolle den Bourbonen die Köpfe abschneiden.“ — „Das hieße freilich die Sache schon ins Große treiben; der Präfekt hat nicht halb so viel Phantasie, als Du.“ — „Ah, oui! c'est un homme bête — vraiment bête. Ich sollte mich nicht wundern, wenn er Monsieur für einen Schmuggler hielte.“ — „Das nicht.“ — „Tant mieux! Man hat ein hartes Gesetz gegen die armen Teufel, die Schmuggler. Vielleicht hat er gehört, Monsieurs Garten sey bestohlen worden und will den Dieb ausfindig machen. Dans ce cas, je l'aime beaucoup.“ — „Auch das nicht!“ — „Diable!“ rief Madelon ungeduldig; „Diable! Warum schickt denn der Narr Gensdarmen zu Monsieur?“ — „Die Schuld liegt an Dir, Madelon.“ — „An mir!“ sprach oder schrie vielmehr Madelon, tödtlich erblassend, „an mir?“

(Der Beschluß folgt.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 9. Februar.

(Fortsetzung.)

Armenspenden. Schlechte Aussichten auf den Karneval.

Die öffentlichen Almosenaustheilungen werden hier auf sehr originelle Weise vorgenommen. Im Gebäude, welches dazu bestimmt ist, sind zwei Thüren offen; zu der einen werden bis zu einer gewissen Stunde alle Almosenbedürftigen, welche sich einfinden, eingelassen und dabei weiter nicht darauf

geachtet, ob das Individuum hülfsbedürftig zu seyn scheint oder nicht. Ist der Einlaßtermin verflossen, so verschließt man die Thüre und die Spende nimmt ihren Anfang. Die Austheilungen, welche bei einer neuen Pabstwahl oder bei andern Gelegenheiten statt zu finden pflegen, zeichnen sich dadurch aus, daß den schwangern Weibern die Hälfte mehr gereicht wird, nämlich statt zwanzig Bajocchi dreißig. Da ist es eine Freude zu sehen, mit welcher Fruchtbarkeit der Herr für den Tag das weibliche Geschlecht gesegnet hat: die jüngsten Mädchen, wie die ältesten Mütterchen sind schwanger. „Ja sono incinta," schreit es aus allen Kehlen. Läßt sich's der Austheiler einfallen, eine ungläubige Miene zu machen (denn zu fragen oder sich sonst in Diskussionen mit dem Individuum einzulassen, ist ihm streng verboten), so wiederholt das Weib mit Impertinenz: „Non aveta inteso, io sono incinta," und augenblicklich empfängt sie ihre dreißig Bajocchi. Viele von ihnen nehmen, um dem prüfenden Blicke des Austheilers zu entgehen, zu einer künstlichen Schwangerschaft ihre Zuflucht und tragen diese mit Fleiß so offenbar, als möglich, zur Schau. Das dürfen sie ungestraft wagen; denn bei den hiesigen strengen Gesetzen der öffentlichen Sittlichkeit würde desjenigen die Galeere warten, der sich eine körperliche Berührung erlauben wollte, um sich von der Wahrheit des Vorgebens zu überzeugen. — Als wenn es an allen diesen Calamitäten noch nicht genug wäre, so sind, bei den schlechten Wegen, die Fremden entweder ganz ausgeblieben, oder reisen, nachdem ihnen das Wetter in Rom bekannt geworden ist, sogleich wieder ab und zwar nach Neapel, wo sich aber der Himmel nicht minder unfreundlich zeigen soll, als bei uns. Daß man unter solchen Umständen für den Karneval, das heißt, für die lezten acht Tage desselben (denn nur so lange dauern hier die öffentlichen Lustbarkeiten) zu fürchten beginnt, versteht sich von selbst, und dieß um so mehr, als bekanntlich im vorigen Jahr der Karneval ganz ausgefallen ist. Aber nicht allein das Wetter, auch die Gesundheit des h. Vaters, die für einige Zeit lebhafte Besorgnisse erregt hat, aber jezt wiederhergestellt seyn soll, ist dem handel- und wandeltreibenden Publikum ein Gegenstand der lebhaftesten Besorgniß. Leztere hat, unter dergleichen Umständen, bei den hiesigen Einwohnern keine Schranken. Hat doch im vorigen Jahre die Handelschaft bei dem Kardinalskollegium eine Bittschrift eingereicht und darin allen Ernstes gebeten, es möge erlauben, daß der Karneval gehalten werden dürfe! und der verstorbene Pabst war kaum seit acht Tagen todt. Aber selbst wenn sich alle Hindernisse beseitigen sollten, welche der glücklichen Abhaltung des Karnevals in den Weg treten könnten, so sind doch einmal die Fremden verscheucht, und diese geben dem Feste allein Leben und Bewegung. Selbst die aus dem römischen Staate, deren sonst eine große Anzahl nach Rom zu strömen pflegt, um eine Maske vor's Gesicht zu nehmen, sich mit steinharten Mehlkugeln (hier confetti genannt) die Augen auszuwerfen und am lezten Dienstag Abend mit den brennenden Wachskerzenenden (moccoli) einander die Kleider zu verbrennen, werden, von der Furcht vor immer wieder eintretendem schlechten Wetter abgehalten, zu Hause bleiben.

(Der Beschluß folgt.)

**Berlin, Anfangs Februar.**

(Beschluß.)

Raupachs Kaiser Heinrich der Sechste.

In beiden Schalen der Wage, meinen die deutschen Patrioten weiter, der italienischen und der deutschen, liegt Zurückstoßendes, Schlechtes, Ungereinigtes und nicht zu Reinigendes, und nur das strenge Recht in der leztern soll den Ausschlag geben. Das mag vor Gericht geschehen, aber nicht auf dem Theater, wo das Gefühl entscheidet. Es entscheidet für die unterdrückten Italiener, also ist das Stück unpatriotisch. Ausser Deutschland duldet es der Nationalgeist keines Volkes, wenn seine Dichter, seine Dramatiker die Nationalehre unterliegen lassen. In England, in Frankreich wäre ein solches Stück ausgezischt worden; nur die gutmüthige, phlegmatische Gerechtigkeitsliebe der Deutschen, die alles Fremde so abwägt, daß sie selbst dabei zu Schaden kommt, erträgt das.

Der Vorwurf scheint uns nur insofern nicht unbegründet, als Raupach mit diesem Heinrich seinen Hohenstaufencyclus angefangen hat. Er soll dazu Gründe haben, die uns nicht einleuchten wollen. Heinrich stand in der höchsten Macht unter allen schwäbischen Kaisern, dieß könnte für den Historiker den Brennpunkt, Heinrich mißbrauchte sein Recht und seine Macht, dieß könnte für fatalistische Tragöden einem Mittelpunkt in dem großen Trauerspiele abgeben; die gekränkte Sibylle verflucht Heinrichs Sohn (Friedrich II.), und nun ruht der Fluch auf dem Geschlecht. Was will aber dieser eine zufällige Fluch sagen, gegen den andern Fluch, der in dem ganzen gigantischen Ringen und Streben des Geschlechtes liegt! Es mußte fallen nach einem ganz andern, höhern Fatum, das doch ein Jeder begreift. Hätte Raupach mit dem strahlenden Barbarossa angefangen (freilich eine schwierige, mehr epische, als dramatische Aufgabe), dann hätte immer ein Charakter, wie Heinrichs, ohne Gefährdung unserer patriotischen Empfindungen dazwischen auftreten mögen. Das wäre nur Gerechtigkeit gewesen. Aber ihn vorausgehen zu lassen der Reihe von Giganten, für die wir uns interessiren, die das deutsche Nationalgefühl erheben sollen, war ein mißlicher Versuch. Indessen, er ist gelungen. Die unbeugsam monarchische Hoheit, der Starrsinn des unerschütterlichen Mannes, seine Größe im Tode hat er mit kräftiger, geschickter Hand entworfen und ausgeführt. Es fehlt ein Held, für den das Gefühl sich interessirt, aber der Geist wird fortgerissen, es ist ein vollständig abgerundetes Gemälde, und großartige Züge erfreuen und erheben darin. Man ist ziemlich einstimmig hier, den Heinrich für Raupachs beste Tragödie zu erklären. Wenn es ihm gelungen ist, ein selbstständiges, fesselndes, erhebendes tragisches Gemälde hinzustellen und doch dabei fast Schritt für Schritt der Geschichte zu folgen, so spricht dieß für seine Begeisterung und Geschicklichkeit. Es ist gewiß ein günstiger Moment, wenn ich Ihnen sagen kann, daß der Historiker der Hohenstaufen, Hr. von Raumer, der vielleicht strengere Anforderungen macht, als ein unbefangener Kritiker, von der historischen und ergreifenden Wahrheit des Drama's zufrieden gestellt ist. Es wird meisterhaft bei uns gegeben. Madame Crelinger als Sibylle entwickelt ein Talent, das wir zwar kannten, aber in dieser Fülle und Schönheit kaum gesehen hatten. Auch Mad. Wolf, in einer schwierigen, undankbaren Rolle, und Hr. Lemm als Kaiser, verdienen die ihnen gezollte Anerkennung.

Indem ich dieses schreibe, ist schon wieder ein neues großes Drama aus dem Volksleben und Volksglauben, „der Müller und sein Kind," von demselben Verfasser gegeben worden, ohne ähnliche Theilnahme erregt zu haben. Ein Melodrama von Holtei: „Die Majoratsherren," hat dagegen am selben Abende auf dem Königsstädtischen Theater einen sehr günstigen Erfolg gehabt, den es in seiner beschränkteren Sphäre auch zu verdienen scheint. Ueber beide Stücke, die ein gewisses Genre beginnen möchten, lohnt es sich wohl, bei Gelegenheit noch näher zu sprechen.

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 56.

# Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. März 1830.

> An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
> Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß,
> Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
> Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
>
> Schwab.

## Der Spuk auf dem Bodensee.

Von Gustav Schwab.

Einst sang ich von dem Reiter, der über Eis und Schnee
Hinflog in vollem Trabe wohl durch den Bodensee,
Und drüben angekommen, erst von der Kunde krank,
Auf gutem, festen Boden vom Pferde sterbend sank.

Nun höret neue Wunder, der See ist wieder zu,
Auf uferloser Fläche wohnt stumme Grabesruh',
Wie Schafe gehn zur Weide die Nebel wollicht, bleich,
Es liegt der Mond in Strahlen gemähtem Grase gleich.

Sonst pfiff der Wind im Segel, der Vogel sang im Blau,
Die Hechte sandten plätschernd empor der Woge Thau;
Jezt hat die bange Wüste, die starre, keinen Mund,
Der Vogel fiel erfroren, die Welle schläft im Grund. —

---

Was jagt in schnellem Sturme die Nebelwolken auf?
Was auf des Eises Estrich ertönt wie Rosses Lauf?
Was fliegt mit Peitschenknalle heran? der Duft zerreißt:
Ein Reiter eilt vorüber — ist es des Todten Geist?

Und kaum ist er verschwunden, in Duft und Luft getaucht,
Schon wieder blinkt's im Dunste, der mondbeschienen raucht;
Es trabt, es rollt, es wiehert — ein Schlitten kommt heran,
Vier schwarze Rosse rennen mit ihm auf glatter Bahn.

In grünem Kleid ein Großer, sein Bart hat rothen Schein,
In schwarzem Rock ein Kleiner, schwarzaugig, bleich und fein,
Ein dritter, dicht verhüllet, und eine zarte Frau,
Doch Alles schnell verschwindet im Nebel breit und grau.

Und auf dem Eismeer lagert sich Stille wie zuvor,
In Osten thürmt sich riesig die Nebelwand empor;
Kein Klang und keine Farbe, bis blaß der Morgen graut,
Und auf der todten Ebne nur Eis und Wolken schaut.

---

„So leg' uns doch, o Sänger, das wüste Traumbild aus,
Was für Gespenster bringst du in kalter Nächte Graus?
Für welche Sünde wallen sie hier durch Schreckensnoth,
Und wagen auf dem Eise, schon todt, den zweiten Tod?"

Gespenster? ey, wer sagte, daß es Gespenster sind?
Meint ihr, mit alten Mähren erschreck' ich Weib und Kind?
Was euch mein Lied berichtet, geschah in diesem Jahr,
Am ersten, hellen Sonntag im strengen Februar.

Die vier geschwinden Rappen sind keine Höllenbrut,
Zu Immenstad im Stalle dort stehn sie ausgeruht,
Dort winkt der schmucke Schlitten, er liegt nicht in dem Grund,
Und, friert der See nur wieder, so trozt mit ihm dem Schlund!

Und die darüber fuhren im Mondschein kalt und hell,
Sucht in der Schweiz die Kühnen, fragt an zu Bischoffszell,
Klopft an zu Eppishausen; wer kennt den Meister*) nicht?
Der hat die Fahrt bestellet, der sandte mir Bericht.

Sie leben Alle fröhlich, sie sind ein christlich Blut,
Voran Herr Sepp, der gerne den Wandrern gütlich thut;
Nur spricht man, daß er heimlich nach manchem Schatze gräbt,
Und mit den alten Geistern in einem Bunde lebt.

*) Den Herausgeber des Liedersaals und des kürzlich erschienenen Sigenot, von allen Freunden altdeutscher Poesie genannt und geehrt.

## Ein Abentheuer bei Granville.

(Beschluß.)

Da ich das arme Mädchen so in Angst sah, zürnte ich mir selbst und sagte, wie es auch war, ich habe nur im Scherz so gesprochen. „Im Scherz!" wiederholte Madelon schnell; „Monsieur hat nur gescherzt?" — „Ja, Madelon, um Dich für Deine Neugierde zu strafen. Aber meinetwegen magst Du die Wahrheit wissen. Ich war vor einigen Tagen in Granville und scheine mich zu freimüthig über Eure gesegnete Regierung ausgelassen zu haben, und dieß wurde dem Präfekten vermuthlich durch einen seiner Spionen hinterbracht. Er begnügte sich aber, mir eine Lektion wegen meiner Unvorsichtigkeit zu geben, und nahm mir das Wort ab, daß ich mich in Zukunft vorsichtiger äußern wolle."

Als der Abend kam, fühlte ich — keine Furcht — da würde ich mir selbst Unrecht thun — aber einige Unruhe und Beklommenheit. Ich blieb so lang als möglich beim Abendessen sitzen, zum sichtbaren Verdrusse Madelons, welche keine Freundin von späten Stunden war; endlich aber begab ich mich zu Bette, in einer Stimmung, die ich vergeblich zu schildern versuchen würde. Meine erste Sorge war natürlich, die Thüre doppelt zu verschließen, und auch die Fensterriegel sorgfältig vorzuschieben. Das Versprechen, das ich dem Präfekten gegeben, hinderte mich nicht, die nöthigen Maßregeln zu meiner Vertheidigung zu treffen. Ich untersuchte meine Pistolen: die Ladung war heraus gezogen und mein Pulverhorn geleert. So waren den Schurken also bereits in dem Hause! Sie entwaffneten mich, ehe sie mich angriffen. Zum ersten Mal fuhr mir der Argwohn durch den Kopf, Madelon, so ehrlich sie schien, könnte mit im Komplott gegen mein Leben seyn. Was war zu thun? Ich war allein und wehrlos, die Mörder schon im Hause, an Entkommen war also nicht mehr zu denken. Ließ ich die Schurken im Geringsten merken, daß sie entdeckt waren, so beschleunigte ich die Sache, harrte ich dagegen der Hülfe des Präfekten, so blieb mir doch noch einige Hoffnung, gerettet zu werden.

Gerade als ich, nicht sehr weise, genau betrachtet, mein Zimmer untersuchen wollte, vernahm ich ein leises Geflüster, so leise allerdings, daß es nur ein, durch das Bewußtseyn vorhandener Gefahr geschärftes Ohr unterscheiden konnte; es kam offenbar unter dem Bette hervor. Mein erster Gedanke war, da ich nichts zur Gegenwehr hatte, Flucht; nach augenblicklichem Besinnen — und in solchen Lagen sind Augenblicke Stunden — fand ich aber, daß ein Versuch, das Zimmer zu verlassen, das sicherste Mittel sey, meine Mörder auf die Beine zu bringen, deren Plan sichtbar war, zu warten, bis ich eingeschlafen sey. Ich nahm meine Maßregeln darnach, und zwar mit einer Fassung, über die ich jezt selbst erstaune.

Ich hoffte zweierlei, erstlich, daß die Polizei mir endlich zu Hülfe kommen, und zweitens, daß, so lange ich wach bliebe, der Mordversuch nicht gemacht werden würde. Ich schob daher meine Zurüstungen zum Bettgehen so lange hinaus, als ich konnte, ohne Verdacht zu erregen. Nachdem ich eine volle halbe Stunde an meiner Toilette zugebracht, ging ich endlich zu Bette, nahm ein Buch mit mir und ließ meine Lampe neben mir auf dem Tische brennen. Um meine Feinde zu überzeugen, daß ich noch wache, las ich laut, gestehe aber, daß ich kaum mehr weiß, was ich gelesen habe. In solchen Fällen zählen wir die Zeit nach Minuten, und denken und fühlen in der Zeit eines Pulsschlages mehr, als sonst in einem ganzen Tage. Eine halbe Stunde war vergangen, und immer noch keine Polizei. Wie verwünschte ich in meinem Herzen den säumigen Präfekten. Es war schwerlich zu erwarten, daß die Mörder länger zögern würden.

Ich fürchtete, mit Lesen aufzuhören, um die Katastrophe auch nicht um eine Minute zu beschleunigen, und doch hätte ich Alles darum gegeben, wenn ich frei auf das Flüstern hätte horchen können, das jezt, wenn gleich eben so leise, wie früher, rascher und ungeduldiger wiederkehrte. Die Entscheidung war nun augenscheinlich vor der Thür; es war, ich gestehe es offen, ein furchtbarer Augenblick. Es wäre noch angegangen, hätte ich Waffen gehabt; das Bewußtseyn, die Mittel zur Nothwehr zu besitzen, hält das Blut in Wallung, aber der Gedanke, mit einer Bande nächtlicher Mörder wehrlos im Zimmer eingeschlossen zu seyn, ist fürchterlich!

Das Flüstern wurde vernehmlicher und häufiger. Wäre augenblicklicher Tod erfolgt, ich hätte nicht weiter lesen können. Das Buch entsank meiner Hand; um keine Sylbe zu verlieren, horchte ich athemlos auf das beinah unhörbare Geflüster, bis mir die Ohren vor übermäßiger Anstrengung klangen. Ich hörte den Hahn einer Pistole spannen — es war an der Zeit — da ward plötzlich, zu meinem unbeschreiblichen Erstaunen, die Thüre sachte aus ihren Angeln gehoben. In diesem Augenblicke, ich weiß nicht, war es Wirkung des Luftzugs aus der geöffneten Thüre,

oder meiner eigenen Bewegung, aber bloßer Zufall, kurz, in diesem Augenblick fiel der Bettvorhang, den ich beim Lesen zurückgeschlagen, vor, und ich konnte durch ihn blos die Schatten zweier Gestalten sehen. Da ich meine Augen unverrückt auf sie heftete, zeigte mir das Licht, welches eine derselben emporhielt, als wollte sie das Zimmer untersuchen, ihre Umrisse noch deutlicher. Ich konnte sehen, daß einer eine Waffe in der Hand hielt, und daß sich beide gegen mein Bett herschlichen. Es entstand eine Pause. Ich schloß aus der Bewegung der Hand, die der Mann mit dem entblößten Dolch oder Messer machte, daß er denen unter dem Bett ein Zeichen gebe; auf jeden Fall rührten sie sich. Ich vernahm ein leichtes Geräusch und sah, meine Augen zur Rechten wendend, durch die Vorhänge auf dieser Seite die Schatten von nicht weniger als sechs Männern, welche nacheinander unter dem Bette hervorgekommen waren. Der natürliche Instinkt der Selbstvertheidigung trieb mich, mich mitten unter sie zu stürzen und für mein Leben zu kämpfen. Aber ehe ich mich rühren konnte, huschten die Schatten zu meiner Rechten pfeilschnell um mein Bett, ein lauter Schrei erfolgte, und als ich den Vorhang zurückschlug, erblickte ich Madelon und den Schneider in den Händen der Polizei.

Jezt erfuhr ich, daß der plötzliche Tod meiner vier Vorgänger in dem Besitze des Hauses, so wie der Umstand, daß es (was in Frankreich nicht gewöhnlich ist) immer nur auf lebenslang verkauft wurde, schon längst Verdacht erregt hatten. Der Präfekt kam auf die Vermuthung, die auch später durch das Geständniß Madelons bestätigt ward, daß der Schneider durch die Wohlfeilheit des Kaufpreises Käufer anlockte, und sie, wenn er das Geld eingesteckt, sobald als möglich wieder aus dem Weg schaffe, um sein Eigenthum wieder an sich zu ziehen. Wie stark aber auch die Verdachtsgründe des Präfekten waren, der Schneider hatte seine Karten zu gut gemischt, als daß man der Sache auf den Grund gekommen wäre, und ich würde, gleich meinen Vorfahren, den Tod gefunden haben, wäre nicht der Schneider mit Madelon so unvorsichtig gewesen, sich von einem kleinen Mädchen belauschen zu lassen, als sie die Zeit und die Art meines Todes verabredeten; das Kind theilte natürlich das Gehörte seinen Eltern und diese theilten es der Polizeibehörde mit. Das Mädchen, welches kaum sieben Jahre alt war, widersprach sich aber theils aus Furcht, theils aus Unverstand so vielfältig in seiner Erzählung, daß der Präfekt es für klüger hielt, die Verbrecher über dem Mordversuche selbst zu ergreifen. Er benüzte die Abwesenheit Madelons am Nachmittage, um seine Leute in mein Schlafzimmer zu verstecken.

Während ich dem Verlauf weiter nachforschte, erschien der Präfekt mit einem zweiten Trupp Gensdarmen auf dem Platze, hocherfreut, wie es schien, über den glücklichen Erfolg seines Planes. „Eh bien, Monsieur! c'est un joli roman, n'est ce pas?" rief er, als er mich erblickte. Ich gab seiner weisen Anordnung meinen vollen Beifall, bemerkte aber, daß er mir nicht wenig Besorgniß erspart haben würde, wenn er mich in das ganze Geheimniß eingeweiht hätte. „Ohne Zweifel," versezte er; „aber man glaubte zu Granville allgemein, Sie ständen in einiger Liaison mit Madelon." — „Lächerlich." — „Allerdings," fuhr der Präfekt fort, „und ich fürchtete, Sie möchten in einer Anwandlung von Großmuth dem Mädchen einen Wink von der ihr drohenden Gefahr geben. Dann wären mir beide Verbrecher entwischt." — „Es ist traurig," versezte ich, „daß man nicht in Ruhe und Abgeschiedenheit leben kann, ohne gleich in der ganzen Stadt verschrieen zu werden, als stehe man in irgend einem Verhältnisse." — „Bagatelles!" erwiederte der Präfekt. „Nun ja, aber ich versichere Sie, daß kein Wort daran wahr ist." Der Präfekt zuckte die Achseln, ersuchte mich, des andern Tages früh vor dem Polizeiamt zu erscheinen, und wünschte mir mit aller Höflichkeit eine gute Nacht.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 9. Februar.

(Beschluß.)

Theater. Die römischen Aerzte. Armenpraxis.

Die Theater haben bisher natürlich schlechte Geschäfte gemacht. Da es fast jeden Abend regnet oder doch sonst stürmisches und kaltes Wetter ist, so hat das Publikum keine Lust, ins Theater zu gehen, noch weniger in der Nacht, etwa um ein Uhr nach Mitternacht, bei Regen und Schneegestöber den Rückweg nach Hause anzutreten. Es sind nichtsdestoweniger sechs Theater offen, eine hinlängliche Anzahl, dünkt mich, für eine Stadt von 140,000 Einwohnern, von denen, heißt es, 12,000 Familien ohne Arbeit seyn sollen, zu geschweigen, daß alle reichern Familien außer Landes leben. Die Existenz einer solchen Menge von Theatern wäre nicht erklärbar, wenn nicht das alte Panem et Circenses auch jezt noch seine Anwendung fände. Selbst der ärmste Tagelöhner verpfändet sein leztes Kleidungsstück, um, während des Karnevals ein oder ein paar Male das Theater zu besuchen. Die niedern Preise begünstigen diese Theatersucht.

Hier sind vor einigen Tagen die beiden berühmtesten Chirurgen, Campanlli und Sisca, gestorben. Ersterer, von einer temporären Geisteskrankheit befallen, praktizirte schon seit langer Zeit nicht mehr, sondern durchstrich Rom und trieb Wucher. Er soll ein Vermögen von nahe an hunderttausend Scudi hinterlassen haben. Der Nachlaß Sisca's, der einen sehr großen Ruf besaß, ist noch bei weitem beträchtlicher. Von Sisca erzählt man eine Anekdote, welche beweist, wie ängstlich er für seinen Ruf besorgt war. Ein Diplomat dritten Ranges lag lebensgefährlich an einem eingeklemmten Bruche darnieder. Sisca ward gerufen, um ihn zu operiren. Der Chirurg sagte: „Operire ich ihn, so stirbt er und das Publikum wird sagen, ich habe ihn umgebracht; operire ich ihn nicht, so stirbt er gleichfalls, aber mein Ruf bleibt unangetastet. Ich operire ihn nicht." Der Diplomat starb. In den lezten dreißig Jahren wurde, wo man ihn bezahlen konnte, keine Unze Blut abgezapft und kein Blutegel angesezt, als von seiner Hand. So erklärt sich's, wie Sisca so große Reichthümer sammeln konnte, ohne eben ein Hexenmeister zu seyn.

Ueberhaupt wird in Rom die medizinische und chirurgische Praxis auf eine Art betrieben, wovon man in Deutschland keinen Begriff hat. Alle Aerzte und Chirurgen werden hier reich. Der Grund davon möchte nicht schwer zu finden seyn. Einmal fällt das Kuriren aus Freundschaft ganz weg; höchstens werden die nächsten Blutsverwandten gratis besucht, die Seitenverwandten müssen bezahlen. Die gesezliche Taxe ist zwar nur zehn Bajocchi; indessen würde ich es keinem Kranken rathen, seinen Arzt mit diesem Honorar abzuspeisen. Die Armenärzte, welche in den verschiedenen Stadtvierteln angesezt sind, müssen jedem Vorzeiger eines vom Pfarrer des Kirchspiels ausgestellten Armenattestats unentgeldlich Hülfe leisten. Daß sie einen schweren Stand haben, ist bei der ungemeinen Sorgfalt, welche der hiesige Pöbel für sein Individuum trägt, begreiflich, und die Menge ärztlicher Besuche, die er verlangt, ist selbst der verhältnißmäßig Wohlhabenste nicht im Stande, zu bezahlen. Folglich muß er für arm passiren. Das Attestat des Pfarrers ist leicht erschlichen; der Pfarrer darf, eben in seiner Eigenschaft als Pfarrer, nicht hartherzig seyn. Aber die Wachsamkeit des Arztes ist schwerer zu täuschen, obgleich, um diesen Zweck zu erreichen, tausend Künste ersonnen werden. Wo irgend ein überflüssiges Möbel ist, wird es zum Nachbar geschafft, so daß nur ein Tisch und so viele Stühle dableiben, als die Familie Köpfe zählt, wobei die Kinder leer ausgehen; aber der Arzt sagt mit Figaro: A un fripon un fripon et demi. Nicht die wurmstichigen Stühle, nicht die wackelnden Tische sind es, welche ihm den Maßstab des Vermögenszustandes seiner Patienten geben; er kennt einen andern und sicherern: das ist die Matraze. Ein Patient, der noch eine Matraze hat und nicht auf dem bloßen Stroh schläft, ist nicht arm und der Armenarzt braucht ihm seine Besuche nicht gratis abzustatten. Eine solche Matraze ist, bei der ungeheuern Größe der hiesigen Betten, schwer unsichtbar zu machen. Der Patient sucht sie also so gut als möglich unter der Decke zu verbergen; allein der Arzt weiß so geschickt zu manövriren, daß, wie sorgsam auch die Angehörigen sich zwischen ihn und das Bett stellen oder ihn sonst zu unterhalten suchen mögen, seine Hand plözlich unter der Decke steckt, man weiß nicht wie. Findet er die verhängnißvolle Matraze, so sagt er: Addio, und kommt nicht wieder. Ein solches Verfahren scheint auf den ersten Blick hartherzig, ja unmenschlich; untersucht man aber die Umstände genauer und ist man nur erst recht vertraut mit der Denkungsart des hiesigen Volks geworden, so erscheint die Sache in einem natürlichen Lichte. An unentgeldlichen, sehr gut eingerichteten Heilanstalten hat Rom Ueberfluß; aber der Römer hat einen Widerwillen dagegen; so lange er noch einige Paoli in die Apotheke zu tragen hat, geht er nicht hinein. Ist es unter solchen Umständen dem Arzte zu verdenken, daß er nach der Matraze fühlt und dadurch den Kranken wider seinen Willen zwingt, ins Hospital zu gehen, wo er ohne Vergleich besser gepflegt wird, als in seinem Hause?

Vor einigen Wochen fand hier in der Dominikanerkirche eine öffentliche theologische Disputation statt. Das Schiff der Kirche war mit rothen Tapeten ausgeschlagen; an der rechten Seite (vom Altare aus), an den Mittelpfeiler gelehnt, stand der Thron für den präsidirenden Kardinal, ihm gegenüber saß der Kandidat und zur rechten Hand der opponirende Dominikaner mit seinem Gehülfen. Der Proponent war ein nicht mehr junger Weltgeistlicher mit völlig greisem Haupte, dem, wie man sieht, die Lust nach akademischen Würden etwas spät angewandelt hatte. Er zeichnete sich nicht minder durch sein ungemein fertiges Lateinsprechen, als durch seine zwar ehrerbietige, aber sehr ungezwungene, höchst schlichte Haltung aus. Die Thesis hieß: Das Zurücktreten des rothen Meeres, im Augenblicke, wo Moses mit seinen Israeliten durchzog, war keine gewöhnliche und nothwendige Naturbegebenheit, sondern ein wirkliches Wunder. Wer begreift nicht, daß es dem Opponenten, und zwar ex officio, gestattet seyn mußte, Einwürfe vorzubringen, welche öffentlich hören zu lassen, mit dem religiösen Dekorum schwer vereinbar scheint. Aber der Dominikaner bediente sich der ihm zustehenden Freiheit in einem so hohen Grade, daß selbst die unverfänglichsten seiner Einreden kizlich genug waren, um von einer deutschen, nicht eben sehr orthodoxen theologischen Fakultät als kezerisch verdammt zu werden. Eine derselben, und zwar keine der stärksten, hieß: „So lange eine Begebenheit noch aus dem natürlichen Laufe der Dinge erklärt werden kann, ist es unphilosophisch, ja selbst beleidigend gegen die Allmacht Gottes, zur Voraussezung von Wundern seine Zuflucht zu nehmen." Wer wird mir aber glauben, wenn ich sage, daß der Opponent alle seine Einreden, von Anfang bis zu Ende, auswendig gelernt hatte, und daß ihm, wenn er anstieß, von seinem Gehülfen, wie einem Schauspieler vom Souffleur, eingeholfen wurde? Man wird meinen, da der Opponent nicht wissen konnte, was ihm der Proponent seinerseits einwenden werde, sey ein solches Auswendiglernen eine reine Unmöglichkeit gewesen, es wäre denn, sie hätten sich ihre Behauptungen und Gegenbehauptungen zuvor mitgetheilt. Ohne zu lezterer Voraussezung meine Zuflucht zu nehmen, glaube ich, die Sache sehr natürlich erklären zu können. Auf dem gedruckten Programme war die Hauptthesis in mehr denn zwanzig Unterthesen abgetheilt und in diesen in allgemeinen Säzen die Vertheidigung, welche der Proponent vorbringen wollte, angedeutet. Die Sorgfalt, welche der Opponent anwandte, keine von seinen memorirten Einreden verloren gehen zu lassen, war so groß, daß er mehrere Male, wenn ihm wider Erwarten sein Gegner in die Rede fiel und ihn zwang, auf den gemachten Einwurf auf der Stelle zu antworten, unmittelbar darauf die abgebrochene Phrase wieder auffaßte und zu Ende brachte. Die Disputation kam nicht zum Schluß. Denn kaum war alles im besten Zuge, als es vier-und-zwanzig schlug; der Kardinal klatschte ein Paar Male in die Hände und die Versammlung war aufgehoben. Dieß Klatschen bedeutet in solchen Fällen zweierlei, den Beifall für die Disputirenden und das Zeichen zur Beendigung der Feierlichkeit.

---

## Charade.

### Erste und zweite Sylbe.

Nach uns verlangt im heißen Sommer oft
Euch Schnitter, wenn der helle Mittag brennt;
Das Weib daheim, die solch Verlangen kennt,
Schickt euch nicht leer, was ihr zu leeren hofft.

### Dritte Sylbe.

So hingeworfen, wie von Malers Hand,
So stolz hinlaufend, ohne viel Verstand,
So rührend in empfindsamem Gedichte,
So edel in heroischer Geschichte,
So stark, aus Eisen einen Strick zu machen,
So reich an Fülle, selbst für Hayfischrachen.

### Das Ganze.

Saht ihr verdorrtes Leben schon in Massen
Hoch schweben in der Luft, von mir gezogen?
Dann hat euch auch die Hoffnung nicht gelogen,
Ihr werdet schnell des Ganzen Deutung fassen.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 57.

# Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. März 1830.

Der Abschnitt? gut. — Der Vers? fließt wohl. — Der Reim? geschickt.
Die Wort'? in Ordnung. Nichts, als der Verstand, verrückt.

Wernike.

## Der französische Improvisator Pradel.

Ich erinnere mich, daß vor mehreren Jahren ein französischer Seiltänzer in Süddeutschland herumreiste, der sich auf seinen Ankündigungszetteln premier danseur de l'Europe nannte. Der bescheidene Mann fiel mir ein, als der bekannte französische Improvisator, Eugène de Pradel, in Genf ankam und einen Zettel ausgab, aus dem ich hier nur einige Stellen, und zwar französisch, ausheben will, da sie in deutscher Uebersetzung viel von ihrem Werth verlieren. Dieser Mann nannte sich premier improvisateur français, Professeur de Poésie et de Lecture, membre de plusieurs académies et sociétés savantes, venant de Fontainebleau, où il a eu l'honneur d'improviser devant sa Majésté et LL. AA. RR. Monseigneur le Dauphin et Madame la Dauphine. Von einem seiner Contes sagt er: il a obtenu un grand succès dans les plus brillantes réunions de la capitale. Weiterhin heißt es: les procédés employés par M. Eugène Pradel, pour convaincre l'auditoire de sa franchise et de sa bonne foi sont tellement satisfaisans, qu'ils ne laissent aucun doute sur l'existence d'une faculté de l'intelligence humaine, dont il a donné seul l'exemple. In ähnlichen aufgeblasenen, affektirten und lächerlichen Phrasen ging der Zettel bis ans Ende. Hätte ihn Scribe zur Hand gehabt, als er seinen herrlichen „Charlatanisme" schrieb, so hätte er gewiß manches daraus genommen. Nun ist so viel wahr, daß man es vor Pradel in Frankreich für unmöglich hielt, in der Landessprache zu improvisiren. Warum? weiß ich nicht recht, da es dem Französischen nicht an Reimen fehlt, und überdieß in seiner Verskunst nichts gewogen, sondern nur abgezählt wird. Der Poesie-Professor gab drei Improvisations-Soiréen in Genf, in denen alles vorkam, nur keine Poesie, dafür eine Menge hübscher und galanter Wendungen, Witze, Pointen und eine bewundernswürdige Geläufigkeit, Verse und Reime aus dem Stegreif und nach vorgegebenen Endreimen zu machen. Sein Hirn ist wirklich das ungeheure Magazin einer ungeheuren Spinnfabrik von Alexandrinern. Den ersten Abend wurde ihm die Verschwörung von Cinq-Mars als Gegenstand der zu improvisirenden Tragödie aufgegeben, und die Personen bestimmt, die darin vorkommen sollten; unter andern, Ludwig XIII., Richelieu, Cinq-Mars, De Thou, Laubardemont, Anna von Oestreich, Marion Delorme. Nach fünf Minuten Ueberlegung begann Pradel wirklich sein Trauerspiel, in dem eine Menge hübscher Verse, guter Wendungen, aber durchaus keine Charakteristik, keine Farbe und keine Dichtung zu bemerken waren. Die Ausfüllung der gegebenen Endreime, welche hernach kam, war unstreitig das Beste. Pradel zeigte in diesem scheinbaren Kampf der ungleichartigsten Dinge viel Geistesgegenwart, die den Franzosen eigene, schnelle Fassungskraft und eine große Leichtigkeit in Ueberwindung prosodischer Schwierigkeiten; denn in dem Augenblick, wo ihm Gegenstände zu Chansons oder Endreime aufgegeben wurden, begann er auch seine Verse und führte sie ohne Anstand und Stocken zu Ende. Da, wo ihn die Gedanken sitzen ließen, wußte er sich mit Galanterie, be-

sonders gegen die Damen, zu helfen; was denn auch nie seinen Zweck verfehlt, selbst bei den unsrigen nicht. In einer zweiten Versammlung wurde ihm zum Gegenstand der Tragödie der Tod Karls des Kühnen von Burgund gegeben, der bekanntlich bei Murten und Grandson von den Schweizern geschlagen wurde. Es ist aber nicht zu läugnen, daß Karl, der vor Nancy von Campo-Basso meuchlerisch umgebracht worden seyn soll, ziemlich undankbar für einen tragischen Improvisator ist. Darum flocht Pradel eine endlose Liebesepisode ein, die fast die ganze Haupthandlung verschlang. Es versteht sich von selbst, daß den Schweizern in diesem Stück viel Verbindliches gesagt wird, besonders da, wo der schweizerische Gesandte, Reding, auftritt. Nachher gab er uns abermals hübsche Kleinigkeiten, Lieder, Erzählungen und Endreime zum Besten. In seiner dritten und letzten Vorstellung glückte ihm das Trauerspiel besser als vorher. Es ward ihm Colignys Tod zum Gegenstand gegeben, und er behandelte ihn wirklich mit viel Geschick. An den obligaten Komplimenten für die Franzosen fehlte es auch hier nicht. Als Besme, an der Spitze der mit Dolchen bewaffneten Mörder, zu Coligny hereindringt, ruft ihm dieser zu:

Vous portez des poignards dans ces momens d'alarmes,
Et vous êtes français!.. ce ne sont point vos armes.

Der Admiral sinkt nun unter Besme's Dolchstichen und sagt sterbend zu seinem Mörder:

Vas, Besme, ce moment.. je le vois sans effroi,
Et mon sang repandu doit retomber sur toi.
Mais que dis-je? aujourd'hui c'est le ciel qui m'ordonne
D'oublier ton forfait ... Besme, je te pardonne;
Je termine mon sort en priant pour le tien,
Et te laisse en mourant l'exemple d'un chrétien.

Diese Stelle ist wohl das Beste, was er improvisirt hat. Von seinen Couplets und Bouts-rimés führen wir von jedem Eins an, um den Lesern doch einen Begriff von der Art und Weise zu geben, wie Pradel sich darin vernehmen ließ. Auf das Wort liberté machte er sogleich folgendes hübsche Kouplet:

Lorsque j'ai franchi la frontière,
Je me suis dit: „Assurement
Dans un doux climat sa lumière
Ve te frapper rapidement.“
Elle a rempli mon espérance,
Et je pourrais Vous faire voir
Qu'il est bien plus facile, en France,
De la chanter que d'en avoir.

Von den Endreimen kann Folgendes angeführt werden:

Messieurs, je ne suis par si bête;
On ferait cuire un artichaud
Du feu qui brule dans ma tête:
C'est un véritable réchaud.
La femme a beau vieillir, a beau porter perruque,
Elle jase encor mieux qu'un joli perroquet:
N'eut-elle plus de dents, et fut-elle caduque,
Il lui reste encor son caquet.

Das Reimen aus dem Stegreif ist durch Pradel für einige Monate so Mode bei uns geworden, daß die Buben auf den Straßen sich Ungereimtes in Reimen zurufen. Dadurch ist das Improvisiren etwas in üblen Ruf gekommen, und man sieht ein, daß man es mit vieler Uebung und einem Magazin immer wiederkehrender Ideen, Phrasen und Wendungen wohl eben so weit wie Pradel bringen kann.

## Die Soolengruben und die Quellen von brennbarem Gas in China.

Eine sehr merkwürdige Erscheinung ist die Verbindung von Salzwerken und Strömen brennbaren Gases, die sich in der an Tibet grenzenden chinesischen Provinz Sz-Tchouan findet. Beim Flecken Ou-Thoung-Khiao, vier Meilen ostwärts von der Stadt Yang-Kian, am Fuße des großen Berges Ou-Thoung-Chan, befinden sich auf einem Flächenraum von zehn Meilen in der Länge und vier bis fünf in der Breite mehrere Tausend Salzbohrlöcher. Jeder nur etwas wohlhabende Privatmann sucht einige Theilnehmer zu bekommen und läßt dann ein oder mehrere Löcher bohren. Die Kosten belaufen sich im Durchschnitt auf 4000 fl. Die Löcher sind gewöhnlich 15 — 1800 franz. Fuß tief und halten dabei blos 5, höchstens 10 Zoll im Durchmesser. Fast alle sind in den Fels gebohrt. Die Bohrmaschine, mittelst welcher die Chinesen in so ungeheure Tiefen dringen, so wie die Mittel, die Soole heraufzuschaffen, sind außerordentlich einfach und wirksam. Die Soole liefert durch Abdampfung ein Fünftheil, zuweilen ein Viertheil Salz; das Salz ist sehr scharf. Zur Abdampfung bedient man sich großer gegossener Kufen, die fünf Fuß im Durchmesser halten und nur vier Zoll tief sind. Der Salzkuchen, der die Gestalt der Kufe hat, wiegt über 200 Pfund.

Das Merkwürdigste ist nun aber, daß häufig diese Bohrlöcher zugleich Quellen von brennbarem Gas sind. Hält man, wenn der volle Soleneimer aufgezogen wird und nächstens zum Vorschein kommt, eine Fackel an die Mündung, so entzündet sich jenes Gas und bildet eine zwanzig bis dreißig Fuß hohe Feuergarbe, welche leicht das Schutzdach des Brunnens in Brand stecken kann; dieß kam schon durch Unvorsichtigkeit oder Bosheit der Arbeiter vor. Es gibt Brunnen der Art, aus denen man gar keine Soole schöpft, die aber so viel Gas liefern, daß man damit die Soole aus benachbarten Bohrlöchern fortwährend abdampfen kann. So sieht man bei Tsiee-Lieou-Tsing in einem Thal vier Löcher, die Anfangs Wasser gaben, aber seit

etwa zwölf Jahren versiegt sind. Man bohrte dann, um wieder Wasser zu bekommen, über 3000 Fuß tief, jedoch vergeblich. Dagegen sah man eine Säule brennbarer Luft, welche eine Menge schwarzer Theilchen mit sich führte, herausstreichen, und die Luft strömt noch fortwährend mit einem Geräusch aus, das sehr weit gehört wird. Ueber der Mündung von zweien dieser Löcher hat man ein sechs Fuß hohes steinernes Gewölbe gebaut, damit man die Luft nicht in Brand stecken könne. Vor kurzer Zeit hat sich dieser Unfall ereignet; das Feuer pflanzte sich sogleich nach innen fort und es erfolgte ein Schlag, der den Boden erschütterte, gleich einem Erdbeben. Man meinte, das Feuer löschen zu können, indem man Koth, Steine und Wasser in die Oeffnung schüttete, und diese Mittel helfen auch gewöhnlich, wenn die Luftsäule nicht stark ist; dießmal aber ging es nicht, und man sah sich genöthigt, auf eine Anhöhe über dem Bohrloch so viel Wasser zu bringen, daß es eine Art See bildete; man ließ nun diesen rasch in die Oeffnung ab und so gelang es, den Brand zu löschen. Die Kosten beliefen sich auf 15,000 fl., was in China gar nicht wenig ist.

Diese Quellen von brennbarer Luft werden nun zur Heitzung und Beleuchtung sämmtlicher Salzwerke in der Nähe benutzt. Bambusröhren leiten das Gas überall hin, wo man es braucht; am Ende befindet sich ein Ansatz von Thon, damit sie nicht anbrennen. Ein einziges Bohrloch heizt über 300 Kessel; das Feuer ist außerordentlich stark und die Kessel werden in wenigen Monaten unbrauchbar. Das Gas wird auch zur Beleuchtung der Straßen und der großen Hallen oder Küchen verwandt. So liefert hier die Natur eine vollständige Beleuchtungsanstalt, wie wir sie in unseren Städten nur mit Mühe künstlich schaffen. Alles Gas kann nicht verbraucht werden; der Ueberschuß wird zur Saline hinausgeleitet und brennt hier in drei großen Feuergarben. Der Boden ist brennend heiß, sogar im Januar sind daher die Arbeiter halb nackt. Winters graben die Armen, um sich zu wärmen, den Sand einen Fuß tief auf, zünden das Loch an und setzen sich umher.

Diese seltsame Verbindung von Salzwasser mit brennbarem Gas läßt sich allein daraus erklären, daß die Salzschichten mit Steinkohlen abwechseln; auch findet man wirklich beim Bohren leztere sehr häufig. Es gibt in der Gegend mehrere Steinkohlengruben; sie enthalten vieles Gas und man darf darin keine Lampen brennen. Die Bergleute leuchten sich kümmerlich mit einem Gemisch von Sägespänen und Resina, das ohne Flamme brennt.

Die Sohlengruben und Kohlenmienen geben in dieser Gegend außerordentlich vielen Menschen Beschäftigung; manche reiche Privatleute besitzen hundert Bohrlöcher und mehr.

---

## R o m a n z e.

Bei dem Glanz des stillen Mondes
Fährt auf lindbewegter Welle
In das Meer hinaus die holde,
Wunderholde Arabelle;
Ohne daß die Abendfrische
Ihre Liebesgluten kühlet,
Die des Maurenkönigs Tochter
Für den Christenhelden fühlet. —
Noch von dem Geliebten träumt sie,
Als schon, ohne Gegenwehre,
Ihre Barke sich ergeben
Einer spanischen Galeere;
Und vor dessen Führer neigt sich
Arabella nun, beklommen,
Spricht: Ich war schon früher Sklavin,
Eh' gefangen ich genommen.

Ludwig Robert.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Englisches Kalenderwesen. Statistische Angaben aus dem neuen Volkskalender.

Zu einem ersten Berichte im neuen Jahr schickt sich wohl nichts besser, als einige Nachricht von unserm neuen Kalenderwesen. Wohl in keinem aufgeklärten Lande hielt sich der alte Kalenderschlendrian länger aufrecht, als bei uns; der Nation, die sich par excellence die civilisirteste nennt, tischte man noch immer astrologische und andere marktschreierische Quacksalbereien in dem ausgebreitetsten aller Volksbücher, und dieß „auf höhere Autorität,“ nämlich die der alten Corporation der Stationers Company, auf. Hier zeigt sich Ihnen wieder ein schönes Beispiel von den Folgen des bei manchen alten Staatsweibern unserer Tage noch so beliebten Monopol- und Restaurationssystems. Die brittischen Minister entdeckten nämlich schon gar früh verborgene Goldschichten in der Kalenderregion, aus welcher das köstliche Erz mit wenig Mühe in den Schmelzofen der Schatzkammer gebracht werden konnte, und daher bewilligte das Parlament, das immer bereit war, sich des Volkes anzunehmen und dasselbe zur Herbeischaffung des edeln Metalls recht thätig arbeiten zu lassen, den Ministern schon im neunten Regierungsjahre der Königin Anna zwei Pence Abgabe auf jeden Kalender; die ehrwürdige Kompagnie erhielt das Verkaufsrecht, und das Volk zahlte um so lieber ein Paar Pence mehr, da ihm nun die Wetterprophezeihungen, geheime Deutungen und Anderes der Art mit allerhöchstem Privilegio übergeben wurden. Unter der Regierung Georgs II. bewilligte das Parlament eine fernere Abgabe von zwei Pence; doch unter dem hochseligen Könige Georg III. kannte seine Großmuth keine Grenzen, und zu vier verschiedenen Malen erhöhte es die Stempelabgabe, so daß wir gegenwärtig, nur um den Zeitlauf der Tage zu ersehen, einen Schilling und drei Pence oder etwas über 7¾ Gran Gold dem Schatze einliefern müssen. Das Stempeldepartement befand sich und befindet sich noch wohl dabei, und die Stationers Company eben so bei ihrem Monopole, da sie für London allein nicht weniger als dreizehn verschiedene Kalender verfertigen ließ, unter welchen Francis Moore's Almanach wegen

des darin enthaltenen Aberglaubens gar großes Aufsehen machte; für die Grafschaften im Innern des Landes wurden acht andere fabrizirt. Die monopolistische Gesellschaft rückte aber in ihren Kalendern nur mit den Jahren, aber nicht mit der Zeit fort, bis endlich ein anderer antimonopolistischer Verein, der den Namen „Gesellschaft zur Verbreitung nüzlicher Kenntnisse“ trägt, und unter der wirksamen Leitung zweier Männer, Namens Henry Brougham und Lord John Russel, steht, im Jahre 1828 auf den sonderbaren Gedanken gerieth, mit den alten Perrücken in die Schranken zu treten, der Regierung ebenfalls die Stempelabgabe zu sichern und zu versuchen, ob sie nicht dem Volke für sein Geld etwas Vernünftigeres liefern könnte. So erschien denn der erste gute Volkskalender zu London im Jahre 1828 und fand reißenden Absaz; die Monopolisten wütheten gegen die Neuerer, die in den Augen jener eben solche Revolutionärs waren, wie die Guizots, Cousins, Constants und Perriers heut zu Tage den kurzsichtigen Blicken eines restaurirten französischen Kirchendignitars erscheinen. Jene Neurer fanden aber bald, daß ein Kalender, troz der hohen Abgabe an die Regierung, dennoch verhältnißmäßig wohlfeil seyn müsse, um Absaz zu erhalten, und daß sie den gewöhnlichen Preis von 2½ Schilling nicht übersteigen dürfen, was ihnen aber andernseits unmöglich machte, eine so große Masse nüzlicher Aufsäze zu liefern, als sie gewünscht hätten. Sie beschlossen daher, eine Theilung der Arbeit einzuführen und dem Almanach einen Kollegen unter dem Titel Companion to the Almanach zu geben, so daß nun der Zeitenweiser und sein Trabant das Publicum fünf Schillinge (drei Gulden) kosten; für diesen Preis erhält dasselbe aber auch eine Masse nüzlicher Mittheilungen, die es vor wenig Jahren vergeblich für fünf Pfund Sterling gesucht haben würde. Besonders aber hat sich der Companion die Gunst selbst der unterrichteten Klassen zu erwerben gewußt, und da sogar die Regierung zur Vertheilung in die Staatsbureaus dieses Jahr 1500 Exemplare kaufen ließ (eine fast beispiellose Erscheinung), so wird Ihnen eine flüchtige Analyse des diesjährigen Inhalts dieser jährlich verjüngt wiederkehrenden kleinen Volksschrift vielleicht nicht überflüssig erscheinen. Dieselbe hat vier Abtheilungen; in der ersten finden sich äußerst werthvolle Aufsäze über die Zeitrechnung sämmtlicher Völker des Alterthums und unserer Zeit, und über mannigfaltige Naturerscheinungen auf unserer Erdkugel; besonders wären der neunte und zehnte Aufsaz über Ebbe und Fluth und die Naturbeschreibung des Wetters sogar einer Stelle in manchen Philosophical transactions nicht unwerth. Die zweite Abtheilung ist chronologischen und statistischen Gegenständen gewidmet; einige Data aus diesen statistischen Nachweisungen dürfen ihres Interesses wegen nicht übergangen werden. So wird die Geschichte einer einzigen Sparbank in der hiesigen Hauptstadt gegeben, die uns zeigt, welch ein Schaz von Sittlichkeit und Besonnenheit noch unter den mittleren und geringeren Klassen der Hauptstadt anzutreffen ist, troz der marktschreienden Klagen über fortwährende sittliche Verschlimmerung unserer Zeit. Jene Sparbank wurde am 10. Febenar 1817 eröffnet; das bei ihr bis Ende 1818 eingelegte Kapital betrug 12.510 Pf. Sterl. Dieß hat sich nun in 10 Jahren, mit dem Schlusse von 1828, auf das Zwanzigfache, nämlich auf 251.133 Pf. gehoben, die das Eigenthum von 8467 Personen sind. 4538 Individuen hatten nicht über 20 Pf., 2360 Personen nicht über 50 Pf., 1038 nicht über 100 Pf., 304 nicht über 150 Pf., 120 nicht über 200 Pf. und 87 über 200 Pf. stehen; von dieser Zahl bilden nach meiner Berechnung die dienenden Klassen, welche bei ihren Heerschaften, außer Lohn noch Nahrung, Obdach und in den meisten Fällen auch Kleidung erhalten, $\frac{17}{100}$; selbstständige Handwerker und Kleinhändler $\frac{31}{100}$; Arbeiter und Träger, in Diensten Anderer, $\frac{8}{100}$; minderjährige Personen $\frac{8}{100}$; endlich Wittwen, Elementarschullehrer, Matrosen und Militärs $\frac{14}{100}$. Das Institut der Sparbanken, einer der größten Erfindungen der Menschenliebe unserer Zeit, scheint aber überhaupt sowohl im hiesigen Lande, als in ganz Europa noch in seiner Kindheit zu seyn, und zuvörderst muß das Gift des Lotteriewesens aus Deutschland und allen Ländern geschafft werden; ohne diesen Schritt bleiben Schulen, Sparbanken, Predigten und gute Volksbücher nur halbe Arbeit. Kehren wir zu unserm Companion zurück. Auf eine Liste der griechischen Kaiser, der mohamedanischen Besizer des griechischen Thrones und der herrschenden Fürsten Europa's folgt eine aus den Weimarschen geogr. Ephemeriden entlehnte Angabe der Anzahl der Juden in allen Welttheilen; beiläufig gesagt, höchst unvollständig; ihre Anzahl im brittischen Reiche wird daselbst auf 12.000 geschäzt, während die dreijährigen Mortalitätstabellen der lezten Jahre in ihren sechs hiesigen Synagogen oder Gemeinden, nach dem Verhältnisse von 1 zu 52½, eine Zahl von 17.986 für die hiesige Hauptstadt und Umgegend ergeben. Die gesammte Anzahl der Juden in Großbritannien wird in einer vor Kurzem hier erschienenen Flugschrift auf 27.000 geschäzt. Nächst diesen Angaben über das auserwählte Volk erhalten wir statistische Nachweisungen über die Sträflinge in der Milbank penitentiary oder Musterzuchtanstalt vom Jahre 1828. So vortrefflich diese Anstalt auch ist, findet sie doch nicht den allgemeinen Beifall beim Publikum, den sie verdiente. Es ist aber nur die Kostspieligkeit der Unterhaltung derselben, nach einem Anfangs irrig angelegten Plane, die mit Recht mißfällt, nicht die auf Besserung des Gefangenen selbst und seiner Sittigung nach erstandener Strafzeit hinzielenden Anordnungen; es ist dieß ebenfalls ein großer, in allen Ländern mehr oder minder zur Ausführung gebrachter Gedanke unsers jezt lebenden Geschlechts, den wir unsern Nachkommen als ein Erbgut und Zeugniß hinterlassen, daß ihre hingeschiedenen Verfahren besser waren, als böse Geister unsere Zeit und den in ihr regen Ideenkreis schildern wollen. Von den 696 Sträflingen, welche das Haus im Jahre 1828 enthielt, wurden 83 wegen guten Betragens der königlichen Gnade empfohlen, und erhielten sie; 43 empfingen wegen besonders guter Aufführung nach längerer Zeit ihre Freiheit und die nach dem Reglement der Anstalt ihnen zuerkannte Prämie; acht Andere hatten ebenfalls vollgültigen Anspruch, leisteten aber Verzicht darauf. Mir selbst sind zwei Individuen, ehemalige Sträflinge, bekannt, die nach erlerntem Handwerke und erlangter Freiheit als rechtliche Männer ihr Brod verdienen, und jezt jährlich zur Erhaltung jener Anstalt selbst ihre Guinee als Ertrag aus dem Fache, das sie dort erlernt hatten, beitragen; jene Anstalt besizt wohl kein Kapital, das ihr schönere Zinsen trüge.

(Die Fortsezung folgt.)

---

## Berichtigung.

In dem Gedichte Heidenthum von G. Pfizer in Nr. 51 des Morgenblatts sind die Zeilen S. 202 Sp. 1 Z. 29 ff. mit einem Fragezeichen zu lesen:

Doch wenn der Jugend Rose verrauchet,
Selige Götter alternd vergehn,
Wird, der das Lied in die Lüfte hauchet,
Ueber dem Loos der Vergänglichkeit stehn?

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 58.

# Morgenblatt
## für
# gebildete Stände.

Dienstag, 9. März 1830.



Sie können sterben! Aber ich, Verworfner,
Ich kann nicht sterben! Ach, das furchtbarste Gericht
Hängt schreckenbrüllend ewig über mir.

Schubart.

## Sinnbilder von Gustav Pfizer.
### Der ewige Jude.

Erhebe deine trägen Wellen,
Du mattbewegter Strom der Zeit!
Laß sie zum Haupt des Berges schwellen
Aus ihrer dumpfen Niedrigkeit!
Daß sie auch mich, auch mich berührten
Mit rascher wechselvoller Fluth!
O daß sie dorthin mich entführten,
Wo man vom langen Harme ruht!

Ich steh' gebannt schon tausend Jahre
Auf dieses Berges öder Höh';
Schon damals waren bleich die Haare,
Jezt ist's, ich fürcht', ein ew'ger Schnee.
In Gram will oft der Geist ermatten,
Da weckt auf's neu' ihn Angst und Graus;
Der todte Tag wirft seinen Schatten
Noch vorwärts riesenhaft hinaus.

Oft steh' ich düster und ersinne,
Zu meiner Pein, die höchste Zahl,
Und rechne mir es zum Gewinne,
Wenn ich ihr Eine Stunde stahl.
Das was begann, das muß auch enden,
Und, der gestreut der Jahre Saat,
Muß einmal seine Schnitter senden,
Wo mir auch die Befreiung naht.

Da murmelt's aus dem tiefen Grunde
Bedenklich zu mir auf den Spruch:
„Du kennst das Räthsel nicht der Stunde,
Du kennst nicht deinen eignen Fluch!
Die Wellen, welche abwärts floßen,
Beherrscht des ew'gen Kreises Pflicht,
Und den, den Gottes Mund verstoßen,
Berühren seine Engel nicht.“

Längst von der jungen Welt verlassen,
Gefürchtet halb und halb gehöhnt!
Zu tief im Elend, um zu hassen,
Der Liebe sanfter Macht entwöhnt!
Ein Fels, in seine Nacht versunken,
Vom Druck der alten Jahre stark!
Vom Wachen wie betäubt und trunken,
Und zehrend von des Fluches Mark!

Wenn die Jahrhunderte sich häufen,
Wird nie am alten Zauberbaum
Die süße Frucht des Wahnsinns reifen,
Daß ich das Weh vergäß' im Traum?
Wenn sich mir nah'n die Truggestalten:
Ziehn Geisterhände mich empor,
Und meinem starren Auge halten
Ein gräßlich waches Bild sie vor.

Vergessen sind des Vaters Züge,
Der Mutter schönes Angesicht!
Erinn'rung äfft mit einer Lüge
Das Auge, doch sie täuscht es nicht. —
— Hab' ich nicht auch ein Kind begraben? —
Ein sterblich Weib hat es gesäugt! —
Ich, über Zeit und Tod erhaben,
Ich habe keinen Wurm erzeugt!

Und von der Menschheit durch die Scheide
Der Zeit getrennt und Riesenschmerz —
Ich leihe doch noch Einem Leide,
Ein Thor wie vormals, dieses Herz.
Wie aus der Brust hinausgehalten
Und dienend einem fremden Wahn,
Sieht es verkümmerte Gestalten
Mit einem Rest von Mitleid an.

Und wer sie sind, um welche Trauer
Die lang erstarrte Brust erweicht,
Und mich ein übermächt'ger Schauer,
Als schaute ich mein Bild, beschleicht? —
Sie sind von meines Volkes Stamme,
An Einer Fahne haltend treu;
Das Elend ist auch i h r e Amme,
Auch i h r e Zeit ist längst vorbei!

Zum Siege zog voran die Wolke
Durch Wüsten, hell im Purpurschein;
Sie leuchtete dem frohen Volke
In seiner Väter Land hinein;
Von Gottes heil'gem Lichte glühend,
Erglänzte Mose's Angesicht;
Die Nationen zeugten fliehend:
Erfüllt wird, was Jehovah spricht.

Mit Segen hat der Gott der Thronen
Auf Davids Herrlichkeit geschaut;
Er hat gewürdiget zu wohnen
Im Haus, von Salomo erbaut.
Er will nicht mehr sein Volk besitzen,
Er hat sich von ihm abgekehrt;
Er hat mit seiner Allmacht Blitzen
Sein eignes Heiligthum zerstört.

Doch weicht nicht von dem Herrn der Sklave,
Und wenn E r zürnend sie verläßt:
S i e greifen in das Schwert der Strafe
Und halten ewig an Ihm fest.
Nach der Weissagung ringt der Glaube
Aus dem zerriß'nen Leib empor;
Sie rücken, schon das Haupt im Staube,
Dem Himmel die Verheißung vor.

Mühselig zwischen den Verächtern,
Genügend altererbter Pflicht,
Erstehn die Reihen von Geschlechtern —
Sie welken nur, sie blühen nicht.
Ihr Loos hat überall gewonnen,
Und fragt die Welt nach ihrem Glück —
So ist ihr Gold in Staub zerronnen
Und Armuth bleibet ihr Geschick.

Gewährung wollen sie erzwingen
Dem, was vielleicht schon lang erfüllt;
Verzweifelnd das Geschick verjüngen,
Wenn schon ein neuer Plan enthüllt.
Sie sammeln ein die reichsten Garben,
Und bleicher Kummer ist ihr Lohn;
Denn an der Güter Quelle darben
Lernt von dem Vater früh der Sohn.

In alle Länder, rastlos, tragen
Sie ihre Noth und ihre Pein;
In frischer Völker Jugend ragen
Wie Grabruinen sie herein;
An's bängste, ärmste Daseyn heften
Sie sich in knechtischer Geduld,
Mit des Instinktes Riesenkräften
Verweigernd längst verfallne Schuld.

Doch glücklich sie! sie dürfen rasten!
Der Tod vertheilt nach gleichem Recht
Des alten Fluches Centnerlasten
Abwägend auf ein ganz Geschlecht.
Es wird des Tagewerks Beschwerde
Der müden Väter Schaar entrückt;
Es ruht auf ihnen leicht die Erde,
Weil sie das Leben schwer gedrückt.

So dürfen wechselnd sie vererben
Des Lebens Last, den süßen Tod;
Es färben mit Geburt und Sterben
Sich ihre Tage weiß und roth.
Und Ich . . . .! verstummet schnöde Klagen!
Ein starr Gesetz gilt in der Welt;
Und diesen Fluch — wer könnt' ihn tragen,
Wenn er von meinem Haupte fällt?

Doch schau' ich bang empor zum Himmel
Und blicke nach des Meeres Höh'n;
Ich träum' in farbigem Gewimmel
Die Flaggen meines Volks zu seh'n.
So theil' ich selbst ein thöricht Hoffen,
Und jeder Morgen höhnend spricht:
Ist denn der Himmel noch nicht offen?
Dein Volk — kommt es noch immer nicht?

## Zur Geschichte der Naturwissenschaften.
### Nach Cuvier.

(Fortsetzung von Nro. 55.)

Die Resultate von Platos Forschungen über Weltseele und Materie finden sich im Timäus, einem ziemlich schwer verständlichen, aber sehr interessanten Buche, weil es die älteste auf uns gekommene Schrift eines griechischen Philosophen über die Naturwissenschaften ist.

Das Gespräch beginnt damit, daß Critias etwas erzählt, was ein alter Priester von Sais, einer Stadt in Niederegypten, die in Griechenland für Cecrops Vaterstadt galt, dem Solon erzählt haben soll. Jener Priester erzählte, Sais sey vor 10,000 Jahren durch eine attische Kolonie gegründet worden. Seit jener Zeit haben sich zahlreiche Ueberschwemmungen ereignet und alle Menschenwerke zerstört; in diesen Stürmen sey allein Egypten verschont geblieben, und habe daher auch noch seine alten Geschichtsbücher. Es braucht keiner Erwähnung, wie abgeschmackt die Annahme ist, daß ein Land, das sich kaum über den Spiegel des Meeres erhebt, bei einer Ueberschwemmung, wodurch höhergelegene Länder unter Wasser gesezt wurden, verschont geblieben sey. Aber man findet hier wieder, wie überall, die dunkle Sage von großen Erderevolutionen. Hieher gehört auch die Geschichte von der im Wasser versunkenen Atlantis, und man fände sicher noch mehr Spuren dieser Sage, wenn nicht Plato die ursprüngliche Tradition absichtlich mit Zuthaten von seiner Erfindung ausgeschmückt und dadurch entstellt hätte. Wenn er von den Kriegen der Einwohner jener Insel, von ihrer Verfassung u. s. w. spricht, so überläßt er sich wohl blos seinem Hang zur Dichtung, und alles dieß ist schwerlich seine Ueberzeugung.

Nachdem Critias mit seiner Geschichte zu Ende ist, nimmt Timäus das Wort und entwickelt eine weit höhere Weltansicht. Die Welt, sagt er, ist von der Gottheit gemacht worden; sie ist zugleich das Werk des Sohns, der sie gebildet, und des Vaters, der das Urbild dazu gegeben hat. Als der Geist, der von Ewigkeit her war, die Materie durchdrang, die selbst keinen Anfang gehabt hat, entstand aus ihrer Mischung die Weltseele. Die Welt hat also das Prinzip ihrer Bewegung in sich; sie hat übrigens auch alle wesentlichen Charaktere organischer Körper, sie ist ein wahres Thier. Nach Timäus existirte also die Materie vor der Schöpfung, und dieß war im Allgemeinen die Ansicht aller alten Philosophen, sogar derer, die an eine von der Welt unterschiedene Gottheit glaubten. Die Substanz aller Körper, fährt der Pythagoräer fort, ist zusammengesezt aus vier Elementen: Luft, Erde, Feuer und Wasser. Die Eigenschaften, welche jedes dieser Elemente besizt, rühren von der Gestalt seiner kleinsten Theile her, die beim Feuer Pyramiden, bei der Erde Würfel, beim Wasser achtseitige (Octaëder), bei der Luft zwanzigseitige Körper (Icosaëder) vorstellen. Jeder dieser Körper zerfällt wieder in vierseitige Körper (Tetraëder), so daß am Ende das ganze Universum aus dreiseitigen Pyramiden besteht. Diese Ideen haben eine auffallende Aehnlichkeit mit den Grundsätzen, auf denen unsere gegenwärtige Lehre von der Krystallbildung beruht. Ueberhaupt gibt es fast kein wissenschaftliches Prinzip, das die Alten nicht auf solche Weise gleichsam zum voraus errathen hätten. Es ist aber wohl zu merken, daß diese Prinzipien die Wissenschaften nur dann gefördert haben, wenn sie Schlußfolgen der Erfahrung und unmittelbaren Beobachtung waren; so oft man dergleichen von vorne herein aufstellte, haben sie sich von jeher durchaus unfruchtbar erwiesen. Endlich kommt Timäus auf den psychologischen und physiologischen Theil seiner Lehre; denn diese beiden Reihen von Erscheinungen, die uns heutzutage so bestimmt unterschieden scheinen, trennt er noch nicht. Wir bemerken hier überhaupt, daß vor Aristoteles die allergrößte Verwirrung in der Wissenschaft herrschte. Dieser wundergroße Mann war der erste, der an eine Eintheilung der menschlichen Kenntnisse dachte und sie zuerst in seinen Werken versuchte. Gott hatte die Weltseele geschaffen, indem er in den unförmlichen, materiellen Stoff für sich bestehende ewige Ideen brachte; aus dem Ueberbleibsel der Mischung bildeten sich die Seelen der organisirten Wesen, die sich zur Weltseele verhalten, wie die Tröpfchen, die an einem Gefäße hängen, zu der Flüssigkeit, die darin enthalten ist. Die menschlichen Seelen wurden auf den verschiedenen Planeten vertheilt; diejenigen, denen die Erde als Wohnplatz zufiel, befanden sich in einer Art von Prüfungsstand. Die niedern Götter hatten das Geschäft, sie mit Körpern zu bekleiden, deren sie zuvor nicht bedurften. Der Mensch hat drei Seelen bekommen: die vernünftige, die empfindende, endlich die grobe oder Pflanzenseele. Die vernünftige Seele wohnt im obersten Theil des Körpers, damit sie dem Himmel näher sey, aus dem sie stammt. Der Kopf, ihr Wohnplatz, ist rund geschaffen nach dem Bilde der Welt. Die empfindende Seele wohnt in der Brust; ihr Hauptsitz ist das Herz. Durch ihr Ungestüm würde sie über die vernünftige Seele herrschen wollen; um diesem vorzubeugen, ist ihre gegenseitige Verbindung mittelst des schmalen Halses erschwert worden. Die grobe, mit materiellen Dingen beschäftigte Seele wohnt im Unterleib. Die beiden leztern Seelen haben jede einen Aufseher: die Lungen, welche durch die Luft, die in sie dringt, erfrischt werden, sind neben das Herz gelegt; die Leber liegt in der Nachbarschaft des Magens, des Hauptsitzes der groben Seele, und in der Nähe ist auch die Milz, welche die

Unreinigkeiten ableitet, die ihn in seinen Verrichtungen stören würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Frankfurt a. M., 1. März.**

Armenunterstützung bei der strengen Kälte. Vorträge über Kälte.

Die ungeheure Kälte, wenn schon an sich ein negatives Prinzip, war gleichwohl die Triebfeder aller gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Thätigkeitsäußerungen während des verflossenen Monats. — Die äußerste Noth, worin der seit vielen Wochen bereits mit fast unerhörter Strenge anhaltende Winter die unvermögenden Klassen in der Stadt und Umgegend versezte, konnte bei dem bekannten Wohlthätigkeitssinne der Frankfurter Einwohnerschaft nicht unberücksichtigt bleiben. Mit dem Anfange des vorigen Monats traten daher mehrere Anstalten ins Leben, welche jene Noth zu lindern bezweckten. So wurden Lokale im Versorgungshause, im polytechnischen Vereine und in einem Privathause zu Sachsenhausen eröffnet, wo man Jedem, der sich meldete, warme, nährende Speise unentgeldlich verabreichte und wo es ihm noch überdieß gestattet war, im wohlgeheizten Zimmer nach Belieben zu verweilen. Es hat in der ersten Hälfte des Februars Tage gegeben, wo in jenen Lokalen mehr als 5000 Portionen ausgetheilt wurden. Die Kosten für diese Speise- und Wärmeanstalten, so wie für die unterschiedlichen, nicht unbeträchtlichen Holzvertheilungen an Bedürftige in der Stadt, wurden größtentheils durch Unterzeichnungen aufgebracht. Daneben hatte der Senat eine Summe von 2000 fl. zu eben diesem Behufe bewilligt; so wie denn auch ein von unserm Operndirektor, Kapellmeister Guhr, im rothen Hause veranstaltetes Konzert und ein vom Cäcilienvereine im Weidenbusche gegebenes Oratorium, wovon die Einnahmen dem nämlichen Zwecke überwiesen wurden, nicht unbedeutende Beiträge lieferten. Im Ganzen mögen für diese Zwecke wohl gegen 16.000 fl. eingegangen und verwendet worden seyn. — Die bedeutendsten Vorträge, die wir während dem Februar im physikalischen Vereine vernahmen, betrafen ebenfalls die Kälte und verknüpften so das absolute Interesse der Wissenschaft mit dem relativen Interesse des Augenblicks. So sezte in der lezten Generalversammlung dieses Vereins Dr. A. Clemens, erster Vorstand desselben, seine Beobachtungen über den Einfluß der Kälte auf den animalischen Organismus fort. Kälte, sagte er unter andern, ist immer, obwohl ein höchst mächtiger, durchdringender, doch nur negativer Reiz, und entspricht daher der Nachtseite des Lebens. Der Einfluß der Kälte bringt demnach überall Neigung zum Schlaf hervor. So bei Fußmärschen im kalten Winter, wo, wenn man dieser Neigung nachgibt, Schläfrigkeit, Einschlafen, Scheintod und, wird dieser nicht gehoben, Tod durch Erfrieren entsteht. Kälte, als negativer Reiz, mindert ferner überall das zu starke Hervortreten der Sensibilität, die zu große Thätigkeit des Gehirns und der Nerven. So bei Somnambülen, die durch einen plözlichen Kälteeindruck aus dem magnetischen Schlaf in den gewöhnlichen zurückkehren; so bei Nervenfieberkranken, wo Eisüberschläge auf den Kopf die Delirien beruhigen und für Momente Ruhe schaffen. Aber die Kälte wirkt neben ihrem allgemeinen Einfluß auf den ganzen Organismus auf jedes einzelne Organ noch besonders und mit einer diesem eigenthümlichen Wirksamkeit. Eine ihrer merkwürdigsten Aeußerungen in dieser Hinsicht ist der Winterschlaf der Thiere.

(Der Beschluß folgt.)

**London, Februar.**

(Fortsetzung.)

Geburts- und Sterbelisten von London. Todtenschau.

In der Reihe nüzlicher Nachrichten des Companion folgt nun eine Angabe des Werthes der gangbarsten Gold- und Silbermünzen aller Länder mit ihrem Feingehalte nach englischen und französischen Eintheilungen, so wie eine populäre, recht schäzenswerthe geschichtliche Abhandlung über die Einführung des großartigen Systems des Maßes, Gewichts u. s. w. im neuen Frankreich; dieser merkwürdige Sieg der Wissenschaft wird wohl unsern heutigen Sehnsüchtlern nach der lieben alten Zeit der Mißbräuche und Ignoranz auch als ein revolutionäres Produkt erscheinen, das je eher je lieber den vormaligen babylonischen Provinzialmaßen weichen müßte. Gelangen wir nun zu den Geburts- und Sterbelisten der Hauptstadt. Die neueste Angabe dieses wichtigen statistischen Punktes ist von dem Rechnungsjahre 13. December 1827 bis zum 12. December 1828. Die Zahlen lauten: Geburten 26.545, nämlich männliche 13.360, weibliche 15.185; Sterbefälle 21.709, und zwar männliche 11.112, weibliche 10.597. 6389 Personen oder $29\frac{43}{100}$ von hundert starben unter dem Alter von 2 Jahren, und 100 Personen erreichten das in unserm Himmelsstriche gewöhnliche höchste menschliche Alter an 90 bis 100 Jahren; folglich erreichte dasselbe nur Einer unter 217 Personen. Glauben Sie aber ja nicht, daß jene Angaben irgend einen Anspruch auf Genauigkeit machen können. Sie sind vielleicht die unvollkommensten dieser Art in Europa. Unter den Geburten werden eigentlich nur die in den Pfarrkirchen und Pfarrkapellen getauften Kinder verstanden; nun gibt es aber mehrere protestantische Sekten, deren Anhänger gar gute Bibelchristen sind und dennoch nicht taufen, wie z. B. die in der Hauptstadt so zahlreichen und geschäzten Quäker. Viele aus dem Volke, besonders die Dissenters, lassen ihre Kinder aus Nachlässigkeit nicht taufen, weil sie gesezlich hiezu nicht verpflichtet sind. Die vielen hieraus entstandenen Nachtheile, besonders in Rechtsfällen, bei Erbschaften 2c., veranlaßten endlich die Prediger aller Dissentergemeinden der Hauptstadt, ein eigenes Registrirungsbureau in Red Croß Street zu errichten. Die Sterbelisten sind zwar etwas vollständiger, aber auch hier zeigt sich wiederum die Eigenthümlichkeit unserer hiesigen gesellschaftlichen Einrichtungen. Könnte es Ihnen wohl träumen, daß die Führung dieser in staatspolizeilicher Hinsicht so wichtigen Angelegenheit den Händen von alten Frauen aus den ärmsten Klassen anvertraut ist? Und dennoch verhält es sich wirklich so. Nach den Gesezen darf in den Kirchspielen von London keine Leiche ohne vorhergegangene Todtenschau, bei schweren Strafen und Gefahr der Wiederausgrabung, beerdigt werden. Da aber das Gesez über die Eigenschaften und das Geschlecht der Personen, die solche Todtenschau vorzunehmen haben, tiefes Stillschweigen beobachtet, so kamen die vormaligen Kirchenväter oder Kirchspielherren Londons auf den glücklichen Einfall, statt ärztliche oder polizeiliche Beamte hierzu zu bestellen, denen ein Gehalt hätte angewiesen werden müssen, das ganze Geschäft alten Wittwen oder Muhmen von Todtengräbern, Kirchthürhütern, Balgentretern u. s. w. als eine Gnade zu überlassen, weil sie dadurch aus den Armenlisten wegkommen.

(Der Beschluß folgt.)

---

Beilage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 59.

# Morgenblatt

für

# gebildete Stände.

Mittwoch, 10. März 1830.

Wie sauer wird es doch den Schranzen allen,
Daß sie nicht auf dem glatten Estrich fallen!

Piron.

Festlichkeiten zu Madrid im Jahr 1722, bei Gelegenheit der Vermählung des Prinzen von Asturien mit Mademoiselle de Montpensier, der Tochter des Regenten.

Die lezte Lieferung der authentischen Memoiren des Herzogs von St. Simon enthält die sehr interessante Erzählung seiner Reise nach Spanien, wohin er im Oktober 1721 als außerordentlicher Gesandter geschickt worden war, um ihre katholischen Majestäten wegen der doppelten Verbindung des Königs mit der Infantin und des Prinzen von Asturien mit Mademoiselle de Montpensier zu bekomplimentiren. Es läßt sich denken, daß ein Mann wie St. Simon diese schöne Gelegenheit zu Beobachtungen aller Art nicht unbenüzt ließ. Unter der Masse merkwürdiger Notizen über spanische Geschichte und Sitten, heben wir folgende Stellen aus, die, neben dem allgemeinen, ein Zeitinteresse haben. Die Leser werden vielleicht nicht ungerne die Festlichkeiten, welche 1722 in Madrid stattfanden, mit denjenigen vergleichen, welche hundert Jahre später Ferdinand VII. zu Ehren seiner Vermählung veranstaltet hat.

Ihre katholischen Majestäten, mit dem Prinzen und dem ganzen Hof, waren der Prinzessin nach Lerma entgegengegangen und hier wurde die Trauung vollzogen. Hören wir nun St. Simon.

* * *

Des Königs Betpult stand dem Altar gegenüber, nicht weit von den Stufen, gerade wie der Betpult des Königs zu Versailles, jedoch näher am Altar, mit zwei Kniepolstern neben einander. Die Kapelle war leer von Hofleuten. Ich stellte mich neben des Königs Kniepolster, außen an den Rand des Teppichs, und bekam hier mehr Zeitvertreib, als ich erwartet. Der Kardinal Borgia stand im Priesterornate rechts am Altar, das Gesicht gegen mich gewandt, zwischen zwei Almosenieren, die ein großes Buch aufgeschlagen vor ihm hielten, und lernte seine Aufgabe. Der gute Prälat kam mit dem Lesen nicht fort; er gab sich gar viele Mühe, las laut und ganz verkehrt. Die Almoseniere wiesen ihn zurecht, er wurde böse und schmälte sie, fing wieder an, wurde wieder zurechtgewiesen und gerieth immer mehr in Zorn, bis er sich gegen sie kehrte und sie am Chorhemd schüttelte. Ich lachte, was ich konnte, denn er merkte nichts, so vertieft war er in seine Lektion. Die Hochzeiten werden in Spanien nach dem Mittagessen gefeiert und die Feierlichkeit beginnt, wie bei der Taufe, an der Kirchthüre. Der König, die Königin, der Prinz und die Prinzessin langten an mit dem ganzen Hofe, und der König wurde laut gemeldet. „Sie sollen warten!“ rief der Kardinal zornig; „ich bin noch nicht fertig.“ Sie hielten wirklich stille und der Kardinal fuhr in seiner Lektion fort, und war röther als seine Müze und außer sich vor Aerger. Endlich machte er sich auf an die Thüre und dort dauerte es ziemlich lange. Aus Neugier wäre ich auch gerne hingegangen, hätte ich nicht meinen Plaz hüten

wollen. Ich kam dadurch um einen Spaß, denn der König und die Königin kamen lachend und schwatzend zu ihrem Betpult, und der ganze Hof lachte mit. Je weiter hier der Kardinal in der Ceremonie kam, desto ärger wurde es: er wußte nicht, wo er war, noch was er that; seine Almoseniere hatten nichts zu thun, als zurechtzuweisen und zu deuten, und er pustete vor Zorn gegen sie, so daß der König und die Königin sich vor Lachen nicht zu halten wußten, und alles, was Zeuge war, desgleichen. Den Prinzen und die Prinzessin, die jedes auf einem Polster zwischen dem Betpult und dem Altar knieten, sah ich nur vom Rücken, aber den Kardinal, der in der Verlegenheit gräßliche Gesichter schnitt, von vorne.

Mitten in dieser Ergötzlichkeit, die der Kardinal den Anwesenden zum Besten gab, entging mir nicht, wie ausnehmend zufrieden König und Königin damit waren, daß diese Verbindung jezt zu Stande kam. Als die Handlung, die nicht gar lange gedauert hatte und während welcher Niemand kniete, als König und Königin, und, wo es seyn mußte, die beiden Verlobten, zu Ende war, erhoben sich JJ. katholischen Majestäten und traten an die untere linke Ecke ihres Fußteppichs zurück, und sprachen etwa ein gutes Credo lang leise miteinander, worauf die Königin blieb, wo sie war, und der König zu mir an den Plaz kam, wo ich die ganze Handlung über gestanden hatte. Der König hatte die Gnade, mir folgendes zu sagen: „Mein Herr, ich bin in jeder Hinsicht so wohl mit Ihnen zufrieden, und besonders mit der Art, wie Sie sich Ihrer Botschaft an mich entledigt haben, daß ich nicht umhin kann, Ihnen Beweise meiner Zufriedenheit, meiner Achtung und Freundschaft zu geben. Ich ernenne Sie zum Granden von Spanien erster Klasse, Sie und welchen von Ihren beiden Söhnen Sie wollen spanischen Granden seyn lassen, und ihren ältesten Sohn mache ich zum Ritter des goldenen Vließes." Alsogleich umfaßte ich ihm die Knie und suchte ihm meinen Dank auszudrücken und wie sehr ich wünsche, mich der Gnaden, die er huldvollst auf mich häufe, durch meine treue Anhänglichkeit, meine unterthänigsten Dienste und die tiefste Ehrfurcht würdig zu erzeigen. Drauf küßte ich ihm die Hand und wandte mich dann, meine Kinder rufen zu lassen; es dauerte einige Augenblicke, bis man es ihnen gesagt hatte und sie kamen, und in dieser Zeit wiederholte ich meine Danksagungen. Als sie kamen, rief ich dem jüngern und hieß ihn des Königs Knie umfassen, denn er überhäufe uns mit Gnaden und mache ihn und mich zu Granden von Spanien. Als er wieder aufstand, küßte er dem König die Hand, und dieser sagte zu ihm, was er gethan, habe ihm Freude gemacht. Drauf stellte ich ihm den ältern vor, damit er sich für das Vließ bedanke; er verbeugte sich blos sehr tief und küßte ihm die Hand. Als dieß geschehen war, ging der König zur Königin und ich mit ihm nebst meinen Kindern. Ich verbeugte mich sehr tief vor der Königin, dankte ihr für mich insbesondere und stellte ihr dann meine Kinder vor, den jüngern zuerst, den ältern zulezt. Die Königin empfing uns sehr gütig, sagte uns tausenderlei Verbindliches und sezte sich dann mit dem König in Bewegung, mit ihnen der Prinz, der die Prinzessin an der Hand führte; wir begrüßten sie im Vorbeigehen und sie begaben sich in ihre Zimmer zurück. Ich wollte ihnen folgen, wurde aber von der Menge, die sich glückwünschend um mich drängte, gleichsam weggerissen. Ich bemühte mich, jeglichem nach Gebühr, allen aber so höflich als möglich zu antworten. . . . .

Ich speiste mit allen Franzosen von Gewicht bei dem Herzog del Arco, der uns eingeladen hatte, zu Nacht. Das Souper war nach spanischer Manier; aber das vortreffliche Oel hielt uns für andere Speisen, an die wir nicht gewöhnt waren, schadlos; dazu kam der vortreffliche Wein von Mancha. Der Wein und das Oel, wie sie die großen Herrn auf ihren Gütern für sich bereiten lassen, sind ganz einzig, und zeugen laut gegen die Trägheit des Volks, das vom nämlichen Gewächse Zeug zu Tage fördert, das man nicht riechen kann. Man trug auch kleine hochrothe Schinken auf, die sogar in Spanien sehr selten sind; sie werden blos beim Herzog del Arco und zwei andern Herrn bereitet, und zwar von Schweinen, die in einer Art kleiner Parks gezogen werden, welche voll Buschwerk sind, wo alles von Vipern wimmelt, von denen sich die Schweine allein mästen. Das Essen dauerte lang, es war sehr reichlich, gut und prächtig; man war voll guter Laune und Artigkeit. Von Tisch begaben wir uns sämmtlich in die Zimmer des Königs, woselbst bereits alles zum Ball gerüstet war. Ihre Majestäten und Hoheiten ließen nicht lange auf sich warten und die Königin eröffnete den Ball mit dem Prinzen von Asturien. Der Nuntius, Maulevrier und ich saßen in einer Fenstervertiefung auf unsern Tabourets zu. Ich aber kam auf dem meinigen gar nicht zur Ruhe, so viele Menuets und Contretänze mußte ich mitmachen. Ich hatte ein entsezlich schweres Kleid an, und von der ewigen Bewegung an diesem und dem vorigen Tage war ich sehr müde geworden. Aber es war das Vermählungsfest, es hatte mir mehr eingetragen, als ich nur hätte wünschen können, und so war es ja auch mein Fest; es wäre nicht artig gewesen, hätte ich etwas ausschlagen wollen. Der Ball war sehr heiter, ohne daß darum der Hoheit und Würde etwas vergeben ward. Er dauerte bis gegen zwei Uhr nach Mitternacht. Nur der Nuntius, Maulevrier und ich saßen, denn kein anderer Gesandter war in Lerma erschienen; der Herzog von Abrantes, Bischof von Cuenca, stand, so wie ein anderer Bischof aus der Nachbarschaft. Zwei Suffraganbischöffe in partibus von Toledo und der Großinquisitor, die der Trauung ohne priesterliche Funktion angewohnt hatten,

waren von Anfang bis zum Ende auf dem Ball, in Chorhemd und Mäntelchen, und ihre Mütze in der Hand.

(Der Beschluß folgt.)

## Zur Geschichte der Naturwissenschaften.
### Nach Euvler.

(Fortsetzung.)

Auf dieses seltsame physiologische System folgt, so zu sagen, der zoologische Theil des Buchs. Timäus fragt nach der Ursache der Verschiedenheit in der Gestalt der Thiere und entwickelt nun das System der Pythagoräer über die Seelenwanderung; bei der ersten Verwandlung werden leichtsinnige und ungerechte Männer zu Weibern; bei der zweiten werden sie in Thiere verwandelt, und zwar nach dem Grade ihrer Schuld in Vögel oder vierfüßige Thiere; die schuldvollsten, die nicht mehr werth sind, die Luft zu athmen, werden zu Fischen. Aus diesen aufeinanderfolgenden Verwandlungen erklärt Timäus die Aehnlichkeit zwischen Thieren verschiedener Klassen; diese Aehnlichkeit rührt nicht allein davon her, daß alle eine ähnliche Seele haben, sondern auch daher, daß jedes in seinen gegenwärtigen Zustand etwas vom vorigen herüberbringt. Die Seele der Pflanzen (man darf nicht vergessen, daß dieses Wort an sich nichts bedeutet, als einen innern Grund der Bewegung) wacht für ihre Erhaltung, ihr Wachsthum, ihre Reproduktion. Außer dieser Pflanzenseele haben die Thiere die empfindende, der Mensch allein hat auch eine vernünftige Seele. So ist also im Timäus schon ganz deutlich auf das hingewiesen, was wir jetzt organisches, animalisches und intellektuelles Leben nennen. Indessen kann man dieß so eigentlich nicht Wissenschaft nennen, wenigstens ist es Wissenschaft a priori, wie es von einer Metaphysik wie Platos nicht anders zu erwarten war. Wenn die Kenntnisse des Menschen bloße Erinnerungen sind, so kann er nur dadurch, daß er sich von der äußern Welt absondert, sie wieder zu gewinnen hoffen; auf dem Wege des Nachdenkens, nicht der Beobachtung muß er die Wahrheit suchen. Man sieht leicht ein, daß bei einer solchen Verfahrungsweise die platonische Schule den Naturwissenschaften keine großen Dienste leisten konnte; ja sie war denselben sogar schädlich, sofern sie bis auf einen gewissen Grad die Verbreitung der Lehren des Aristoteles hinderte. Ohne Zweifel entwickelt Plato im Timäus, mit Ausnahme einiger offenbar allegorischen Stellen, seine eigene Lehre. Die Fiktionen, die in verschiedenen Büchern des Philosophen vorkommen, rühren theils von seinem Hange zur Dichtung, theils daher, daß er gewisse Lehren, die er nicht ohne Gefahr hätte schlicht und einfach vortragen können, verschleiern mußte. Trotz dieser Vorsicht wurde Plato, gleich Anaxagoras und Sokrates vor ihm, der Gottlosigkeit angeklagt; er brachte sich aber glücklicher durch und lehrte zu Athen bis ins hohe Alter. Er starb 81 Jahr alt, 348 vor Chr.

Aristoteles wurde der Nachfolger seines Lehrers Plato. Bevor wir aber eine Skizze von den Leistungen des großen Aristoteles entwerfen, die in der Geschichte der Wissenschaften eine so denkwürdige Epoche bilden, wollen wir noch einiger seiner Vorgänger erwähnen, von denen zu sprechen wir bis jetzt nicht Gelegenheit fanden. Sie gehören theils keiner besondern Sekte, theils jener Familie der Asklepiaden an, die, wie oben erwähnt, die Wissenschaften rein praktisch trieben. Von jenen haben wir besonders Herodot und Xenophon zu erwähnen.

Herodot, der älteste prosaische Schriftsteller, dessen Werke auf uns gekommen sind, wurde zu Halycarnassus in Carien ums Jahr 484 geboren. Er war ein großer Reisender: er bereiste einen Theil des Orients, Egypten und Griechenland, und in seinen Schriften finden wir die ersten bestimmten naturgeschichtlichen Angaben. Das egyptische Krokodill und verschiedene andere Thiere dieses Landes hat er recht gut beschrieben. Auch vom Nilpferd spricht er; was er aber davon angibt, ist weniger richtig. Aristoteles hat diese Beschreibungen benuzt, ja sie hie und da fast wörtlich angeführt.

Xenophon hat sich noch mehr mit Naturgeschichte abgegeben. Er war 445, d. h. fünfzehn Jahre nach Sokrates geboren, dessen Schüler er war und dessen Vertheidigung (Apologie) er schrieb. Er war Soldat und Staatsmann, nahm am berühmten Zuge der 10,000 Griechen Theil, die der jüngere Cyrus zu Hülfe gerufen hatte, und befehligte nach dem Tode der Hauptanführer das kleine Heer auf seinem Rückzuge nach Griechenland. Außer der Geschichte dieses Zugs haben wir von ihm verschiedene moralische und historische Bücher; aber am interessantesten ist für uns sein Werk über die Jagd (Kynägetica), das er in der Absicht schrieb, der griechischen Jugend Geschmack an dieser nützlichen Uebung beizubringen und sie dadurch im Frieden für den Krieg abzuhärten. Wir finden in diesem Buche Bemerkungen über gewisse Thiere, die man anderswo vergeblich suchen würde. Er spricht von den verschiedenen Raçen der Jagdhunde, von zwei Hasenarten, die im Peloponnes vorkamen; er beschreibt die verschiedenen Sorten Wildpret, die Schlupfwinkel der wilden Thiere, ihre Listen, wodurch sie der Verfolgung entgehen, endlich ihre Vertheidigungsmittel. Ohne dieses Buch wäre ein Umstand, der für die Zoologie von großer Wichtigkeit ist, bloße Vermuthung, nämlich, daß gewisse Thiergeschlechter damals in Klimaten gewohnt haben, in denen man sie heutzutage nicht mehr antrifft. Zu Xenophons Zeit lebten in Macedonien und den nördlichen Provinzen Griechenlands Löwen, Panther, Chakals und noch mehrere Arten, die jezt nur noch in Afrika vorkommen.

Jezt haben wir noch einiger Schriftsteller zu erwähnen, deren Forschungen Aristoteles benutzen konnte und die beide der Familie der Asklepiaden angehören: Hippokrates und Ctesias. Wie wir bereits erwähnt, ist Hippokrates nicht der Verfasser aller der Schriften, die seinen Namen führen; sicher aber verdankt ihm diese herrliche Sammlung, die man als die Quintessenz der Forschungen der Asklepiaden betrachten kann, am meisten. Er wurde zu Cos im Jahr 460 v. Chr. geboren und starb in Thessalien, fast 100 Jahre alt. In diesem langen Leben konnte er mit Sokrates, Plato, sogar Aristoteles in Berührung kommen, welch lezterer am Hofe des Königs von Macedonien lebte, als er selbst wegen des Perdiccas Krankheit hinberufen wurde. Von dem Leben dieses berühmten Arztes hat man übrigens sehr wenig sichere Nachrichten.

(Die Fortsezung folgt.)

## Korrespondenz-Nachrichten.

### Frankfurt a. M., 1. März.

(Beschluß.)

Vorträge über Kälte.

Ueber den Winterschlaf der Thiere verbreitete sich Dr. A. Clemens im physikalischen Vereine mit besonderer Ausführlichkeit, berichtete dabei die Versuche von Spallanzani und die, welche Flourens an der kleinen Haselmaus veranstaltet hatte und aus denen hervorgeht, daß die Kälte durch ihren Eindruck auf die Respirationsorgane, und mittelst dieser auf den Blutumlauf, jene Erstarrung hervorzubringen scheint. — In eben demselben Vereine vernahmen wir noch einen andern, nicht minder zeitgemäßen Vortrag von Dr. Bögner über strenge Winter, namentlich in Deutschland. Die den Gegenstand betreffenden meteorologischen Angaben gehen bis in das erste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung zurück und zeugen sowohl von des Vortragenden unermüdlichem Fleiße, wie von seinen gründlichen Kenntnissen im Fache der Witterungskunde. Nach einigen vorgängigen Bemerkungen über die Wichtigkeit meteorologischer Studien, vornämlich in nationalwirthschaftlicher Hinsicht, zog Dr. B. die Schwierigkeiten in Erwägung, welche sich bis zur Epoche der Erfindung der Thermometer den betreffenden Beobachtungen in den Weg gestellt hatten. Erst von dieser Epoche an haben sich jene Beobachtungen mit der erforderlichen Genauigkeit anstellen lassen, wogegen bis dahin die Intensität der Kälte nur nach ihren Wirkungen zu ermessen gewesen sey. Das aber, was hierüber die gleichzeitigen Schriftsteller berichten, klinge oft so fabelhaft, daß man gerechtes Bedenken tragen müsse, denselben Glauben zu schenken. So erzählen z. B. die byzantinischen Geschichtschreiber und nach ihnen Briet, Lenglet-Dufresnoy u. m. a. von der Kälte des Jahres 763 Dinge, die man, mit den neuerlichen, zuverlässigen Erfahrungen verglichen, keineswegs auf deren Versicherung so geradehin annehmen dürfe. In diesem Winter nämlich, wo die Kälte bereits im Oktober angefangen und bis zum Februar des folgenden Jahres angehalten habe, soll das schwarze Meer auf eine Strecke von 100,000 Schritten von den Küsten Thraciens abwärts gefroren gewesen seyn, das Eis aber die ungeheure Dicke von dreißig Ellen gehabt haben. Da nun dieses Eis noch überdieß mit zwanzig Ellen tiefem Schnee bedeckt war, so habe das Ganze eine kompacte Masse oder Kruste von fünfzig Ellen gebildet, die, als Thauwetter eintrat, in ungeheure Stücke zerborst, welche die Strömung durch den Bosphorus vor Konstantinopel vorbei nach der Propontis trieb und von da weiter durch den Hellespont nach dem Archipelagus, wo solche gleich Inseln herumschwammen. — Dr. B's. sehr interessanter Vortrag ist ganz mit meteorologischen Thatsachen ausgefüllt, gestattet mithin keinerlei Auszug.

### London, Februar.

(Beschluß.)

Leichenschau. Steinkohlenzufuhr.

Haben nun die alten Weiber ihre Bestallung erhalten, so nehmen sie alsbald den offiziellen Titel searchers, Untersucher, an; kein undertaker, d. h. die Mobilienhändler, welche Leichenbegängnisse besorgen — ich habe diese Heuchler in einigen Familien Thränen vergießen sehen, daß man hätte schwören sollen, sie wären zu Beneficialerben eingesezt worden — darf den Sargdeckel schließen lassen, bevor nicht unsere alten Frauen ihre Schau gehalten haben. Sie erscheinen, gewöhnlich ein Pärchen, gucken der Leiche ins Gesicht, schütteln den Kopf, bisweilen betasten sie auch wohl den Hals, ob sich hier kein Schnitt finde, und nach einigen halbverstohlenen Fragen bei der ersten besten Hausmagd über den Namen und das Alter des Verstorbenen ziehen sie wieder ab und reichen ihr Certificat dem Parish beadle ein. Gesezlich können sie nur zehn Pfennige fordern; von den mittlern Klassen erhalten sie jedoch gewöhnlich zwei Schillinge oder eine halbe Krone; in reichen Familien werden ihnen fünf Schillinge gereicht. Die Angaben dieser alten, armen und unwissenden Frauen bilden nun die Grundlage zu allen staatspolizeilichen und statistischen Daten über die Mortalität unserer Hauptstadt. Nur das Mary le Bone-Kirchspiel im westlichen Theile der Stadt, ohne Zweifel das reichste Kirchspiel der Christenheit, hat vor einiger Zeit den von einem so stupiden Systeme unzertrennlichen Mißbräuchen durch Anstellung ärztlicher Personen gesteuert. Sieben Achttheile der Hauptstadt verharren indeß noch beim alten Schlendrian, und die Regierung hat an andere Dinge als an solche Kleinigkeiten zu denken. So viel über diesen Zweig unserer Medizinalpolizei. Nächst jener Geburts- und Sterbeliste enthält der Companion eine Tabelle über die Zufuhren der Steinkohlen (unser einziges Brennmaterial) in die Hauptstadt seit 1801; in jenem Jahre war die Zufuhr bei einer Bevölkerung von 818,129 Seelen 859,738 Chaldrons (ein Chaldron ist etwas über 36½ Berliner Scheffel); im Jahre 1828, bei einer muthmaßlichen Bevölkerung von 1,278,000 Einwohnern, 1,541,041 Chaldrons. Der Verbrauch hat demnach seit 27 Jahren nicht unbeträchtlich zugenommen, was aber vorzüglich dem großen Anwachse der Fabriken in der Hauptstadt, so wie der seitdem eingeführten Dampfschiffahrt zugeschrieben werden muß. Im Ganzen lieferten die Kohlengruben im Innern in dem 28jährigen Zeitraume der Hauptstadt 32,580,515 Chaldrons; wir würden dieses unentbehrliche Produkt um die Hälfte wohlfeiler erhalten können, lebten wir nicht in diesem freien Lande unter dem Drucke schwerer Monopolien, welche die großen Eigenthümer der Kohlenbergwerke durch das Parlament vom Volke zu erpressen gewußt haben. Im nächsten Briefe sprechen wir vom Patentwesen, der neuen Londoner Polizei u. s. w.

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 60.

# Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 11. März 1830.

> Die Fortschritte der neuen Welt sind vorzüglich darum so erstaunlich, weil sie gerade in den neusten Richtungen des Zeitgeistes, auf welche die Blicke der Völker am meisten gerichtet sind, Europa vorausgeeilt ist und vorauseilen wird.
>
> Chateaubriand.

## Etwas über Zeitungen in Großbritannien.

Sieht man sich nach einem charakteristischen Unterschied zwischen den Kindeen des Volkslebens, den Zeitungen, in der Hauptstadt und im Innern des Landes um, so stellt sich die Unfruchtbaekeit des leztern schon dem ungeübten Auge auf den eesten Blick dar. Außer den vielen einfachen Blättern, Zwillingen und Drillingen, die London wöchentlich zur Welt bringt*), gebirrt sie täglich noch dreizehn Geisteskinder, nämlich sieben am Moegen und sechs des Abends, wogegen im ganzen Königeeiche England, und man denke nur an Städte wie Liverpool, Manchester, Leeds, Birmingham u. s. w., keine einheimische Zeitung unter einem und demselben Titel mehr als einmal wöchentlich erscheint; nur die alte Stadt Canterbury wartet, der Himmel weiß waeum, iheen Einwohnern mit iheer „kentischen Zeitung" zwei Mal in der Woche auf. Wie sehr ist auch hierin die junge Tochter, Amerika, mit ihern acht Millionen weitzerstreuter Bauern der alten Mutter vorausgeeilt! Wir mit unsern vier-und-zwanzig Millionen Lesern besitzen nur 306 Zeitungen, worunter die Hauptstadt allein dreizehn, und das redselige Irland vier täglich erscheinende Blätter erzeugt; wogegen die Zahl der Zeitungen in Nordameeika, mit seinen 10½ Millionen freier, auf eine Oberfläche von 108,000 Quadratmeilen zerstreuter Leser, 800 übersteigt, unter welchen 50 täglich erscheinen, was auf einen sechs Mal größern Absatz der Zeitungen in Amerika als in Großbeitannien hinweist. Und weich größere Masse von Intelligenz enthalten im Allgemeinen die Blätter der neuen Welt, als unsere beittischen, mit etwaiger Ausnahme einiger zwanzig Blätter im ganzen Reiche! Der Unteeschied ist eben so geoß als der zwischen der Botschaft eines Präsidenten der Vereinigten Staaten bei Eeöffnung des Kongeesses und der Thronrede eines Königs von England in der ersten Parlamentssitzung. Jener wahrhaft bewundernswürdige Vorsprung Amerikas hat aber einzig und allein in der Abwesenheit der Taxen seinen Grund, die hier so drückend auf dem Zeitungswesen lasten. Sämmtliche Blätter, dort wie hier, ziehen ihren Hauptvortheil aus den Privatanzeigen; hier in England erhebt der Staat von jeder Anzeige ohne Unterschied, und wenn sie nur eine Zeile einnimmt, 3½ Schilling (2 fl.). Eine Anzeige von zehn Linien in einer englischen Zeitung kostet 13½ Schilling (7 fl. 30 kr.), in Amerika nur 2½; die Folge davon ist, daß, während im leztern Lande jährlich zwischen zehn und eilf Millionen Anzeigen eingerückt werden, in ganz Großbritannien die Zahl 970,000 nicht übersteigt; daß in Amerika die Erscheinung einer Zeitung ein Gewinn versprechendes Unternehmen, in England ein sehr gewagtes ist; daß in Amerika jeder Gewerbteeibende, jeder Geschäfts- und Handelsmann seine Dienste auf eine für ihn nützliche und zugleich wohlfeile Weise dem Publi-

*) Im Anfange dieses Jahres erschienen zu London täglich sieben Morgenblätter, sechs Abendblätter, vier Blätter wöchentlich drei Mal, sechs Blätter zwei Mal, zwei-und-dreißig ein Mal, unter welchen vierzehn Sonntagsblätter sind.

kum anbieten kann, was Gewerbe und Handel befördert, wogegen bei uns jeder nicht sehr wohlhabende Geschäftsmann sich vor einem so kostspieligen Mittel hütet. Zu den besten Kunden unserer Zeitungen in dieser Hinsicht gehören die sogenannten Puffers, wie z. B. Charles Wright mit seinem Champagner, Rowland mit seinem Macassar-Oel und Bärenfett, Warren mit seiner Stiefelwichse; im Range vor ihnen stehen aber noch die Medikamentenhändler Londons; diese senden ihre Anzeigen hauptsächlich an die Provinzialblätter, und ein Mann, dessen Angabe zuverläßig ist, versicherte mich, daß er für manches dieser Häuser jährlich bis dreitausend Pfund Sterling an die Redaktionen ins Innere für Anzeigen übersendet habe. Nächst diesen kommen die Buchhändler; so ist mir ein Verleger bekannt, der in einem Jahre an eine Abendzeitung fünfzehnhundert Pfund Sterling für Einrückungsgebühren zahlte.

---

## Zur Geschichte der Naturwissenschaften.

### Nach Cuvier.

(Fortsetzung.)

Aus den Werken des Hippokrates sieht man, daß er viele Reisen gemacht hat; in Egypten scheint er indessen nie gewesen zu seyn. Man erzählt, er habe die glänzenden Anerbietungen des Perserkönigs abgelehnt und sich ganz seinem Vaterlande gewidmet; auch soll er Athen von einer verheerenden epidemischen Krankheit befreit haben; es war dieß aber wohl schwerlich die große Pest i. J. 430; denn Thucydides, der diese unglückliche Zeit beschrieben hat, sagt nichts von Hippokrates, der doch damals wohl gerade in seiner höchsten Blüthe stand.

Hippokrates ist so bekannt, daß wir seine ausgebreitete Kenntniß der Krankheiten, seinen Scharfsinn in Beobachtung ihrer Symptome nicht zu preisen brauchen. Im Gebiete der eigentlichen Heilkunde ist er fast immer bewundernswürdig groß, dagegen in allem Anatomischen so schwach, daß man sich wundern muß. Er erscheint in diesem Punkte noch weiter zurück als Plato; wenigstens fällt seine Unwissenheit mehr auf, weil er sich nothwendig weitläuftiger darüber auslassen muß. Manche seiner Irrthümer rühren sichtbar von mangelhafter Beobachtung her, andere aber sind völlig aus der Luft gegriffen, so z. B. was er von den Blutadern vorbringt. Er spricht von einer Ader, die von der Stirne an die Vorderseite des Arms läuft, von einer andern, die von der Seite des Kopfes an die Hinterseite des Arms geht. Hier ist von einem Ende zum andern alles falsch; und doch richtet er sich nach dieser vorgeblichen Vertheilung der Blutgefäße beim Verordnen der verschiedenen Aderlässen; denn nach ihm hängt die Wahl des Orts der Aderlässe von den Zeichen der Krankheit ab. Hippokrates betrachtete das Gehirn als einen schwammigten Körper, dessen Geschäft es ist, die Feuchtigkeiten des Körpers einzusaugen. Von den Nerven hatte er gar keine Kenntniß, und wenn das Wort Nerve in seinen Schriften vorkommt, so meint er damit die Sehnen und die Bänder. Zu seiner Zeit war es in Griechenland fast unmöglich, sich über den innern Bau des Menschen nur einigermaßen zu belehren. Einen Todten in einer andern Absicht zu berühren, als ihm die lezte Ehre zu erweisen, hätte für eine gräßliche Entweihung gegolten. In Egypten begünstigte zwar die Sitte des Einbalsamirens auf einen gewissen Grad das Studium der Anatomie, aber Hippokrates hatte dieses Land nie besucht. Indessen versäumte er nicht, sich so viel Kenntnisse zu erwerben, als ohne wirkliche Leichenöffnung nur möglich war. Chirurgische Operationen und die Behandlung von Knochenkrankheiten gaben ihm wohl nicht selten Gelegenheit, Beobachtungen über den Knochenbau anzustellen. Daher kommt es, daß er in diesem Kapitel der Anatomie sich noch am wenigsten von der Wahrheit entfernt.

Hippokrates Physiologie steht nicht viel höher als seine Anatomie: sie gründet sich größtentheils auf die Theorie von den vier Elementen und ihren Eigenschaften, dem Warmen und Kalten, Trocknen und Feuchten. Es ist ein von vorn herein ersonnenes, rein aus der Luft gegriffenes System. Sobald aber von Krankenbehandlung die Rede ist, zeigt sich der große Beobachter und man findet Bemerkungen über den Einfluß des Klimas, der Jahreszeiten, der Nahrungsmittel, die so richtig als scharfsinnig sind.

Ctesias war, wie Hippokrates, ein Asklepiade, aber von dem Zweige, der zu Rhodus hauste. Er hatte den Zug der Zehntausend mitgemacht, war in Gefangenschaft gerathen und Arzt des Artaxerxes geworden, an dessen Hofe er sich siebzehn Jahre aufhielt. Bei seiner Rückkehr nach Griechenland machte er eine Geschichte von Persien und Assyrien bekannt, die er aus den Archiven von Ekbatana gezogen haben wollte, und eine Nachricht von Indien, die gleichfalls den persischen Schriftstellern entlehnt war. In lezterem Werke, von dem uns Photius nur wenige Bruchstücke aufbehalten hat, findet man verschiedene naturgeschichtliche Angaben. Es ist darin vom Elephanten die Rede, von dem die Griechen erst seit Alexanders Zügen etwas wußten; vom Papagei, und wie leicht dieser Vogel Worte aussprechen lerne; endlich vom Bambus, den er als ein Rohr beschreibt, das so dick sey, daß zwei Männer es kaum umspannen können. Uebertreibungen sind indessen nicht die einzigen Fehler; diese Schrift wimmelt von abgeschmackten Geschichten; doch darf man nicht alle außerordentlichen Angaben darin für ganz ersonnen halten, denn manche gründen sich auf entstellte Sagen oder falsch ausgelegte Symbole. Als Beispiel des leztern kann die Geschichte vom Mantigor dienen, einem Thiere mit einem Löwenkopf, einer dreifachen Reihe von Zähnen und einem

Skorpionschwanz. Offenbar hat hier Ctesias das symbolische Wesen, das er auf den Denkmälern von Persepolis abgebildet gesehen, als ein wirkliches Thier beschrieben. Seine Beschreibung vom Einhorn gründet sich auf eine Abbildung des Rhinoceros, die auf jenen Bildwerken häufig vorkommt. Auch wo eine wirkliche Beobachtung entstellt ist, erräth man nicht selten die Wahrheit: so sieht man leicht, daß nicht Oel, sondern Naphta auf gewissen Seen schwimmt, daß einige Flüsse zu gewissen Zeiten nicht Ambra sondern Gummilak führen. Ebenso erklärt sich die Geschichte von den Insekten und Blumen, die purpurroth färben, von den wilden gehörnten weißen Eseln u. s. w. Doch stößt man auch auf völlig grundlose Fabeln, die keine Erwähnung verdienen. Indessen haben sich diese Fabeln, die wohl noch weit mehr Eingang fanden, als die wahren Schilderungen in dem Buche des Ctesias, fast in alle spätern Bücher geschlichen und sie verunziert.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Festlichkeiten zu Madrid im Jahr 1622, bei Gelegenheit der Vermählung des Prinzen von Asturien mit Mademoiselle de Montpensier, der Tochter des Regenten.

(Beschluß.)

Nach der Trauung zu Lerma kam der ganze Hof nach Madrid zurück und nun begannen die Festlichkeiten, und zwar am 15. Februar mit einer Illumination und einem Feuerwerk auf dem Platz vor dem Pallast. Die Illuminationen sind in Spanien ausnehmend schön und die Feuerwerke geben ihnen nichts nach. Sie dauern über eine Stunde, gewöhnlich noch länger, in der größten Fülle, wobei beständig Landschaften, Jagden und prächtige Architekturstücke mit einander abwechseln. Die herrlichen, zahllosen, dicht nach einander steigenden Raketen, die Feuerströme und Feuercascaden, alles das dauert in Einem Zuge, ohne die mindeste Unterbrechung fort, so daß man nicht Augen genug hat, um Alles zu sehen. Unsere schönsten Feuerwerke sind nichts dagegen.

Einen andern Tag fand auf der Piazza Major eine äußerst galante Festlichkeit statt. Das Haus, wo ich wohnte, lag des Königs Wohnung gegenüber; von einem zum andern war eine Rennbahn zwischen zwei Schranken. Man kann sich nichts Glänzenderes, nichts Reicheres, keine schönere Anordnung denken. Der Herzog von Medina-Coeli, der Herzog del Arco und der Corregidor von Madrid hatten jeder eine Quadrille von 250 Bürgern oder Handwerkern von Madrid, alle drei in verschiedenen Masken, d. h. prachtvoll aufgepuzt mit verschiedenem Maskenschmuck, jedoch mit unbedecktem Gesicht; alle ritten die schönsten spanischen Pferde mit prächtigem Geschirr. Die beiden Herzoge, welche, gleichwie die Geschirre ihrer ganz einzigen Pferde, mit den schönsten Steinen besäet waren, trugen, wie auch der Corregidor, gewöhnliche, aber äusserst prachtvolle Kleider. Die drei Quadrillen zogen, ihre Anführer an der Spitze, die eine Menge von Edelleuten, Pagen und Lakaien begleiteten, eine nach der andern auf den Platz und hielten in der schönsten Ordnung, ohne die mindeste Verwirrung, beim Schalle der Fanfaren, den Umritt, voraus die von Medina-Coeli, dann die von del Arco, zulezt die der Stadt. Die Anführer stellten sich einer nach dem andern nach dem Umzug unter den Balkon JJ. katholischen Majestäten, woselbst sich der Prinz und die Prinzessin, die Infanten und ihre höchsten Offiziere befanden, während die Brigade sich gegenüber, unter dem Balkon, wo ich war, aufstellte. Von hier aus rannten sie, jedesmal zwei mit einander; am Eingange der Bahn wurde jedem zu gleicher Zeit eine große weiße Wachsfackel, die hell brannte, gereicht; darauf sezten sie sich ein Paar Schritte weit in kurzen Galopp, sprengten dann mit verhängtem Zügel die Bahn hin, unter des Königs Balkon aber warfen sie die Pferde plötzlich zurück und hielten. Bei diesem Ritterspiele kommt es darauf an, und nicht Einem mißlang es, so nebeneinander zu rennen, daß keiner um eine Linie vor dem andern voraus, noch hinter ihm zurück ist, Kopf an Kopf, Kreuz an Kreuz, wobei der Reiter die Fackel gerade, fest in der Hand, ohne sie hierhin oder dorthin zu neigen, und völlig in gleicher Richtung mit der andern, tragen und den Körper kerzengerade halten muß. Auf die erste Quadrille folgte in derselben Ordnung die del Arco's, dann die der Stadt. Jedes Reiterpaar betrat die Bahn erst, wenn das andere am Ziel angelangt war, lief dann aber sogleich ab, und so oft eines an des Königs Balkon ankam, wurde mit den Trompeten Tusch geblasen. Als das Rennen vorüber war, stellten sich die Anführer an die Spitze ihrer Truppe und hielten in derselben Ordnung, wie zuvor, ihren Umzug, worauf sie vom Platze abzogen, wie sie gekommen waren. Das Spiel war wahrhaft prachtvoll und ritterlich, und alles ging in einer Ordnung und Stille vor sich, welche den Eindruck, den der Anstand, die Gewandtheit und der Glanz machten, noch erhöhten.

Auf demselben Platz fand ein ander Mal noch ein Fest mit derselben Beleuchtung statt. Die Balkone der Häuser von fünf Stockwerken waren, wie sonst, gedrängt voll und die Dächer mit Volk bedeckt, wie auch hinten der Platz davon wimmelte, ohne daß daraus für das Schauspiel die mindeste Ungelegenheit erwachsen wäre. Es wurde ein Seegefecht zwischen einem türkischen Fahrzeug und einer maltesischen Galeere vorgestellt, welch leztere nach zweistündigem Kampf den Sieg davon trug, sich des erstern bemeisterte und es verbrannte. Das Wasser war so täuschend dargestellt, die Bewegungen der beiden Fahrzeuge so leicht, ihre Manövers so rasch und vielfältig, die Gruppen beim

Zusammentreffen und das Gefecht so lebendig, so wahr, so mannigfaltig, oft so unentscheidend für den Sieg, daß einem gar nicht mehr in den Sinn kam, es sey dieß blos ein Spiel auf trockener Erde. Das Schauspiel dauerte zwei Stunden und war fortwährend gleich anziehend; Tackelwerk, Kleidung, Waffen, alles treu, nichts vergessen; das Ganze gab ein so wahres Bild von einem türkischen Schiffe und einer maltesischen Galeere, vom Seedienste, den Bewegungen der Kämpfenden, den Schiffsmanövern, daß man sich gar nicht vorstellen konnte, alles sey nur künstlich. Sogar der Wind begünstigte das Fest, denn er zerstreute den Rauch vom Gewehrfeuer und den Geschützlagen. Besonders war das Handgemenge beim Entern herrlich dargestellt; kurz dieses Gefecht erschien so wirklich, so ernstlich, daß man erst dann wußte, wer den Sieg davon tragen würde, als es wirklich aus war.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Paris, Februar.**

Strenger Winter. Bal paré zum Besten der Armen.

Die armen Pariser! wie streng hat sie der Winter behandelt! man hätte glauben können, man lebe in Rußland oder im nördlichen Deutschland, mit dem Unterschiede, daß man in den nördlichen Gegenden große Oefen und fest verschlossene Zimmer hat, wogegen man in Paris stets auf einen milden, nicht aber auf einen harten Winter gefaßt ist, und sich gegen diesen gar nicht vorbereitet, daher es denn mit den Vorkehrungen gegen Zugluft und Kälte in den Zimmern schlecht bestellt ist. Zwar werden jährlich neue Erfindungen an Oefen und Kaminen gemacht, die alle mit großer Eleganz gearbeitet sind und viel Geld kosten. Die schönsten Marmorarten werden zur Bekleidung und Verzierung der Kamine gebraucht, und ganze Spiegelwände bedecken den Gang derselben; allein mit der Hitze, die man von den Kaminen erwartet, hat es noch immer nicht viel auf sich. Glücklicherweise sind die Zimmer nicht groß, die Häuser stehen gedrängt beisammen und sind daher dem Winde wenig ausgesezt, und mit Hülfe der Teppiche und gepolsterten Sitze macht man den Aufenthalt in den Sälen erträglich, und der Fuhrwerke ist eine solche Menge, daß sich zarte Personen so ziemlich vor der Straßenluft bewahren können. Allein bei solch einem Schnee und Frostwetter können auch die Pferde in Paris nicht wohl fort, und obschon es die Stadt Paris während des starken Frostes täglich ein ungeheures Geld kostete (10,000 Franken pr. Tag), um den Schnee und das Eis aus der Stadt wegzuschaffen, so blieben doch manche zu Haus, blos um ihre theuren Pferde zu schonen, und auch die Omnibus und die Fiacres wurden seltener und waren schwerer zu haben. Ein kleines Fürstenthum hätte man mit dem Gelde verwalten können, das in diesem Winter blos die Reinigung der Straßen und öffentlichen Plätze der Stadt gekostet hat. Freilich ist in Paris alles so hoch verzollt, daß für dergleichen Ausgaben stets Geld in der Stadtkasse vorhanden ist, und wenn die Pariser einerseits alles sehr theuer bezahlen, so müssen sie auch andernseits gestehen, daß man für ihre Bequemlichkeit aufs Beste sorgt, besonders seitdem die Presse frei ist und die Journale jeden Unfug, jeden Mißbrauch rügen können. Kein Beamter läßt gern in den Zeitungen sich der Nachlässigkeit und der Verwahrlosung zeihen, und mancher thut daher seine Pflicht, blos um von den freisinnigen Blättern sich keinen Vorwurf zuzuziehen. Obschon auch Gelder in Menge für die Armen bestimmt sind, so konnten sie doch in diesem Winter nicht hinreichen, weßhalb denn auch die glänzende Vorstellung an der Oper veranstaltet wurde, wovon neulich die Rede gewesen ist und die über 50,000 Franken eingebracht hat, was denn mit den vom Könige geschenkten 60,000 Franken und noch andern Geschenken von Prinzen und Reichen über 120,000 Franken betrug; aber auch dieses war bei weitem nicht genügend. So wurde denn ein Subscriptionsball ausgesonnen, wie die Engländer dergleichen zuweilen veranstalten, und hierzu auch wieder der Opernsaal gewählt. Paris hatte vielleicht noch nie einen Ball von der Art gesehen. Auf den gewöhnlichen Opernbällen, welches die größten in Paris gegebenen Bälle sind, können nach einem alten, ziemlich zwecklosen Gebrauche die Damen nur in Dominos eingehüllt erscheinen. Hier ist also an keinen Putz zu denken; ein Domino ist wie der andere, und nur die Herren erscheinen etwas gepuzt. Der große Opernball, wozu der Eintritt zu 20 Franken angesezt war, sollte aber ein sogenannter Bal paré seyn, worauf keine Masken erscheinen sollten, sondern Jedermann so gepuzt und geschmückt, wie möglich. Es mag also leicht der Eintritt jede Person das doppelte und dreifache gekostet haben, und hätte Jedermann dasjenige, was er zu seinem Schmucke verwendet hatte, zu dem Eintrittsgelde legen können, so hätten die Armen das Dreifache bekommen. Allein gerade die Ankündigung eines Bal paré war es, was so manche Reichern bewog, an dieser wohlthätigen Handlung Theil zu nehmen; denn in Paris, wo der von ihren Einkünften lebenden Familien so viele sind und die Glanzsucht so stark ist, bedarf es eines solchen Antriebes, um die Wohlhabenden zu bewegen, sich zu zeigen, und dann beschäftigen ja die Putzsachen eine große Menge von Arbeitern beider Geschlechter, die auch nöthig haben, in dem strengen Winter etwas zu gewinnen. Daher war es denn möglich, über 5000 Billette zu dem theuren Eintrittspreise von 20 Franken anzubringen und eine Gesellschaft zu versammeln, wie man schwerlich so bald wieder eine sehen wird. Der feierliche Abend galt eigentlich der Armuth, allein der Aufwand und die Ueppigkeit waren allein zur Schau gestellt. Den Opernsaal hatte man aufs festlichste geschmückt und mit 60 bis 80 Kronleuchtern erleuchtet, so daß ein blendendes Licht auf die 1200 Damen fiel, welche hier in den Logen und im Saale sich beisammen fanden und wovon die eine schöner und geschmackvoller, als die andere, geschmückt war. Wie viele Hände mögen wohl beschäftigt gewesen seyn, um so viel Putz, so viel Zierrathen hervorzubringen? welche Bewegungen mögen die Zurüstungen zu diesem glänzenden Abende bei den Modehändlerinnen, Coëffeurs, Juwelieren u. s. w. verursacht haben? Diejenigen, welche die Subscription ins Werk gesezt hatten, vertraten die Stelle der Ceremonienmeister während des Balls und besorgten, daß Jedermann zufrieden war. Die Erfrischungen, deren man in einem so stark angefüllten Saale zwischen 5000 Menschen wohl bedurfte, standen in Menge in Bereitschaft, als ob hier ein Fürst oder eine Stadt einen Ball gäbe. Die königliche Familie war dießmal nicht zugegen, allein die Orleanssche Familie war da, und die liberalen Blätter haben nicht ermangelt, es besonders bemerklich zu machen, daß der älteste Sohn des Herzogs von Orleans viel getanzt und sich des Balles sehr eifrig angenommen habe, wogegen die Ultrablätter, welche der Orleansschen Familie nicht wohlwollen, gerade weil die Freisinnigen ihr gut sind und oft von ihr sprechen, etwas hämisch über den Ball sich ausgedrückt haben. Hieran kehrt man sich aber in Paris nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Beilage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 61.

# Morgenblatt
## für
## gebildete Stände.

Freitag, 12. März 1830.

> Eilt, eilt, sie sind mir dicht schon an den Fersen! —
> Ich bin ein Mann des Tods, wenn sie mich greifen.
>
> Schiller.

## Mateo Falcone.
### Ein korsisches Sittengemälde.

Wenn man sich von Porto Vecchio nach dem Innern der Insel Korsika wendet, so erhebt sich das Land plötzlich, und nachdem man sich etwa drei Stunden lang durch verschlungene, von mächtigen Felsstücken gesperrte und zuweilen von Schlünden durchschnittene Pfade gewunden hat, findet man sich am Saume eines weitläuftigen Mâquis, das korsischen Hirten öfter zum Aufenthalt und Leuten, die mit den Gerichten zerfallen sind, zum Zufluchtsort dient. Um sich die Mühe zu sparen, sein Feld zu düngen, zündet der korsische Landmann eine Strecke Wald an, unbekümmert, ob sich die Flamme weiter verbreite, als es gerade nöthig ist; komme was da wolle, kann er doch immer auf eine reichliche Ernte rechnen, wenn er diesen durch die Asche der Bäume befruchteten Boden besäet. Nachdem die Aehren eingebracht worden, denn das Stroh zu sammeln, gibt sich Niemand die Mühe, schießen aus den in der Erde vom Feuer verschont gebliebenen Wurzelstöcken Sprößlinge in dichten Büscheln auf, die in wenigen Jahren eine Höhe von sieben bis acht Fuß erreichen. Diese Art von Dickicht nun, aus verschiedenartigen Bäumen und Gesträuchen bestehend, die sich in einander verschlingen, wie es der Zufall fügt, nennt man Mâquis. Nur mit der Axt in der Hand, kann man sich einen Weg hindurch bahnen, und es gibt so dicht verwachsene Mâquis, daß selbst die Muflons (wilden Schafe) nicht hineinzudringen vermögen.

Wer einen Menschen erschlagen hat, braucht nur in das Mâquis von Porto Vecchio zu gehen; mit einer tüchtigen Flinte, Pulver und Kugeln versehen, mag er hier ruhig und sicher leben, nur vergesse er nicht, einen braunen, mit einer Kapuze versehenen Mantel (Ruppa) mitzunehmen, der als Decke und Matratze zugleich dient. Die Hirten verkaufen ihm Milch und Käse, und von den Gerichten oder Verwandten des Todten hat er nichts zu fürchten, außer etwa wenn er in die Stadt herabzukommen genöthigt ist, um seine Munition zu erneuern.

Mateo Falcones Wohnung lag ungefähr eine halbe Stunde von diesem Mâquis. Er war ein für dieses Land wohlhabender Mann, der vornehm, d. h. müßig, von dem Ertrage seiner Heerden lebte, welche die Hirten, eine Art Nomaden, hier und da in den Gebirgen auf die Weide führten. Ich sah ihn zwei Jahre nach der Begebenheit, welche ich hier berichten will; ich schätzte sein Alter auf höchstens fünfzig Jahre. Man denke sich einen kräftigen, aber kleinen Mann, mit krausen kohlschwarzen Haaren, einer Adlernase, feinen Lippen, großen und feurigen Augen und brauner, lederfarbiger Haut. Seine Geschicklichkeit im Schießen galt sogar in einem Lande, wo es so viele gute Schützen gibt, für außerordentlich. So schoß Mateo niemals einen Muflon mit Schrot, sondern erlegte ihn auf 120 Schritte mit einer Kugel, nach Gefallen in den Kopf oder in die Schulter. Bei Nacht bediente er sich seiner Waffen mit derselben Sicherheit wie bei Tage, und man erzählte mir folgenden Zug

von ihm, der jedem, der nicht in Korsika gewesen ist, unglaublich vorkommen mag. Ein Licht ward in einer Entfernung von achtzig Schritten hinter ein durchsichtiges Papier, etwa von der Größe eines Tellers, gestellt. Er zielte, man löschte das Licht aus, und nach einer Minute durchschoß er in völliger Finsterniß unter vier Malen, das Blatt Papier drei Mal.

Eine so ausgezeichnete Eigenschaft mußte Mateo Falcone einen großen Ruf erwerben. Er galt für einen treuen Freund und einen eben so gefährlichen Feind; übrigens war er dienstfertig, gab reichlich Almosen und lebte im Frieden mit Jedermann in der Gegend von Porto Vecchio; doch sollte er, wie es hieß, sich in Corte, woher er seine Frau geholt, auf eine sehr kräftige Weise von einem Nebenbuhler befreit haben, den man für gleich gefährlich im Kampfe wie in der Liebe hielt; wenigstens schrieb man einen gewissen Flintenschuß, der jenen Nebenbuhler traf, als er sich vor einem kleinen, am Fenster hängenden Spiegel rasirte, Mateo zu. Die Sache ward unterdrückt, Mateo hielt Hochzeit. Giuseppa hatte ihm nacheinander drei Töchter gegeben, was ihn in Wuth setzte, endlich aber gab sie ihm einen Sohn; er nannte ihn Fortunato, denn er war die Hoffnung seiner Familie, der Erbe seines Namens. Seine Töchter hatten sich gut verheirathet und der Vater konnte im Nothfalle auf die Dolche und Flinten seiner Schwiegersöhne rechnen. Der Knabe war jezt zehn Jahre alt und zeigte gute Anlagen.

An einem Herbsttage ging Mateo früh mit seiner Frau aus, um eine seiner Heerden in einem offenen Weideplatze des Mâquis zu besuchen. Der kleine Fortunato wünschte ihn zu begleiten, allein es war zu weit, und außerdem mußte doch Jemand das Haus hüten; der Vater schlug ihm seine Bitte ab und wir werden bald sehen, daß er Ursache hatte, dieß zu bereuen.

Mateo war seit mehreren Stunden abwesend und Fortunato lag ruhig in der Sonne, betrachtete die blauen Berge und dachte an den nächsten Sonntag, wo er nach der Stadt gehen und bei seinem Oheim, dem Caporale *), zu Mittag essen durfte; da wurde er plötzlich durch einen Flintenschuß aufgeschreckt. Er sprang auf und wandte sich nach der Ebene, wo der Schuß gefallen war; es fiel noch einer, rasch mehrere auf einander, näher und näher, bis endlich auf dem Pfade, der von der Ebene nach Mateos Hause führte, ein Mann erschien; er trug eine spitze Mütze, wie gewöhnlich die Bergbewohner, sein Bart war lang, er war mit Lumpen bedeckt und schleppte sich mühsam, auf seine Flinte gestützt, fort. Ein Schuß hatte ihn so eben in der Lende verwundet.

Dieser Mensch war vogelfrei und auf seinem nächtlichen Gange nach der Stadt, wo er Pulver kaufen wollte, war er in einen Hinterhalt der korsischen Voltigeurs *) gefallen. Nach einem kräftigen Widerstande floh er, lebhaft verfolgt und sich mit Schüssen von einem Felsen zum andern vertheidigend. Allein er hatte nur einen geringen Vorsprung vor den Soldaten und seine Wunden sezten ihn außer Stand, das Mâquis zu erreichen, ehe sie ihn einholten.

Er näherte sich Fortunato und sprach: „Du bist Mateo Falcones Sohn?“ — „Ja.“ — „Und ich bin Gianetto Sangiero. Die gelben Kragen **) verfolgen mich. Verbirg mich, ich kann nicht weiter.“ — „Und was wird mein Vater sagen, wenn ich Dich ohne seine Erlaubniß verberge?“ — „Er wird sagen, Du habest wohl gethan.“ — „Wer weiß?“ — „Verbirg mich schnell. Sie kommen.“ — „Warte, bis mein Vater zurückkommt.“ — „Warten soll ich! Maledetto! In fünf Minuten sind sie hier. Eile! verbirg mich oder ich tödte Dich.“ Mit der größten Kaltblütigkeit antwortete Fortunato: „Deine Flinte ist abgeschossen und Du hast keine Kugeln mehr in Deiner Jagdtasche.“ — „Ich habe mein Stilet.“ — „Doch kannst Du auch so schnell laufen als ich?“ und mit einem Sprunge sezte er sich in Sicherheit. „Du bist nicht Mateo Falcones Sohn, wenn Du mich vor Deinem Hause ergreifen lassen willst!“ Der Knabe schien bewegt. „Was gibst Du mir, wenn ich Dich verberge?“ sagte er, näher tretend. Der Verfolgte suchte in einem ledernen Beutel, der an seinem Gürtel hing, und zog ein Fünffrankenstück hervor, wofür er ohne Zweifel hatte Pulver kaufen wollen. Fortunato lächelte beim Anblick des Geldes, ergriff es und sagte zu Gianetto: „fürchte nichts.“

(Die Fortsetzung folgt.)

*) So nennt man diejenigen, die durch ihr Vermögen oder ihre Verbindungen Einfluß haben und in ihrer Pieva oder ihrem Distrikte eine Art obrigkeitlichen Ansehens genießen. Die Korsen theilen sich nach alter Gewohnheit in fünf Kasten, nämlich: Gentiluomini, (von denen die einen Magnifici und die andern Signori sind) Caporali, Cittadini, Plebei und Fremde.

*) Die Voltigeurs sind ein, seit wenigen Jahren von der Regierung errichtetes Korps, welches gemeinschaftlich mit den Gensdarmen die Polizei handhabt.

**) Die Uniform der Voltigeurs ist ein brauner Rock mit gelbem Kragen.

## Die Zeitungen und andere Institute der Stadt Boston.

Wir geben eine kurze literarische und gottesdienstliche Statistik von Boston, nach dem neuesten dort erschienenen Wegweiser, die als Gegenstück zu den in der lezten Nummer mitgetheilten Nachrichten vom Zeitungswesen in Großbritannien gelten kann.

Boston ist wohl, was Originalwerke betrifft, als die literarische Hauptstadt der Vereinigten Staaten zu betrachten, wogegen Philadelphia alle andern Städte in

der Zahl der neuen Auflagen und nachgedruckten Bücher übertrifft. Boston ist der Mittelpunkt jener besondern Meinungen und Sitten, welche den Neu-England der charakterisiren und die an unserer Seite des atlantischen Meeres für Eigenthümlichkeiten des Yankeeism gelten; denn der Name Yankee, den man in Europa allen Nordamerikanern ohne Unterschied beilegt, wird in den vereinigten Staaten auf die Einwohner von Neu-England beschränkt. Scharfsinn, Klugheit, Entschlossenheit, Ordnungsliebe, Kargheit, Unternehmungsgeist, Berechnungsgabe und Beständigkeit sind die Hauptcharakterzüge des wahren Yankee. Die öffentlichen Anstalten in Boston gehören zu den besten in den Vereinigten Staaten, die Banken sind die sichersten, die Zeitschriften am weitesten verbreitet, und der Handel wird geschickter geführt als vielleicht in irgend einem andern Lande. Es hat nur 70,000 Einwohner und wahrscheinlich einen ausgebreiteteren Handel als irgend eine Stadt von derselben Bevölkerung. Wenn wir auch schon wußten, daß die amerikanische Presse sehr thätig ist, so erstaunen wir doch, wenn wir hören, daß diese Stadt mit nur 70,000 Einwohnern 34 Zeitungen hat, ungefähr so viel, als in ganz Schottland herauskommen. Sechs sind Tagblätter, vier erscheinen drei Mal, acht zwei Mal und sechzehn ein Mal die Woche. Die Gesammtzahl der in einer Woche erscheinenden periodischen Blätter ist achtzig, während Liverpool, wo die Bevölkerung doppelt so stark ist, nur acht, und ganz Schottland nur fünfzig hat. Der Preis eines Tageblattes ist acht Dollars jährlich; so viel kostet ungefähr in Großbritannien ein Wochenblatt, das man hier für zwei bis drei Dollars jährlich erhält. Man sollte glauben, daß die Zeitungen da, wo sie so häufig und wohlfeil sind, alle andere periodische Literatur unterdrücken müßten; allein gerade das Gegentheil findet statt: in Boston erscheinen fünf-und-zwanzig Magazine, Reviews oder wissenschaftliche Zeitschriften. Eins dieser Journale ist für Arzneikunde, eins für Erziehung, eins für das Schauspiel, eins für Damen, eins für Moden und von den zehn, welche unter einem religiösen Titel erscheinen, haben mehrere augenscheinlich den Zweck, die Lehren besonderer Sekten zu vertheidigen. Wer kann, nachdem er diese Thatsachen vor Augen hat, noch bestreiten, daß die Amerikaner ein leselustiges Volk sind?

Man hat Boston das Paradies der Geistlichen genannt und es scheint diesen Namen wohl zu verdienen; es ward früher als eine der Hauptvesten des Kalvinismus betrachtet, allein hierin scheint eine große Veränderung vorgegangen zu seyn. Es gibt in Boston neun-und-vierzig Kirchen oder Gemeinen; unter diesen kann man sechzehn unitarische rechnen, zwei sind zweifelhaft, und die übrigen ein-und-dreißig gelten für trinitarisch. Die Lehrsätze der Unitarier machen erstaunliche Fortschritte in Neu-England. Dem sey aber wie ihm wolle, immer muß man Boston als eine äußerst religiöse Stadt betrachten. Neun-und-vierzig Kirchen scheinen für eine Bevölkerung von 70,000 Einwohnern sehr viel und sind ein hinlänglicher Beweis, daß die Einmischung des Staates nicht nöthig ist, um die Religion aufrecht zu erhalten, da es, wie bekannt, in Amerika keine herrschende Religion gibt und jede Gemeinde die Kosten ihres Gottesdienstes aus eigenen Mitteln bestreitet.

Die Banken sind in Amerika fast so zahlreich, wie die Zeitschriften, obgleich vielleicht nicht halb so nützlich. In Boston gibt es 28, deren gesammtes Kapital sich auf 14,000,000 Dollars beläuft. Im Allgemeinen stehen die Banken der Vereinigten Staaten im Rufe, sehr unsicher zu seyn, und es ist um so rühmlicher für die in Boston, daß sie sich in allem Kriegs- und Handelsunglück ohne einen einzigen Bankerott erhalten haben. Achtzehn Assekuranzkompagnien haben ebenfalls festen Bestand.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Februar.

Innerer Wohlstand und vernünftige Freiheit.

Es kann uns im Grunde sehr einerlei seyn, wie die Herren ihren Streit ausmachen, ob die Schweiz ein Bundesstaat oder ein Staatenbund ist. Genf ist Genf; wir haben unsere eigene Republik und unser eigenes, von der übrigen Schweiz zwar nicht formell, aber durch seinen Geist geschiedenes Staatsleben. Wollte Jemand sagen: Genf ist einer der zweiundzwanzig Schweizerkantone, und zwar der kleinste, und damit punctum, so hätte er freilich nach dem Buchstaben Recht: Genf ist nicht mehr, als der Kanton Tessin. Dieß winzige Genf ist aber der erste europäische Staat, wenn es nicht auf Umfang und materielle Kraft ankommt. Freilich können wir von unserm St. Petersthurm bequem das ganze Land überschauen, unsere ganze Heeresmacht exerzirt auf einer Wiese, unsere Kavallerie braucht sich nicht zu drängen, um unter zwei Kastanienbäumen Schatten zu finden, ja käme der Feind und wollte uns nächtlich überrumpeln, so könnten wir nicht mehr thun, als 1612. Dafür haben wir eine Nationalgeschichte voll glänzender Stellen und großer Bürgerthaten. Die Wissenschaften hatten hier seit Jahrhunderten Herd und Heimath; die wahre Civilisation — nicht die französische voll Lärm, falschem Schimmer, Einseitigkeit und Lücken — sondern die auf das sichere Fortschreiten der Menschheit und ihrer Entwickelungsanstalten gegründete, ist bei uns zu Haus. Unsere Institutionen sind liberal und schreiten täglich mit Besonnenheit in ihrer Vervollkommnung fort. Die Regierung ist voll väterlicher Sorge, Freundlichkeit, Aufmerksamkeit und Höflichkeit gegen das Volk, selbst gegen den Geringsten. Ich kenne deutsche Länder genug, wo kein Assessor, Sekretär oder Registrator mit dem armen Manne spricht, wie hier Syndiken und Staatsräthe, denen doch der Staat nichts für ihre Bemühung und ihre Arbeiten zahlt. Die, welche bei der Regierung am thätigsten und hülfreichsten sind, empfangen keinen andern Sold, als dankbare Anerkennung von ihren Mitbürgern. Im Staatshaushalt herrscht die größte Ordnung und Klarheit. Alle Schulden sind bezahlt. Weit entfernt von dem Grundsatze des in unserer Lage gefährlichen Schatzsammelns, wird aller Ueberschuß auf nützliche Anstalten und Ver-

schönerung verwendet. Der einst so arge Dünkel der alten Genfer Familien hat sich seit der Restauration merklich verloren und zieht sich täglich mehr in seine Behausung zurück, weil die Regierung nichts thut, um ihn zu begünstigen. Unsere Anstalten für Leidende, Arme, Gefallene und Verirrte gehören zu den besten in Europa und erweitern sich jährlich. Unsere wissenschaftlichen Institute schreiten in der Verbesserung fort; zahlreiche und thätige Vereine sorgen außerdem für Literatur, Wissenschaft und Kunst, andere für Industrie und Handel, wieder andere für Erziehung der Armen und für ihre moralische Besserung. In keinem Lande der Welt wird so großmüthig für Arme und Geringe gesorgt; nicht vom Staat, denn dieser ist arm, sondern von Wohlhabenden, Reichen und Bemittelten. Dabei keine Art von polizeilicher Hudelei, freie Bewegung für Alle und in Allem, was nicht deutlich durch das Gesetz verboten ist, und auch hier Nachsicht, Milde und Duldung überall, volle Freiheit im Sprechen und Schreiben. Es herrscht ein mächtiges Fortbewegen und Drängen zum Bessern und Hellern in aller Art; alle Klassen reichen sich dazu brüderlich die Hände und es ist bereits so weit gekommen, daß der, welcher am höchsten steht, am mehrsten bei uns geachtet wird. Nach alle dem ist es nicht zu verwundern, wenn die Genfer und selbst die Bauern aus den Gemeinden sicher und frei auftreten und den Kopf etwas hoch tragen. Wissen sie doch, daß nichts über ihnen ist, als das Gesetz, welches sie kennen, weil sie es gemacht haben und weil es klar und bündig dasteht; daß sie von Vetterschaft, Feindschaft und Parteiung nichts zu fürchten haben; daß ihre Obrigkeit bei der geringsten Abweichung vom rechten Wege den lautesten Tadel zu fürchten hat; daß sie an keine Art Geringschätzung des Niedern und Armen denken darf, daß aber alle Bürger den Syndikenstab in der Tasche tragen. Will Einer die wahre, verständige politische Freiheit sehen, so komme er hierher; er wird sie finden mit all' ihrem Segen, aber ohne Lärm und Geschrei, ohne Drängen, Drohen und Beleidigen. So haben wir ein würdiges Staatsleben für uns, und wie wir 1814 die angebotene bedeutende Territorialvergrößerung auf Kosten der Nachbarn ausschlugen, um ganz Genfer und Herren in unserm kleinen Haus zu bleiben, so dürfen wir auch auf Anerkennung unsers Werths hoffen, und wir fürchten nichts, wenn auch die schweizerische Konföderation ein lockerer Staatenbund ohne Zusammenhalt und Kraft seyn will; denn die, welche in Europa ein lautes Wort zu reden haben, werden doch die bescheidene und stille Republik Genf von sieben Quadratmeilen, diesen kleinen, aber hellen Lichtpunkt, nicht untergehen und keinem mächtigern Nachbar zu Theil werden lassen.

Unter den Gegenständen von allgemeinerem Interesse, die bis zum Ende vorigen Jahres in unserm großen Rath verhandelt wurden, muß ich Manches hier berühren, weil es für unser öffentliches Leben bezeichnend ist. Die Wahl der vier neuen Syndiken für 1830, die immer an dem für Genf so feierlichen 12. December — dem Tag der zurückgeschlagenen savoyischen Escalade — geschieht, hatte dießmal mehr Schwierigkeit, als sonst, da die nach der Konstitution für diese Stelle wählbaren Männer durch besondere Umstände nicht zahlreich waren. Dieß wird nicht auffallen, wenn man bemerkt, daß unsere Syndikenstellen nur mühsame Ehrenposten sind, die bei der unvermeidlichen Repräsentation bedeutende Ausgaben erheischen und nur sehr wenig eintragen. Dazu können aber allein Männer ernannt werden, die durch Kenntnisse, geleistete Staatsdienste und persönlichen Charakter hoch in der öffentlichen Meinung stehen, ja wirklich die Aristoi des Volkes sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Belleyme und Mangin.

Die Freisinnigen, wenn sie ausgezeichnete Männer sind, werden beim Herzoge von Orleans besser aufgenommen, als bei Hofe, und daher ist es natürlich, daß sie aus Dankbarkeit der herzogl. Familie wohlwollen und sie gern bei den öffentlichen Festlichkeiten sehen. Uebrigens war der Ball doch auch von der königlichen Familie begünstigt worden, und der König hatte 4000 Franken zur Bestreitung der Kosten beigetragen; dennoch beliefen sich die Ausgaben über 25,000 Franken. Natürlich wären diese den Armen auch noch wohl zu statten gekommen; allein man kann es den Reichen nicht verargen, daß sie ihr Wohlthätigkeitsfest mit einigem Aufwande haben feiern und sich dabei belustigen wollen. Ihre Belustigung hat doch immerhin ein bedeutendes Kapital ertragen, wie es selten an einem einzigen Abende zum Besten der Hülfsbedürftigen zusammengebracht worden ist. Einige Ultrablätter haben hämisch berechnet, daß der Ball jedem Armen einen Bündel Holz und ein vierpfündiges Brod verschaffen werde. Wahrscheinlich wird er ihnen etwas mehr verschaffen; allein wenn es auch nichts weiter wäre, so hätten sie doch auf einen Tag mehr Feuerung und Nahrung. Daß der Armen so viele in Paris sind, daran sind gewiß nicht die Freisinnigen und die Wohlthätigen, wohl aber verkehrte Regierungsanstalten Schuld. Als Belleyme Polizeipräfekt war, äußerte er den Wunsch, eine Anstalt zur Beherbergung der Straßenbettler anzulegen und alsdann das Betteln ganz abzuschaffen. Die Pariser bezeigten sich sogleich bereit, zu diesem Vorhaben die Hand zu bieten, und der freisinnigen Gaben und Subscriptionen lief eine solche Menge ein, daß bald ein großes Haus zu dem vom Polizeipräfekten beabsichtigten Zwecke eingerichtet werden konnte. Als nun Alles fertig war, kam die Ultrapartei ins Ministerium. Belleyme wollte dieser Parthei nicht dienen und legte sein Amt nieder. Dieses wurde dem herben Mangin anvertraut, den die Ultrapartei gerade deßhalb wählte, weil sie wußte, daß ihm die Liberalen, und er ihnen verhaßt sey. Diesen leidenschaftlichen Mann verdroß alles Gute, was man Belleyme nach seinem Austritte aus dem Amte nachsagte; er ward eifersüchtig auf seinen Vorgänger und weigerte sich, den Plan desselben zur Vertilgung der Bettelei zu unterstützen, unter dem eiteln Vorwande, die Gesetze geben ihm keine Gewalt, die Bettler zu zwingen, sich in einem Privathause gefangen zu geben. Gefangen sollten sie aber auch nicht seyn, man hatte ihnen blos einen Zufluchtsort eröffnen wollen, wo sie des Bettelns überhoben seyn sollten. Denn sobald man dem Bettler verbieten will, die Vorübergehenden auf der Gasse um Hülfe anzusprechen, besonders wenn er zum Arbeiten unfähig ist, so muß man ihm doch wohl irgend eine andere Aussicht eröffnen, sich Obdach und Nahrung zu verschaffen, sonst müßte er ja in einem elenden Winkel oder unter freiem Himmel Hungers sterben. Gegen diese Gefahr sollte ihn die Belleymesche Anstalt schützen; wenn nun aber der jetzige Polizeipräfekt sich weigert, die Bettler, welche, des Verbotes ungeachtet, beim Betteln ertappt werden, in jene Anstalt führen zu lassen, wozu soll sie denn dienen? Ein ministerielles Blatt bemerkte neulich mit einer wahren Schadenfreude, es seyen in jener Anstalt, wozu über 200,000 Franken beigesteuert worden sind, in allem fünf Personen vorhanden! Man hatte sich auf Hunderte gefaßt gemacht, und nun steht das mit so großen Kosten eingerichtete Haus leer und dient zu nichts!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 62.

# Morgenblatt

für

# gebildete Stände.

Sonnabend, 13. März 1830.

Preist einer etwas Neues an,
So prüft's zuvor der kluge Mann.

Weisse.

## Die amerikanische Schreibmethode.

Der Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen zu Basel hat vor Kurzem Nikolaus Bernoulli, über die von ihrem Erfinder die Audoyersche genannte Schreibmethode, folgenden Bericht erstattet.

Der Erfinder dieser Methode, ein Franzose, hatte sich, ohne sich deßhalb einer besondern Weise bewußt zu seyn, eine so schöne Handschrift angeeignet, daß dieselbe bei seinem Aufenthalte in Amerika Erstaunen erregte, wodurch er veranlaßt wurde, weiter über die Sache nachzudenken und Schreibmeister zu werden. Als solcher kehrte er nach Frankreich zurück, wo er für seine Methode ein Erfindungs-, Einführungs- und Vervollkommnungsbrevet erhielt und von verschiedenen Seiten aufgemuntert, dieselbe mit vielem Beifall und ausgezeichnetem Erfolge lehrte.

Die Grundlage dieser Methode ist große Freiheit in der Bewegung der Hand, und die erste Bedingung dieser Freiheit ist das Aufheben der Hand vom Papier, damit sie ungehindert arbeiten kann. Es sollen darum die Verdienste anderer Schreiblehrer nicht verkannt werden, aber man darf nicht erwarten, daß der gewandteste Turner sitzend das leiste, was ein anderer, weit schwächerer, stehend und aufrecht gehend leistet. Die Hand muß sich also von der Wurzel, auf welcher sie bisher immer mit den unterschlagenen zwei letzten Fingern zu ruhen pflegte, aufrichten und auf diesen zwei Fingern stehen; sie muß auf dem Papier nicht mehr hin und her rutschen, sondern rüstig hin und her wandern. Als Stab hiezu dient ihr der ganze Vorderarm, welcher etwas vor dem Ellenbogen am Rande des Tisches aufruht; so ist die Hand hinreichend gestützt und die Handwurzel braucht nie mehr auf dem Papier aufzusitzen, das sie auf keine Weise berühren darf. In solcher Stellung nun kann und soll die Feder, welche man bei den andern Methoden möglichst lang und nicht allzuhart anzufassen empfahl, ganz kurz und derb angefaßt werden; der gebogene Daumen drückt sie an die beyden nächsten Finger an, welche ganz ausgestreckt sind, so daß der Rücken der Feder mit dem Rücken dieser Finger gleiche Richtung hat. So kann nun auch die schwächste Hand etwas ausrichten, weil sie die Feder viel besser in ihrer Gewalt hat, die Finger, welche sie halten, in ihrer natürlichsten Bewegung arbeiten und die ganze Hand stehend die Feder hin und her schwingt, auch ihren freien Gang hat, nicht blos nach der Richtung der Zeile, von der Linken zur Rechten, sondern bei jedem Buchstaben bald rechts bald links, während die Arme der Hand, wenn ich den Daumen und die zwei ersten Finger, welche die Feder halten, so nennen darf, beständig nur eine Bewegung hinauf und hinunter machen.

Wie der Soldat beim Chargiren zu gleicher Zeit beständig mit den Händen arbeitet, dabei durch Bewegungen der Füße den ganzen Körper links und rechts dreht, und durch diese Zusammensetzung beider Bewegungen seiner Waffe die jedesmalige Lage mit größter Leichtigkeit gibt, so ergeben sich auch alle Züge der Feder aus der

gleichzeitigen Bewegung der fassenden und der gehenden Finger, ohne daß die einen den andern hinderlich sind. Schreibt zum Beispiel die Feder ein O, so laufen die gehenden Finger links, während die fassenden von oben herunter arbeiten, und während diese wieder hinauf fahren, laufen die gehenden wieder rechts; durch die Uebung müssen nun diese beiden Bewegungen immer inniger verbunden werden, damit keine derselben der andern voraus eile; wäre dieß bei den fassenden Fingern der Fall, so würde der Buchstabe zu lang und spitz; wenn dagegen die gehenden zu sehr eilen, so wird er zu breit.

Die ersten Uebungen der Methode sind nun dazu bestimmt, die Hand ihre ausgedehnte Wirksamkeit in diesen beiden Richtungen gleichsam kennen zu lehren, sie an deren Ausübung zu gewöhnen, und die durch das beständige Sitzen derselben ganz kontrakt gewordenen Muskeln, welche die beiden gehenden Finger regieren, auch zur Arbeit beizuziehen; eine, für diese Muskeln sehr ungewohnte Sache, daher etwa nach der dritten Lehrstunde eine Zeitlang im Vorderarme, gegen die Handwurzel zu, eine Art von Krampf verspürt wird, der aber ziemlich bald vorübergeht, worauf sich dann die Hand in der aufgerichteten Stellung ganz wohl und behaglich befindet und nicht mehr sitzend zu kriechen begehrt. Indessen ist es wichtig, daß dieses Verziehen der Muskeln, welches durch den Krampf sich ankündet, keine unzweckmäßige Richtung nehme, und es ist daher die Hauptsache, daß der Lehrer versteht, in welcher Reihenfolge die verschiedenen Uebungen für jede Hand passen. Schon die ersten Uebungen sind von der Art, daß sie mit der gewöhnlichen umgestürzten Lage der Hand so gut als unausführbar sind, während mit aufrecht stehender Hand der Schüler sie bald mit größter Leichtigkeit und wie zur Unterhaltung verrichtet. Ueberhaupt verschwindet bei dieser Methode, durch die ungezwungene Bewegung der Hand und durch die sichtbaren Fortschritte, die sonst oft dem Schreibunterricht vorgeworfene Langeweile. Von mir selbst kann ich bezeugen, daß mir das Schreiben statt einer mühsamen Arbeit, was es früher für mich war, nun fast zu einem unmerklichen Spiel der Hand geworden ist, das mich fast gar nicht anstrengt, und mir durch die Wahrnehmung, wie leicht und flink es von statten geht, oft ein lebhaftes Vergnügen gewährt.

Da wo es um die größte mögliche Schönheit der Schrift allein zu thun ist, dürften andere Methoden immer noch den Vorzug behalten; sobald hingegen auch die Zeit bei der Arbeit in Anschlag kömmt, wird sich die amerikanische Methode empfehlen, und eine große Zahl von Handschriften, welche es bey den andern Methoden nie zu einiger Geläufigkeit und Gleichförmigkeit zu bringen vermochten, werden sich bei dieser auffallend verbessern. Die andern Methoden sind meist darauf berechnet, daß man immer mit einiger Muße schön schreibt, und daß sich dann beim Schnellschreiben vieles, aber doch nicht alles von der angewöhnten schönen Handschrift verliert. Hingegen bei der amerikanischen Methode läßt sich die Handschrift auch bei ziemlich schnellem Schreiben immerfort weiter ausbilden, und gewinnt eher an Geläufigkeit und Festigkeit, als daß sie verliert. Abgesehen also von den eigentlichen Schönschreibern, halte ich diese Methode für allgemein empfehlenswerth. Wie häufig ist die Klage, daß junge Leute durch das viele Schnellschreiben beim Kopiren oder Diktiren die mit vieler Mühe erworbene schöne Handschrift gar bald einbüßen, und nicht weniger gegründet die Klage manches Studirenden, daß ihm der Unterricht des vortrefflichen Lehrers durch das leidige schnelle Nachschreiben verbittert werde. Viele von diesen Klagen werden wegfallen, wenn diese Methode allgemeiner verbreitet ist. Wer während des Schreibens denken muß, für den kann es äußerst hinderlich werden, wenn er zugleich der Feder Mühe und Aufmerksamkeit widmen und seine Gedankenreihe verfolgen soll; ein solcher vernachläßigt daher die Handschrift oft so gänzlich, daß sie fast unleserlich wird, da ihm hingegen eine Methode, wo die Hand mit größter Leichtigkeit leserliche Züge von sich gibt, nicht unwillkommen seyn dürfte. In den wichtigsten öffentlichen Geschäften kann es oft mehr, als man glauben möchte, Einfluß haben, ob die Aktenstücke mit einer geläufigen, recht leserlichen Schrift geschrieben sind, oder ob der Leser neben seinen Gedanken auch noch seine Augen anstrengen muß. Manche Cirkulation geht langsamer, weil der erste Blick, den die Empfänger hinein werfen, mit einem unangenehmen Gefühl wieder zurückkehrt. Hauptsächlich aber kann für die vielen Federn, die in der Handlung geschäftig sind, diese Methode wichtig werden. Ein junger Mensch empfiehlt sich durch sein Aeußeres, durch seinen Charakter und durch seine Fähigkeiten, schreibt auch eine saubere Handschrift, aber es ist keine geläufige Kaufmannsschrift, man bedauert, nicht auf ihn reflektiren zu können. Dieser Buchhalter ist sehr genau und führt seine Bücher und tabellarischen Scripturen mit vielem Geschmack, so daß die Abwechslung von größerer und kleinerer Schrift auf's Zierlichste in die Augen fällt; aber die Ausführung jeder Schriftgröße mit einer und derselben Feder, und ohne daß man bei den gröbern Schriftzügen besonders aufmerken oder besonders langsam schreiben müßte, würde eine gar bedeutende Zeitersparniß ergeben, so daß ein Buchhalter, nach Erlernung der amerikanischen Methode, wohl im Stand seyn dürfte, noch einen namhaften andern Geschäftszweig im Comptoir zu seinem bisherigen zu übernehmen.

---

## Mateo Falcone.

(Fortsetzung.)

Fortunato machte sogleich eine große Oeffnung in einem, nahe am Hause befindlichen Heuhaufen. Gianetto

kroch hinein und der Knabe deckte ihn so zu, daß man unmöglich einen Menschen unter diesem Heu vermuthen konnte. Er bediente sich überdem noch einer, für einen jungen Wilden glücklich ausgesonnenen List. Er hatte eine Katze mit ihren Jungen und machte ihnen ein Lager auf dem Heuhaufen zurecht, damit man glauben solle, es sey seit längerer Zeit nicht berührt worden. Er bemerkte einige Blutstropfen auf dem Wege nach dem Hause; bedeckte sie daher sorgfältig mit Staub und legte sich dann wieder mit der größten Ruhe in die Sonne.

Nach einigen Minuten erschienen sechs Männer in braunen Röcken mit gelben Kragen, von einem Adjudanten angeführt, vor Mateos Thüre. Dieser Adjudant war entfernt mit Falcone verwandt, und bekanntlich rechnet man die Verwandtschaftsgrade in Korsika viel weitläuftiger als irgend anderswo. Er hieß Teodoro Gamba, ein thätiger Mann und von allen vom Gesetz Verfolgten, deren er schon mehrere eingebracht, äußerst gefürchtet. „Guten Tag, Vetterchen," redete er Fortunato an; „wie groß Du geworden bist! Hast Du nicht so eben einen Menschen vorbei kommen sehen?" — „O! ich bin noch lange nicht so groß, als Ihr seyd, Vetter," antwortete das Kind mit einfältiger Miene. „Das wird schon kommen. Aber sage mir, hast Du nicht einen Menschen vorbeigehen sehen?" — „Ob ich einen Menschen habe vorbeigehen sehen?" — „Ja, einen Menschen mit einer spitzigen Mütze von Ziegenfell und einer roth und gelb gestreiften Weste." — „Einen Menschen mit einer spitzigen Mütze von Ziegenfell und einer roth und gelb gestreiften Weste?" — „Ja, antworte schnell, und wiederhole nicht meine Fragen." — „Diesen Morgen ist unser Herr Pfarrer auf seinem Pferde Piero vor unserer Thüre vorbeigeritten. Er fragte mich, wie der Vater sich befinde, und ich antwortete ihm —" — „Ha Schelm! Du willst den Pfiffigen spielen! Geschwind sage mir, welchen Weg Gianetto eingeschlagen hat, denn ihn suchen wir, und ich bin gewiß, daß er diesen Weg her gekommen ist." — „Wer weiß." — „Wer weiß? Ich weiß, daß Du ihn gesehen hast." — „Sieht man die Leute vorbeigehen, wenn man schläft?" — „Du schliefst nicht, Du Taugenichts, die Flintenschüsse haben Dich aufgeweckt." — „Ihr glaubt also, Vetter, Eure Flinten machen so großen Lärm? Meines Vaters Büchse knallt viel stärker." — „Der Teufel hole Dich! verdammter Spitzbube! ich weiß gewiß, Du hast den Gianetto gesehen, vielleicht sogar versteckt. Auf, Kameraden, laßt uns das Haus durchsuchen und sehen, ob unser Mann nicht darin ist. Er konnte nur noch auf einem Bein tanzen, und der Schurke ist zu klug, als daß er versucht hätte, das Mâquis hinkend zu erreichen, und überdieß hören die Blutspuren hier auf." — „Und was wird Papa sagen?" fragte Fortunato mit schadenfrohem Lächeln; „was wird er sagen, wenn er hört, daß man in seiner Abwesenheit im Haus gewesen ist?" — „Taugenichts," sagte Gamba und nahm ihn beim Ohr; „weißt Du, daß ich Dich bald in einem andern Tone könnte pfeifen lassen? wenn ich Dir ein Paar Dutzend Hiebe mit der flachen Klinge aufzähle, würdest Du mir am Ende wohl Antwort geben." Fortunato lächelte wieder. — „Mateo Falcone ist mein Vater," sagte er, seine Worte betonend. „Weißt Du wohl, Du Wicht, daß ich Dich nach Corte oder Bastia mit mir nehmen kann, und dort lasse ich Dich gebunden auf Stroh in einen Kerker werfen und guillotiniren, wenn Du mir nicht sagst, wo Gianetto Sangiero ist." Der Knabe lachte laut über diese alberne Drohung. „Mateo Falcone ist mein Vater," wiederholte er. „Adjudant," sprach leise ein Voltigeur, „laßt uns nicht in Händel mit Mateo gerathen."

Gamba war sichtbar verlegen. Er sprach heimlich mit den Soldaten, die schon das ganze Haus durchsucht hatten, wozu nicht viel Zeit nöthig war, denn das Haus eines Korsen besteht aus einem einzigen viereckigen Zimmer und das Möbel besteht in einem Tisch, der zugleich zum Bette dient, in wenigen Bänken, Kisten, Haus- und Jagdgeräthe. Während dieser Zeit streichelte der kleine Fortunato seine Katze und schien sich schadenfroh an der Verlegenheit seines Vetters und der Voltigeurs zu weiden. Ein Soldat trat an den Heuhaufen. Er sah die Katze darauf und stach mit seinem Bajonette nachlässig und die Achseln zuckend, als fühle er, wie unnöthig seine Vorsicht sey, in den Heuhaufen. Nichts rührte sich, auf des Knaben Zügen war nicht die geringste Bewegung sichtbar.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Genf, Februar.**

(Fortsetzung.)

Syndiks-Wahl. Debatten über Verfassungsgegenstände.

An die Stelle des jezt abtretenden ersten Syndiks, Wigaud, eines talentvollen und wahrhaft liberalen Staatsmanns, wurde Odier ernannt, der schon früher diesen Posten versah und dem Vaterlande bei seiner Restauration große Beweise von Anhänglichkeit und muthvoller Treue gegeben hat; denn 1813 saß er bei dem untergehenden, aber noch immer drohenden Napoleonschen Sterne in dem Conseil provisoire, das sich damals zur Rettung, Befreiung und Wiederaufrichtung der Republik gebildet hatte. Er wagte dabei sein Leben und sein Vermögen. Bei dieser Syndikenwahl, wobei alle Stimmen des repräsentativen Raths für Odier waren, kam Manches von der alten Wahlart öffentlich zur Sprache. Die ersten Syndiken bestanden wahrscheinlich schon, als Friederich Barbarossa der freien Reichsstadt Genf 1162 eine Charte gab, um sie gegen die Ansprüche des Herzogs von Zähringen in Bern zu schützen. Im Jahr 1318 bestanden schon, wie heutzutage, vier Syndiken. Es ging damals freilich anders bei der Wahl zu, als gegenwärtig. Sie wurden von den versammelten Bürgern und Geschwornen aus ihrer Mitte erwählt, zwei aus der obern und zwei aus der untern Stadt. Schon 1603 ward dieß anders, denn aus der untern Stadt brauchten keine

Syndiken mehr genommen zu werden. Die heutige Konstitution von 1814 überträgt die Wahl lediglich dem Conseil représentatif, das freilich auch aus dem Volk erwählt wird, aber doch durch die sogenannte Retention mehr und weniger vom Staatsrath abhängt. Auch hier zeigt sich, daß eine schöne, freisinnige Institution aus dem Mittelalter das Schicksal gehabt hat, wie fast alle Freiheiten auf dem europäischen Kontinent, die in den lezten Jahrhunderten untergegangen sind.

Auch jenes Retentionsrecht des Staatsraths, d. h. das Recht, bei den Wahlen zum Conseil représentatif selbst während einzuschreiten, wenn sie, wie häufig geschieht, nicht vollständig sind, wurde wieder der Gegenstand interessanter Aeußerungen, und viele Mitglieder unterstüzten den Antrag auf Abschaffung dieses in einer parthevollen Zeit gegebenen, auf den ruhigen, gesicherten Zustand der Gegenwart nicht mehr passenden Gesezes. Aehnliche Aeußerungen waren schon früher mit Anführung trefflicher Gründe geschehen, nie aber war von Seiten des Staatsraths darauf geantwortet worden. Jezt hielt man dieß vornehme Schweigen nicht mehr für passend, und der Syndik Girod brachte einige schwache Gründe für dieß Gesez vor, wurde aber auf der Stelle siegreich widerlegt, und es ist zu hoffen, daß es künftiges Jahr als allzu aristokratisches Element aus unserer Konstitution verschwinden, und der ganz unbeschränkten Volkswahl ihren früheren Raum wiedergeben wird.

Die Frage: soll der Staat seinen Dienern nach einer gewissen Zahl treuer Dienstjahre Pensionen zahlen oder nicht? wurde auch lange und nach allen Seiten beleuchtet. Das Conseil représentatif, das voriges Jahr sehr dafür war, erklärte sich jezt ziemlich dagegen, und überwies ein deßhalb vom Staatsrath vorgebrachtes Gesezprojekt an eine Kommission zur weitern Beleuchtung und Untersuchung. Es scheint, der auch in Nordamerika angenommene Grundsaz, jeder Staatsdiener müsse durch eigenes Vermögen oder eigenen Erwerbsfleiß für seinen Unterhalt sorgen, wenn er dem Staat keine Dienste mehr leistet, herrscht jezt vor, so hart er auch scheinen mag.

Merkwürdig und bezeichnend für unsere Zeit und unsere politische Civilisation war der vielfach unterstüzte Antrag: die Berichte unserer Deputation bei der Tagsazung nicht mehr als ein Geheimniß zu betrachten, sondern wie andere Gegenstände offen und ohne Beschränkung im Conseil représentatif behandeln und zur allgemeinen Kunde bringen zu lassen; die bisher beobachtete Geheimnißkrämerei sey um so lächerlicher und überflüssiger, als die Zeitungen, zumal die von ihren Korrespondenten gut bediente Allgemeine Zeitung in Augsburg, oder eigene Schriften sich aus dem Schooß der Tagsazung offen über Gegenstände aussprächen, die wir geraume Zeit nachher als Geheimniß behandelten. Die Geheimhaltung sey unserer unwürdig, die unbeschränkteste Publizität sey das einzige Palladium kleiner Staaten und kleiner Dinge, die dadurch ihre Sicherheit und Kraft lediglich in der öffentlichen Meinung fänden. Wir wollen nur das Gute und Rechte, wir haben die reinsten Absichten. Warum sollten wir uns in Nacht und Dunkel hüllen? Wenn unsere mächtigen Nachbarn unsern ruhigen, offenen und geraden Gang in Allem sehen, so werden sie uns darum achten und vertrauen, und wenn wir einmal Alles offen bei uns besprechen, so werden sie uns keine unbescheidenen Zumuthungen mehr machen. — Sismondi sagte bei dieser Veranlassung: „Die Schweiz darf uns in Hinsicht der Oeffentlichkeit durchaus nicht als Beispiel dienen, denn sie ist darin noch ganz Neuling; sie wandelte auch früher darin auf einem gar traurigen Weg, und ist selbst jezt in ihrem Gang noch gar ängstlich und befangen."

(Die Fortsezung folgt.)

**Paris, Februar.**

(Fortsezung.)

Bälle. Routs. Konzerte.

Die Kommission, welche zur Leitung obiger Anstalt angesezt worden war, hat sich mit Recht in einem Berichte an den Minister des Innern über das mißgünstige Betragen des jezigen Polizeipräfekten beschwert; dieser Bericht ist in die Zeitungen gelangt und hat Hrn. Mangin nicht wenig erboßt; allein gebessert hat dieser Auftritt ihn um nichts, und wahrscheinlich wird die Bellevmesche Anstalt wenig Einwohner bekommen, so lange das Polizeiwesen einem Manne wie Mangin anvertraut bleibt, der von den wahren Pflichten seines Amtes zu wenig zu wissen scheint und nicht im Mindesten das öffentliche Zutrauen genießt. Was kümmert dieß aber eine siegreiche Parthei, welche wähnt, sie brauche die öffentliche Meinung nie zu Rathe zu ziehen und die Leute müßten, wie zu der Zeit, da man die Edikte mit Car tel est notre plaisir endigte, schweigen und zahlen. — Das Partheiwesen hindert nun aber die Pariser nimmer, und eben so wenig als die strenge Kälte, sich nach Lustbarkeiten umzusehen, und daran hat es diesen Winter denn auch eben so wenig gefehlt, als in den vorigen Jahren. Der großen und kleinen, öffentlichen und besondern Bälle, der englischen Routs, wo eintausend Personen, die sich gar nicht kennen, wie auf dem Markte durcheinander laufen und dann und wann nach Luft und Erfrischungen schnappen, der Konzerte, Soirées und Matinées musicales u. s. w. hatte die Stadt Paris für Einheimische und Fremde eine Menge darzubieten. Manche von diesen Vergnügungen, die in Paris eben so begierig genossen, als schnell vergessen werden, haben die Zeitungen beschrieben, z. B. das oder den Rout bei Lady Stuart, auf welchem sich 1500 Menschen sollen zusammengefunden haben, und die Bälle bei der Herzogin von Berry, welche die Hofetiquette zuweilen vergißt und sich belustigt, als ob sie keine Prinzessin wäre. Unter den Konzerten waren besonders die der Institution de musique réligieuse des Hrn. Choron interessant. Ich habe schon mehrmals dieses Instituts erwähnt, welches von einem thätigen, aber nicht reichen Privatmanne, Choron, angelegt worden ist und sich ziemlich gut hält, da es einige Unterstüzung von der königlichen Familie und vielleicht auch von der Staatskasse erhält.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 56:

Flaschenzug.

## Räthsel.

Ein weiches Bett, auf dem noch Niemand schlief,  
Ein hoher Berg, auf dem kein Gemschen lief,  
Ein Renner ist's auf ungemeßner Bahn,  
Einst einer Göttin Leib, für eiteln Wahn,  
Sein Leib schließt Feuer, Flocken, Stein,  
Doch meist nur Dunst und Wasser ein,  
Ein großer, schwarzer, unheilschwangrer Schlauch,  
Ein fein Gebild, zerfließend oft wie Rauch,  
Ein goldbuchwirktes, rosiges Gewand,  
Ein rollenreicher Luftkomödiant,  
Der Deiner leichtbewegten Phantasie  
Manch Zauberbild in buntem Wechsel lieh.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 63.

# Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 15. März 1830.

> Ihr Grillenfänger sollt uns heut
> Zu Rede stehn, mit Deutlichkeit,
> Und nicht mit dunklem Wesen.
>
> Goethe.

## Ueber die Unrichtigkeit der christlichen Zeitrechnung.

Daß unsere christliche Zeitrechnung, die mit der Geburt des Erlösers anfangen soll, von dem Abte Dionysius, der im sechsten Jahrhundert nach Christus lebte, eingeführt und später von allen christlichen Völkern angenommen worden ist, und daß diese Zeitrechnung, wenn sie in der That mit dem Geburtsjahre Christi anfangen soll, dieses um mehrere Jahre zu spät ansezt, ist eine, jezt beinahe allgemein bekannte Sache. Schon der berühmte Kirchengeschichtschreiber Baronius suchte zu zeigen, daß wir um zwei Jahre zu wenig zählen. Diese zwei Jahre wurden lange als der wahre und einzige Fehler unserer Aere betrachtet, bis endlich Susliga, ein Pole, mit neuen, aber eben nicht sehr triftigen Gründen zu zeigen sich bemühte, daß wir nicht zwei, sondern eigentlich volle vier Jahre zu wenig zählen. Durch die Schrift Susligas wurde der große Kepler auf den Gegenstand aufmerksam gemacht, und er unterwarf ihn einer besondern Untersuchung, deren Resultate er zuerst in seiner Schrift: de J. Christi vero anno natalitio. Francf. 1606. bekannt gemacht hat. Keplers Meinung geht dahin, daß wir in unserer Zeitrechnung fünf Jahre zu wenig zählen, und daß wir daher z. B. in dem gegenwärtigen 1830sten Jahre eigentlich 1835 schreiben sollten.

Wir werden die Gründe, welche nach den neuesten Untersuchungen, besonders von Sanclementi und Ideler, uns zeigen, daß wir volle sieben Jahre zu wenig zählen und daher jezt 1837 schreiben sollten, später anführen, und wollen zuerst sehen, wie der Gebrauch dieser Dionysischen Aere sich unter den christlichen Völkern allmählig weiter verbreitet hat.

Ohne der vielleicht willkührlichen Art zu datiren, bei einigen der früheren weltlichen Regenten, zu erwähnen, bemerken wir zuerst, daß die Akten der Kirchenversammlung zu Augsburg, vom Jahr 742, so wie die der zwei noch früheren Kirchenversammlungen zu Soissons bereits auf diese Weise bezeichnet worden sind. Der erste Regent, der sich ihrer im Jahr 783 konstant und öffentlich bediente, ist Karl der Große. In den päbstlichen Bullen kam sie Anfangs nur sparsam vor, und noch im Jahr 1098 unterschied Urban II. diese Dionysische Zeitrechnung von der nach dem Evangelium gebildeten, welche lezte er um dreiundzwanzig Jahre mehr, also jenes Jahr zu 1121, ansezt, welche neue Zeitrechnung wohl keine hinreichenden Gründe für sich hat. Der erste Pabst, der die Dionysische Zeitrechnung in seinen öffentlichen Verhandlungen brauchte, und sie dadurch für seine Nachfolger allgemein einführte, war Eugen IV. im Jahr 1421. Harduins Behauptung, daß sie schon im Anfange des fünften Jahrhunderts in der ganzen Christenheit allgemein gebräuchlich gewesen, hat nichts für sich, da man durchaus keine Spur derselben in den Actis Martyrum, in den Verhandlungen der Koncilien, oder auf den christlichen Grabschriften jenes Jahrhunderts findet, in welchem vielmehr

die Zeit immer nur auf die bei den Römern übliche Art nach Konsular- und Kaiserjahren angegeben wurde.

Die gewöhnlichste Form, unter welcher diese Aere in den älteren Schriften vorkam, ist die ab anno incarnationis, mit welchem Ausdrucke bald die Verkündigung Mariä, bald die Geburt Christi verstanden wird.

Petavius hat in seinem bekannten Werke, Doctrina temporum, die Behauptung aufgestellt, daß die Dionysische Aere ursprünglich ein Jahr mehr als jezt gezählt habe, und die meisten spätern Chronologen haben diese Meinung beibehalten. Allein Ideler, dem wir hier vorzüglich folgen, zeigt in seinem vortrefflichen Handbuch der Chronologie, Bd. II. S. 382, daß dieß ganz ungegründet sey, und daß wir die Dionysische Art zu zählen ganz unverändert beibehalten haben, und daß überdieß Dionysius, der Gewohnheit des ganzen Alterthums gemäß, die Geburt Christi an das Ende des ersten Jahres der Epoche seiner Aere gesezt habe, nicht aber, wie manche irrig glaubten, an den Schluß des ersten Jahres vor dieser Aere. Die Ursache davon liegt in der oben erwähnten doppelten Bedeutung des Wortes Inkarnation, unter welchem in den ersten Zeiten blos die Verkündigung Mariä verstanden wurde, welches Fest die Kirche von jeher auf den 25sten März gesezt hat, und von welchem zugleich Dionysius, als der Epoche seiner Zeitrechnung, ausgeht, so daß also, nach ihm, die eigentliche Geburt Christi neun Monate später, oder auf den 25sten December des 4714ten Jahres der julianischen Periode, oder des 754sten Jahres der Stadt Rom fällt, und daß sonach, wie gesagt, dieses Ereigniß von ihm an den Schluß des ersten Jahres seiner Zeitrechnung gesezt worden ist. Wenn man aber, dem jezt gebräuchlichen Sprachgebrauch gemäß, das Wort Inkarnation als gleichbedeutend mit Geburt annehmen wollte, so würde seine Aere allerdings beinahe um ein Jahr zu früh angefangen haben, allein diese neuere Bedeutung des Worts entstand erst zu den Zeiten Karls des Großen, wo der Jahresanfang mit dem 25sten December aufkam, der vorher auf den 25sten März fiel.

Die Gründe, welche Dionysius bewogen haben mögen, die eigentliche Geburt Christi auf das 754ste Jahr der Stadt zu setzen, hat er in seinen drei auf uns gekommenen Schriften nicht angegeben, und sie sind daher unbekannt. Welcher Art sie aber auch gewesen seyn mögen, so ist gewiß, daß seine Zeitangabe dieses wichtigen Ereignisses mit der der ältesten Kirchenväter nicht übereinstimmt. Irenäus und Tertullian setzen die Geburt Christi auf das Jahr 751, Clemens von Alexandrien aber, Eusebius und Epiphanius auf das Jahr 752 der Stadt Rom, und da die beiden ersten, im Occident lebenden, den 25sten December, die andern aber den 6ten Januar als den Tag der Geburt bezeichnen, so vereinigen sich sonach alle fünf für das Jahr 752. Der Grund dieser so übereinstimmenden Angaben der Kirchenväter ist ohne Zweifel in dem dritten Kapitel des Evangeliums des Lucas zu suchen, wo es heißt: Christus sey etwa dreißig Jahre alt von Johannes getauft worden, der sein Täuferamt im fünfzehnten Regierungsjahre des Tiberius angetreten habe. Da aber das fünfzehnte Jahr des Tiberius in das 781ste Jahr der Stadt fällt, so muß Christus, der im Verlaufe desselben dreißig Jahre alt war, um das Jahr 752 der Stadt geboren seyn. Diesem gemäß wurde unter den frühern Chronologen angenommen, daß wir in unserer Dionysischen Aere eigentlich zwei Jahre zu wenig zählen, oder mit andern Worten, daß Dionysius die Geburt Christi drei Jahre später als jene Kirchenväter gesezt habe.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Mateo Falcone.

(Fortsetzung.)

Der Adjudant und seine Leute fluchten; schon wandten sie ihre Blicke ernstlich nach der Ebene zu, als wollten sie auf dem Wege, den sie gekommen, zurückkehren — da beschloß der Anführer, überzeugt, daß keine Drohung Eindruck auf Falcone's Sohn machen würde, noch einen lezten Versuch zu machen und zu sehen, was sich mit guten Worten und Geschenken ausrichten lasse. „Vetterchen“ sagte er, „Du scheinst mir ein lustiger Vogel zu seyn; Du magst es weit bringen. Aber mit mir spielst Du ein garstiges Spiel; und müßte ich nicht fürchten, meinem Vetter Mateo wehe zu thun, der Teufel soll mich holen, wenn ich Dich nicht mit mir nähme.“ — „Pah!“ — „Aber wenn mein Vetter kommt, so erzähle ich ihm die Geschichte, und zum Lohn für Deine Lügen wird er Dir die Ruthe geben, bis das Blut nachläuft.“ — „Warum nicht gar!“ — „Du wirst schon sehn — aber warte noch — nun, sey ein braver Junge und ich gebe Dir etwas.“ — „Und ich, Vetter, will Euch etwas sagen: wenn Ihr noch länger wartet, so ist der Gianetto im Mäquis, und dann braucht es mehr als einen Gesellen wie Ihr seyd, um ihn heraus zu holen.“

Der Adjudant zog eine silberne Uhr aus der Tasche, die wohl sechs Thaler werth seyn mochte, und da er die Augen des Kleinen funkelnd darauf geheftet sah, hielt er sie ihm an der Stahlkette hin und sagte: „Spitzbubel solch eine Uhr möchtest Du wohl um den Hals hängen haben und dich damit wie ein Pfau in den Straßen von Porto Vecchio brüsten, und wenn die Leute fragten, welche Zeit es sey, sagen: „Hier seht nach meiner Uhr!“ — „Wenn ich groß bin, wird mein Oheim, der Caporale, mir eine Uhr schenken.“ — „Ja, aber sein Sohn hat schon eine — freilich keine so schöne wie diese — und er ist doch jünger als Du.“ Der Knabe seufzte. „Nun, willst Du diese Uhr,

Vetterchen?“ Wie er mit einem Auge nach der Uhr hinzeigte, glich Fortunato einer Katze, der man ein Küchlein vorhält. Wohl merkend, daß man sie necken will, wagt sie es nicht, mit der Pfote zuzugreifen und wendet von Zeit zu Zeit die Augen ab, um nicht der Versuchung zu unterliegen; aber jeden Augenblick leckt sie sich die Schnauze und sieht aus, als ob sie zu ihrem Herrn sagen wollte: „Welch grausamen Scherz treibst Du mit mir!“ Gamba schien es indessen mit seinem Anerbieten ernst zu seyn; Fortunato griff nicht nach der Uhr, sondern sagte mit bitterm Lächeln: „Was spottet Ihr mich aus?“ — „Beim Himmel! ich spotte nicht. Sage mir, wo Gianetto ist, und die Uhr ist Dein.“ Ein ungläubiges Lächeln spielte auf Fortunatos Lippen und seine großen schwarzen Augen suchten in des Adjudanten Gesicht zu lesen, wie weit er seinen Worten trauen dürfe. „Ich will meine Epaulette verlieren,“ rief der Adjudant; „wenn ich Dir nicht die Uhr unter dieser Bedingung gebe! Meine Kameraden sind Zeugen und ich kann mein Wort nicht zurücknehmen.“ Mit diesen Worten brachte er die Uhr immer näher, bis sie endlich fast die bleiche Wange des Knaben berührte. Auf Fortunatos Gesichte malte sich der Kampf zwischen Begehrlichkeit und Achtung des Gastrechts, der in seiner Seele vorging. Seine nackte Brust hob sich gewaltsam, er athmete bang; unterdessen schwebte die Uhr hin und her und berührte zuweilen seine Nasenspitze. Endlich erhob er allmählig die rechte Hand gegen die Uhr, seine Fingerspitzen berührten sie, er fühlte ihr ganzes Gewicht in seiner Hand, ohne daß jedoch der Adjudant die Kette fahren ließ — das Zifferblatt glänzte bläulich — das Gehäuse war neu polirt, wie Feuer funkelte es in der Sonne — zu stark war die Versuchung. Fortunato erhob auch die linke Hand und deutete mit dem Daumen über die Schulter nach dem Heuhaufen, an den er sich mit dem Rücken lehnte. Der Adjudant verstand ihn sogleich. Er ließ das Ende der Kette los, Fortunato fühlte sich allein im Besitz der Uhr; behend wie ein Reh, sprang er auf und zehn Schritte von dem Heuhaufen weg, den die Voltigeurs sogleich zu durchwühlen begannen.

Nicht lange, so bewegte sich das Heu und ein blutender Mann mit einem Dolche in der Hand kam zum Vorschein; doch als er sich aufzurichten versuchte, sank er wieder nieder. Der Adjudant warf sich über ihn her und entriß ihm das Stilet. Sogleich ward er, trotz seines Widerstandes, mit starken Stricken gebunden.

Gianetto lag auf dem Boden, zusammengeschnürt wie ein Bündel; er wandte den Kopf nach Fortunato, der wieder näher getreten war. „Bube!“ rief er ihm mehr im Tone der Verachtung, als des Zorns zu. Der Knabe warf ihm das Stück Geld hin, das er von ihm erhalten, wohl fühlend, daß er es nicht mehr verdiene; allein der Gebundene schien darauf nicht zu achten; kaltblütig sagte er zum Adjudanten: „Lieber Gamba, ich kann nicht gehen; Ihr werdet mich nach der Stadt tragen müssen.“ — „So eben noch liefst Du schneller, als ein Reh,“ sagte der grausame Sieger; „doch sey ruhig; ich bin so froh, Dich gefangen zu haben, daß ich Dich eine Stunde auf dem Rücken tragen könnte, ohne müde zu werden. Uebrigens, Kamerad, wollen wir Dir eine Tragbahre aus Baumzweigen und Deinem Mantel zurecht machen, und auf dem Meierhofe Crespoli finden wir Pferde.“ — „Gut,“ sagte der Gefangene; „legt auch ein wenig Stroh auf die Tragbahre, daß ich es bequemer habe.“

Während einige der Voltigeurs beschäftigt waren, eine Art Tragbahre aus den Zweigen des Kastanienbaumes zu verfertigen, und andere Gianetto's Wunde verbanden, erschienen Mateo Falcone und seine Frau plötzlich an der Wendung des nach dem Mâquis führenden Pfades. Die Frau schritt langsam, unter einem großen Sack voll Kastanien gebückt einher, während ihr Gatte nichts als eine Flinte in der Hand und eine andere über der Schulter trug; denn es ist eines Mannes unwürdig, eine andere Last, als seine Waffen zu tragen.

Beim Anblick der Soldaten war Mateo's erster Gedanke, sie seyen da, um ihn gefangen zu nehmen. Doch woher dieser Gedanke? Hatte Mateo etwas mit der Gerechtigkeit zu schaffen? Nein. Er hatte einen guten Ruf; er war, was man einen rechtlichen Mann nennt; aber er war ein Korse, ein Hochländer, und es gibt keinen korsischen Hochländer, der, wenn er sein Gewissen befragt, sich nicht irgend einen unbedeutenden Verstoß gegen die Gesetze, als Flintenschüsse, Dolchstöße und dergleichen Kleinigkeiten, vorzuwerfen fände. Mateo hatte ein reineres Gewissen als irgend ein anderer, denn seit mehr als zehn Jahren war seine Büchse auf keinen Menschen gerichtet gewesen; allein er war dennoch vorsichtig und rüstete sich zur herzhaften Vertheidigung, wenn es Noth thun sollte.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

### Chorons Singanstalt.

In der Choronschen Singanstalt werden einhundert Kinder in der kirchlichen Singmusik unterrichtet, und den ganzen Winter hindurch gibt Choron des Donnerstags ein Konzert, worin man das Vergnügen hat, Kirchenmusik von alten italienischen Meistern, als Porpora, Palestrino, Jomelli und andern, eben so von deutschen Meistern, besonders Händels Oratorien, zu hören, die man sonst in Paris nie zu hören bekommt. Diese Stücke werden von dem zahlreichen Knaben- und Mädchenchore, mit Begleitung des Flügels und zweier Bässe, gesungen; die Solopartbien werden natürlich den geschicktesten unter den Zöglingen der Anstalt vorbehalten. Händel, den die Engländer so hoch schätzen, kennen die Franzosen

sehr wenig; daher ist es eine überaus reizende Neuigkeit, daß in Chorons Anstalt ganze Oratorien von ihm, z. B. Judas, der Maccabäer, Samson u. a., aufgeführt werden. Freilich kommen hie und da veraltete Züge darin vor; allein das Kräftige, Lebhafte, Großartige dieser Oratorien bleibt bewundernswerth, und sie verdienen die Hochschätzung, welche ihnen die Engländer zollen. Man singt in Chorons Konzerten in allerlei Sprachen, lateinisch, italienisch, französisch; sogar einen deutschen Hymnus von Mozart hörte ich recht gut singen. Obschon im vorigen Jahre die deutsche Schauspielertruppe aus Aachen das Vorurtheil, als ob die deutsche Sprache sich nicht gut zum wohlklingenden Gesange eigne, den Pariseen so ziemlich benommen hat, so hatte es doch noch kein Tonkünstler in Paris gewagt, deutsch von seinen französischen Zöglingen singen zu lassen. Nun hat es aber Hr. Choron dahin gebracht, daß seine hundert Knaben und Mädchen einen Mozartschen Hymnus recht gut auf deutsch hersingen, so daß man sich auf einmal in eine Singschule Deutschlands versezt wähnen könnte. Hr. Choron, welcher wohl weiß, daß man die Pariser nicht mit ernsthaften Sachen ermüden darf, ist so schlau, daß er in jedem Konzerte etwas Heiteres, Weltliches untermischt. Der Mann muß außerordentlich bewandert in den Werken alter Meister seyn; denn er findet darunter allerliebste Stücke, die außer ihm wohl Wenige kannten und die er mit Recht aus der unverdienten Verborgenheit hervorzieht, und nicht allein singen läßt, sondern auch in seiner Anstalt herausgibt. So hörte ich ein scherzendes Duettchen in der besten Faktur des alten italienischen Styls, das von zwei acht- bis zehnjährigen Mädchen gesungen wurde. Eben so ließ er in mehreren Konzerten eine drollichte Komposition des Meisters Rossi, der im 17ten Jahrhundert Musikmeister an einem Kollegium in Rom war, aufführen. Dieser Maestro hatte es kurzweilig gefunden, das laute und zusammenstimmende Dekliniren und Konjugiren der Schulkinder in Musik zu setzen, und daher ein Gesangstück für Knaben- und Mädchenchöre gesezt, worin das ab hoc et ab hac et ab hoc und das amborum, harum, horum sich sehr komisch ausnimmt. Nur scheint mir das Stück etwas zu gravitätisch gedacht zu seyn, wofern diese Gravität nicht etwa Ironie ist; ein Tonsetzer von Operas buffas würde diese Aufgabe wahrscheinlich anders gelöst haben. Rossi's Stück ist aber immerhin eine merkwürdige Komposition. Es ist zu wünschen, daß sich Chorons Anstalt lange halten möge, denn sie gewährt den Parisern einen musikalischen Genuß eigener Art, der ihnen sobald nicht wieder zu Theil werden würde. Leider aber steht zu befürchten, daß das Institut nach Chorons Abtreten wieder zerfallen wird. Nur durch die außerordentliche Gewandtheit dieses Mannes ist es gelungen, dasselbe so hoch emporzubringen und aufrecht zu halten. Ein Anderer, welcher diese Gewandtheit nicht besäße, würde auch mit vielem Kunsttalente ein so kostspieliges und mühsames Unternehmen nicht lange fortsetzen können.

(Der Beschluß folgt.)

**Genf, Februar.**

(Fortsetzung.)

Das Strafarbeitshaus.

Sehr ernst und zahlreich erhob man sich in unserm großen Rath gegen die Halsstarrigkeit der in französischem Dienst stehenden Schweizertruppen hinsichtlich des neuen Kriminalgesezbuchs, das die Tagsatzung angenommen und den Truppen zur Nachachtung übergeben hat, diese aber bisher anzuwenden verweigerten. So lange diese ganz unerhörte Weigerung daure, müsse die französische Rekrutirung für diese Regimenter in Genf suspendirt werden, und der Staatsrath solle sich mit der schweizerischen Tagsatzung besprechen, wie die Offiziere jener Regimenter, die ihrer Landesregierung gegenüber eine eigene Macht bilden wollten, wieder zum Gehorsam zu bringen seyen.

Sprechen wir jezt ein paar Worte von unserm Strafarbeitshaus. Man kann dreist sagen, kein bisher angewandtes Pönitenzsystem bietet so große materielle und moralische Vortheile, als das in einem panoptischen Strafhaus. Wundersam wirkt schon auf die Sträflinge die Ueberzeugung, bei Allem, was sie thun, beobachtet zu seyn, ohne daß jedoch diese Beobachtung störend und aufreizend für sie wäre, und ohne daß sie das wachende Auge sähen. Es ist kein bewaffneter wilder Schwarm, der vor ihnen steht, wie in den französischen Bagnes zu Toulon, Brest und Rochefort, sondern eine unsichtbare Macht, dieselbe Macht, die den Sträfling reinlich und warm kleidet, ihn gut nährt, ihn pflegt, wenn er erkrankt, freundlich zu ihm spricht, wenn er gut und fleißig ist, ihn tröstet und ihm Hoffnung beut, wenn ihn Schaam, Reue oder Verzweiflung niederdrücken will, und ihm am Ende seiner Strafzeit die hübsche, ja oft bedeutende Summe reicht, die er durch seinen Fleiß verdient hat und mit der er nun ein neues Leben beginnen kann, da er im Pönitenzhaus arbeiten gelernt und dabei Ordnung, gute Sitten, Mäßigkeit und Nüchternheit sich angewöhnt hat. Der Sträfling muß ein Unthier seyn, wenn ihn diese Macht nicht bessert und dankbar stimmt. Aber auch für dergleichen Subjekte ist gesorgt. Zwar bekommen sie nie Ketten und Banden, aber etwas weit Schlimmeres: Einsamkeit, Dunkelheit und Unthätigkeit in abgelegenen Zellen. Diesem Mittel hat noch Keiner widerstanden, und schon nach einigen Tagen b i t t e n sie um Arbeit, wiewohl sie auch dabei kein Wort sprechen dürfen. Dieß gerade halten die Verdorbensten und Hartnäckigsten für die härteste Strafe. Es ist bei Allen ein merkliches Streben zur Besserung und Sittigung zu bemerken. Aus der Zusammenstellung der lezten drei Jahre ergeben sich mehrere interessante Resultate, die alle laut zum Vortheil dieses Strafsystems im Allgemeinen und der Genfer Anstalt insbesondere sprechen. Die Zahl sämmtlicher Sträflinge im Laufe eines Jahres überstieg nie 50, so ziemlich zur Hälfte Kriminelle, zur Hälfte Korrektionelle, und unter diesen ⅓ junge Leute unter 16 Jahren, die man früher nicht mit andern Sträflingen zusammenthun konnte, was jezt ohne den geringsten moralischen Nachtheil für sie geschieht. Die Anwendung der einsamen, der dunkeln Zelle und der Tage, wo nur Wasser und Brod gegeben wird, als Strafe, verminderte sich auffallend, weil sie nur selten nöthig war. So unterblieb auch der sonst so häufige Vorwand von Krankheit; kaum fanden sich fünf Kranke im Jahr, und davon starb zwei Jahre lang kein Einziger. Das Entkommen wurde zwar im Anfang einigemal versucht, gelang aber nie, und seitdem die Sträflinge die innere Einrichtung und Polizei des Hauses kennen, versuchen sie auch das Entweichen nicht mehr. Dieser Umstand ist ein wesentlicher Grund für die Abschaffung der Todesstrafe. Ehemals war das Gefängniß und die Gemeinschaft mit andern Sträflingen ein großer Nachtheil für junge Leute unter 16 Jahren und für die von 16 bis 30 Jahren. Sie kamen gewöhnlich schlechter und verdorbener aus dem Stockhaus, als sie hineingebracht wurden, und Recidivfälle waren bei ihnen Regel. Auch dieß ist hier ganz anders, denn von jenen jungen Leuten und Männern ist bisher nicht ein Einziger wegen neuer Vergehen eingebracht worden. Sie sind jezt in Werkstätten, Magazinen, Handelscomptoirs u. s. w., wo man sehr zufrieden mit ihnen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

**Beilage: Literaturblatt Nr. 29.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 64.

# Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Dienstag, 16. März 1830.



So muß ich denn die fürchterliche Pflicht
Erfüllen! Hier und bald! Es soll geschehn.

Goethe.

## Mateo Falcone.

(Beschluß.)

„Weib," sagte Mateo Falcone zu Giuseppa, „lege Deinen Sack ab und mache Dich fertig." Sie gehorchte sogleich; er gab ihr die über seiner Schulter hängende Flinte, welche ihn gehindert hätte. Dann spannte er den Hahn der andern und schritt nun langsam, längs der Bäume, mit denen der Weg besezt war, gegen sein Haus vor, bereit, sich bei der geringsten feindlichen Bewegung hinter den dicksten Baum zu werfen, in dessen Schutze er hätte feuern können. Seine Frau folgte ihm auf den Fersen, die andere Flinte und die Jagdtasche tragend. Das Geschäft einer guten Hausfrau, im Falle eines Gefechts, ist, ihrem Manne das Gewehr zu laden.

Auf der andern Seite war der Adjudant in nicht geringer Verlegenheit, als er Mateo so mit gemessenen Schritten, das Gewehr bereit und den Finger auf dem Hahn, anrücken sah. Wenn, dachte er, Mateo zufällig Gianettos Verwandter oder Freund wäre und ihn vertheidigen wollte — seine beiden Büchsenkugeln würden zwei von uns so sicher erreichen, als ein Brief von der Post; und wenn er auf mich zielte, troz unserer Verwandtschaft? In dieser Verlegenheit faßte er muthig den Entschluß, ganz allein auf Mateo zuzugehen, ihn als einen alten Bekannten anzureden und ihm den ganzen Vorgang zu erzählen; allein der kurze Zwischenraum, der ihn von Mateo trennte, kam ihm entsetzlich lang vor.

„Holla! he! alter Geselle," rief er; „wie geht's, mein braver Freund? Ich bin es, Gamba, Dein Vetter." Mateo stand stille, ohne ein Wort zu antworten, und hob nur langsam den Lauf seiner Flinte auf, so daß die Mündung in dem Augenblicke, wo der Adjudant bei ihm war, in die Luft gerichtet war. „Guten Tag, Bruder," *) sagte der Adjudant, ihm die Hand reichend; „schon gar lange habe ich Dich nicht gesehen." — „Guten Tag, Bruder." — „Ich wollte Dich und meine Base Pepa im Vorbeigehen besuchen. Wir haben heute einen langen Marsch gehabt, allein wir dürfen uns nicht beklagen, da uns ein solcher Fang gelungen ist. Eben haben wir den Gianetto Sangiero ergriffen." — „Gott sey gelobt!" rief Giuseppa, „er hat uns vorige Woche eine Milchziege gestohlen.

Gamba war höchlich erfreut über diese Worte. „Der arme Teufel!" sagte Mateo; „er war hungrig." — „Der Schurke hat sich wie ein Löwe gewehrt," fuhr der Adjudant ein wenig verlegen fort; „er hat mir einen Voltigeur getödtet, und damit noch nicht zufrieden, hat er dem Corporale Chardon den Arm zerschossen, doch daran ist nicht viel gelegen, es ist nur ein Franzose. Hernach hat er sich so gut versteckt, daß der Teufel selbst ihn nicht gefunden hätte. Ohne mein Vetterchen Fortunato hätte ich ihn nimmermehr erwischt." — „Fortunato!" rief Mateo aus. „Fortunato!" wiederholte Giuseppa. „Ja, der Gianetto hatte sich da unter dem Heuhaufen versteckt; allein mein Vetterchen half mir auf die Spur. Auch will ich es seinem Oheime, dem

*) Buon giorno, fratello, ist der gewöhnliche Gruß der Korsen.

Caporale, erzählen, daß er ihm etwas Schönes für seine Mühe schenkt; und sein Name und Deiner sollen in dem Bericht stehen, den ich dem Herrn Generaladvokaten senden werde." — „Maledetto!" sagte Mateo leise vor sich hin. Sie hatten nun den Trupp erreicht. Gianetto lag schon auf der Tragbahre zum Abzug bereit. Als er Mateo mit Gamba erblickte, verzog ein sonderbares Lächeln sein Gesicht; dann kehrte er sich gegen die Thüre des Hauses, spie auf die Schwelle und sagte: „Haus eines Verräthers!" Nur ein zum Tode bereiter Mann durfte es wagen, das Wort Verräther auszusprechen und auf Falcone anzuwenden. Ein tüchtiger Dolchstoß, der keiner Wiederholung bedurft hätte, würde auf der Stelle den Schimpf bezahlt haben. Mateo legte nur die Hand an seine Stirne, wie ein tiefgebeugter Mann.

Fortunato war in das Haus gegangen, als er seinen Vater kommen sah. Bald kam er wieder mit einer Schaale Milch heraus, die er Gianetto mit niedergeschlagenen Augen bot. „Hinweg von mir!" rief dieser ihm mit donnernder Stimme zu, wandte sich dann an einen der Voltigeurs und sagte: „Kamerad, gib mir zu trinken." Der Soldat gab ihm seine Kürbisflasche und der Bandit trank das Wasser, das ihm ein Mensch reichte, mit dem er so eben Kugeln gewechselt hatte. Dann bat er, man möchte ihm die Hände kreuzweise über die Brust, statt auf den Rücken binden. „Ich mag gern bequem liegen," sagte er. Man eilte, seinen Wunsch zu erfüllen; hierauf gab der Adjudant das Zeichen zum Abzug, sagte Mateo Lebewohl, ohne eine Antwort zu erhalten, und eilte in raschem Schritt die Ebene hinab.

Mehr als zehn Minuten verflossen, ehe Mateo den Mund öffnete. Der Knabe heftete seine ängstlichen Blicke bald auf die Mutter, bald auf den Vater, der ihn, auf seine Flinte gestützt, mit dem Ausdrucke unterdrückter Wuth betrachtete. „Du fängst gut an!" sagte endlich Mateo mit einer Stimme, die ruhig klang, aber jedem, der den Mann kannte, furchtbar erscheinen mußte. „Vater!" rief das Kind und näherte sich mit Thränen in den Augen, um sich ihm zu Füßen zu werfen; aber Mateo rief: „zurück!" Der Knabe stand still und schluchzte. Giuseppa kam näher. Sie hatte die Uhrkette bemerkt, deren Ende aus Fortunato's Hemde heraushing. „Wer hat Dir diese Uhr gegeben?" fragte sie mit strenger Stimme. „Mein Vetter, der Adjudant." Falcone ergriff die Uhr und schleuderte sie gegen einen Stein, daß sie in tausend Stücke zersprang. „Weib," sagte er mit hohem Ernst, „ist dieses Kind mein?" Giuseppas braune Wangen färbten sich ziegelroth. „Was hast Du, Mateo? weißt Du, mit wem Du sprichst?" — „Wohl denn! dieser Knabe ist der erste seines Geschlechts, der einen Verrath begangen hat." Fortunatos Schluchzen und Aechzen verdoppelte sich und Falcone hielt seine Luchsaugen unverwandt auf ihn geheftet. Endlich stieß er die Kolbe seiner Flinte auf den Boden, warf sie dann wieder über die Schulter und schlug den Weg zurück nach dem Mâquis ein, indem er Fortunato rief, ihm zu folgen. Das Kind gehorchte. Giuseppa ging Mateo nach und ergriff ihn beim Arm: „Es ist Dein Sohn," sagte sie mit zitternder Stimme und heftete ihre schwarzen Augen auf die ihres Gatten, als wollte sie lesen, was in seiner Seele vorging. „Laß mich," antwortete Mateo; „ich bin sein Vater." Giuseppa umarmte ihren Sohn und ging weinend in die Hütte zurück; hier warf sie sich vor einem Bilde der Jungfrau nieder und betete inbrünstig. Unterdessen ging Falcone einige hundert Schritte auf dem Pfade fort und blieb in einer engen Schlucht, in die er hinabgestiegen war, stehen. Er untersuchte den Boden mit seiner Flintenkolbe und fand ihn locker und leicht aufzugraben. Der Ort schien ihm für sein Vorhaben passend. „Fortunato, geh zu jenem großen Stein hin." Das Kind that, wie ihm befohlen, und kniete nieder. „Sage Deine Gebete her!" — „Mein Vater, mein Vater, tödte mich nicht!" — „Sage Deine Gebete her," wiederholte Mateo mit furchtbarer Stimme. Schluchzend und stammelnd sagte der Knabe das Credo und Vater her. Der Vater antwortete am Ende eines jeden Gebetes mit lauter Stimme: Amen! „Sind das alle Gebete, welche Du weißt?" „Vater, ich weiß noch das Ave Maria und die Litanei, die ich von meiner Muhme gelernt habe." — „Sie ist lang; doch es sey darum." Das Kind betete die Litanei mit erloschener Stimme zu Ende. „Bist Du fertig?" — „O, mein Vater, habe Erbarmen! Vergib mir, ich will es nie wieder thun! Ich will meinen Oheim, den Caporale, so lange bitten, bis man den Gianetto begnadigt!"

Er sprach noch, Mateo hatte den Hahn seiner Flinte gespannt und zielte, indem er ausrief: „Möge Gott Dir vergeben!" Der Knabe machte einen verzweifelten Versuch, sich aufzurichten und seinem Vater zu Füßen zu fallen, allein er hatte nicht Zeit dazu. Mateo gab Feuer und Fortunato stürzte todt zu Boden.

Ohne einen Blick auf den Leichnam zu werfen, schlug Mateo den Weg nach Hause ein, um eine Schaufel zu holen, seinen Sohn zu begraben. Kaum war er einige Schritte gegangen, so begegnete ihm Giuseppa, die, von dem Schusse erschreckt, herbeieilte. „Was hast Du gethan!" rief sie. „Gerechtigkeit geübt!" — „Wo ist er?" — „In der Schlucht. Ich will ihn begraben. Er ist als Christ gestorben. Ich werde eine Messe für ihn lesen lassen. Laß meinen Schwiegersohn Teodoro Bianchi wissen, er solle kommen und von nun an bei uns wohnen."

## Ueber die Unrichtigkeit der christlichen Zeitrechnung.

(Beschluß.)

Der jüdische Geschichtschreiber Josephus, der allgemein als einer der glaubwürdigsten Historiker bekannt ist, erzählt,

daß der König Herodes (der nach dem Zeugnisse der Evangelisten noch lebte, als Christus starb) im Jahre 714 der Stadt durch einen römischen Senatsbeschluß zum König von Judäa erwählt worden sey; daß er im Jahr 717 die von Antigonus besezte Hauptstadt seines neuen Königsreiches, Jerusalem, erobert habe, und daß er endlich 37 Jahre nach seiner Erwählung zum König, und 34 nach der Eroberung Jerusalems gestorben sey. Aus dieser, auch mit andern Stellen desselben Schriftstellers genau übereinstimmenden Angabe folgt daher, daß Herodes im Jahre 750 der Stadt gestorben ist.

Dieß wird noch mehr durch die Nachricht desselben Geschichtschreibers bestätigt, daß während der lezten Krankheit des Herodes eine Mondsfinsterniß in Judäa sich ereignet habe, und daß unmittelbar nach seinem Tode das Passafest gefeiert worden sey. Nach Idelers Berechnung trat aber in der Nacht vom 12ten zum 13ten März des Jahres 750 der Stadt oder des Jahres 4 vor unserer Zeitrechnung eine partielle, in Judäa sichtbare Mondsfinsterniß ein, deren Anfang in Jerusalem um 1 Uhr 48 Minuten und ihr Ende um 4 Uhr 12 Minuten Morgens, wahre Zeit, gesehen wurde. Der folgende Vollmond, als der erste im Frühlinge, hat ohne Zweifel das Passafest bedingt, und so folgt auch aus dieser Angabe, übereinstimmend mit der vorhergehenden, daß Herodes im Jahr 750 der Stadt, und zwar gegen den Anfang des Aprils, gestorben sey, wobei noch bemerkt werden muß, daß sich in demselben Jahre 750 weiter keine zu Jerusalem sichtbare Mondsfinsterniß zugetragen, und daß es in dem folgenden Jahre 751, in welches einige den Tod des Herodes setzen wollen, überhaupt gar keine Mondsfinsterniß gegeben hat.

Da nun, nach der Erzählung der Evangelisten, Herodes noch Jahr und Tag nach Christi Geburt gelebt haben soll, so kann die Geburt desselben offenbar nicht nach dem Jahre 749, oder vielleicht selbst nicht nach dem Jahre 748 statt gehabt haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses Ereigniß wenigstens zwei Jahre vor dem im Jahr 750 erfolgten Tod des Herodes herging, da nach dem Zeugnisse des Evangelisten Matthäus dieser König, von der Geburt des Messias unterrichtet, zu Bethlehem und in der Umgegend alle Kinder von zwei Jahren und darunter ermorden ließ, und da nach Sanclemente sich bei einigen Kirchenvätern die Tradition findet, daß Christus fast zwei Jahre, bis nach Herodes Tod, sich in Egypten aufgehalten habe, daher auch der leztgenannte Verfasser, der als der Hauptschriftsteller über diesen Gegenstand anzusehen ist, die Geburt Christi auf den 25. December des Jahres 747 der Stadt sezt, eine Annahme, mit welcher auch die Nachricht des Evangelisten Lukas Kap. II. übereinstimmt, daß Christus zur Zeit der von August im ganzen römischen Reiche verordneten Schatzung geboren sey, so wie die Nachricht der sämmtlichen Kirchenväter und aller Martyrologien der katholischen Kirche, daß zur Zeit der Menschwerdung Christi in dem ganzen römischen Reiche ein allgemeiner Friede geherrscht habe. Diese Aeußerung Sanclemente's unterstüzt noch Ideler durch eine Erklärung des Sterns, der nach dem zweiten Kapitel des Evangelisten Matthäus von Osten her den Magiern geleuchtet hat, die aus dem Morgenlande nach Jerusalem kamen, um den neugebornen König der Juden zu sehen. Münter, Bischof von Seeland, fand in dem rabbinischen Schriftsteller Abarbanel, daß die jüdischen Astrologen schon in den ältesten Zeiten die Ankunft des Messias durch eine dann statthabende Zusammenkunft der beiden größten Planeten, Jupiter und Saturn, in dem Zeichen der Fische, unter dessen Regiment die Sterndeuter Judäa sezten, verkündigen ließen, und er forderte in einem im Jahr 1821 erschienenen Programm die Astronomen auf, die Sache näher zu untersuchen. Allein dieß geschah bereits lange vorher durch mehrere Schriften des berühmten Keplers: Stella nova in pede Serpentarii, Pragae 1606, De vero anno, quo Dei filius humanam naturam assumpsit, Frankfurt 1614, wozu die oben angeführte Abhandlung kommt. Dieser fand, daß jene Planeten in dem Jahre 747 der Stadt und zwar dreimal, im Junius, August und im December, in Konjunction gewesen sind, und daß diese Konjunctionen in der That in dem Zeichen der Fische statt hatten. Ideler berechnete diese Konjunctionen nach den neuesten Tafeln und fand, daß beide Planeten am 20. Mai des Jahres 747 der Stadt das erstemal zusammen kamen, wo sie nur einen Grad von einander entfernt waren und vor Sonnenaufgang am Morgenhimmel sich zeigten. Um die Mitte Septembers desselben Jahres kamen beide in Opposition mit der Sonne und waren nur 1½ Grad in Länge von einander entfernt. Am 27. Oktober fand eine zweite Zusammenkunft derselben, und endlich am 12. November eine dritte statt. Alle drei Konjunctionen ereigneten sich in dem bedeutungsvollen Zeichen der Fische, und in allen dreien war die Entfernung derselben von einander nicht über einen Grad, so daß für etwas kurzsichtige Augen der eine Planet in den Zerstreuungskreis des andern zu treten und beide nur ein einziges Gestirn auszumachen schienen, ein Gestirn, dessen Lage in Osten, so wie die spätere in Süden, den aus dem Morgenlande kommenden Astrologen allerdings gleichsam als ein Wegweiser nach Bethlehem dienen konnte, wo einer uralten Weissagung zufolge der Messias geboren werden sollte. Der Erfüllung dieser Weissagung sahen eben damals die unter dem Joche der Römer seufzenden Juden mit gesteigerter Sehnsucht entgegen, und sie schien sich nun wirklich auf eine, selbst dem gemeinen Manne auffallende Weise zu nähern, als zwei der schönsten Gestirne des Himmels in dem verhängnißvollen Zeichen der Fische beinahe das ganze Jahr hindurch, und zwar Monate

lang in einer solchen Nähe erschienen, als ob sie sich nicht wieder von einander trennen wollten, besonders wenn sich etwa damit noch die Erscheinung eines andern außerordentlichen Gestirns verband, welches als solches kein Gegenstand der Berechnung mehr seyn kann.

Nach dem Vorhergehenden zählt also unsere jezt allgemein angenommene Dionysische Zeitrechnung sieben Jahre zu wenig, oder wir sollten in unserm Jahre 1830 bereits 1837 zählen, woraus folgt, daß Dionysius die Geburt Christi um volle acht Jahre zu spät angenommen hat. So höchst wahrscheinlich dieses Resultat, und so völlig gewiß es wenigstens ist, daß unsere Zeitrechnung überhaupt um mehrere Jahre zu wenig zählt, so wird doch Niemand darauf eine Aenderung dieser bereits allgemein angenommenen, durch die Geschichte und durch astronomische Beobachtungen befestigten, und in alle unsere Verhältnisse so innig verflochtenen Aere gründen wollen, eine Aenderung, welche die Verrückung aller unserer Jahrrechnungen und eine neue Verwirrung der Chronologie zur Folge haben würde, die nur zu oft schon von solcher Verwirrung gelitten hat.

W.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Februar.

(Fortsezung.)

Strafarbeitshaus. Associationsgeist.

Im Allgemeinen sind die Recidivfälle bei den Sträflingen sehr selten und finden sich nur bei kriminellen Züchtlingen, die blos einige Monate in der Pönitenzanstalt zubrachten, daher nicht moralisch in ihr umgestaltet werden konnten, oder denen es durch ein Zusammentreffen von Umständen unmöglich ward, ihren Unterhalt ehrlich zu erwerben. Die Recidive betragen, genau gerechnet, nur 10½ von Hundert. Der tägliche Unterhalt eines Sträflings kostet, ein Jahr ins andere gerechnet, einen Genfer Gulden (11 kr. rhein); und wenn man Alles zusammenrechnet: Essen, Trinken, Arzeneien, Arzt, Chirurg, Kleider, Wäsche, Krankenzimmer, Unterhaltung der Mobilien, deßgleichen Besoldung und Unterhalt der Hausbeamten, so kommt täglich die bedeutende Summe von drei Genfer Gulden oder 33 kr. rhein. auf den Kopf. Dieß wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß unser Strafarbeitshaus nach einem kleinen Maßstab gebaut und eingerichtet ist; deßhalb sind seine Ausgaben bedeutender, als sie verhältnißmäßig bei einer größern Anstalt dieser Art seyn würden. Viele Ausgaben, z. B. die Besoldung und der Unterhalt der Hausbeamten, würden auch für ein Strafarbeitshaus mit doppelt so viel Sträflingen nicht bedeutender seyn.

Es ist nicht zu verwundern, wenn Unkultur, Rohheit und Verbrechen, die immer Hand in Hand mit einander gehen, bei unsern Einwohnern täglich seltener werden. Das Streben, Unbemittelten aufzuhelfen, sie zu unterrichten, zu bessern und zu bilden, vermehrt sich täglich. Kaum ist eine Gesellschaft für einen dieser Zwecke entstanden, so erweckt der bei uns mächtig gewordene Associationsgeist auch schon eine andere. Alle reichen sich brüderlich die Hände, rathen, helfen und unterstüzen sich, wo sie nur können und wissen. An pecuniären Mitteln fehlt es da nie, denn jener mächtige Associationsgeist ist auch ein Hülfsgeist, der nur rechnet, damit in Allem Ordnung gehalten werde, aber nie knickert, wenn es darauf ankommt, etwas Gutes zu stiften. Wohl zu merken, daß die Regierung zu diesen Anstalten nur wenig oder gar nichts beiträgt, und fast Alles aus Privatbeiträgen bestritten wird, bei denen die hundert Louisd'or des Millionärs mit nicht mehr Dank angenommen werden, als die geringe Gabe des Unbemittelten.

In der Generalsizung der Société des arts hob ihr Präsident de Candolle Manches hervor, was hierauf Bezug hat. Allerdings ist sie einer der merkwürdigsten Vereine Genfs. Ihre Arbeiten reihen sich ohne Aufsehen aneinander. Jährlich wird Einiges umgeschaffen, Vieles gebessert, mancher frühere Plan kommt zur Ausführung, zu manchem neuen werden die ersten Ideen hingeworfen. Nur langsam und vorsichtig schreitet der Verein in Oekonomie, Industrie und in der bildenden Kunst zum Bessern fort; dafür aber sind seine Schritte sicher.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Hunde, welche schreiben und Ecarté spielen.

Unter den fremden Tonkünstlern haben besonders Moscheles und die Gebrüder Bohrer diesen Winter die Pariser ergözt; den leztern ist von den Journalen vorgeworfen worden, daß sie zuweilen allzusehr nach Effekt haschen und ins Bizarre fallen. Paganini wird erwartet; eine biographische Notiz ist kürzlich über ihn erschienen und hat das Publikum auf ihn vorbereitet; er mag also nur kommen; die Pariser sind bereit, sich in Menge einzufinden. Da hier ein sonderbares Schauspiel stets das andere verdrängt, so ist jezt Martin mit seinen Löwen und Hyänen beinahe von einem Paar Hunden, Fido und Bianca, ausgestochen worden, welches gewiß die gelehrtesten Hunde sind, die man je gesehen hat; denn sie spielen mit den Zuschauern Karten, und wie die Zeitungen angekündigt haben, verstehen sie mehrere Sprachen. Damit verhält es sich so. Der Hundeherr hat eine Liste von 40 bis 60 Worten in drei oder vier Sprachen. Diese Worte sind mit Nummern bezeichnet; haben nun die Zuschauer ein Wort gewählt, so nennt der Hundeherr laut die vor dem Worte stehende Nummer in der Sprache, zu welcher das Wort gehört. Einer der beiden Hunde schreibt oder krizelt nun mit seiner Pfote das Wort auf eine Tafel. Dieß ist freilich nur Gedächtnißsache, und bekanntlich ist der Hund eines derjenigen Thiere, welche sich am besten und am längsten gelernter oder gesehener Dinge erinnern. Aber nicht so leicht ist es zu erklären, wie ein Hund Ecarté spielen kann. Ecarté ist allerdings eines der leichtesten Kartenspiele, weßhalb man es auch in allen Pariser Gesellschaften spielt; für einen Hund ist es aber doch viel zu gelehrt; der Hundeherr, welcher etwas ferne steht, gibt seinen Zöglingen von Zeit zu Zeit einige Winke, indem er zu dem Hunde sagt; spiele diese oder jene Karte; das ist aber auch alles; der Hund sezt sein Spiel ganz ruhig fort, bis es zu Ende ist. Der Mann, welcher diese Thiere unterrichtet hat, muß ein äußerst geduldiger oder ein pfiffiger Kopf seyn; seine Kunst sezt alle diejenigen in Erstaunen, welche die beiden Hunde haben spielen sehen. Man hat jahrelang von einem berühmten Hunde, Namens Munito, in Paris gesprochen, welcher hier seine Kunststücke hatte sehen lassen; allein gegen Fido und Bianca war er doch nur ein Stümper. Im Verlauf von einem Jahre hat Paris also wundersame Thiere gesehen: einen Elephanten, welcher die Hauptrolle in einer Pantomine spielte, Löwen und Hyänen, welche ihren Herrn mit ihren furchtbaren Rachen liebkoseten, und Hunde, welche Ecarté spielten. Wer wird solche Wunder wohl übertreffen können?

Dg.

---

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 65.

# Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. März 1830.


— O Meergott!
Töne mir in die Seele noch oft, daß über den Wassern
Furchtlos rage der Geist, und die Göttersprache das Wechseln
Und das Werden versteh.

Hölderlein.

## Erinnerungen an Adria.

Von A. Grün.

### Begrüßung des Meeres.

Unermeßlich und unendlich,
Glänzend, ruhig, stolz und hehr,
Liegst du vor mir ausgebreitet,
Altes, heil'ges, ew'ges Meer!

Soll ich dich mit Thränen grüßen,
Wie die Wehmuth sie vergießt,
Wenn sie trauernd auf dem Friedhof
Manch ein theures Grab begrüßt?

Denn ein großer, stiller Friedhof,
Eine weite Gruft bist du,
Manche Hoffnung, manches Leben
Deckst du kalt und fühllos zu.

Keinen Grabstein wahrst du ihnen,
Nicht ein Kreuzlein, schlicht und schmal,
Nur am Strande wandelt weinend
Manch ein lebend Trauermal. —

Soll ich dich mit Jubel grüßen,
Jubel, wie ihn Freude zollt,
Wenn ein weiter, reicher Garten
Ihrem Blick sich aufgerollt?

Denn ein unermeßner Garten,
Eine reiche Flur bist du,
Edle Keim' und Schätze decket
Dein krystallner Busen zu.

Wie des Gartens üpp'ge Wiesen,
Ist dein Plan auch glatt und grün,
Perlen und Korallenhaine
Sind die Blumen, die dir blühn.

Wie im Garten stille Wandler,
Ziehn die Schiffe durch das Meer,
Schätze fordernd, Schätze bringend,
Grüßend, hoffend hin und her. —

Sollen Thränen, soll mein Jubel
Dich begrüßen, Ocean?
Nicht'ger Zweifel, eitle Frage,
Da ich doch nicht wählen kann!

Da doch auch der höchste Jubel
Mir vom Aug' als Thräne rollt,
So wie Abendschein und Frühroth
Stets nur Thau den Bäumen zollt!

Zu dem Herrn empor mit Thränen
Ist mein Aug' im Dom gewandt;
Und mit Thränen grüßt' ich wieder
Jüngst mein schönes Vaterland.

Weinend öffn' ich meine Arme,
Wenn ich der Geliebten nah';
Weinend kniet' ich auf den Höhen,
Wo ich dich zuerst ersah.

Am Strande.

Auf hochgestapelte Ballen blickt
Der Kaufherr mit Ergötzen;
Ein armer Fischer daneben flickt
Betrübt an zerrissenen Netzen.

Manch rüstig, stolzbewimpelt Schiff!
Manch morsches Wrack im Sande!
Der Hafen hier, und dort das Riff,
Jetzt Fluth, jetzt Ebb' am Strande.

Hier Sonnenblick, Sturmwolken dort,
Hier Schweigen, und dort Lieder,
Und Heimkehr hier, dort Abschiedswort,
Die Segel auf und nieder!

Zwei Jungfraun sitzen am Meeresstrand,
Die Eine weint in die Fluthen,
Die andere, mit dem Kranz in der Hand,
Wirft Rosen in die Fluthen.

Die Eine, der trüben Wehmuth Bild,
Stöhnt mit geheimem Beben:
„O Meer, o Meer, so trüb und wild,
Wie gleichst du so ganz dem Leben!"

Die andre, lichter Freude Bild,
Jauchzt selig lächelnd daneben:
„„O Meer, o Meer, so licht und mild,
Wie gleichst du so ganz dem Leben!""

Fortbraus't das Meer und überklingt
Das Jauchzen, wie das Stöhnen;
Fortwogt das Meer und, ach, verschlingt
Die Rosen, wie die Thränen.

Denkwürdigkeiten des Grafen Johann von Coligny.

Der Graf Johann von Coligny war der treue Gefährte des großen Condé während des Kriegs der Fronde und befehligte später die sechstausend Mann französischer Hülfstruppen, welche viel zum glorreichen Siege über die Türken bei St. Gotthard beitrugen. Seine Denkwürdigkeiten, die er eigenhändig auf die Ränder eines Meßbuches geschrieben hat, sind noch nie ganz bekannt gemacht worden. Wir glauben, daß einige Bruchstücke aus dieser merkwürdigen Selbstbiographie, die ganz die Farbe ihres Jahrhunderts trägt, nicht uninteressant seyn werden. Die Bekenntnisse des ächten Edelmanns aus der Zeit des großen Ludwig sind höchst treuherzig; vorzügliche Beachtung aber verdienen die Winke über den Charakter eines der größten Helden, mit denen sich Frankreichs monarchischer Stolz brüstet, des großen Condé, und seine Umtriebe während der Fronde.

* * *

Da einmal ein dick Buch, wie gegenwärtiges, schwerer verloren geht als ein fliegend Blatt oder ein klein Buch, in dem vielleicht etwas anderes stände, so habe ich mir vorgenommen, da ich allhier zu La Motte St. Jean Weile genug habe und an der Gicht hart leide, die mir vom dreißigsten Jahr an zugesezt und mir bis in mein sechsundfünfzigstes Jahr, da wir schreiben den 27ten Januar 1673, gute Gesellschaft geleistet hat, habe ich mir vorgenommen, zu meiner oder desjenigen Ergötzung, dem es in die Hände fallen und einige Unterhaltung machen dürfte, allhier die unterschiedlichen Abentheuer, so mir, Jean de Coligny, geboren zu Saligny 17ten December 1617, zugestoßen, zu verzeichnen.

Folgendes ist mein Conterfei in wenig Worten: Ich bin sehr gerade, sehr schlank, sehr groß und gar schön gewachsen; meine Hand ist ausnehmend klein für einen großen Mann, und meine Arme sind etwas zu lang; doch solches merkt Niemand denn ich allein; ich habe ein gar zierliches Bein, aber ein gar unförmlich Gesicht; meine Nase ist dick und garstig, mein Mund groß; ich habe schöne, ausnehmend gute Augen; meine Farbe war nicht übel, da ich jung war, und mein Haar braun. Ich bin aber bei guter Zeit kahl geworden. Zu manchen Uebungen hatte ich großes Geschick, zu andern gar keines. Getanzt habe ich vorzüglich, war jedoch nie ein Liebhaber davon. Ich war ein gar gewandter Fechter und habe es bewiesen; denn wer es immer mit mir zu thun gehabt, den habe ich umgebracht oder aus dem Feld geschlagen. Mein ganzes Leben lang, so weit die Gicht mir zuließ, habe ich dem Waffenwerke obgelegen, wie ich weiter unten des mehrern berichten werde; doch damit anzufangen, was uns absonderlich angeht und auch ein Probierstein ist, darnach man den Muth eines Mannes schätzen mag, so sage ich, daß ich mich, ohne Prahlerei gesprochen, fünf Mal geschlagen habe. Das erste Mal, da ich Soldat in der Leibwache war, mit einem andern Soldaten von der Kompagnie Flavignac-la-Carue; den brachte ich auf dem Flecke um. Das zweite Mal mit einem Offizier im Dragonerregiment Luzern. Wir schlugen uns zu Pferd und wir wurden auseinandergebracht; sein Pferd war verwundet, als man uns auseinanderbrachte, und es hatte allen Anschein, als ob ich seiner würde Meister geworden seyn. Das dritte Mal schlug ich mich mit dem Marquis d'Cauo. Wir waren beide Reiterhauptleute im Regiment Haecourt; er stürzte zu Boden und ich ließ ihn aus Artigkeit wieder aufstehen, worüber ich fast das Leben eingebüßt hätte, denn er riß mir mit dem Degen den Bauch auf und hätte mich, wäre ich nicht so gewandt und fertig gewesen, durch und durch gestoßen;

er gestand aber, es habe nur an mir gelegen, ihm das Leben oder den Degen zu nehmen. Von da an blieben wir stets gute Freunde. Er war sehr brav und ein Tollkopf wie einer. Das vierte Mal schlug ich mich mit Herrn von Lessac wegen Frau von .... in einem Klostergarten in der Karthäuservorstadt. Wir schlugen uns mit kurzen Seitengewehren, wie ich es immer bei meinen Zweikämpfen gehalten. Ich gab ihm zwei Degenstiche, einen durch den Arm, den andern durch den Leib, woran er nach drei Tagen starb. Das fünfte Mal schlug ich mich mit einem königlichen Gensdarmen, Namens Martillière, der noch lebt, und zwar um meines Vaters willen, der ihn hatte vom Dienst jagen lassen. Er machte sich deßhalb an mich nach meines Vaters Tode. Wir schlugen uns im Boulogner Holz. Ich nahm zum Sekundanten meinen Stallmeister, Ladrosse mit Namen; er hatte den Baron Poncenet, der noch am Leben ist. Genannter Poncenet wurde von meinem Stallmeister entwaffnet, und ich hatte meinen Mann übel zugerichtet, als er Fersengeld gab und mir nicht wieder Stand hielt.

Folgendes handelt vom Krieg. Ich war Soldat in der Leibwache, Mousquetaire, Hauptmann im Fußvolk, Dragonerhauptmann, Hauptmann bei den leichten Reitern, Major Mestre-de-camp der Reiterei, Marechal de Bataille, Marechal de Camp, Generallieutenant und endlich kommandirender General. Ich habe allzeit mit Eifer, Ehre und Glück gedient. Bei unterschiedlichen Gelegenheiten habe ich vier große Wunden erhalten, nämlich: bei Lerida einen Musketenschuß in den Schenkel und einen Pistolenschuß in den Bauch; in der Schlacht von Lens in Artois wurde mir der linke Arm von einer Pistolenkugel zerschmettert, da ich mich im Angesicht beider Heere mit einem feindlichen Obrist im Zweikampfe schlug, den ich auf dem Platze erschoß. Ferner bekam ich einen Musketenschuß in die rechte Seite, mit welcher Wunde ich drei Jahre zu schaffen hatte und die gar nicht heilen wollte, da die Kugel die ganze Zeit in dem Beine, Ilium genannt, gesteckt hatte. Endlich, nach drei Jahren, kam sie heraus, nachdem man Aetzstein aufgelegt.

Ich hatte in meines Lebens Lauf gar verschiedene Abentheuer, mehr widerwärtige, denn erfreuliche. Ich war so ziemlich stolz und hochfahrend gegen die Allerhöchsten und gar herablassend gegen die Geringsten. Nie habe ich mich so weit herunter gegeben, daß ich vor den Ministern gekrochen wäre, um mein Glück zu machen; nie habe ich Jemanden den Hof gemacht als meinen Herrn, deren ich nie mehr denn zwei gehabt: den Herrn Prinzen und den König. Erstern habe ich noch dazu nie als meinen Herrn angesehen; da ich aber im Glück zu ihm gehalten, dachte ich, Ehre und Pflichtgefühl geböten mir, im Unglücke nicht von ihm zu lassen. Er hat mich allezeit geachtet, aber geliebt hat er mich nie, und dennoch spie er Feuer und Flamme gegen mich, als ich ihn verließ, um dem Könige meinen Dienst zu widmen; er spielte der Ränke so viele, bis es ihm gelang, des Königs gute Meinung von mir zu untergraben, wobei ihm die Minister gar fertig zur Hand gingen, da sie fürchteten, ich möchte mich beim Könige gar zu wohl daran machen. Die Offenheit, mit der ich zu Werke ging, und die Uneigennützigkeit, die ich bewies, als ich dem König meinen Dienst widmete, hätten eine bessere Behandlung verdient, als mir von Seiten des Königs zu Theil wurde. Wahr ist es, ich bin nicht so alt geworden, ohne vom König bedacht zu werden; er hat mir bei 80,000 Thalern zufließen lassen; aber das bekam ich von ihm, als ich es nicht verdiente, und als ich es verdiente, bekam ich nichts. Der Zug nach Ungarn, wo ich seine Waffen mit solchem Ruhme victorisiren ließ, hat mir rein nichts eingebracht; im Gegentheil, er hat mir geschadet, statt mir Vortheil zu bringen, und dieß durch meiner Feinde, des Prinzen und der Minister, bösen Willen. So kam Alles zusammen, dergestalt, daß ich nach 37jährigem Dienst, was Glücksgüter anlangt, just so stehe, wie als ich aus der Schule kam; nur daß ich alt bin, die Gicht habe und zu nichts mehr nütze bin, als an den Tod zu denken.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Anwendung des Schwefels zum Löschen des Feuers in den Schornsteinen. *)

In einem Berichte des Gesundheitsraths von Paris an den Polizeipräfekten findet sich ein interessanter Artikel über das Löschen des Feuers in den Schornsteinen. Es war eine Kommission ernannt worden, welche durch Versuche prüfen sollte, ob die Dämpfe des brennenden Schwefels das Feuer im Schornsteine auszulöschen vermögen, wenn es in demselben brennt. Man hat nun vielfältig wiederholte Versuche in der königlichen Münze mit dem glücklichsten Erfolge hierüber angestellt, und sich überzeugt, daß Ein Pfund sogenannter Schwefelblüthe, wenn man es auf das auf dem Herde brennende Holz oder Kohlen wirft, hinreicht, um das Feuer selbst in dem größten Schornsteine in wenigen Minuten zu löschen, selbst wenn die Flamme schon zwei Klafter (3 Meter) hoch über den Schornstein hinausschlägt. — „Man läßt, wenn man auf diese Weise löschen will, das Feuer auf dem Herde fortbrennen, und umgibt den Mantel des Herdes blos mit einem gut durchnäßten Tuche. Man wirft dann handvollweise die Schwefelblüthe in das auf dem Herde brennende Feuer; augenblicklich werden die schwefeligsauren Dämpfe in dem Schornsteine emporsteigen und einen für die Luft undurchdringlichen Mantel bilden, so daß das

*) Polytechnisches Journal. Zweites Februarheft. Jahrgang 1850.

Feuer auf der Stelle gelöscht ist. Diese Art, das Feuer in dem Schornsteine zu löschen, gewähret, außer der Schnelligkeit, mit welcher sie wirkt, auch noch den großen Vortheil, daß sie sich auf alle Nebenschläuche ausdehnt, die mit dem brennenden Schornsteine in Verbindung stehen, und selbst auf die Sprünge wirkt, wenn welche vorhanden seyn sollten. Dieses Mittel wirkt so sicher und ist so leicht anzuwenden, daß Ein Pompier hinreicht, das Feuer in jedem Schornsteine, mag er auch noch so groß seyn, augenblicklich zu löschen. Wir waren selbst im vorigen Jahre dreimal in dem Falle, uns der Schwefelblüthe zum Löschen des Feuers in dem Schornsteine bedienen zu müssen, und jedesmal geschah es mit dem besten Erfolge. Um eine Idee von der Schnelligkeit zu geben, mit welcher dieses Mittel wirkt, wollen wir nur folgende Thatsache anführen. Es kam in dem Schornsteine einer Küche in der Gasse Taitbout Nr. 15 Feuer aus. Man ließ auf der Stelle die Löscher aus der Gasse Chantereine kommen. In demselben Augenblicke ließen wir aber auch Ein Pfund Schwefelblüthe holen, und gingen in die Küche, die sich im ersten Stocke befand. Man hatte das Feuer vom Herde weggeräumt; wir ließen es wieder auf denselben werfen. Das nasse Tuch, das wir um den Mantel des Herdes hängen konnten, umgab denselben nur auf eine sehr unvollkommene Weise. So mangelhaft indessen auch diese Vorrichtung war, warfen wir doch die Schwefelblüthen in das Feuer, und der Brand im Schornsteine war gelöscht, ehe die Löscher kamen."

Die Anwendung dieses Mittels, der Schwefelblüthe, gründet sich darauf, daß in den Dämpfen, welche sich bei dem Verbrennen des Schwefels entwickeln, nämlich in dem schwefeligsauren Gase, keine Flamme zu brennen vermag und jede brennende Flamme folglich augenblicklich erlöscht. Da es aber in diesem schwefeligsauren Gase auch unmöglich ist, zu athmen, so würde die Kommission vielleicht gut gethan haben, wenn sie den Präfekten erinnert hätte, daß, wenn Schwefelblüthe auf den Herd gestreut wird, kein Löscher oder Schornsteinfeger noch der gewöhnlichen Löschpraxis, wenn es im Schornsteine brennt, durch denselben herabfahren darf; denn dieser arme Teufel würde eben so sicher ersticken, als das Feuer selbst durch dieses Gas erstickt wird.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Februar.

(Beschluß.)

### Die Société des arts und die Reunion des Industriels.

Die Société des arts soll ein Mittelpunkt seyn, in dem sich die sonst zerstreuten Strahlen der Wissenschaft und Kunst für unser kleines Gemeinwesen passend vereinigen, läutern und weiter verbreiten. Daher muß alles Neue nur mit großer Vorsicht und nach reiflicher Prüfung angenommen werden, denn der Verein will weniger Neues schaffen, als gute neue Erfindungen aufmuntern, dem wahren Genie emporhelfen, Anfänger ermuthigen und die Bahn vor ihnen ebener machen. Dadurch wird auch die Zusammensetzung des Vereins erklärlich, in dem sich Freunde und Liebhaber der Wissenschaft und Kunst mit ausübenden Kennern, die höchsten Regierungsbeamten mit bloßen Bürgern, Professoren, große Gutsbesitzer, Handwerker, Künstler mit Geistlichen zusammenfinden, freundlich erkennen und zum gemeinschaftlichen Zweck wirken. Durch diese Mischung verschwinden Standesvorurtheile und Begrenzungen immer mehr, die Gutdenkenden treten sich täglich näher, und wie sie einst als Knaben in der Schule neben einander saßen, so ist es nun wieder im reifen Mannesalter geworden. Freilich hat dieses brüderliche Zusammenseyn und Zusammenwirken auch sein Uebles. Stirbt einer aus der Mitte, so fehlt nicht blos ein Vereinsmitglied, ein Kollege, sondern auch ein Freund. So war es voriges Jahr bei dem Tode des geschickten Uhrmachers und Mechanikers Davier-Wagnon, den wir Alle sehr ungern verloren. — Nach de Candolle sprach der als statistischer und ökonomischer Schriftsteller rühmlich bekannte Lullin de Chateauvieux, Präsident der Agrikulturklasse. Er handelte von den im vergangenen Jahre gemachten Verbesserungen in der Agrikultur unsers Landes, von den mit Erfolg angewandten neuen Ackerbauinstrumenten, von den eingegangenen Schriften über die Preisaufgabe: wie Gemeindegründe am besten in unserm Kanton benuzt werden können u. s. w. Auch der Präsident der Industrieklasse legte die in derselben gemachten Verbesserungen dar, bemerkte den glücklichen Fortgang und Einfluß der Uhrmacherschulen, desgleichen der unentgeldlichen Vorlesungen über Mathematik, Maschinenzeichnung und über Mechanik in ihrer Anwendung auf die Künste. — Der Präsident der Klasse für die bildende Kunst konnte mit Recht Günstiges über die Zeichnungs- und Sculpturschule sagen, worin recht wacker nach Zeichnungen und lebenden Modelen gearbeitet wird, was sich aus den vorgelegten Arbeiten der Schüler bewährte.

In naher Verbindung mit der Société des arts steht die Reunion des industriels, die sich erst vor zwei Jahren bildete, klein und schwach anfing und jezt schon voll Gedeihen, Kraft, Thätigkeit und nützlichen Einflusses auf unser ganzes Gewerbswesen dasteht. Sie hat ihre eigene Bibliothek, und hält alle englischen und französischen Journale, die auf Industrie Bezug haben. Ein eigenes Comité lecteur hat die Verpflichtung, Alles zu lesen, das Bedeutendste auszuheben und in den Versammlungen Vortrag darüber zu halten; außerdem besizt sie eine Sammlung von Maschinen und Modellen, worunter sich auch mehrere sehr alte finden, welche die Regierung hierher geschenkt hat. Die Bibliothek begann mit 30 Bänden und enthält jezt über 300. Alles wird aus kleinen jährlichen Beiträgen der Mitglieder und mit freiwilligen Geschenken bestritten. Auch hier gleicht Talent und Eifer allen Unterschied aus. Klassen-, Stände- und Kastengeist würde sich in einem Vereine lächerlich machen, wo die ersten Magistratspersonen und Gelehrten neben Handwerkern und Künstlern sitzen. Aber auch die sonst so sichtliche Eifersucht und der Neid der arbeitenden Klasse, ihre Geheimnißkrämerei mit besondern Verfahren und Kunstgriffen verliert sich; es herrscht volle Offenheit und Mittheilung unter ihnen. Dieser Verein hat in der kurzen Zeit seines Daseyns schon Bedeutendes gewirkt. Auch er wählt frei durch Stimmzettel seinen Präsidenten, seine Sekretärs, seinen Kassier, das Lesecomité u. s. w.

In einem folgenden Briefe spreche ich von den übrigen nützlichen Anstalten unserer Stadt.

---

Außerordentliche Beilage zum Morgenblatt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 66.

# Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. März 1830.

> Ich blicke her, ich blicke hin,
> Und immer höher schwebt mein Sinn.
> Nur Tand sind Pracht und Gold und Ruhm
> Natur, in deinem Heiligthum!
>
> Matthisson.

## Skizzen aus einer Reise durch das Salzburgische.

### Erste Skizze. Salzburg.

Oft schon hatte ich die Schönheiten von Salzburg rühmen hören. Manche erhoben sie über die der Schweiz; in grosser Spannung näherte ich mich daher der Stadt. Von Traunstein herüber fing ich an zu zweifeln, ob ich meine Erwartungen befriedigt finden würde. Zwar fehlte es nicht an anmuthigen Thälern und pittoresken Bergen, aber immer vermißte ich noch das Großartige, das ich am Chiemsee verlassen hatte. Ein etwas nebliger Tag ließ die fernen Gebirge nicht entdecken, und so betrat ich Salzburg, ohne etwas mehr als gewöhnliche Gegenden gesehen zu haben. Aber so wie man die Stadt betritt, wird man durch ihre eigenthümliche Lage ungemein überrascht. Ein ungeheurer, senkrecht dastehender Felsen durchschneidet sie in der Mitte. Die nordöstliche größte Hälfte wird wieder von der Salzach durchflossen, so daß sich eigentlich drei natürliche Theile der Stadt bilden. So wie in Karlsbad stehen eine Menge Häuser so dicht am Felsen, daß dieser die hintere Wand bildet. Rechnet man nun dazu noch die vielen grossen Gebäude und Kirchen, so gibt dieß in der That einen höchst reizenden Anblick. Ungemein wird man durch das Felsenthor überrascht. In den harten Stein (Nagelflue) ist es 464 Fuß lang, 40 Fuß hoch und 24 Fuß breit gehauen, und es stellt eine leichtere Verbindung zwischen beiden Stadttheilen her; in der That ein eben so wohlthätiges als riesenhaftes Unternehmen des lezten Erzbischofs von Salzburg.

Steigt man auf die Höhe hinauf bis zum befestigten Schlosse, so genießt man eine Aussicht, wie sie nur wenige Punkte gewähren möchten: gegen Süden in der Nähe der Untersberg, von mehr als 3000 Fuß Höhe, den man wegen seines Reichthums an Pflanzen einen ungeheuern botanischen Garten nennen kann; ihm zur Rechten der Staufen, welcher den Eingang in die Grafschaft Berchtesgaden bewacht, hinter diesem himmelanstrebende Alpen und Gletscher, unter denen sich der Watzmann besonders erhebt, und, in Reihen an einander geschichtet, links und rechts die ungeheuern Bollwerke der Natur. Ich sah diese Riesen in der Mitte des Oktobers schon weit über den Scheitel herab mit Schnee bedeckt, und dieß gab ihnen ein überaus majestätisches, ehrwürdiges Ansehen. Immer tiefer taucht man den Blick in diese erhabenen Werke der Natur, und das Auge ermüdet wohl, aber es wird nicht gesättigt. Wenn nun diese Gipfel sich allmählig aus den auf ihnen lagernden Wolken entwickeln, und man bei dieser Entwicklung Anfangs stets für Nebel hält, was zulezt als gigantische Bergmasse dasteht, dann versinkt man in freudiges Staunen und steht wie fest gebannt. Läßt man das Auge nach Osten schweifen, so ruht es auf einem, mit dunklen Tannen bewaldeten Mittelgebirge, welches noch herrlichere Naturgemälde bei Hallstein und Ischel verdeckt. In Nordosten steigt der Berg mit dem Kapuzinerkloster schroff an der Salzach empor und an seiner Verlänge-

rung hin liegen die herrlichen Partieen von Eigen. Ganz im Norden schweift das Auge über unermeßliche und im hohen Grade angebaute fruchtbare Ebenen, ähnlich denen, die den Blick vom Schlosse in Heidelberg herab in die Rheinpfalz erfreuen. Dicht unter dem Felsen blickt man in die Stadt so hinein, daß man in die Schornsteine der nächsten Häuser sieht. Einen wunderbaren Gegensatz bildet hier das kleine Treiben der Menschen in den Straßen mit dem Großartigen der Natur, deren Scenen am fernen Gebirge sich jeden Augenblick durch die fliegenden Wolken verändern. Wer könnte sich leicht trennen von einem so schönen Platze, der mit Recht zu den lieblichsten auf der Erde zu zählen ist! Ein herrliches Bild, tief in die Phantasie gedrückt, nahm ich mit weg und die Sehnsucht, bald wieder hier stehen zu können.

Von Salzburg nach Hallein macht man eine Fahrt zu Wagen, die sich mit der romantischen und sanften auf der Elbe von Pillnitz nach Schandau vergleichen läßt. Fast nicht viel härter wie hier die Schwankungen der Gondel, sind dort die Stöße des Wagens. Denn eine Straße wie eine glattgeschlagene Tenne, frei von allen Steinen, trägt den Wagen, und er rollt so leicht darüber, daß man mit raschen Pferden gleichsam dahin zu fliegen scheint.

Schwerlich dürfte es eine Fahrt geben, die an Anmuth die von Salzburg nach Hallein überträfe. Fortwährend auf der Ebene, schwebt man auf dieser eigentlichen Normalstraße, so zu sagen, zwischen den gigantischen Gebirgen dahin, denen man zuweilen so nahe rückt, daß sie uns zu zerschmettern drohen. Felsmassen, die mit ihren Häuptern in die Wolken ragen und nicht allein senkrecht, sondern zuweilen überhangend dastehen, Schluchten zwischen diesen, mit den herrlichsten Matten bedeckt, die gerade in dieser wilden Natur nur noch freundlicher wirken, rauschende Ströme, von rieselnden Bächen akkompagnirt, höher hinauf die weißen Häupter, die wie in einer Volksversammlung über die braunen und schwarzen hervorragen, und dann im Hintergrunde der stets hoch emporwirbelnde Dampf und Rauch von den Salzwerken von Hallein — wenn man dieß alles anstaunt und sieht, wie da und dort auf steilem Wege die Menschen hinausklimmen, da ist es einem gar nicht, als führeten sie hier ein mühsames Leben, sondern als stiegen sie nur hinauf, um die große Natur umfassender zu sehen und zu bewundern. Aber an ihre Füße hat sich die Last der Erde geklammert, und sie hält sie nieder, daß sie nicht aufblicken und die Schönheiten der Schöpfung bewundern.

An den Ufern der Salzach liegt das alte schwarze Hallein. Wer einen recht schreienden Gegensatz einer engen, dumpfigen Stadt mit der freien Natur sehen will, komme hieher. Enge Straßen, schwarze Häuser, Unrath an allen Orten, verleiden dem Fremden das Beschauen des hier so merkwürdigen Treibens bei der Salzbereitung. Was Theilung der Arbeit sey, und wie nur durch sie die schnellste und vollkommenste Ausführung großer Geschäfte erreicht werden könne, das kann man hier sowohl bei der Salzbereitung als bei der Verfertigung der Tonnen und deren Verpackung sehen. Im tiefen Schachte, der der Gnomen Wohnplatz gleicht, arbeiten Hunderte von Händen, um die rohe Masse zu brechen, die, in Wasser aufgelöst, in Rinnen herabfließt, um in den großen Kesseln ausgelaugt zu werden. Alle Pracht überirdischer Palläste wird verdunkelt durch den Glanz, der in jenen Schachten tausendfach im Scheine des Lichtes widerstrahlt. Zum Bergknappen umgekleidet, steigst du hier hinab und machst die unterirdische Reise in labyrinthischen Gängen. Wenn du in Erweiterungen gelangst, dann strahlt dir aus dem umgebenden Gestein ein Glanz entgegen, der dein Auge blendet, und du wähnst dich von Millionen von Diamanten umgeben. Malt dir deine Phantasie das Bassin, auf dem du im kleinen Kahne hinüberschwimmst, zum Strome, so wird es dir auch nicht schwer werden, in den gegenüber dir entgegen tretenden Gestalten die Geister der Unterwelt zu erblicken, die hier Lohn oder Strafe für ihr Thun da oben empfangen. Doch lange währt die Täuschung nicht. Du sezst deine Wanderung gehend und gleitend fort, bis du endlich unten in der Nähe von Hallein wieder ans Tageslicht trittst. Nun siehst du hinauf nach der Höhe, die du erst zu erklimmen hattest, ehe du deine unterirdische Fahrt begannst, und möchtest mit deinem Auge den Berg durchdringen, in dessen Innern du einen so seltsamen Spaziergang machtest.

Von Hallein gen Süden treten die Berge immer kecker hervor. Die Straße windet sich in Krümmungen im Thale fort, und nur kleine Hügel machen das Fahren auf ihr ein wenig beschwerlicher, als von Salzburg herauf. Oft scheinen die Berge so nahe gegen einander zu treten, daß man gern errathen möchte, wie sich der Weg durch sie hindurch winden werde. Kommt man heran, so verschwindet das Hinderniß und man dringt immer weiter vor. So ist es im Leben, wenn wir oft keinen Ausweg zu sehen wähnen. Die Vorsehung hat ihn schon gebrochen und nur muthiges Vordringen enthebt uns der Aengstlichkeit.

(Der Beschluß folgt.)

## Denkwürdigkeiten des Grafen Johann von Coligny.

(Fortsetzung.)

Bei all meinem Unglück habe ich Gott meinen demüthigen Dank zu sagen, erstlich für die Standhaftigkeit, die er mir verleiht, denn meine Widerwärtigkeiten regen mich so gut wie gar nicht an; zweitens dafür, daß er mir ein braves, tugendsames Weib gegeben, die auch eine gar gute Haushälterin ist; drittens ganz leidlich hübsche Kinder; zum vierten Freunde, die bei mir ausgehalten in der Widerwärtigkeit, und endlich, so viel zeitlich Gut, daß

ich bestehen mag, ohne Jemanden zur Last zu fallen, und meinen Kindern eines Tags helfen kann, ehrliche Leute zu werden und zuzusehen, ob ihnen das Glück geneigter seyn möge als mir; und wenn mir Gott durch seine Gnade mein Leben länger fristet, soll meine Familie nach meinem Hinscheiden so ziemlich gut stehen oder zum mindesten ihr Zeitliches in bester Ordnung seyn. Dazu wird es freilich viel Sorgens und Schaffens von meiner Frauen wie von meiner Seite brauchen; ich hoffe aber, wir sollen nicht vergeblich gearbeitet haben. Hätte ich mich aber, gleich als ich aus den Niederlanden zurückgekommen, sachte vom Hof weggezogen, wäre ich, was das Zeitliche anlangt, weit besser daran gewesen, als ich je seyn werde. Es kam mir indessen, freilich ein wenig spät, zu Sinn, am Hofe sey nicht gut seyn, und wer von dort durchaus nicht ablassen will, wird noch Schlimmeres erfahren. Damit genug für heute, ein andermal, was noch zu sagen ist.

* * *

Nie greife ich wiederum zur Feder, daß nicht mein erster Gedanke der wäre, vom Prinzen von Condé schlimmer denn schlimm zu sprechen; denn wahrhaftig, ich kann es nicht zu arg machen. Ich habe ihn in den dreizehn Jahren, da ich zu ihm hielt, sorgsam beobachtet, und erkläre vor Gott, in dessen Gegenwart ich schreibe, und zwar in ein Buch, zu seiner Ehre abgefaßt — neben das Evangelium aber, so darinne steht, möchte ich keine Lüge schreiben — erkläre also vor Gott, daß ich niemals eine niedrigere, lasterhaftere Seele, noch ein undankbarer, verrätherischer und boshafter Herz habe kennen lernen, als der Hr. Prinz hat; denn kaum hat sich Jemand ihn verpflichtet, so weiß er nichts eiliger zu thun, als sich nach etwas umzusehen, das er ihm vorrücken könne, damit er sich einigermaßen der schuldigen Erkenntlichkeit entledige; und dieß ist ein wahres Teufelswerk, und wohl noch kein Mensch auf Erden, den Hrn. Prinzen ausgenommen, hat solches zu ersinnen und, was mehr sagen will, es wirklich in Ausübung zu bringen vermocht. Ferner sucht er immer unter diejenigen, die um ihn sind, Zwietracht zu streuen, und zu Brüssel sagte er zu mir: „Coligny, wenn ich in Paris bin, da werden viele Leute gar große Ansprüche auf Belohnung zu machen haben; aber da ist nicht Einer, dem ich nicht Bescheid zu geben und Dinge vorzurücken wüßte, wodurch die Verbindlichkeiten, die ich ihnen, wie man meint, schulde, ausgeglichen werden." Das heißt gerade heraus, noch bevor er aus Brüssel ging, war er entschlossen, Niemanden sein Recht widerfahren zu lassen, und so lange er noch Verbindlichkeit gegen die Leute hatte, sann er schon darauf, wie er undankbar seyn könne und Niemanden das Seinige zu geben brauche. Ich möchte doch wissen, ob der schlimmste Teufel in der Hölle solche Gedanken hat; er aber hat nie andere gehabt und wird nie andere haben; es ist ihm nicht anders gegeben. Der ...., und dafür erkläre ich ihn beim heiligen Evangelium, das ich hier in Händen habe, der Erz.... hat nur zwei gute Eigenschaften, nämlich Kopf und Herz; die eine wendet er schlecht an, und der andern wollte er sich bedienen, um dem König die Krone vom Haupt zu reißen. Ich weiß wohl, was er mir zu verschiedenen Malen hierüber gesagt, und worauf er seine verderblichen Anschläge gegründet hat; doch das sind Dinge, die ich mir gerne aus dem Sinn schlagen möchte, wie käme ich also dazu, sie niederzuschreiben.

* * *

Nachdem ich wieder überlesen, was ich im J. 1673 niedergeschrieben, dünkt mir, es möchten die Glieder meines Hauses, die zufällig einen Blick darauf würfen, auf die Vermuthung gerathen, als sey ich wirklich in Ungnade gefallen; dem ist aber nicht so. Im Gegentheil, der König hat mich immer gnädig angesehen, und wenn man zu Felde zog, erwies er mir zuweilen die Ehre, mich an seine Tafel zu ziehen.

Ich meinte nur, da der König mich weder hinsichtlich des Zeitlichen, noch der Beförderung bedacht, müsse man mich durchaus bei ihm verschwärzt haben; denn er hatte sicher Zuneigung zu mir, und hat dieß auch vielfältig bewiesen; denn er schenkte mir nach dem Jahr 1673, in dem ich Gegenwärtiges niederzuschreiben angefangen, zwei ganz ansehnliche Abteien, die eine von 15,000 Livres Renten, genannt die Abtei von St. Denis von Reims, die andere von 8000 Livres Renten, die Abtei von Ile-Chauvet in Poitou, ungerechnet die günstigen Sprüche, die mir über 90,000 Livres eingetragen haben, und wo ich ohne Sr. Majestät Gunst keinen Sol bekommen hätte. Ich habe mich also über den König nicht so gar sehr zu beklagen, als man glauben könnte; und hätte ich nicht die Gnade gehabt, vom König gut angesehen zu werden, würde er einem jungen Menschen von dreizehn bis vierzehn Jahren nicht 23,000 Livres Renten geschenkt haben. Die Minister können Niemanden leiden, der nicht ihr Sklave oder zum wenigsten ihre Kreatur ist; ich aber war nie gesonnen, Jemandens Sklave oder Kreatur zu seyn, außer meines Herrn, des Königs, an den ich mich auch in meinen Angelegenheiten allen stets gewendet habe; nie fand ich den Quell seiner Gnaden für mich versiegt, und der König ist sicher ein so fester und zuverlässiger Mann, als nur einer in der Welt, und wem er einmal wohlgewollt, den vergißt er nie wieder.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Gebrechen des Buchhandels. Dampfwagen.

Wir haben jezt wenig Neues von Bedeutung in der Literatur. Unsere Zeit scheint günstiger für Compendien, als

für neue Produktionen; was schadet's? man verbane nur recht, was wir von Literatur und Wissenschaft besitzen und verbreite es unter der Menge; es wird dann doch nicht an Geistern fehlen, die hier und da fortbauen (wenigstens ist bei einer solchen allgemeinen Anregung an keinen Stillstand zu denken). Eines der besten und unterhaltendsten Compendien, die mir seit langer Zeit vorgekommen sind, befindet sich in dem zweiten Bändchen von Dr. Lardners Cabinet Cyclopadia, unter dem Titel: Maritime and Inland Discovery. Der talentvolle Verfasser hat in diesem engen Raume einen ungewöhnlichen Reichthum von Kenntnissen und Kritik entwickelt, und durch die Anmuth des Vortrags solche selbst dem oberflächlichsten Leser angenehm zu machen gewußt.

Georg Colman, einer unserer ausgezeichnetsten Lustspiel- und Schwänkedichter, hat seine Memoires geschrieben. Ich habe das Buch noch nicht gesehen; aber nach einigen Auszügen zu schließen, ist es voll Humor, Witz und lustiger Anekdoten, wovon ich Ihren Lesern Einiges mittheilen werde. Inzwischen aber darf ich Ihnen eine Anekdote nicht vorenthalten, die, ob sie gleich nicht gedruckt erschien, dennoch wahr ist und in mancher Hinsicht unsere Zeit charakterisirt. Als Reynolds, ein anderer Theaterdichter, vor ein paar Jahren seine Denkwürdigkeiten herausgegeben und darin manche Anekdote angebracht hatte, welche den betheiligten Personen wenig Ehre bringen mochte, fiel ein Kritiker im Quarterly Review über die ganze Race der Theaterdichter her und sagte, solche Leute sollten aus jeder feinen Gesellschaft verbannt werden. Dieß nahm Colman so sehr zu Herzen, daß er in einer Vorrede zu seinem erwähnten neuen Werke einen Angriff auf alle Kritiker machte, so beißend und witzig, daß Colburn, der Herausgeber, solchen nicht zu drucken wagte. Ist diese Furcht der Verleger vor der Kunstrichterzunft der Literatur günstig oder nicht? — Es hat in England überhaupt sein Eigenes mit der kritischen Literatur, besonders in den Tags- und Wochenblättern. Diese sind nämlich so hoch besteuert, daß sie, da, um den Absatz nicht zu verlieren, ihr Preis niedrig seyn muß, oft kaum ihre Auslagen decken. Ihre Hauptstütze also ist der Ertrag der Anzeigen. Wenn ein Journal, wie z. B. die Times, sich eines so großen Publikums erfreut, daß Jeder froh seyn muß, wenn seine Anzeigen darin aufgenommen werden, so kann es, wenn die Eigenthümer nur den Lockungen der Habsucht widerstehen, sich vom Einflusse des Buchhandels frei erhalten. Ist dieß aber nicht der Fall, so ist ihnen nicht nur die Zunge gebunden, daß sie nichts Böses von den ihren Patronen gehörigen Werken sagen dürfen, sondern sie geben sich auch für gewisse Summen dazu her, Lobsprüche über Werke einzurücken, die ihnen entweder nicht zu Gesichte gekommen sind, oder von denen sie, wie jeder Verständige, gerade das Gegentheil von dem denken müssen, was sie ihren Lesern aufheften. In den meisten Provinzialzeitungen wird gewöhnlich für den Preis der Anzeige auch ein sogenannter Paragraph, d. h. ein im Namen der Redaktion abgefaßter Lobspruch, mit aufgenommen. Aus diesem System wird erklärlich, wie neben bessern Werken auch so viel elendes Zeug hier Eingang findet. Man hat nur ein Werk tüchtig herauszustreichen, und wenn dann nur jede Leihbibliothek und jeder Leseverein ein Exemplar nimmt, so ist der Verleger wenigstens gegen Verlust gesichert. Dadurch entsteht dann wieder ein anderes Uebel für die Literatur: durch das viele Anzeigen und Windmachen hat man das Publikum gewöhnt, sich nicht selbst nach den bessern neuern Werken umzusehen, sondern sich von jedem Buche Titel und Gehalt hundertmal vor Augen legen zu lassen, ehe es sich in seiner Bequemlichkeit dazu entschließt, selbst darnach zu sehen. Nun sind aber alle Anzeigen sehr hoch besteuert und zwar, gleichviel, ob lang oder kurz, jede mit 3½ Schilling; da nun die Zeitschriften gleichfalls ihre Gebühren so hoch machen, daß die allerkürzeste Anzeige auf 7 Schillinge zu stehen kommt, so berechnet man im Buchhandel, als die mindeste Auslage dafür, für jedes Werk zwanzig Pfund Sterling. Was erfolgt also? Daß ein kleines Werk, wenn man nicht mit Gewißheit auf den Absatz von mehreren tausend Exemplaren rechnen darf, außer mit Verlust für den Verfasser, gar nicht erscheinen kann; und, was noch viel schlimmer ist, Materialien für Einen Band werden in drei oder vier Bände ausgesponnen, und manche interessante Erzählung wird in einen abgeschmackten Roman zerfezt, weil ganz natürlich 20 Pfund sich vortheilhafter auf 500 Guineen, als auf 150 vertheilen lassen.

Ihr Wunsch, das Nähere über die neulich bei uns angestellten Versuche mit Dampfwagen zu erfahren, hat mich veranlaßt, weitere Erkundigungen einzuziehen. Sie wissen bereits, daß die Anzahl der Dampfwagen, welche sich auf der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester um den Preis bewarben, sich auf sechs belief. Da aber von diesen nur drei die bereits mitgetheilten Bedingungen erfüllten, so wollen wir unsere Aufmerksamkeit auf diese beschränken. Diese waren: the Rocket, gebaut von Robert Stephenson, the Novelty, von Braithwaite und Ericson, und the Sanspareil, von Hackworth. Von diesen erhielt the Rocket den Preis. Der Wagen und die Maschine nebst ihrem Wasser im Kessel (boiler) wog 9632 engl. Pfund, und die ihm gegebene Last, mit Einschluß der Personen, 29,120 Pfund. Die für den Wettlauf zugerichtete Eisenbahn war blos 1½ engl. Meilen lang, und auf dieser Strecke lief die Maschine mit ihrer Last, den Aufenthalt bei jeder Wendung mit eingerechnet, 35 engl. Meilen in 3 Stunden 10 Minuten, folglich in einem Verhältnisse von 11 Meilen in der Stunde. Hierauf lud man die Maschine aufs Neue mit Wasser und Brennmaterial, welches Geschäft 16 Minuten erforderte, und sie lief aufs Neue 35 Meilen, allen Aufenthalt mitgerechnet, in 2 Stunden 52 Minuten, wodurch das mittlere Verhältniß auf mehr als 12 Meilen die Stunde vergrößert wurde. Dabei verbrauchte die Maschine nicht mehr als 1120 Pf. Coke (Steinkohlen, aus welchen die harzigen Stoffe ausgebrannt sind, und die man deßwegen vorzieht, weil sie keinen Rauch geben) für jene 70 Meilen, also nur 16 Pf. in der Minute. Wenn man nun Gewicht, Schnelligkeit, Menge und Eigenschaft des Brennmaterials in Anschlag bringt, dagegen aber abrechnet, daß die Eisenbahn im besten Zustande war und man vielleicht mit der Maschine außerordentliche Anstrengungen gemacht hatte, so darf man annehmen, daß die erlangten Vortheile über alle älteren Maschinen sich wie 2 und 3 zu 1 verhalten. The Novelty wog 6160 Pf.; aber da derselbe Wagen auch den Wasser- und Kohlenbehälter führte, so wurde darauf Rücksicht genommen, das eigentliche Gewicht auf 4256 reducirt, und ihm ein Gewicht von 12,992 Pf. zu ziehen gegeben. Mit diesem fuhr die Maschine ab, und soll 6 Meilen im Verhältniß von 16 Meilen die Stunde im vollen Laufe zurückgelegt haben; da aber etwas von dem Kitt am Kessel losging, so mußte sie anhalten. Die dritte Maschine wog 13,776 Pf. und zog 40,200 Pf. 25 Meilen weit in 2 Stunden, in einem Verhältniß von 13 Meilen die Stunde. Aber auch diese Maschine konnte in Folge des Springens einer Röhre die Reise nicht vollenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Beilage: Kunstblatt Nr. 22.

---

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 67.

# Morgenblatt

für

# gebildete Stände.

Freitag, 19. März 1830.

> Jezt kann ich nichts mehr als den Schaffner machen, —
> Und so in enger stets und engerm Kreis
> Beweg' ich mich dem engesten und lezten,
> Wo alles Leben stillsteht, langsam zu. . . .
>
> Schiller.

## Denkwürdigkeiten des Grafen Johann von Coligny.

(Beschluß.)

Dieß glaubte ich dem Obigen beifügen zu müssen, damit diejenigen, so nach mir kommen, wissen, ich habe mich nicht darum, weil ich irgend in Ungnade gefallen, in mein Haus zurückgezogen und den Hof verlassen, sondern einzig wegen des schlimmen Zustands meiner Gesundheit und um der Gicht willen, die mich endlich so heruntergebracht, daß ich seit fast drei Jahren gar nicht mehr gehen kann. Zwar wurde ich wohl inne, wie, da ich einmal der Herrn Minister unterthäniger Diener nicht war, am Hofe für mich nichts zu machen sey, wie auch wegen des Herrn Prinzen; denn hat auch der . . . keinen Einfluß, um Gutes zu thun, so ist und bleibt er wie der Teufel, der nichts Gutes, aber dafür des Bösen gar viel thun kann. Im Uebrigen ist er, glaube ich, beim Könige nicht besser angeschrieben als ein anderer, und hat nöthiger, als irgend Jemand bei Hofe, sich gescheit aufzuführen; denn er hat es mit einem Manne zu thun, der ihm nichts hingehen ließe, und der weiß, an welchem Feuer er sich gewärmt hat, und daß es nicht an ihm lag, wenn er dem Könige nicht die Krone vom Kopf nahm und auf den seinigen sezte. Gott hat aber Frankreich zu lieb, als daß er ihm solchen Herrn hätte geben mögen. Ja, dann erst wäre man recht erbärmlich daran gewesen und hätte nicht gewußt, wo aus noch ein; denn davon nichts zu sagen, wie argwöhnisch und bösartig er ist, so gibt es auf der ganzen Welt keine so knauserige Seele als diesen . . .

* * *

Dieß ist vielleicht das lezte Mal, daß ich in dieses Buch schreibe; denn ich stehe im Begriff, nach Paris zu reisen, um meine Kinder zu besuchen, nachdem mir die Gicht drei Monate lang hart zugesezt und mich vollends ganz heruntergebracht und sehr geschwächt hat, und es hat nicht den Anschein, als ob ich wieder hieher kommen werde; wozu noch kommt, daß ich nicht wohl könnte, wenn ich auch wollte; denn ich kann kein Heu für meine Pferde mehr auftreiben, und habe, da ich mich über ein halb Jahr hier aufgehalten, meinen Hörigen mit dem Beiführen von Holz, Wein, Frucht, Brod für mich, so hart zugesezt, daß sie weiter nicht leisten können. Ich muß sie sich erholen lassen; denn in diesem Bergland, in dem mein Haus liegt, wird den Ochsen das Ziehen viel saurer als anderswo; dazu kommt noch, daß, da die Flüsse das ganze Jahr angeschwollen waren, meine Unterthanen am andern Ufer des Loirestroms, deren viele sind, mir nicht frohnen konnten. Dem sey wie ihm wolle, ich warte nur, bis das Wetter etwas freundlicher wird, die Wege etwas besser werden und ich mich ein wenig wohl befinde, um von hier zu gehen; es sind dieß aber drei Dinge, die zu einer Jahrszeit wie jezt, da wir schreiben den 8ten Januar 1685, sich schwer zusammenfinden.

Noch muß ich dreier großen Unglücksfälle erwähnen, die mir zugestoßen, und wovon ich noch nichts gesprochen. Der erste war der traurige Todesfall des Herrn Henri de Maupas du Tour, Bischofs von Evreux, des Oheims meiner Frau; er kam am St. Lorenztage 1680 um, da er vom Messelesen in St. Laurent, einer Gemeinde bei Evreux,

heimfuhr. Seine Pferde, die jung waren, rissen aus, sein Wagen ging in Stücken, stürzte um, er aber wurde ganz zerschlagen herausgeworfen. Er starb zwei Tage darauf und hatte kein Wort mehr gesprochen und Niemand mehr gekannt als mich, der ich noch am Tage, da das Unglück geschah, nach Evreux gekommen war. — Das zweite Unglück, das ich gehabt, war der Tod meines jüngsten Sohnes, eines sehr hoffnungsvollen Jungen; er starb zu Paris in der Nacht vom 29sten zum 30sten Juli 1682, fünfzehn Jahre alt; durch ihn sollte, so hoffte ich, mein Stamm ferner blühen, denn der ältere hat den geistlichen Stand ergriffen und scheint dabei beharren zu wollen, und ich stelle ihm frei, zu thun, was er will, denn dieß ist seine Sache, nicht die meinige. Das dritte und allergrößte Unglück ist der Verlust meiner Frau, Anne de Maupas du Tour; sie starb zu la Motte St. Jean nach langer Krankheit den 16ten Mai 1683. Es ist dieß ein so harter Verlust für mich und meine Familie, daß wir sie, so lange wir leben, mit blutigen Thränen beweinen müssen. Ihr eine Lobrede zu halten, dazu bin ich nicht fertig genug, darum sage ich blos drei Worte von ihr: sie war ein verständiges, erfahrenes und tugendsames Weib, eine gute Hausfrau; ihr Lebenlang wußte sie nichts von Zorn und Bosheit, und hat Niemanden auf der Welt je etwas Schlimmes nachgesagt. Mein Trost ist, daß ich sie, so es Gott gefällt, bald im Paradiese wiedersehen werde.

Geschrieben den 8ten Januar 1685.

E.

**Adieu paniers, vendanges sont faites.**

---

## Skizzen aus einer Reise durch das Salzburgische.

(Beschluß.)

Wie en échelon sind hier die Gebirge gegen einander geschoben und in den zwischen ihnen durchlaufenden Schluchten sind wieder eine Menge phantastischer Felsgestaltungen zu schauen. Man kommt nach dem Flecken Goling, steigt im Posthause ab, und besteigt dann ein einspänniges, kleines Kabriolet, das nur zwei Menschen aufnimmt. Mit eigenem, besonders zweispännigem Fuhrwerke, ist der Weg, den man nun beginnt, nicht zu machen. Es geht nämlich zu den Wasserfällen des Schwarzbaches. Nicht lange vor uns hatte König Ludwig von Baiern dieselbe Fahrt gemacht. Zuerst passirt man eine schmale, stegartige Brücke über die Salzach, die selbst unter der geringen Last schwankt, dann geht es auf anmuthigen Matten bis an den Fuß der nahen Berge. Rauh wird nun der Weg, der sich durch einige ländliche Besitzungen krümmt. Jetzt hört das Fahren auf und die Wanderung zu Fuße beginnt. Obgleich auf steinigtem Pfade, wandelt man dennoch nicht ganz unbequem. Bald erreicht man das Ufer des Schwarzbachs, der sich in seinem fieberhaften Laufe sein Bette sehr uneben aus Felstrümmern zubereitet hat. Wild romantisch liegt an ihm eine Mühle, die ein Aeußeres zeigt, nach welchem man nicht Menschen wie wir, sondern wilde, phantastische Gestalten aus ihr treten zu sehen erwartet. Meine Phantasie konnte sich diese nach Belieben schaffen, denn kein lebendes Wesen kam zum Vorschein. Etwas weiter hinauf hat der Wahnsinn einen Menschen getrieben, der sich eine Hütte von Steinen, fast wie die, welche sich Walter Scotts schwarzer Zwerg gebaut, errichtet hatte. Schon fing das Rauschen an stärker zu werden und verkündigte das Nahen des Wasserfalls. Bald tritt man um eine Felsenecke und ein Meer von rollenden Krystallen stürzt vor unsern Augen nieder. Eine mächtige Cascade von mehr denn sechzig Fuß Höhe rauscht hier in einer Breite von etwa zwanzig Fuß herab. Das schwarze Gestein dient als Folie, um den Glanz der Tropfen zu heben. Jeden Augenblick scheint sich das Schauspiel zu ändern und doch bleibt es immer das alte, ob es gleich dem Blicke stets neu ist. Wenn hier der ermüdete Pilger in der Hitze des Sommers ausruht und dann die durch das Gebüsch fallenden Sonnenstrahlen im ewigen Wechsel ihrer Brechungen in den stürzenden Wassermassen, so wie in den aufsteigenden Dünsten das herrlichste Kalleidoscop bilden, dann möchte ich fragen, wo man sich wohl angenehmer erregt fühlen könnte. — Aber rastlos, wie das Leben, ist jede Reise. Weiter aufwärts steigt man von den Cascaden und kommt nun zu dem eigentlichen Wasserfalle. Ein schmaler Steg stellt uns ihm gerade gegenüber. Ihn schnell zu betreten, fühlt man eine Beängstigung und Beklommenheit der Brust, und man muß sich erst erholen, ehe man das Wunder der Natur anstaunt. Mit einem Getöse, das die menschliche Stimme verschwinden läßt, stürzt sich die Wassermasse an fünfzig Fuß tief senkrecht in ein Felsenbecken. Ungeheure Steinmassen sind von ihr zerspalten und durcheinander geworfen und unten hat sie sich durch dieselben den Ausgang gegraben. Jeder große Wasserfall äußert gleiche Wirkung auf den Menschen, und erzeugt Anfangs in ihm ein Gefühl von Beklemmung. Immer ist es ihm, als müsse er mit hinabgerissen werden, bis er sich endlich daran gewöhnt, und nun im wohlthätigen Gefühl seiner Sicherheit die Schönheit eines solchen Schauspiels bewundern kann. Man hat weiter hinauf den Felsen zugänglich gemacht, so daß man bis an den Ort vordringen kann, wo die Wassermasse des Schwarzbaches aus einer Felsenöffnung hervorbricht. Wenn man in diese dringt, so gewahrt man einen unterirdischen See, dessen Tiefe unergründlich seyn und der mit dem jenseits des Gebirges liegenden Königssee in Berchtesgaden in Verbindung stehen soll. Welch ungeheures Wasserbecken! — Stürzte einmal ein Erdbeben diese Bergmassen zusammen und schüttete sie in dieß Becken, so würden die hervorbrechenden Fluthen das Land tief hinein verwüsten. Wohl den Bewohnern, daß dieß nicht sehr zu fürchten ist!

Von den Wasserfällen geht es nun zu den Oefen der Salzach. Von Goling fährt man zu diesen auf der großen Landstraße, die nach Gastein über das Thauerngebirge führt, etwa eine Viertelmeile. Vor sich und zu beiden Seiten hat man himmelanstrebende Gebirge, durch welche die Straße sich windet. Zur Rechten fließt die Salzach mit ihren blaugrünen Gewässern. Die Thäler waren belebt durch das, dieß Jahr früher als gewöhnlich von den Alpen (Almen) heimkehrende Vieh, zu dem sich noch große Heerden von Rindern gesellten, die auf dem Markte zu St. Johann gekauft, tief hinab in's ebene Land getrieben wurden. Alljährlich kehrt das Vieh auf diese Almen zurück und nährt und stärkt sich von den würzigen Kräutern. Freudig zieht es im Frühjahre hinauf und eben so freudig im Herbste herab. Dort ist es die Vorstellung des leichtern und bessern Futters, hier die Heimath, welche es anzieht. Sehen wir nicht auch darin ein Bild des Menschen, den die Veränderung erfreut, und der sich deßhalb hinaus sehnt in die Welt, aber dennoch am Ende mit Sehnsucht zurückkehrt in die Heimath?

Die Oefen der Salzach sind tief ausgerissene Felsschluchten, durch welche sich dieser Strom sein Bett gegraben hat. Oeffnungen sollten sie heißen, und nur durch eine Verstümmelung des Wortes hat man sie Oefen genannt. Zu ihnen gelangt man von der Landstraße über einen ziemlich hohen Berg hinweg, dessen südliche Seite so steil ist, daß man meist auf Stufen hinabsteigt. Wenn man dieß gethan hat, gelangt man auf einen Steg, der über die Salzach, oder vielmehr über die in wilden Massen über einander gestürzten Felsblöcke führt. Hier hat man einen Standpunkt, wo man von Gefühlen fast erdrückt wird. Unten in tiefer Schlucht (vielleicht gegen hundert Fuß) braust die Salzach erzürnt durch eine Oeffnung von wohl nicht mehr als zwanzig Fuß Breite; sie, die einige tausend Fuß weiter unten als schiffbarer Strom aus den Gebirgen tritt. Mit welcher Gewalt sie sich durchdrängt, kann man sich denken. Holzstangen, von ziemlicher Dicke, hinabgeschleudert, zerbrechen auf ihren Gewässern, als würden sie auf Stein geworfen. Die reißende Schnelligkeit der Strömung läßt selbst Steine nicht sogleich untersinken, und ihr Aufschlagen verursacht ein donnerähnliches Getöse. Und dennoch wagt es der Mensch in seinem mühsamen Berufe, sich hinabzulassen und das Holz, das sich beim Flößen hier oft fest legt, loszumachen und dem Strome zum Weitertragen zu überliefern. An Seilen werden die Arbeiter hinabgelassen und oben festgehalten. Nur Gewohnheit kann sie bei den augenscheinlichen Gefahren, in denen sie hier, im eigentlichsten Sinne des Wortes, schweben, ruhig seyn lassen. Durch mehrere Oeffnungen der auf einander gehäuften Felstrümmer sieht man unten in der Tiefe die Salzach strömen. Ueber diese Trümmer hinweg kann man den Fluß mehrmals überschreiten, und am rechten Ufer birgt eine große überhängende Felswand den Wanderer, wenn ihn ein Unwetter überrascht. Aber unheimlich müßte ihm dennoch werden, wenn er dächte, wie leicht der Blitz sein Schirmdach spalten und auf ihn schleudern könnte. — Welch ungeheure Kräfte gehörten dazu, diese Massen übereinander zu häufen! Welch furchtbare Gewalt übten die Fluthen, die, wenn auch vielleicht erst in Jahrtausenden, sich diese Schluchten wühlten! Selbst das ganze enge Thal, durch welches die Salzach sich jenes tiefe und schmale Bett bahnte, hat sie wohl in der Länge der Zeit gebildet. Hier scheinen der Olymp und der Acheron beisammen zu seyn; denn Berggipfel, die der Blick kaum erreicht, steigen schroff neben diesen Tiefen empor. Doch überall hat der Mensch sich angesiedelt; denn am Bergabhange hin zieht sich ein betretener Pfad, der zu einigen fernliegenden Sennhütten führt. Selten hat etwas mein inneres Gefühl wohlthätiger berührt, als dieser Fußsteig. Wenn man sich hier von der gewaltigen Natur wie eingesperrt fühlt, so ist der Anblick von menschlichen Wohnungen stärkend, weil er augenblicklich die Vorstellung der Hülfe in Gefahr erzeugt. Aber so erdrückend uns auch hier die Natur umgibt, so kann man sich doch immer nicht von ihr trennen. Stets wendet sich das Auge zurück, und immer bieten sich ihm neue wunderbare Gestaltungen dar. — Wir schleuderten zum Abschiede noch einige Felsstücke in die Tiefe, der tosende Widerhall rief uns ein dumpfes Lebewohl zu, und nun kletterten wir über den Berg hinüber und blickten noch oft zurück zu den herrlichen Scenen. Freundlich beleuchtete die Sonne die Alpen bei unserer Rückreise nach Salzburg. Glücklich nenne ich den, dem es vergönnt ist, jenes Gemälde zu schauen, wie ich es geschaut habe.

---

## Poseidon und die Neugriechen.
### Epigramm.

Ἀργείους ποτ' ἐνὶ Τροίῃ κακὰ πολλὰ πάθοντας
σὺ μόνος ᾤκτειρες, Ἐννοσίγαιε, Θεῶν.
Τί δ' ἄρα νῦν τοῖς Ἀργείοις κακὰ πλεῖστα παθοῦσιν
ἔχθιστος πάντων, Ἐννοσίγαιε, φάνῃς?

— ll —

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 28. Februar.

Der Karneval. Anfang.

Wenn ein Nüchterner in ein Zimmer voll Betrunkener kommt, so wird er sich mitberauschen oder wieder entfernen müssen, wenn er nicht große Langeweile ausstehen will; wenn man den römischen Karneval im ganzen Umfange kennen lernen will, so muß man ihn mitmachen, mit allen seinen Thorheiten, mit seiner ganzen Tollheit; nur dann versteht man seine hohe Schönheit und Eigenthümlichkeit, nur als Theilnehmer begreift man diese nicht zu schildernde, nicht nachzu-

ahmende wunderbare Erscheinung eines bis ins Unglaubliche aufgeregten, sonst ernsten Volkes, so wie man auch nur als Mitwirkender in diesem wahnsinnigen Treiben am Ende einsieht, wie es möglich ist, daß eine solche ins Unendliche gesteigerte ausgelassene Lust niemals, weder die Gebote der Sitte, noch die strengen Vorschriften der Polizei überschreitet, und wie dieses eigene Volk selbst in dem Delirium seiner Saturnalien sich freiwillige Schranken sezt. Wenn man von dem lebendigen Venedig oder aus dem stets gährenden Neapel nach Rom kommt, so glaubt man sich in einem andern Lande. Die Ruhe und Sicherheit des Römers im Oeffentlichen, seine Bescheidenheit im Theater und bei allen öffentlichen Gelegenheiten, der stille Gang des Lebens im Allgemeinen bilden einen auffallenden Kontrast zwischen Rom und den meisten großen Städten Italiens, und man hält es, wenn man seine Einwohner in einer ruhigen Zeit kennen lernt, nicht für wahrscheinlich, daß sie sich jemals in so hohem Grade umwandeln können, um dem Bilde zu entsprechen, das wir uns von ihnen im Karnevale machen. Wenn man aber, bei stets näher rückender Zeit, die Ungeduld, die Vorbereitungen, die alles andere Interesse verschlingende Sehnsucht nach dieser so beschränkten Epoche der römischen Seligkeit gewahr wird, wenn man bedenkt, daß der Römer eigentlich nur vierundzwanzig Stunden Fasching hat, indem blos die drei Stunden von drei bis sechs Nachmittags, und diese nur in den lezten acht Tagen vor Aschermittwoch hierzu eingeräumt sind; wenn man endlich die Sorge in Betracht zieht, mit welcher der anhaltende Regen, durch welchen dieser überall strenge Winter sich in dem hiesigen milden Klima lästig genug aussprach, die ängstlichen Römer lange vorher für ihre Freudenzeit erfüllte, so wird man es erklärbar finden, daß ein allgemeiner Jubel ausbrach, als wenige Tage vorher die italische Sonne den trüben Wolkenvorhang über Rom wegzog, und die ganze Pracht des südlichen Himmels sich entfaltete. Nie habe ich eine solche Metamorphose der Menschen für möglich gehalten. Frisches Leben füllte die Straßen, bunte Teppiche zierten bereits den in unabsehbarer Länge die Riesenstadt durchziehenden Corso, diesen Tummelplaz, diesen Brennpunkt der italienischen Lustbarkeit; Frauen von niegesehener Schönheit füllten in gedrängten Massen, im höchsten Puze, die freundlich geschmückten Baltone; in stillem Feuer, gleich Gestirnen, sprühten die dunkelglühenden Augen der herrlichen Römerinnen auf die wogende Menge herab, und Aller Blicke waren nach dem hoch den Corso überragenden Capitole gerichtet. Alles harrte des von dort erschallenden Zeichens, daß nun Jeder das Recht habe, ein Narr zu werden, ein Recht, das hier in vollem Maße genossen wird. Da war die entwürdigende Ceremonie, mit welcher die gedrückten Hebräer die Schmach abkaufen müssen, im Rennlaufe gleich den Barberis zur Ergözung des christlichen Volkes zu dienen, vollendet; sie hatten die Summen erlegt, mit welchen die Christen ihren Fasching feiern wollten; der ehrwürdige Senat sezte sich in seine, mit der stolzen, einer größern Zeit angehörenden Inschrift: Senatus Populusque romanus prangende Karossen, und der prächtige Marsch aus dem Pirata Berninis, welcher in den Corso einbrach, und die weit über Rom hinaus tönenden Glocken des stolzen Campidoglio verkündeten dem jubelnden Volke das Beginnen des Festes und die Erlaubniß, in Maske zu erscheinen.

(Die Fortsezung folgt.)

**London, März.**

(Fortsezung.)

**Dampfwagen.**

Seit obigen Versuchen mit den Dampfwagen soll Stephenson sowohl, als Braithwaite und Ericson sehr eifrig bemüht gewesen seyn, ihre Maschinen zu verbessern, und wenn man den Versicherungen ihrer gegenseitigen Freunde trauen darf, so haben beide Wunder verrichtet, wie man sie selbst auf Eisenbahnen nicht zu träumen gewagt hatte. Stephensons Maschine soll eine Last von 20 Tonnen (44,800 engl. Pfund) in einem Verhältniß von 18 Meilen, bei einem andern Versuche 40 Tonnen (oder ein neunmal schwereres Gewicht, als die Maschine selbst) im Verh. von 14 Meilen die Stunde, und wieder eine Last von 18 Tonnen eine ansteigende Fläche von 1 zu 96 in dem Verhältniß von 8 Meilen die Stunde gezogen haben. Dagegen soll Braithwaite und Ericsons Maschine 35 Tonnen (oder eine zehnmal so schwere Last, als die Maschine selbst) in dem Verhältniß von 12 Meilen die Stunde gezogen haben. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß dieß nur auf kurzen Strecken geschehen ist, und daß auf die Länge die Maschinen einen so großen Druck nicht würden aushalten können. Indessen soll Stephenson mit dem Bau mehrerer Maschinen beschäftigt seyn, welche auf der Liverpool- und Manchester-Eisenbahn gebraucht werden sollen, sobald dieselbe vollendet ist, und wahrscheinlich wird man in weniger als zwei Jahren auf derselben Menschen und Gepäck eben so häufig von Dampfwagen ziehen sehen, als jezt von Pferden. Bei allem dem aber haben diese Maschinen keine besonders neue Einrichtung. Das Auffallendste ist die Anwendung von Röhren in dem Dampferzeuger, wodurch die der Hize ausgesezte Oberfläche vergrößert wird, ohne daß das Gewicht der Maschine darum in gleichem Verhältniß vermehrt werden dürfte. In Ericsons Maschine befindet sich ein Blasbalg, welcher heiße Luft mit Gewalt in die Röhren treibt. Der Gebrauch von Röhren in den Dampferzeugern soll eigentlich kein Vortheil seyn, indem der Raum, den sie einnehmen, den Dampf vermindert, und wo das Gewicht einer Maschine nicht in Anschlag genommen zu werden braucht, wird kein vernünftiger Maschinist Gebrauch davon machen wollen. Aber bei Dampfwagen, wo so viel von Leichtigkeit abhängt, sind dieselben unumgänglich, da der Verlust des Raumes in keinem Verhältniß mit der gewonnenen größeren Oberfläche steht. Die Frage ist aber nur: wie weit soll man damit gehen? d. h., welches Verhältniß sollen die Röhren zu dem Dampferzeuger haben? Und dieß ist die Aufgabe, welche sich unsere Ingenieurs jezt gesezt haben und die sie bei der Ermunterung, welche die Gewerbe bei uns finden, gewiß befriedigend lösen werden, obgleich manche noch Hab und Gut darüber einbüßen dürften; denn bei dergleichen Dingen werden die spekulirenden Köpfe meistens das Opfer ihres Unternehmungsgeistes, und am Ende kommen die praktischen Maschinisten und erndten den Vortheil; so ging es bei den Dampfschiffen und so wird es bei den Dampfwagen gehen; besonders aber bei denen, welche für die gewöhnlichen Landstraßen bestimmt sind. Täglich sieht man deren jezt in der Nähe Londons auf Versuch fahren, und die außerordentliche Schnelligkeit, womit diese Maschinen ohne sichtbare Ursache der Bewegung dahin rollen, erfüllt unwillkührlich mit Erstaunen und Bewunderung, und ob man gleich weiß, durch welche Mittel die Bewegung geschieht, so kann man doch kaum umhin, bei dem seltsamen Anblick an Zaubermacht zu denken. Gurney soll mit seiner Maschine so sehr zufrieden seyn, daß er jezt mit dem Bau von drei Wagen beschäftigt ist, welche Omnibus ziehen und in der Mitte des März regelmäßige Fahrten beginnen sollen; doch weiß man noch nicht, auf welcher Straße.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 68.

# Morgenblatt

für

# gebildete Stände.

Sonnabend, 20. März 1830.

> Durchs Dunkel meiner Seel' und der Natur,
> Dieß doppelt Dunkel, send' erbarmend mir
> Nur einen Strahl, zu leuchten und zu wärmen.
>
> Young.

## Die Frage nach der Seele und ihrem Seyn.

Von Schubert.

Es fällt ein Sonnenstrahl in die dunkle Kammer und das Auge sieht alsbald im Strome des Lichtes Stäublein, aufgescheucht vom Odem und Fußtritt der Menschen; Stäublein, welche emporsteigen und durcheinanderwirbeln, als bewegte sie ein selbstständig inwohnendes Leben. Der Strahl entweicht und der bewegte Wirbel ist verschwunden. War es vielleicht nur die hineinscheinende Sonne, welche das Gebilde von Staub emporhob vom Boden, da es vorhin bei anderem Staube geruht, und gab nur sie ihm die wirbelnde Bewegung, oder war das Gebilde vorhin schon da und in Bewegung, und der Sonnenstrahl machte es nur sichtbar, so oft und so lange er da hineindringt?

Das Leben des Leibes ist ganz etwas anderes, Selbstständigeres, als das Bewegen der Stäublein von fremdem Hauche; der Weg der Seele zum Leibe und der Verkehr mit diesem ist etwas Näheres, Innigeres, Lebendigeres, als alles Wirken des Lichtstrahles auf die todte Masse. Und dennoch läßt für die Fortdauer eines lebensähnlichen Bewegens der Anblick der Sonnenstäublein in der Kammer noch mehr Hoffnung, als der Anblick des Menschenleibes im Tode. Denn gleich einem wandelnden Thurme von Sand, welchen der Wirbelwind in der Wüste gestaltet, sinkt das wundervolle Gebilde zu Boden und bewegt sich nie mehr; der Wind aber, jezt die Distel, dann den Wipfel der Palme bewegend, zieht weiter seines Wegs über Gebirg und Meer.

„Der Mensch, eben noch so bewegt von Lebensmuth und Hoffnung, der Mund überfließend von Gedanken, das Auge voll Begeisterung — da ergießen sich einige Tröpflein Blutes in's Gehirn, der Mund verstummt, die Gedanken weichen, wie Spreu vom Winde gejagt, und das bleiche Angesicht des Todten scheint nur sagen zu wollen, es ist aus, Alles aus.“

„Es trifft die Leber, oder die wichtigsten Eingeweide der Verdauung ein langsames Leiden, und siehe, derselbe Mensch, in dessen Seele der Zorn ein selten oder nie hindurchwandelnder Fremdling schien, derselbe Mensch, der das Grämen und die Neigung zum Sorgen nicht kannte, wird jezt vom einem am Wege liegenden Stein oder durch das Lachen, das er vorhin geliebt, zum Zorn gereizt; ein fliegendes Gewölk weckt die leise schlafenden Sorgen, ein fallend Blatt das Grämen auf. Wir selber sind dann ein aus unbekannter Höhe zu Boden fallendes Blatt, mit welchem ein durch die Leiblichkeit gehender Wind spielet, welcher kommt, wir wissen nicht woher? und geht, wir wissen nicht wohin?“

„Nimmt uns doch schon das Alter eine dieser sogenannten Kräfte der Seele, eine der mühsam errungenen Erfahrungen und Erkenntnisse nach der andern hinweg; die erlernten Worte entfallen dem Gehirn, wie dem greisen Scheitel die Haare; die, wie es schien, auf ewig festgestellten Bilder, die Gedanken, welche der Mund aussprach, vergehen und entweichen von ihrer Stätte, wie die Zähne, welche vorhin den Mund geziert. Mit den Augennerven

und dem Sehehügel zugleich vertrocknen und versiegen die lezten Erinnerungen, auch an die Farben und Gestalten der Dinge, mit den Hörnerven das Andenken der Stimme und Töne. So schwindet Alles, was der Mensch geliebt und gehofft und erkannt, denn es gehörte so wenig sein, als die wandernden Vögel dem Lande, das sie, sich aufmachend vom Boden, im Herbst verlassen. Was da noch zurückbleibt, nahe an dem Eingang zur Gruft, das träge Bewegen der Muskeln unter der zusammengeschrumpften Haut, welches aus alter Gewohnheit das blinde Auge ebenso nach der Sonne als nach dem Dunkel hinstarren macht, das leise Athmen, das noch immer an diesem Gerippe aus- und eingeht, das ist ferner nicht das, was die denkende Seele Leben nannte, es ist nur das lezte Verrinnen der leiblichen Lebenssäfte am verdorrenden Gebein."

„So entreißt auch ein heftiges Fieber der Seele, oder vielmehr dem Gehirn des Menschen, die ganze inwohnende Welt der vermeintlich ewigen Güter; der trefflich gelehrte Mann hat auf einmal die ersten Anfangsgründe der erlernten Sprache, ja die Buchstaben und selbst den eigenen Namen vergessen. Wie die Gicht, wenn sie zwischen den Knochen der Hand die krankhaft erdigen Ansätze erzeugt, dieser Hand zugleich alle die erworbenen Künste und Fertigkeiten der Finger nimmt: so entzieht ein Verdichten der Knochenplatten des Hirnschädels dem Gehirn mit einemmal alle ihm eigenthümlich geschienenen Gaben; es kann nun dieses seine Außenwelt eben so wenig fassen und in sich bewegen, als die kranke Hand; das Leben der Seele wird von den Träumen des Wahnsinns zerrissen, oder versinkt in Blödsinn."

„Wie? sollte vielleicht Alles das, was wir Seele und Kräfte der Seele nennen, nichts anders seyn als ein feinermateriellas Bewegen der leiblichen Elemente, ein Bewegen, das blos mit und durch den Leib entsteht und mit ihm wieder aufhört; ein Tönen, das sich von der angeschlagenen Saite auf alle andern mittönenden fortpflanzt (weiter erzeugt), ohne je Etwas für sich zu seyn? Das Denken ist dann etwa ein eben solches leibliches Bewegen in den Säften und luftartigen Flüssigkeiten des Gehirns, als das Geschäft der Verdauung und Ernährung ein Bewegen der Speise und der Speisesäfte in den Gedärmen und Gefäßen; die Speise und die Säfte werden entzogen, und das Verdauen und Ernähren hören für immer auf; der Lebenshauch aus dem Gehirn entweicht, und was wir Seele nannten, das ist nicht mehr. Die Hoffnung und die Furcht, das Sehnen und der Gram, Schmerzen und Lust sind dahin und kehren zu dem bleichen Staube nie zurück."

„Oder bin ich es etwa nicht selber, dieser Todte, welcher starr im Sarge liegt und den man unter dem Geleite ernster Worte und vielleicht auch der Thränen in's Grab senkt? bin ich nicht der Staub, welcher da bei den andern Todten verwest? der Staub, mit welchem vor Kurzem noch ein warmer, belebender Lufthauch gespielt, ein Hauch, der nun zurückgekehrt ist in das große Meer der Luft und von dem Spiele, das er eben noch getrieben, so wenig weiß, von den geäußerten Kräften so wenig zurückbehält, als der Wind, der durch die Flöte drang, von den Tönen, welche er erzeugt, sobald er die Flöte verlassen?"

So sprachen und stritten, in den tieferen Stunden der Nacht, denen kein Stern der höheren Zuversicht geschienen, denen noch kein Morgenlicht des Geistes getagt, Fleisch und Blut.

„Blume des Feldes, schöner bekleidet als Salomon in aller seiner Herrlichkeit es gewesen, heute saugend den Thau des Himmels und morgen nicht mehr, ungeborne Frucht der Mutter, unter dem liebenden Herzen entstanden und vergangen, noch ehe du etwas anders als die wärmende Liebe erfahren, warum ward ich nicht wie du? Was will denn der närrische, denkende Staub in mir, der zum Lachen sagt, du bist toll, und zur Freude, ich bin deiner satt? — Närrischer Staub, willst du lieber den Schmerz, warum drängst du dich denn so unersättlich zur Lust, die deiner nicht begehrt? willst du so, wie der hinabfallende Stein zu seinem mütterlichen Boden, zu deinem alten Vater, dem Tod, aus dem du genommen worden, was sträubst du dich denn und schauderst, wenn der alte Vater dich zieht, daß du wieder seyest, was er ist und was du warst? Ich sah den Reigen, welchen die Freude und des Lebens Lust um einen Schlafenden tanzten. Der Schlafende in der Wiege war der Schädel eines Todten. Die Freude lachte und die Lust jauchzte laut; der Schlafende aber schwieg und lachte nicht. Da ward, nach wenig Tagen, die Freude zum Schmerz, die Lust zum Aechzen des Jammers; der Schlafende aber schwieg, und weinte und ächzte nicht. Schlafender, hätte dein Angesicht für den denkenden Staub nur nicht diesen thörichten Schrecken, ich möchte mit dir seyn, wo kein Leid noch Geschrei ist, wo die Stimme des Drängers nicht mehr gehört wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Einige statistische Notizen von der Stadt Paris.

Die Statistik scheint die Lieblingswissenschaft unserer Zeit zu werden. Unsere Neugierde will alles der Berechnung unterwerfen, und selbst die flüchtigsten Leidenschaften beugen sich unter das Joch der Durchschnittszahlen. Man berechnet, welche Masse jener Leidenschaften, die zu den verschiedenen Graden von Verbrechen, welche zum Selbstmord u. s. w. führen, jährlich eine gewisse Gesellschaft erzeugt. Ein fertiger Statistiker sagt voraus, wie viele Menschen jährlich in einem Fluß ertrinken, der eine große Stadt durchströmt, und erräth es so ziemlich. Die Statistik spricht in Zahlenform die Gesetze des gesellschaftlichen Zustandes aus, wie die Physik die Gesetze der Körperwelt. Ein ganz besonders bequemes und fruchtbares Feld für sta-

tistische Forschungen sind aber große Städte, und eines der wichtigsten Werke in dieser Hinsicht sind die von der französischen Regierung herausgegebenen Récherches statistiques sur la ville de Paris, aus deren neuestem, vierten Theile wir einige interessante Resultate mittheilen.

Seit zwölf Jahren hat sich die Bevölkerung von Paris außerordentlich stark vermehrt: 1817 zählte man blos 713,966 Einwohner, 1826 aber 890,905; die Population hat also in 10 Jahren um ¼ zugenommen. Nach diesem Verhältnisse müßte sich die Bevölkerung in vierzig Jahren verdoppelt haben und Paris im Jahr 1856 1,450,000 Einwohner zählen.

In den fünf Jahren von 1822 — 1826 wurden jährlich im Durchschnitt geboren: 28,396, oder 1 auf 30 Einwohner. Ehen wurden geschlossen 7,599, oder 1 auf 113. Es starben: 23,551 oder 1 auf $36\frac{44}{100}$.

Vergleicht man die beiden fünfjährigen Perioden von 1817—21 und von 1822—26, so findet man, daß das Verhältniß der Geburten, Ehen und Todesfälle zur ganzen Bevölkerung abgenommen hat, und somit bestätigt sich sogar in diesem kurzen Zeitraum das allgemeine Gesetz, daß die Proportion der Geburten abnimmt, wie die Gesellschaft fortschreitet und der Wohlstand der untern Klasse zunimmt. Auch das Verhältniß der natürlichen Kinder hat in diesem Zeitraum beträchtlich abgenommen. Unter jenen 28,396 jährlich gebornen Kindern zählt man 10,064 uneheliche; also mehr als ein Drittel. Aber die Fruchtbarkeit der Ehen ist auch sehr gering; es kommen blos $2\frac{44}{100}$ Kinder auf die Ehe, ja in einem Distrikte von Paris nicht ganz zwei. Also nur mittelst der unehelichen Gebnrten erhält sich und wächst die Bevölkerung.

Von jenen 10,000 unehelichen Kindern werden 2,281, oder etwas über ⅕ bei der Geburt von ihren Eltern anerkannt; die Zahl der später anerkannten ist sehr gering: im Ganzen kann man 3000 auf jene 10,000 rechnen; alle übrigen haben keine Eltern, keine Familie, und somit — ein schreckliches Resultat! — lebt etwa das Viertheil aller zu Paris jährlich gebornen Kinder gleichsam außerhalb der Gesellschaft, weiß nichts von den Banden, welche in den ersten Lebensjahren die Existenz schirmen und wahren. — Von 1822 — 26 wurden jährlich in den Hospitälern 5317 Kinder geboren, worunter nur 353 eheliche. Etwas mehr als ein Zwanzigtheil stirbt während der Geburt oder wird todt geboren.

Von den 23,561 jährlich Gestorbenen sterben 8,328 in den Spitälern, blos 15,233 im eigenen Hause. Es sterben also noch mehr unglückliche Geschöpfe in den Häusern des Elends, als darin das Licht der Welt erblicken.

Gewaltsamen Todes sterben jährlich 772; und zwar 575 Männer, 197 Weiber. Dieß beweist, wie viel weniger Unfällen das Leben des Weibes ausgesetzt ist; nur der Verbrennung sind die Weiber bedeutend häufiger unterworfen als die Männer.

Am überraschendsten ist die Gleichförmigkeit der jährlichen Ergebnisse bei den Selbstmorden. Also auch Leidenschaften, Geistesschwäche und Glückswechsel haben ihr bestimmtes Maaß und gehorchen Gesetzen. Die Mittelzahl der Selbstmorde beträgt in 10 Jahren bei den Männern 244 jährlich, bei den Weibern 128; das Verhältniß ist also bei den Männern weit stärker, dagegen bleibt es sich bei den Weibern viel mehr gleich: denn bei den Weibern schwankt die Zahl zwischen 111 und 138, bei den Männern aber zwischen 192 und 272.

## Das Lied der Ruinen.

Rings schauet mein Auge, so weit es reicht,
Wie Trümmer an Trümmer sich lehnen.
Wie ist der Vergangenheit Glanz verbleicht!
Deß denk' ich mit schaurigem Sehnen.
Ist's doch des Menschen beweglicher Geist,
Der rastlos erbauet und niederreißt.

Ihr hofftet vergeblich Unsterblichkeit,
Ihr goldenen Königspalläste,
Ihr Tempel, der himmlischen Macht geweiht,
Ihr Pforten siegprangender Feste!
Zerbrochene, wankende Säulen nur
Bezeichnen der alten Herrlichkeit Spur.

Wohl stürzten die Säulen, es schwand die Pracht;
Doch wehet ein Geist aus den Trümmern.
Wohl decket manch Meisterwerk öde Nacht,
Doch zuckt aus der Nacht noch ein Schimmern:
Der Schöpfergedanke, der ewig lebt,
Noch jezt mit Zauber die Trümmer umwebt.

J. H. v. Wessenberg.

## Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Beschluß.)

Dampffeuerspritze. Vorträge über deutsche Sprache. Neue Ausgabe englischer Dramen.

Braithwaite und Ericson haben vor Kurzem eine Dampffeuerspritze gebaut, welche bereits bei drei bis vier großen Feuersbrünsten ihre Vorzüge vor den gewöhnlichen Feuerspritzen bewähren konnte. Sie wirft vier Wasserstrahlen zugleich, und zwar zu unglaublicher Höhe und in unwiderstehlichen Massen. Die innere Einrichtung gründet sich ganz auf die bei ihrem Dampfwagen beobachteten Grundsätze, und da der oben erwähnte Blasbalg von den Rädern des Wagens bewegt wird, so haben sie bei einem Feuerlärm nichts weiter zu thun, als das Feuer im Ofen anzuzünden und mit der Spritze davon zu fahren (versteht sich, mit Pferden). Je schneller man fährt, desto kräftiger arbeitet der Blasbalg, und wenn die Maschine an Ort und Stelle gekommen ist, kann man sie mit dem unterwegs erzeugten Dampf sogleich spielen lassen. Sie zeigte sich besonders wirksam zu Ende Februars, als um 2 Uhr Morgens das englische Opernhaus in Brand gerathen war; freilich kam sie zu spät, um dieses Gebäude zu retten, welches mit mehreren daran stoßenden Häusern ein Raub der Flamme wurde; aber ohne die außerordentliche Anstrengung dieser und dreißig bis vierzig anderer Spritzen hätten noch viele andere Häuser, besonders die daran stoßende Druckerei der Abendzeitung, the Courier, ein Raub der Flammen werden müssen.

Hr. v. Mühlenfels hat die fünf Vorlesungen, womit er im vorigen Jahre seinen Kursus über die deutsche Literatur an der hiesigen Universität eröffnete, drucken lassen. Das Werk ist im eigentlichsten Sinne nur eine Einleitung, und enthält vornämlich die historischen Belege zu der im Anfange von dem Verfasser aufgestellten, hier in England noch etwas neuen Hypothese, daß die Menschheit in ihrer Geschichte allmählig durch das Kindes-, Knaben- und Mannesalter gegangen sey. Die Vorlesungen sind nach Form und Inhalt meisterhaft und zeugen von tiefem, philosophischem Blick; doch möchten sie für unser Lesepublikum und vor allem für die Klasse Leute, welche die Londoner Universität besucht, zu hoch seyn. Hr. von M. glaubt unstreitig, sowohl sein eigener Ruf, als die Würde des Instituts, das ihn zum Professor gewählt, verlangen, daß er von einem hohen Standpunkte ausgehe. Mir scheint jedoch, wer gemeinnützig wirken will, thue besser, wenn er, ich will nicht sagen, zur Gemeinheit und Flachheit der Menge herabsteigt und es derselben in ihrer Oberflächlichkeit behaglich macht, aber sie auch nicht durch metaphysische Ansichten abschreckt, und ihr fürs erste das Unbekannte mittelst des Bekannten verständlich macht. Die deutsche Sprache steht hier bereits in dem Rufe, daß sie unüberwindliche Schwierigkeiten habe, und man hört oft, unsere Literatur sey über allen Menschenverstand hinaus tiefsinnig. Dergleichen Vorurtheile lassen sich nur durch eine populäre Lehrmethode niederschlagen, und ich meines Theils habe immer gefunden, daß, wenn man einmal den Engländer durch geflissentliche Erleichterungen so weit gebracht hat, daß er z. B. Schillers Geschichte des dreissigjährigen Krieges geläufig lesen kann, derselbe sich leicht dazu versteht, mit etwas mehr Gedankenaufwand, als seine gewöhnlichen Schriftsteller von ihm fordern, in unsere Dichter einzugehen.

Der Durst nach Wissen jeder Art, welcher in allen Ständen herrscht, hat einen hiesigen Drucker (T. White) bewogen, zu dem sehr billigen Preise von 6 Pence (18 kr.) das Stück, nach und nach die ganze Masse aller lesenswerthen englischen Schau- und Lustspiele herauszugeben, welche gewöhnlich unter dem allgemeinen Titel: the old English Drama, begriffen werden. Zwar gibt es dergleichen Sammlungen schon manche, aber sie sind sowohl theuer, als unvollständig, und es liegen noch in unsern Bibliotheken viele vortreffliche Stücke, die entweder nie, oder doch in so geringer Anzahl gedruckt wurden, daß sie fürs Publicum so gut wie verloren sind. So wurde z. B. das erste Stück, womit diese neue Sammlung beginnt, Ralph Royster Doyster, erst vor zehn Jahren in der Bibliothek zu Eton entdeckt; es war das einzige bekannte Exemplar in England, und der Entdecker ließ, statt das Stück seinen Landsleuten, bei denen doch leider die dramatische Ader ganz versiegt scheint, ohne Rückhalt mitzutheilen, mit der den Bücherliebhabern eigenthümlichen Selbstsucht nur 20 Exemplare davon abdrucken, welche natürlich nirgends für Geld zu haben sind. Jezt ist es aber für 18 kr. zu haben, nebst Wrights berühmtem Gespräch über alte Schauspiele und Schauspieler als Einleitung. Der Redakteur ertheilt in seinem Prospectus dem Fleiße unserer Gelehrten, die sich mit dem alten englischen Drama beschäftigen, und besonders Tieck, verdiente Lobsprüche, und verspricht, weder Kosten noch Fleiß zu sparen, um Alles, was in diesem Fache aufzufinden sey und die Bekanntmachung verdiene, für Jedermann zugänglich zu machen.

Rom, 28. Februar.

(Fortsetzung.)

Der Karneval.

Sey es, daß noch nicht die Anzahl maskirter Menschen vorhanden war, welche die Anfangs noch theilweise sich aussprechende Ausgelassenheit rechtfertigt; sey es, daß hier, wie überall, der Anfang, der langen Entwöhnung wegen, weniger lebhaft sich zeigt, oder sey es endlich, daß ein deutsches Gemüth, das an dem sittsamen, automatischen Auf- und Abtreiben von etlichen tausenden Wiener Basteigängern mehrere Monate lang seine Geduld und sein Schicklichkeitsgefühl geübt hatte, sich nicht sogleich in diesen ungeheuren Spektakel, in dieses kraftvolle Exerzitium der unerschöpflichen italienischen Lungen, in diese südliche Lebendigkeit finden kann: kurz, der erste Tag spricht den dieses überraschenden Schauspiels Ungewohnten selten an, und man hat Mühe, zu begreifen, wie die Frauenzimmer eben darin die höchste Huldigung, welche man ihren Reizen darbringen kann, finden mögen, daß sie von einem fortwährenden Hagel von Confetti überschüttet und oft gefährlich beschädigt werden. Ja selbst die aus der Natur einer Wagenkolonne entspringende, hier aber mehrmals bedenklich werdende Unordnung der mehr rückhufenden, als vorwärts gehenden Equipagen, erregt in dem unbefangenen Beschauer, der die Virtuosität der römischen Kutscher und die Geschicklichkeit der hiesigen Fußgänger nicht kennt, ein ängstliches Gefühl, welches durch das in vollem Laufe durch die gedrängten Massen sprengende Kavalleriepiket, wie durch die zügel- und reiterlosen tollen Rennpferde, natürlich nicht beruhigt werden kann. Wer den Maßstab raisonnirender Kritik an diese fremde Erscheinung legen will, bleibe von Rom, bleibe von dessen Karnevale weg; die Freude eines Volkes läßt sich nicht analysiren, und die unbändige Lust des natürlichen Italieners darf nie mit dem stets in Förmlichkeit und Rücksicht sich verlierenden Vergnügen unsers lieben deutschen Vaterlandes verglichen werden. Hier ist alles Wahrheit, unverstellte, natürliche Ergötzlichkeit, dort fast alles Grimasse oder Ausartung; daher findet der Italiener so leicht selbst die Schranke, während man sie bei uns vorzeichnen muß. Der spleenbehaftete Engländer, der sentimentale Deutsche, welche Roms Karneval nicht heilt, werden durch nichts mehr auf Erden geheilt, und wenn der schwarze Hypochondrist in diesen acht Tagen nicht die Santarella tanzt, und der mystische Schulpedant nicht in der Harlekinsjacke das Tambourin dazu schlägt, so mögen sie beide, anstatt den Corso, die Cloaca massima zum Aufenthalt wählen und mit Moccoletti's ihr armes Daseyn beleuchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Auflösung des Räthsels in Nro. 63:
Wolke.

---

Homonyme.

Gewichtig ist's von Fürstenhand,
Und nöthig ist's zum Malen;
An Fischen reich beim Meeresstrand,
Es schmeckt aus Goldpokalen.

Als Ochsen, Rosse, Reiter trabt
Es fort mit stolzen Mienen.
Wenn dich der Rauch nicht etwa labt,
So liebst du's in Kaminen.

Es fliegt auch oft auf lust'ger Bahn
In schönen langen Reihen,
Und schwimmt im weiten Ocean,
Daß sich die Haie freuen.

In Menschen ist's bald grad, bald krumm,
Zu Menschen treibt's die Andern;
Von Menschen aber sah ich's dumm,
Als säh' ich Schafe wandern.

J. G. M.

---

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 69.

# Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 22. März 1830.

> Des Lebens Aengsten, er wirft sie weg,
> Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen;
> Er reitet dem Schicksal entgegen keck,
> Trifft's heute nicht, trifft es doch morgen.
>
> Schiller.

## Kriegerische Scenen.

### Torquemada.

Um eilf Uhr Nachts brachen wir auf und bekamen eine schlechte Nacht. Guerillas lagen gerade auf unserem Wege im Hinterhalt. Kaum hatten wir dreiviertel Meilen zurückgelegt, so fing das Gewehrfeuer an. Aus den Büschen, den Schluchten, den Felsspalten längs der Straße, flogen und pfiffen die Kugeln um uns, daß es eine Lust war. Rasch hintereinander sah man in der Finsterniß in der Ferne einen Blitz, und bevor noch der Knall unsere Glieder erreichte, stürzte ein Mann. Dreißig bis vierzig blieben unterwegs. Diese langweilige Musik hörte erst mit Tagesanbruch auf. Erschöpft von Strapazen, war ich auf meinem Pferde eingeschlafen, da weckte mich mit einem Male Geschrei und lautes Gelächter.

„Ah! bravo! ein herrlicher Anblick!" — „Der Pfarrer ist todt; die Stadt ist in Trauer!" — „Sieh doch, Kamerad!" Die lezten Worte galten einem Dragoner, der sich auf den Hals seines Pferdes herabbückte, fest in den Bügeln saß und einen Schopf Roßhaar in der Hand hielt. Der Kamerad gab keine Antwort, er war todt. Die Soldaten schrieen in einem fort unter Händeklatschen: „Der Pfarrer ist todt! Die Stadt ist in Trauer!" Ich riß die Augen auf und meinte, ich schlafe noch. Vor uns lag auf den blauen und rothen Streifen des Horizonts eine schwarze unregelmäßige Masse, gleich dem halbverbrannten Gerüste eines großen Feuerwerks; es war Torquemada, „ein hübsches Städtchen" nach dem geographischen Wörterbuch, aber die Division Lasalle war darüber gekommen.

„Unglückliches Land!" sprach ein alter Quartiermeister — er konnte nicht erwarten, bis er, was er in Burgos gehört, wieder von sich gegeben hatte — „der Ort ist schon sieben Mal verbrannt worden, und dieß ist das achte. Darum nennt man ihn Torquemada, d. i. der verbrannte Thurm. Hier sind alle Inquisitoren zu Hans; die Einwohner müssen nicht sehr freundlich seyn."

Indessen näherten wir uns dem Ort; an der Brücke lagen zerbrochene Pallisaden, verrostete Waffenstücke, ein Paar nackte, mißfarbige Leichname, ein Beweis, daß die Spanier den Platz vertheidigt hatten. Jezt war es, als ob es Frieden geworden wäre; die tiefste Ruhe herrschte in der Stadt. Das Schmettern unserer Trompeten lockte keine Spanier auf die Balkone, um uns mit Büchsenschüssen bei unserm Triumpheinzug zu begrüßen; keine Seele auf Straßen und Plätzen; keine Seele in den fenster- und thürelosen Häusern; die ganze Bevölkerung war ausgewandert. — Ich habe oft bemerkt, welch eigenen Eindruck bei Eröffnung eines Feldzugs auf ein Regiment der Anblick der ersten Leichname macht, auf die man stößt: da herrscht auf einmal Schweigen in den Gliedern, ernste Sammlung. Es ist, als ob diese Mahnung sogar die Thiere nachdenklich machte, das Pferd stuzt und schnaubt. Aber gleich den andern Tag ist man daran gewöhnt, und kein Rekrute achtet mehr der Leichname auf der Straße, es müßte denn seyn, daß er fluchte, weil sie keine Stiefeln und Kleider

mehr haben, die man ihnen ausziehen kann. Zieht man aber in eine halbverbrannte, völlig verlassene Stadt ein, so wiederholt sich immer das Gefühl von Trauer und Schrekken. Wie seltsam wirkt das Erstorbenseyn alles Lebens, diese Todtenstille mitten unter Häusermassen! Ja, das Schweigen der Gräber ist nicht so traurig, als diese Straßen ohne Volk, diese unnatürliche Verödung. Lieber will ich die Verwundeten auf dem Schlachtfelde winseln hören. Warum? Wäre ich ein Poet, wüßte ist es zu sagen.

Ich trat in das nächste beste Haus; ich hielt es für unbewohnt, gleich den andern. Von unten bis oben hinauf kein Hausrath; im Saal hatten Franzosen bivouakirt, was aus einigen, mit Kohle an die Wand gekritzelten Inschriften und einem Bilde der heiligen Jungfrau mit schwarzem Schnurbart und einer Pfeife im Mund, ersichtlich war. Ich trat in ein Zimmer zu ebener Erde, (die Küche, ohne Zweifel, denn es war ein Kamin darin, woran man allein eine spanische Küche erkennt) und wie überrascht war ich, als ich zwei alte Männer und einen Jungen von etwa zwölf Jahren vor dem Feuer sitzen sah! Auf den Lärm, den mein schleppender Sabel auf den Steinplatten machte, bekreuzt sich der Junge, als sähe er den bösen Feind, und schlüpft hinter einen großen hölzernen Lehnstuhl unter einer Madonna. Einer der Männer sieht mich stolz an, steht nicht auf, nimmt den Hut nicht ab und spricht: „Herr Offizier, ich heiße Antonio Nunez. Dieß hier ist der ehemalige Alcade der Stadt, mein Bruder. Er ist so alt und krank, daß er mit unsern Landsleuten nicht fortziehen konnte; ich bin bei ihm geblieben, um ihn zu pflegen, und der Junge hier bedient uns.“ — „Warum sind die andern nicht auch da geblieben?“ — „Das weiß ich nicht; sie sind gerne in den Bergen in schönen Nächten.“ Ein leises Lächeln glitt bei diesen Worten über das lange, gelbe Gesicht des Kranken. In diesem Augenblick rief mich ein großer Lärm hinaus; ich sah auf dem Platz unter einem Haufen von Soldaten einen Kapuziner zu Pferde halten, der gut französisch auf Spanien und die Spanier fluchte. Unter der Kapuze steckte ein Adjudant des Generals Milhaud. Ich führte ihn zum Obrist, den wir bereits auf einer Streu schlafend fanden. Nach ein Paar Fragen an den Adjudanten sagte er: „Zum Teufel! da braucht man uns gegen Palencia zu. Auf, zu Pferd! Rapatier bleibt hier mit fünf-und-zwanzig Mann für den Stafettendienst.“

Rapatier verzog das Gesicht; es war der alte Quartiermeister, der die verbrannten Orte nicht leiden konnte. „Unglückliches Land!“ seufzte er wieder und rieb seinen grauen Schnurrbart; „nicht einmal Wasser gibt's hier zu trinken!“ Er wies auf das ausgetrocknete Bette der Pisuerga, aus der man, meinte er, das Wasser verkauft habe, um die Brücke damit zu bezahlen. Ich wies ihn in das Haus des Alcaden und eilte, das Regiment einzuholen, das bereits gegen Palencia zu galoppirte. Der Donner des groben Geschützes wies uns den Weg und wir zogen rascher dahin, als vorhin unter den Büchsen der Guerillas. Wir kamen aber doch zu spät: das Gefecht war so gut als entschieden. Nur zur Linken hielten noch drei Regimenter spanischen Fußvolks in Quarrés Stand. Wahrhaftig, schöne Truppen! Von weitem sehen sie nicht anders aus, als wie unsere alte Garde, und ich meinte schon, es werde einen harten Choc geben. Kommt man aber dazu, ist es nichts; beim ersten Anlauf weichen die schwarzbärtigen Gesellen, ohne sich zu wehren. Alles kehrt den Rücken, läuft auseinander und befiehlt seine Seele Gott. Wir hinter ihnen her und niedergemacht, was wir können, bis an das Ende der Ebene. Hier ist eine vier Fuß hohe Mauer und ein tiefer Graben dahinter, wir müssen halten und die Flüchtlinge finden sichern Schutz; sie machen es sich zu Nutze, verschwinden und wir bleiben, erstaunt über unsern Sieg, allein zurück. Ein Zug söhnte mich indessen wieder mit den Spaniern aus. Ein junger Trommelschläger, der nicht so schnell hatte laufen können als die andern, bleibt, als er unsere Säbelspitzen fühlt, stehen, schwenkt, um Gnade bittend, seinen Tschako in der Luft und schreit: viva Napoleon! Da sprengt ein Offizier vom Regiment Cordua (ich sehe ihn noch), der zu Pferd auf der Mauer und bereits außer Gefahr war, wieder auf das Schlachtfeld, stößt seinen Degen dem Trommelschläger durch die Brust: Muera el traidor! (Stirb Verräther!) und fällt selbst unter unsern dichten Streichen.

So ist dieß Volk: oft ist ein Regiment nicht so viel werth als Ein Mann, und Ein Mann so viel werth als ein ganzes Regiment. Wir bekamen bald Gelegenheit, zu erfahren, welche Seelenstärke, welche Todesverachtung ein Spanier zeigen kann, der für sich steht und für sich allein handelt.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Die Frage nach der Seele und ihrem Seyn.

Von Schubert.

(Fortsetzung.)

„Dränger, warum stirbst du nicht auch, wie mein denkender Staub, was willst du hier bei der armen, dunten Wasserblase, bei dem fallenden Laube? Wärmte ich mich am heimlichen Herde und wollte entschlafen, da weckte mich deine Stimme: schaue hinauf zur Sonne, die Sonne ist höher und unvergänglicher als das Feuer des Herdes und du sollst hinauf zur Sonne, selber von Sonnennatur! Erfaßte ich endlich mit beiden Armen die lang gesuchte, die ersehnte Lust des Lebens und wollte an ihr ruhen, da schreckte mich dein Ruf: — siehe, das ist nicht das, was du willst, was dein Sehnen sucht. — Mein Dränger, was will ich denn und was will mein Sehnen, als die kurze Lust des Hinabfallens aus der Wiege ins Grab, warum hält deine Hand meine Seele in diesem Laufe auf? Ich bin

ein Vogel, der am kalten Winterabend den Weg gefunden hinein zu der Königshalle, erleuchtet und erwärmt vom gewürzhaft duftenden Feuer; ich komme und eile zum andern Thore hinaus und vergesse alsbald, wenn ich hinaus bin in das kalte Dunkel, deines Feuers und deiner glänzenden Helle; warum störest und quälst du, alter Dränger, die Seele, auf ihrem kurzen Fluge durch die Halle? Siehe das starre Auge im Sarge, das nicht mehr weinen kann, der lezte Hauch des Sterbenden fragt dich: warum peinigst du mich?"

Die Seele, so nackt, so unbewehrt, ihren Schmerzen und den Qualen des inneren Rufers hingegeben, saß am Morgen; sie saß und spann sich ein Kleid, das die Kälte von außen, sie schmiedete sich Waffen, welche den Ungestüm des alten Drängers abwehren sollten:

„Der Lebenshauch in mir, der sich in seinem kräftigsten, innersten Bewegen Selbstbewußtseyn nennt, sagt und weiß es gewiß: ich bin derselbe, den die Mutter geboren, derselbe, der als Kind gespielt, als Jüngling gestrebt, als Mann gewirkt. Der Leib, in allen seinen Elementen und Säften und Fasern, starb in jedem Augenblick und erzeugte sich wieder; er ist, seitdem ich weiß, daß ich bin, mehr als ein- und mehr als zehnmal ein ganz neues Gebäu und Gefüge von leiblichen Stoffen geworden; ich aber bin noch, der ich war. Der Verstümmelte, welchem äußere Verletzung oder die Krankheit ein Glied nach dem andern genommen und fast keines mehr gelassen, als das Haupt und die den Lebensfunken nährende Brust, sagt: diese Glieder waren mein und sind es nun nicht mehr, ich aber bin auch ohne sie noch, der ich war. Ja — denn was sind alle Glieder gegen das die Seele in ihrer Mitte hegende Gehirn? — es sagt die Beobachtung der glaubwürdigsten Forscher, daß zuweilen noch eine selbstbewußte Seele im Menschen war und durch willkührliches Bewegen und Sprache sich äußerte, wenn dieser oder ein anderer Haupttheil des Gehirns, und selbst wenn das ganze Gehirn aufgelöst und zerstört war. Aeußerte sich doch sogar noch am unvernünftigen Vieh die thierische Seele in ihrer ganzen, gewöhnlichen Thätigkeit, wenn das ganze Gehirn, wie sich nach dem Schlachten gezeigt, in eine todte, kalkige Masse verwandelt gewesen."

„Und was hat der Seele das lähmende Alter, was hat ihr das Gewölke des Fiebers und des Wahnsinns, ja was hat ihr selber der Tod an? Bricht doch öfters mitten durch das nächtende Dunkel der Sterbebetten und des kranken Irrwahns das klare, wache Leben des Geistes hindurch, wie die Sonne, die den ganzen Tag am Himmel steht, durch die Wetterwolken, welche die Stunden des Tages zur Nacht machten. Die Sonne, immer dieselbe, geht unter an ihrem Ort und geht wieder auf; so wird dieses wache Leben des Geistes, auch wenn es nicht mehr strahlt, dennoch dasselbe seyn, was es war und ewig ist."

„Wenn aber denn eine Seele ist, selbstständig und gesondert vom Leibe, mit welchem Wesen aus dem Kreise meines Erkennens darf ich sie vergleichen? Wer ist sie und woher des Landes? Ist sie ein Feuer, wie Einige gesagt, warum verlischt sie so lange nicht? ist sie ein Ton, warum verhallt sie nicht? Die Steine und Erze und andere Elemente der leblosen Natur, wenn sie ein Gesetz der wechselseitigen Anziehung der Theile zur regelmäßigen Gestalt zusammengefügt, wenn der Zug der Schwere sie an ihrem Orte zur Ruhe gebracht, stehen da unveränderlich fest und still, bis ein mächtigerer Anstoß oder Einfluß von außen den Bestand zerstört, das Band der Schwere auflöst. Die lebendigen Pflanzen und Thiere werden aber dadurch zu lebendig Beseelten, daß in ihnen ein (unsichtbares) Etwas ist und wirkt, welches eben so unaufhörlich und beständig von einem andern Reich des Seyns, von einer Welt der oberen, unsichtbaren Prinzipien und Kräfte angezogen wird, als der leblose Stein oder das Erz von seiner planetarisch-schweren Körperwelt. Das immer sich wiederholende Spiel einer wechselseitigen (siderischen oder eigentlich psychischen) Anziehung nach oben, und einer andern der Schwere, die nach unten geht, begründet dann die stete Wiedererneuerung und die Fortdauer des Lebens. Denn die lebendigen Wesen unsrer Sichtbarkeit tragen die Natur beider Regionen, jene der sichtbar leiblichen, der Schwere unterworfenen, und die der unsichtbaren, oberen, in und an sich, während in dem leblosen Steine vorherrschend nur der Zug des Elementes nach der Tiefe (die Schwere) wirkt und waltet. Gleich, oder fast gleich getheilt ist das Leben der Sichtbarkeit unter die Herrschaft dieser beiden, und erst im Tode überwiegt und siegt die Anziehung der unsichtbaren Region der Prinzipien über die der schweren Elemente. Wie der Leib zu seinem Staube, so kehrt die Seele zurück zu dem Ursprung, aus dem sie gekommen."

„Staub zu anderm Staube, bald kein Gebeinchen mehr, das die Menschengestalt verräth — Seele zu Seele — — Wie? fließt da vielleicht auch der glänzende Tropfen, mein geistiges Ich, hinein in das große Meer eines göttlichen Seyns, und — Gott Alles in Allem, Ich aber bin nicht mehr? Wie die Flamme, die verzehrt und reinigt, nimmt etwa ein Seyn alles Seyns mich und die Andern mit unsern Verirrungen und Befleckungen in sich hinein. Das scheinbar Fremde vergeht, wie der Schmutz am Asbest, wenn die Flamme ihn läutert; da ist ein Tropfen wie der andere Tropfen; der Glaube an ein Gutes, das gut ist und bleibt, und an ein Böses war ein Wahn des staubgebornen Auges; die Seele weiß bald auf ewig nicht mehr, daß und was sie wähnte oder wußte und that, der Gedanke, eben noch Ihm gegenüber, ist auf immer ausgedacht, der arme Augenblick vergangen und kehrt als derselbe nicht wieder."

(Die Fortsetzung folgt.)

## Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 28. Februar.

(Fortsezung.)

Der Karneval.

Jeder neue Tag steigert nun die Lust, jede Stunde wächst die Heiterkeit und jede Minute wechselt die Scene. Jeder sucht sich auf seine Weise zu unterhalten, und von großen Maskenzügen, von verabredeten Vorstellungen, besonders aber von stummen Allegorien, welche geisterähnlich durch unsere Maskenbälle ziehen und nichts sagen, als: seht und bewundert uns! weiß der Römer nichts. Er muß sich frei und unabhängig bewegen, sich ganz den Launen des Zufalls überlassen können, sonst ist ihm in der Maske nicht wohl. Man darf sich zwar nicht vorstellen, daß alle hiesigen Masken das Talent der Intrigue oder der Beredsamkeit besizen; es geht im Gegentheile eine Menge Stummer umher. Allein man sieht hier jeder Maske, auch wenn sie nicht aktiv ist, die Seligkeit, welche ihr das überschwengliche Glück, maskirt zu seyn, einflößt, an der großen Selbstzufriedenheit und Rücksichtslosigkeit an, mit der diese Stillen des Corso ihres Weges ziehen. Es ist ihnen nur darum zu thun, in einem andern Kleide zu stecken, und die Sucht der Römer, Komödie zu spielen, erstreckt sich selbst bis auf die kleinsten Kinder. Man darf nicht versäumen, zuweilen den Corso zu verlassen und in die nebenlaufende Ripette hinüberzugehen. Hier hat die niedere Klasse ihren Karneval, und hier muß man das poetisch-dramatische Talent des gemeinen Römers bewundern. Schon kleine Knaben üben sich hier in erhabenen Reden, und man lernt hier besonders den Ungrund der Behauptung kennen, daß dem jezigen Römer die Geschichte seiner Vorfahren fremd und gleichgültig sey. Nicht selten tritt ein Conte der Ripette mit Würde unter die Menge, erzählt die Großthaten ihrer Ahnen und sucht seine Landsleute zur Nachahmung zu entflammen. Ob aber gleich derlei Aufforderungen bei dem gegenwärtigen Zustande Roms lächerlich erscheinen, auch gewöhnlich vom Redner selbst oder den Umstehenden durch eine neue Posse unterbrochen werden, so spricht sich dennoch überall die große Leichtigkeit der Rede und die blühende Phantasie des Römers aus. Indessen ist es nicht leicht, sich Gehör zu verschaffen, besonders im Corso, wo das Auf- und Abfahren der Wagen, das außerordentliche Gedränge und das betäubende Geschrei der Masken anhaltende Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand, besonders auf einen Redner, beinahe unmöglich machen. Ist es aber einmal einem solchen gelungen, den günstigen Augenblick zu erhaschen, wo die doppelte Wagenkolonne stille halten muß, hat er das Interesse der Umstehenden zu fesseln gewußt, so darf er auch des Erfolges gewiß seyn, und eine solche Erscheinung ist sodann in Hinsicht der Begeisterung des Redners und der unerschöpflichen physischen Mittel, welche sich hier entwickeln, wirklich eine außerordentliche. So wie der Redner einen Trupp Zuhörer um sich gebildet hat, sucht er sich einen höhern Standpunkt. Bei der Anstrengung, deren es bedarf, sich in diesem Lärmen nur vorerst bemerkbar zu machen, sollte man glauben, daß seine Lungenfertigkeit und Kraft bereits in der Einleitung erlahmen müsse; wenn er aber einmal einen freien Stuhl erreicht hat, den er sich zur Tribüne umschafft, so beginnt erst die wahre Entwickelung seiner Stentorstimme. Mit stets wachsendem Feuer, mit einer Begeisterung, welche nur aus dem Innern kommen kann, geht er von der Posse in das Tragische über; er beschwört seine Mitbürger, sich nicht durch ihre Lust verleiten zu lassen, gegen Sitte und Gesez zu verstoßen, und warnt besonders vor den bösen Folgen der Leidenschaften, worunter die hier so gräßliche Opfer fordernde Eifersucht den ersten Plaz einnimmt. Doch dieses ist alles nur Mittel zum Zweck. Er sucht sich, ohne daß man seine Absicht errathen kann, von Stuhl zu Stuhl einem Balkone zu nähern, auf dem ein ganzes Nest von Amoretten sizt. Er beschäftigt fortwährend seine sich stets vermehrenden Zuhörer, die ihn häufig durch Akklamation unterbrechen; kaum aber hat er sein schönes Ziel erreicht, so kommt er auf den beglückenden Einfluß des schönen Geschlechts zu sprechen, und wendet sich plözlich nach oben. Kein Demosthenes vermöchte wohl so aus dem Stegreife eine Apotheose schöner Frauen zu erfinden. Er verwandelt den über ihm stehenden Balkon in den Olymp, jedes der holden Geschöpfe in eine Bewohnerin desselben; er fleht ihre Gaben auf ihre unten stehenden Verehrer herab, und seine Begeisterung steckt dermaßen an, daß die Evviva's die Luft erschüttern. Holdselig lächeln die schönen Wesen herab, und das Ganze gewinnt wirklich ein ideallisches Ansehen. Da bewegt sich die Wagenkolonne, die Masse wird getrennt, ein Fourgon mit kühnen Confettischleuderern nähert sich dem glücklichen Redner und bedeckt ihn mit einem Hagel von grobem Geschüz. Er sinkt mit dem lezten Rufe: Et tu, Brute! und verschwindet. Dieses Confettiwerfen aber hat beinahe ganz seine ehemalige schöne Tendenz verloren und ist sehr ausgeartet, daher es auch Anfangs einen unangenehmen Eindruck macht. Sonst warf man nur gute Confetti, und noch jezt erkennt man den Italiener an dem geschickten und graziösen Zuwerfen. Jezt haben aber die Fremden dieser sonst so hübschen und zartsinnigen Sitte eine wirklich furchtbare Ausdehnung gegeben und treiben die Sache bis zum Unfug. Anstatt daß derlei Aufmerksamkeiten so versteckt als möglich seyn sollten, sieht man ganze Wagen voll dieser unerschrockenen Schleuderer, mit ungeheuren Säcken und Körben, in denen die falschen Confetti aufgespeichert sind, durch die Straßen ziehen und ohne Rücksicht alles bombardiren, was ihnen nahe kommt. Am Palais Ruspoli, dem Brennpunkte des Karnevals, waren mehrere Balkone mit diesen Athleten, worunter sich besonders die Rom dominirenden Insulaner in Freiheit des Benehmens auszeichnen, bedeckt, und wehe der schönen Frau, die unter das Kreuzfeuer dieser verheerenden Batterien kam. Hier war die Luft durch den ewigen Confettiregen verfinstert, und die Straße schien dicht beschneiet. Indessen sah man gegen Ende des Karnevals mehr mit ächten Bonbons und besonders mit Blumensträußen werfen, welch lezteres so überhand nahm, daß man die Wagen, wo schöne Frauen saßen, ganz in Gärten von Rosen und Veilchen verwandelt sah. Ueberhaupt ist der römische Corso ein wahrer Triumphzug für schöne Frauen, und es gibt wohl kein Volk, das die Schönheit so vergöttert, als das römische. Wie ein Wagen mit seiner schönen Bürde sich nähert, ertönen von allen Seiten begeisterte Ausrufungen: Oh che begli occhi! o quanto e bella! Alles erhebt sich von den Sizen und Männer, ja selbst Frauen werfen der meist unbekannten Schönheit Zeichen ihrer Huldigung zu. Daher kommt es auch, daß die größte Sitte, der möglichste Anstand in der Menschenmasse herrscht, und anstatt das Gedränge zu vermehren, sucht Jeder dem Andern die Unannehmlichkeit desselben zu erleichtern. Unanständigkeiten können hier nie vorkommen, und das Gesez brauchte nicht einmal so strenge zu seyn, da der Widerwillen gegen dergleichen schon im Volkscharakter liegt; kommen sie aber vor, so kann man sicher annehmen, daß sie von Fremden geübt werden; in diesen Fällen ist aber die Polizei unerbittlich, und jeder Uffiziale hat exekutive Gewalt. In mehreren Seitenstraßen sind sogenannte Cavaletti angebracht, in welche die Verbrecher mit den Händen und Füßen in knieender Stellung eingeschraubt werden und so die Bastonade erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 70.

# Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 23. März 1830.

Seyn oder Nichtseyn, das ist hier die Frage.

Shakespeare.

## Die Frage nach der Seele und ihrem Seyn.

Von Schubert.

(Fortsetzung.)

„Krümmt sich doch der elende Wurm, wenn der vollkommene, gesangreiche Vogel ihn ergreift; schmerzvoll zappelt das Fischlein am Angelhacken, wenn der Herr der Natur es herauszieht aus dem Bache, damit er das unvollkommene Fischlein in sein eignes, edleres Fleisch verwandle, und ich sollte nicht beben vor dem Gedanken an einen solchen Alles verzehrenden Gott?“

„Jener Kronos der alten Helden fraß doch die eignen Kinder auf, noch ehe sie ihn und sich selber erkannt, ehe sie erfahren, was Hoffnung und Furcht, was Liebe und Haß sey; ein solcher zuletzt Alles verschlingende Gott schlachtet aber und ißt die Kinder, die ihn schon bei dem süßen Vaternamen genannt, die ihm vertraut, die sich liebend an sein Herz gelegt.“

„Der Mensch, getrieben von mannigfacher Noth, der Mensch voll Irrthum und Schwäche, ihm zittert die Hand und Wehmuth ergreift ihn, wenn er das in seinem Hause groß gezogene Lamm schlachten soll, das ihn so oft zutraulich zum Garten begleitet und wiederkäuend sich zu seinen Füßen gelegt. Und doch weiß dieses Lamm nichts vom Tod, es versteht nichts von des Menschen Schuld, durch welche ihm der Tod kommt. Es läßt sich willig ergreifen, wie sonst, ein einziger Stich des Messers, ein kurzes Zucken, und es fühlt nicht mehr. Der kaum halb gesättigte Bettler entzieht sich selber den Bissen, um den treuen Gefährten, seinen Hund, vom Hungertod zu retten; wie möchte er, mitten in seinem Mangel, den Gedanken ertragen, sich mit dem Fleische des liebenden Thieres zu sättigen! Jener aber, der Pantheisten Gott, kennt dieses Erbarmen nicht. Den Menschen, der die Freude am Leben und den Schauder vor dem Vergehen fühlt, wie keine andere Kreatur, verschlingt dieser große Pan, den kein Mangel, keine Noth zu solcher That treibt, der — das zeugen die Werke — von den Schwächen und Irrungen des Menschen nichts weiß. Und nicht schnell tödtet der Pan sein Opfer, wie der Schlächter das Lamm, sondern öfters unter lange dauernden Martern, unter Schmerzen, welche die Elenden von der Wiege bis zum Grabe begleiten.“

Doch dieses Nachtgespenst eines allverschlingenden Gottes ängstet die weiter sinnende Seele nicht lange. Es verschwindet, sobald die Seele es näher und schärfer betrachten will, wie ein wunderliches Traumbild, unstatthafter und lächerlicher zusammengedichtet, als jene phantastischen Gestalten, welche zum Theil Fisch und Frosch, zum Theil Vogel sind und Jungfrau.

„Wie? sollten jener oberen, unsichtbaren Welt, nach welcher ein mächtiger Zug die Seele führt, nicht wenigstens dieselben Rechte, derselbe feste Bestand zukommen, wie die sind, welche in der sichtbaren Welt der wägbaren Stoffe herrschen? Bei dieser niederen Region, welche doch die Menschensprache die vergängliche, die wandelbare nennt, ist es anerkannt, daß in und aus ihr sich kein Stoff, kein

einzelnes Stäublein ganz verlieren, ganz vernichtet werden könne. Das Wasser, wenn es auch als Dampf in die Luft sich erhoben, wenn es durch den Nordwind zu Eis verwandelt worden, oder wenn es beim Festwerden des Steines als Bestandtheil in das Gefüge des Krystalls sich gewebt, bleibt noch immer dasselbe Wasser: eben so viel und so wenig in der einen als in der andern Gestalt. Das Eisen, wenn es jezt mit Schwefel verbunden den Kies, oder von jenem getrennt und mit dem Oxygen vereint, den Rotheisenstein gebildet, bleibt immer so viel und dasselbe Eisen, das es gewesen. Die Chemie, auf ihrem jetzigen Standpunkte, verlacht den alten Wahn, daß aus reinem Wasser Kieselerde, aus Quecksilber oder Spiesglas Silber werden könne, oder daß Kupfer durch die Kunst sich in Gold verwandeln lasse. Und dennoch kennt unsere Chemie bei weitem nicht alle die verschiedenen Erscheinungsformen, unter denen vielleicht ein und derselbe Grundstoff auftreten könnte. Wenn aber auch in dieser Beziehung ein späteres wissenschaftliches Forschen noch zwischen verschiedenen, für einfach gehaltenen Stoffen einen ähnlichen Zusammenhang entdecken sollte, als der zwischen der Larve und dem Flügelthiere einer und derselben Insektenart ist, so bleibt doch schon auf dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft ein Beweis für die Unvergänglichkeit und gleichsam Unsterblichkeit des wägbaren Stoffes jene allbekannte Erfahrung: daß die Elemente, in allen ihren verschiedenen Verbindungen und Verwandlungen, immer dieselbe Beziehung zu ihrem planetarischen Ganzen, dasselbe Gewicht behalten. Denn wenn jezt die metallische Grundlage des Kalkes und Sauerstoffgas, sammt Kohlensäure und Wasser, oder wenn Sauerstoffgas und Kupfer und Kohlensäure in der chemischen Werkstätte zusammengeführt und vereint werden, so erkennt zwar das Auge weder in der Kalkerde mehr die alte Natur des Kalkmetalls oder der säurenden Elemente, noch im Malachit das Kupfermetall und die Kohlensäure; aber auch in dieser neuen Verbindung hat keines der Elemente auch nur ein Stäublein des anfänglichen Gewichtes verloren; sie wiegen vereint noch eben so viel als vorhin das Gesammtgewicht der einzelnen betragen, und es kann unsere Kunst die Stoffe alle wieder gesondert darstellen, noch ganz in demselben Maaß und Gewicht, das sie vorhin gehabt."

„Die Chemie denn, bedächtigen Sinnes, spottet des Wahnes, als ob irgend ein wägbar leibliches Element ganz vernichtet, irgend ein für anfänglich und einfach erkannter Grundstoff vollkommen aufgehoben oder in einen gänzlich andern verwandelt werden könnte, und eine sogenannte Philosophie wollte in der Geschichte der Seele und ihres Hinübergehens das alte Mährchen erneuern und da eine Auflösung und Verwandlung geltend machen: in ein großes „göttliches" Alles oder Nichts!"

„Zeigt sich doch selbst da, wo sich in anfänglicher, unverstellter Offenheit die obere, unwägbare Welt der Prinzipien mit bewegender und gestaltender Kraft zu den wägbaren Elementen gesellt, eine Unsterblichkeit jener Prinzipien, welche noch ungleich geistigerer, wundervollerer Art ist, als die eben erwähnte Unzerstörbarkeit der gröbern leiblichen Stoffe. Ein bekannter Versuch, an der Voltaischen Säule gemacht, ist in dieser Beziehung ein sinnvolleres Abbild von dem Uebergehen der Seele aus der sichtbaren Region der Elemente in die unsichtbare der Geisterwelt, als die Verwandlung der Raupe durch den Scheintod der Puppe zum Schmetterlinge. Denn bei dieser Verwandlung vermag der Beobachter das Thier vor seinen Augen zu behalten und den ganzen Verlauf sichtlich und handgreiflich sich darzustellen; wenn aber in jenem Versuch die Säure, welche durch den oxydirenden Pol der Voltaischen Säule in einem Becher mit salziger Auflösung gebildet war, dadurch zerstört und gleichsam getödtet wird, daß man jezt den alkalisirenden Pol in sie eintaucht, und umgekehrt die alkalische Natur der Flüßigkeit in dem Becher der entgegengesezten Seite durch den in sie gebrachten oxydirenden Pol erstirbt, da zeigt sich ein Hinübergehen, eine Versetzung jener beiden Gestorbenen in eine andere Region, vorbildlich vielleicht an das erinnernd, was mit der Seele im Tode geschieht. Die Säure verschwindet von ihrer bisherigen Stätte und eben so verschwindet das alkalisch Flüßige von der seinen. Aber der dießseitig verstorbene Stoff lebt dagegen alsbald, ganz als derselbe, welcher er dießseits gewesen, an der jenseitigen Stätte auf; es bildet sich die Säure in dem Becher, den vorhin das Alkali bewohnte; dieses aber tritt von Neuem auf im vorherigen Becher der Säure. An einen materiellen Uebergang der beiden Stoffe aus dem einen Becher in den andern ist hierbei gar nicht zu denken, selbst dann, wenn die Verbindung zwischen beiden mittelst eines dritten, zwischenstehenden, mit Lackmustinktur gefüllten Bechers geschlossen wird, in welchen von der einen wie von der andern Seite befeuchtete Amianthfäden hinüberhängen.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Kriegerische Scenen.

(Beschluß.)

Als wir nach Torquemada zurückkamen, war Rapatier nicht mehr da. Der Obrist meinte, er werde mit seinen fünf-und-zwanzig Dragonern fort seyn, um ein Convoi zu geleiten, und legte sich schlafen. Ich ging zum Alcaden. „Wo sind unsere Dragoner?" — „Fort, alle miteinander," antwortete Nunez mit Nachdruck, und als wollte er weitern Fragen ausweichen, fuhr er sogleich mit der gewöhnlichen spanischen Redensart fort: „Das ganze Haus steht zu Eurem Befehl, aber es ist nichts im Hause."

Zum Glück besitzen unsere Soldaten einen wundervollen Instinkt, wenn in Häusern, wo nichts ist, etwas gefunden werden soll. Bereits hatten sie sich wie ein Ameisenschwarm in alle Winkel der Stadt zerstreut, durchsuchten Keller und Boden, und störten die verborgensten Schlupfwinkel auf. Von der Küche, wo ich war, sah man sie im Garten, wie sie in einer Kette streiften, von Zeit zu Zeit stehen blieben und das Erdreich mit den Ladstöcken ihrer Karabiner untersuchten. Auf einmal rief ein Soldat, beim Fenster, in einem Winkel, wo die Erde frisch aufgegraben schien: „Ein Schatz, ein Schatz! Ich habe ihn gefunden.“ Sogleich liefen die übrigen herbei, bildeten einen Halbkreis und gruben den Boden rüstig mit Spaten auf. Bald fühlt einer der Arbeiter Widerstand; alle stürzen zugleich darüber her, und der Glücklichste bekommt eine kalte Hand zu fassen. Drauf kommt ein Arm zum Vorschein, dann ein Kopf, endlich ein ganzer Dragoner; zwei, drei, vier Dragoner, das ganze Detaschement. Sie waren alle bei einander, der Spanier hatte Recht, alle mit abgeschnittener Kehle.

Man denke sich die Bestürzung, die Wuth der Soldaten. Ich beobachtete die Gesichter meiner Wirthe; Nunez rauchte eine Cigarre und sah diesem Auftritt so gleichgültig zu als ein Todtengräber, der sein Frühstück verzehrt. Der kleine Junge schürte das Feuer, und der Alcade, mit seinem maurisch gelben Gesicht, seinem braunen Mantel, steif und regungslos auf seiner Steinbank, glich einem alten räucherigen Standbilde.

Im einem Augenblick füllte sich das Haus mit Dragonern, mit Geschrei und Drohungen. Wäre ich nicht gewesen, sie hätten, statt der Todten, den Alcaden, seinen Bruder und den Jungen lebendig begraben. Mit Mühe schützte ich sie, bis man den Obrist geweckt hatte, und nun begann in der Küche, im Angesicht des Leichenhaufens, ein Kriegsgericht aus dem Stegreif den Prozeß der Spanier. „Wer hat die Dragoner dort umgebracht?“ Der Alcade würdigte den Frager keiner Antwort. „Wer hat die Dragoner dort umgebracht?“ Der Junge blieb stumm. „Und wenn ich schwörte,“ sagte Nunez mit Ruhe, „ich habe es nicht gethan, so würdet ihr mir nicht glauben; ich habe es gethan.“ — „Du allein?“ — „Ja; die Franzosen fanden Branntwein, berauschten sich, und ich schnitt ihnen den Hals ab. Das Kind hier sah sie gestern Abend alle da oben schlafen, und diesen Morgen half er mir sie begraben. Während ich aber mit dem Messer hier (dabei zog er eine ungeheure, zwei Fuß lange Navaja aus der Tasche) mein Vaterland rächte, war Perico hier bei meinem Bruder. Ist es ein Verbrechen, so fällt es auf mich allein.“ — „Mensch!“ rief in strengem Tone der alte Alcade; „Du hast blos nach meinem Befehl gethan!“ Drauf erhob er sich mühsam und fuhr fort: „Bringt uns um, beide, und jeder ächte Spanier mache es wie wir.“ „Alcade,“ sagte der Obrist gähnend, „Ihr werdet gehängt, Ihr und Euer Bruder.“ — „Das glaube ich,“ antwortete Nunez.

Auf der andern Seite von Torquemada, an der Straße nach Valladolid, steht ein großes hölzernes Kreuz unter einer Gruppe von Bäumen: diesen Ort ersah man zur Hinrichtung. Unter einer Wache von fünfzig Mann schritt der Alcade, den Kopf hoch tragend und, trotz seiner Gichtschmerzen, ziemlich fest, einher. Nunez unterstützte ihn, und Perico trug, seine Herrn bis ans Ende zu bedienen, eine Leiter und Stricke. Am Fuße des Kreuzes angekommen, wirft sich der Alcade auf die Knie; während er betete, tritt Nunez zum Kapitän Davin, der bei der Hinrichtung befehligte, und spricht: „Das ist mein älterer Bruder, der Alcade der Stadt; in dieser doppelten Rücksicht bin ich ihm Ehre und Achtung schuldig bis in den Tod. Ich bitte Sie, lassen Sie keinen Ihrer Leute Hand an Don Jose Nunez de Quintana legen.“ — „Macht es, wie Ihr wollt,“ antwortete der Hauptmann; „aber eilt Euch, ich liebe dergleichen Geschäfte nicht.“ Nunez küßte seinen Bruder und hängte ihn.

Aber nun? Jezt sollte Nunez gehängt werden. Keiner der Soldaten, die vor einer Viertelstunde noch so wüthend gewesen waren, wollte den Henker abgeben. „Das ist nicht meines Handwerks.“ — „Ich habe nie Jemanden gehängt.“ — „Man erschieße ihn, da bin ich dabei.“ — Während dieser Verhandlung wartete Nunez oben auf der Leiter, und rief uns, die Bedenklichkeiten unserer Soldaten mißverstehend, zu: „Ihr dürft nicht bange haben.“ — Er bindet sich selbst den Strick um den Hals, ruft Perico, dieser klettert die Leiter hinauf und gibt ihm, wie man sagt, den Stoß in die Ewigkeit.

Wir zogen niedergeschlagen, schweigend heim und Perico folgte uns mit der Leiter. „Was willst Du Dich müde tragen?“ sagte ich zu ihm; „laß die Leiter da.“ Der Junge sieht mich an, legt die Leiter an den Baum und steigt hinauf. „Was machst Du denn? Es ist Niemand mehr zu hängen.“ — „Ach,“ antwortete er ruhig, „ich meinte, jezt sey die Reihe an mir.“ — „Nein, guter Freund, Dich will man nicht hängen.“ — „Wie es Gott gefällt.“ Er ging wieder in die Stadt mit uns; er sah zu, wie wir den armen alten Rapatier und seine fünfundzwanzig Kameraden wieder in die Grube legten. Des andern Tags war er auf und davon und hatte Nunez Messer mitgenommen.

---

## Korrespondenz-Nachrichter.

**Paris, Februar.**

Oeffentliche Vorlesungen. Cuvier.

Die Preßfreiheit ist doch zu Allem gut. Seit zwanzig Jahren hatte sich Cuvier der Last überhoben, Vorlesungen zu

halten, wiewohl er Professor am Collège de France ist; allein die Zeitungen äußerten schon lange, daß es unbillig sey, einen Professorgehalt zu beziehen, wenn man nichts dafür thue. Die Regierung ist in dieser Hinsicht sehr nachsichtig; wenn sie mit großen Gelehrten zu thun hat, so achtet sie nicht genau darauf, ob dieselben ihre Pflichten erfüllen. Dem Prof. Villemain an der Faculté des Lettres hat man erlaubt, nur eine Vorlesung oder vielmehr einen Vortrag (denn er liest nie vor und hat keine Hefte) wöchentlich zu halten, wogegen die andern Professoren deren drei halten. Vielleicht denkt die Regierung, ein einziger Vortrag eines ausgezeichneten Redners, wie Villemain, sey mehr werth, als drei mittelmäßige Vorlesungen dieses oder jenes Professors, und sie laufe, wenn sie strenge verfahre, Gefahr, den Professor zu verlieren, da ein berühmter Gelehrter, wie Villemain, in Paris um sein Einkommen eben nicht sehr besorgt zu seyn braucht. Nun ist es freilich kein gutes Beispiel, dem einen zu erlauben, was man dem andern versagt; allein im Grunde ist es doch nicht ungerecht, dem großen Talente einige Vorrechte zu gestatten, wenn es ohne Beeinträchtigung der gegründeten Rechte Anderer geschehen kann. Einige ausgezeichnete Professoren, wie Royer-Collard u. a., haben Suppleanten; für die Zuhörer ist dieß zwar nicht dasselbe, allein was ist zu thun, wenn die Herren nun einmal den Lehrstuhl nicht selbst betreten wollen? Am besten wäre es, sie nähmen ihren Abschied und überließen den Lehrstuhl Andern, welche Muße und guten Willen genug haben, um die Stelle mit höchsteigner Person auszufüllen. Doch gibt es noch gewissenhafte Professoren, welche, ihres großen Rufes und ihrer Beschäftigungen ungeachtet, die nöthige Zeit finden, um die von ihnen übernommenen Lehrvorträge zu halten. Thenard zum Beispiel hält seine Vorträge sehr pünktlich, obschon er mit chemischen Untersuchungen sehr beschäftigt ist, als Mitglied der Deputirtenkammer auch zu thun hat und ein jährliches Einkommen von 60,000 Franken besitzt, welches ihm erlaubt, sich ganz der Stellen zu entschlagen und in Muße zu leben. Auch der kürzlich verstorbene Vauquelin, sein Kollege, hielt seine Vorträge sehr fleißig; auch dieser war ein reicher Mann geworden, und es hat nicht an Tadlern gefehlt, welche es ihm zum Vorwurf gemacht haben, daß er dem Gelde zu sehr, und einem dauerhaften Rufe nicht genug nachgestrebt habe; eben so meint man, daß Thenard die Fortschritte der Chemie besser fördern würde, wenn er weniger Vorträge hielte und mehr Forschungen anstellte. Cuvier nun hatte sich lange der Mühe überhoben, Vorträge zu halten und sich dagegen mit Regierungssachen abgegeben, die er füglich hätte liegen lassen können, denn er hat doch nicht viel Ruhm damit eingeerndtet und dadurch sehr an Popularität verloren. Wahrscheinlich hat er dergleichen Beschäftigungen nicht selbst nachgesucht, wohl aber sich dieselben aus besondern Rücksichten oder aus Schwachheit aufdringen lassen. Die Zeitungen beschwerten sich mehrmals darüber, daß der gelehrte und berühmte Mann nicht die nöthige Zeit erübrigen könne, um seine ersten Berufspflichten, die eines Professors, zu erfüllen; dieß hat er sich denn endlich zu Gemüthe gezogen und diesen Winter wieder einen öffentlichen Kursus am Collège de France eröffnet, bei welchem er seit dreißig Jahren angestellt ist und wo alle Vorträge dem Publikum unentgeldlich zu Gebote stehen. Es ist daher ein Zudringen zu seinen Vorträgen, daß man viele Mühe hat, Platz zu finden. Cuvier hat sich vorgenommen, den Fortgang der Naturwissenschaften von den ältesten Zeiten an geschichtlich zu entwickeln; diesem Plane getreu bleibend, hat er bisher in mehreren Stunden die Leistungen der griechischen Naturforscher auf eine sehr anziehende Weise dargestellt, und über den wissenschaftlichen Zustand der Egypter, Indier und anderer Völker sehr scharfsinnige Bemerkungen gemacht.

(Der Beschluß folgt.)

**Rom, 28. Februar.**

(Beschluß.)

## Der Karneval.

Einer jener Insulaner, welcher im Wagen saß und seine Munition verschossen hatte, konnte auf die wiederholten Angriffe, welche man auf ihn machte, nicht mehr antworten. Er verlor hierüber die Geduld und schlug mit dem Stocke nach einer Maske, die ihn am meisten verfolgt hatte, traf aber ein nebenstehendes Frauenzimmer. Nun war keine Rettung; er hatte gut betheuern, daß er von hoher Geburt, von Stande sey. Er wurde aus dem Wagen gehoben, unter großem Zulaufe ins Cavaletto gespannt, und erhielt seine Strafe. Dasselbe Schicksal theilte einer seiner Landsleute, der sich unanständig gegen ein übrigens ganz gemeines Mädchen benommen hatte. Der römische Stolz, welchen besonders die Weiber besitzen, duldet nicht die mindeste Kränkung dieser Art; das Weib aus niederstem Stande dünkt sich gleich der Prinzessin; zum Theil eine ganz natürliche Folge der hiesigen Wahlmonarchie; denn da der Geringste aus dem römischen Klerus Kardinal und Pabst werden kann und auch häufig wird, und da diese Wahlen bei dem hohen Alter der Päbste auch rasch sich folgen, so sieht der Gemeinste aus dem Volke die Möglichkeit vor sich, einst zu der Familie des Kirchen- und Staatsoberhauptes zu gehören, und dünkt sich deßhalb jezt schon nicht weniger, als diejenigen, welche ein früherer Zufall bereits zu Mitgliedern derselben gemacht hat. Daher ist es auch zu erklären, daß der Unterschied der Stände hier durchaus nicht auffallend ist, und daß die Tochter des Handwerkers, welcher der Fürstensohn seine Liebe erklärt, es ganz natürlich findet, daß er sie heirathe. Diese Gleichheit der Stände, welche die bei uns so lästigen Abstufungen verbannt, dehnt sich auch auf die höchsten gesellschaftlichen Verhältnisse, nur mit Berücksichtigung auf bessere Erziehung und auf Beschränkung des Raumes aus, weßhalb es auch einem aristokratischen deutschen Gemüthe Anfangs ganz ängstlich ums Herz wird, sich unter solchen fremdartig scheinenden Elementen bewegen zu müssen, obgleich unsere Vorurtheile bei längerem Aufenthalte in Rom durch die großartige Bildung seiner Gesellschaft verschlungen werden; denn wie wollte man in einer Stadt, welche der Sammelplatz aller Fremden der vier Welttheile ist, wohin Jeder, dessen Verhältnisse es nur einigermaßen gestatten, wenigstens eine Pilgerfahrt in seinem Leben macht, welche man als das Asyl und die Republik der genialsten Künstler, der freisinnigsten Männer aller Zeiten und Länder ansehen muß, wo sich jeden Winter zwanzig- bis dreißigtausend Ausländer niederlassen, wo also die gesellschaftlichen Bestandtheile so häufig und rasch wechseln, daß man sich in der Unmöglichkeit sieht, sie jedesmal kennen zu lernen, weßhalb auch Keiner um den Andern sich bekümmert, und daß man mitten in den großen Gesellschaften eben so unbekannt leben kann, wie in seinen vier Mauern; wie könnte man in dieser Weltstadt, deren Studium allein ein Menschenleben ausfüllen kann, wie wollte man hier den Eintritt in die kolossalen Zusammenkünfte der Großen und Reichen nach dem Ellenstabe unserer feudalen Verhältnisse abmessen, und wo sollte man hier anfangen, wo enden, um den rechten Maßstab für die gesellschaftliche Befähigung unter den Legionen der gebildetsten Menschen zu finden? So weit für heute; was ich noch über den Karneval zu berichten habe, folgt in Kurzem.

---

**Beilage: Kunstblatt Nr. 23.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 71.

# Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. März 1830.

Eröffne du dieß Eiland meinem Schritte,
Und laß mich schauen, was mein Innres hegt.

Tasso.

## Neu-Holland.

Der Naturforscher Lesson, welcher den Kapitän d'Urville auf der Reise um die Welt begleitete, hat in zwei Supplementbänden zu einer neuen Ausgabe von Büffons Werken die hauptsächlichsten Ergebnisse seiner eigenen Beobachtungen zusammengestellt. Nach den Berichten von Cook, Vancouver, Krusenstern, Kotzebue ꝛc., über die Bewohner der Südsee, war noch vieles in Bezug auf die Ethnographie, Zoologie und Botanik dieser unserer Antipoden zu thun übrig. Lesson füllt einen Theil dieser Lücken aus, und wir theilen hier aus dem Kapitel, das von der physischen Geographie von Neuholland handelt, das mit, was uns als Gesammtübersicht eines Welttheils allgemeineres Interesse zu haben schien, als die, wiewohl in vieler Hinsicht noch mehr Neues enthaltenden Berichte über weniger bedeutende Eilande der Südsee.

* * *

**Neu-Holland** erstreckt sich in seiner größten Länge von Westen nach Osten ungefähr 1000 Lieues, und von Norden nach Süden, nämlich von Kap York zu dem Vorgebirge Wilson, 625 Lieues weit; die Oberfläche schätzt man auf 385,000 Quadrat-Lieues. Diese große Insel bietet von der See aus einen sehr verschiedenartigen Anblick dar; die Küste ist an manchen Orten, mehrere Meilen weit, mit Ketten von kleinen unfruchtbaren Eilanden eingefaßt; an andern ist das Ufer steil und unersteiglich, während es besonders im Norden und in dem Busen von Carpentaria sehr flach, sandig und öde ist. An der Ostküste zieht sich eine Reihe von Korallenklippen hin, die einen sonderbaren Anblick gewährt, und nach Kapitän Flinders längs der Küste von Südwesten nach Nordwesten von 23 Grad der Breite bis zu der Meerenge Torres streicht und an manchen Stellen unterbrochen ist, wo dann die Schiffe freien Durchgang haben. Die Breite dieser Korallenriffe scheint etwa fünfzehn Lieues, oft auch weniger zu betragen. Zahlreiche Eilande liegen zwischen diesen Felsen und dem festen Lande, allein keine Klippen mehr, so daß dieser eingeschlossene, gegen den Ocean geschüzte Kanal große Vortheile für einen Küstenhandel darbietet. Außerhalb des Korallenriffes scheint das Meer sehr tief zu seyn und bricht sich mit großer Gewalt an den Klippen.

Wenige Länder besitzen eine so große Anzahl geräumiger Buchten, bequemer und sicherer Hafen als Neuholland. In König Georgs Bai könnten die Flotten von ganz Europa sicher vor Anker liegen. Wenn Frankreich jemals eine Kolonie für deportirte Verbrecher in diesen Gegenden anlegen wollte, so wäre es sehr zu wünschen, daß die Wahl auf diesen Hafen fiele, der äußerst vortheilhaft dazu gelegen ist. Der Mangel an süßem Wasser würde kein Hinderniß seyn, da der Hauptort der Kolonie sehr leicht an den Fluß, zwölf bis fünfzehn Lieues in das Innere hinein, versezt werden könnte, und an der Bucht selbst nur ein Landungsplaz angelegt werden dürfte. Die meisten Vortheile für europäische Niederlassungen gewährt indessen die Ostküste:

mit unzähligen Buchten versehen, von denen wie hier nur Jervisbay, Botanybay, Port Jackson ꝛc. anführen wollen, von schönen Flüssen durchschnitten und mit fruchtbarem Erdreich bedeckt, genießt sie die Vorzüge alle, welche andern Gegenden Neuhollands versagt sind; es ist auch die einzige, von welcher aus man Versuche gemacht hat, in das Innere zu dringen, um dasselbe kennen zu lernen; die englischen Ingenieurs, Orley und Evans, sind ungefähr 160 Lieues weit von der Küste in's Innere vorgedrungen, und nur die tiefen Moräste, welche ihre weitern Fortschritte hemmten, konnten sie zum Rückzug bewegen. Eine Bergkette läuft fast parallel mit der Küste durch diesen Theil des Landes, im Norden die blauen Berge, im Süden die Morumbidges genannt. In diesen Gebirgen haben die hauptsächlichsten bekannten Flüsse von Neuholland ihre Quellen, z. B. der Hawkesbury, der Paterson ꝛc.

Den ersten europäischen Naturforschern, welche die Küsten von Neuholland besuchten, fielen die unzähligen Sonderbarkeiten auf, die sich ihren Blicken bei jedem Schritte darboten; alles schien ihnen paradox und außerordentlich, der Charakter des Landes, wie Thiere und Pflanzen; man suchte eine Erklärung für diese Sonderbarkeit und verfiel bald in Uebertreibungen. Man kann bestimmt annehmen, daß wenige Schriftsteller richtige Begriffe von Neuholland haben, und wo man sie hat, verdankt man sie erst der letzten französischen Expedition und besonders den Berichten der in Neu-Südwallis lebenden Engländer. Man kannte nichts als den äußern Saum des Landes, und wollte doch über das Innere urtheilen. Seefahrer hatten die Dünen der Küsten besucht und kein süßes Wasser gefunden, sogleich schlossen die zu Hause gebliebenen Geographen, Neuholland habe keine Flüsse, das Innere des Landes sey öde und unfruchtbar und die Einwohner trinken Salzwasser. Andere behaupteten, das ganze Innere des Landes bestehe aus unermeßlichen Morästen, noch andere vermutheten Sandwüsten, in denen man mit Zelten und Kameelen auf Entdeckungen ausgehen müsse, und einmal ward sogar der Vorschlag gemacht, in einem Luftball auf Entdeckungen auszugehen. Die Wahrheit ist, daß man von allen diesen Vermuthungen die eine so gut als die andere annehmen und im Innern von Neuholland eben so wohl Vulkane als Moräste und Wüsten voraussetzen kann.

Die in Neuholland herrschenden Winde sind sehr verschieden nach den Regionen dieses weiten Kontinents. Die Jahreszeiten sind denen in Europa gerade entgegengesetzt und der Winter beginnt in Neuholland, wenn bei uns der Sommer eintritt. Der Anfang des Frühlings ist im September, der Sommer beginnt im December, der Herbst im März, der Winter im Juni. Die Tage im Frühling sind gemäßigt, die Nächte kalt, Nebel herrschen häufig; die Hitze im Sommer ist groß in der Mitte des Tages, Morgen und Abend sind äußerst lieblich, namentlich wegen des starken Seewindes; unbeständiges Wetter und heftiger Regen zeichnen den Herbst aus, der Winter ist niemals strenge, aber die Nächte sind kalt, Reifen und Stürme häufig und die Küsten in dieser Jahreszeit gefährlich.

Der südliche Theil von Neuholland ist sehr gesund, nicht so der nördliche, der niedrig, morastig und heiß ist, woraus häufig Ruhren und bösartige Fieber entstehen, welche große Verheerungen anrichten.

Neuholland hat gleich beim ersten Anblick etwas ganz Eigenthümliches, und die Natur scheint diesem Lande gleichsam einen besondern Stempel aufgedrückt zu haben: Gebirgsarten, Pflanzen und Thiere, alles hat einen eigenen Charakter; die nackten, verschiedenartig gefärbten Küsten haben etwas Finsteres und Abstoßendes; die Felsenwände sehen aus, als ob diese Ufer erst vor Kurzem aus dem Grunde des Meeres aufgetaucht wären. Die breite Natur des Sandsteingürtels, der sich an die blauen Berge lehnt und die erste Reihe bildet, während die zweite Kette aus Granit besteht, alles deutet an, daß Australien lange unter den Fluthen begraben gelegen hat und der jüngste Theil der Oberfläche unseres Planeten ist. Zahlreiche erloschene Vulkane weisen auf den Einfluß hin, den auch sie auf die Bildung dieses zerrissenen Bodens gehabt; Eisen findet sich häufig und ohne Zweifel wird man Minen entdecken, die bearbeitet werden können; Kupfer scheint ziemlich häufig in einigen der kleinern Gebirgsketten des Innern; allein Kalk findet sich nirgends, und die Engländer haben sich genöthigt gesehen, dieses zum Bauen unentbehrliche Material aus Muscheln zu brennen. Doch hat man vor Kurzem Höhlen entdeckt, deren Inneres mit Stalaktiten überzogen war, die sich gut zur Bereitung von Mörtel eignen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Die Frage nach der Seele und ihrem Seyn.

Von Schubert.

(Beschluß.)

„Die auf gemeine, materielle Weise aus ihrem Becher mittelst des feuchten Amianthes sich hinüberschleichende Säure würde eben so, wie das herüberziehende Alkali, beim Hindurchgehen durch die Lackmustinktur die blaue Farbe dieser Tinktur, jene in Roth, dieses in Grün, verwandeln, oder in dem Falle, wo in dem mittlern Becher eine Auflösung von salpetersaurem Silber steht, diese trüben. Ueberdieß ist jener Versuch auch noch auf andere Art wiederholt worden, wobei an eine Wanderung von leiblicher Art eben so wenig zu denken war, als an das Hinauskommen eines wägbaren Elementes aus einem hermetisch verschlossenen Gefäß oder Sarg. Denn die beiden Stätten der Säure und der alkalischen oder metallischen

Basis waren durch eine dazwischengebundene Blase von einander gesondert, und dennoch gelang die Wanderung und Versetzung von einer zur andern vollkommen."

„Ist denn schon in der untern, materiellen Welt den einfachern Grundstoffen eine solche Unzerstörbarkeit und Unveränderlichkeit ihrer Natur zuerkannt, wie sollte nicht die Seele, welche „ursprünglicher und selbstständiger, einfacher und unveränderlicher" ist, als jedes Element der Leiblichkeit, jedem Untergang, jeder Auflösung trotzen? Ist schon den beiden wägbaren Elementen irgend eines Salzes, der Säure und dem Alkali, eine solche Versezzung von der einen, ganz abgeschiedenen Stätte an die andere möglich, daß, wenn hier der säurende, dort der alkalisirende Pol einer Voltaischen Säule in die Mischung tritt, an der einen Seite das Alkali verschwindet, an der andern die Säure, beide aber, ohne daß nur das Gewicht eines Stäubleins an der Mischung fehlte, sich die eine hier, das andere dort zusammengehäuft finden; ist hierauf, bei der obenerwähnten Umtauschung der Pole, ein solches, nicht auf materiellem Wege erklärliches Wandeln der gesammten Säure wie des gesammten Alkalis nach der andern Stätte möglich: wie sollte es uns in der höhern Region der Lebensprinzipien unmöglich däuchten, daß die Seele, wenn sie hier aufgehört zu wirken, auf einmal auf ganz anderer Stufe wieder da seyn und wirksam werden könne? Zeigt sich doch noch am lebenden Leibe, wenn auch nur in kleinem, niederem Abbild, eine Art von Wanderung der Seele, wenn z. B. bei Milchversetzungen die bildende Kraft in dem einen Organ erstirbt und dagegen in einem andern wieder auflebt."

„Das weiterforschende Auge findet in seiner Sichtbarkeit noch mehrere und andere Zeugnisse für die jenseitige Fortdauer der Seele. Wie sich in der Zwiebel oder im Saamenkorn schon das künftige Gewächs mit seinen Saamenblättern, ja mit dem Keim der Blüthe findet, so zeigt sich schon in der Larve und Puppe des Insekts die Anlage der künftigen Flügel, in der Larve des froschartigen Thieres der Keim der Lungen, durch welche späterhin das ausgebildete Thier athmen wird. Alle diese Keime, im jetzigen Zustand so nutzlos, so müßig dastehend, werden sich in einem künftigen, vollkommenen Zustand so gewiß entfalten, als das Thier lebt. Das verborgene Innre wird dann öfters zum sichtbaren Aeußern. So erscheinen auch an vielen Uebergangsformen des Pflanzen- und Thierreiches Organe und Anlagen, deren das Thier auf seiner jetzigen Stufe des Daseyns nicht bedarf, welche aber in einer nachbarlich angrenzenden, verwandten Thierform in ihrer eigentlichen Bestimmung und Wechselbeziehung hervortreten. Es kommt jeder, in der Natur aufstrebenden Anlage eben so gewiß die Zeit und die Stätte ihrer Entwicklung und Vollendung, als dem Bedürfniß nach dem Athmen und Nahrungnehmen eine anderswo vorhandene Luft oder Speise entspricht; selbst die spät blühende Herbstzeitlose (colchicum autumnale), welche, wenn der Winter naht, scheinbar ohne alle Frucht verwelkt, findet eine künftige Zeit des Frühlings, da der im Verborgenen bereitete Stengel aus seinem Grabe hervorgeht und seine Früchte trägt. Und der Mensch, das Mittelwesen zwischen zwei Welten, bald schon hinüberragend in ein Reich des Geistes, bald noch dem Staube gehörig, sollte all dieses hienieden vergeblich nach Erfüllung fragende Sehnen, all diese tausendfältigen Anlagen für ein Seyn der Ewigkeit umsonst in sich tragen? Allenthalben bliebe sonst die bildende, Künftiges und Fernes bedeutende Natur ihren Versprechungen so treu, und hier, wo sie endlich den höchsten Gipfel ihrer sichtbaren Schöpfungen erstiegen, sollte die alte Treue und Wahrheit auf einmal aufhören, zur Lüge werden?"

„Die Seele weiß es, sie weiß es schon aus den Werken, daß ein Gott sey voll Weisheit und erbarmender Liebe, der „des Verlassenen und Verstoßenen," der aller seiner Kreaturen gedenkt; ein Gott, der alle Dinge abwägt in seiner Hand, gerecht und wahr und treu. So wahr denn der gerechte Gott ist, so wahr wird für meine Seele nach dem Tode ein Leben seyn, da sich das hienieden zum Boden getretene Gute ans Licht erheben, das wuchernde Böse aber versinken wird: ein Gott, ein Vergelter!"

Dieß und noch vieles Andere spann und webte die sinnende Seele, um damit die Blöße und geheime Schande ihrer Zweifel zu bedecken: ihrer Zweifel an dem eigenen Leben, durch das sie doch spann und dachte, ihrer Zweifel an der alltäglichen Gewißheit, daß der Tag heller scheine als die Nacht, und daß auf Morgen der Mittag, auf den Mittag der Abend folge. Da erhob sich die Sonne, und die Ungewißheit der Zweiflerin war vergangen; denn es erwachte der Geist zu seinem Leben in Gott. So gewiß aber, als der Leib im Verlauf des Lebens das Fortleben im Schlafe und das Wiedererwachen aus demselben erfahren, hat es auch der wache Geist in und an sich selber erfahren: daß in ihm ein Leben sey, welches hervorging und erwachte mitten aus dem Tode; ein Leben, welches die Wandelbarkeit und der Tod des Leibes nicht anrühren; denn es ist ewig und ohne Wandel, wie Gott, in und aus welchem es ist. Es ist hier ein Stillstehen auf dem felsenfesten Lande der Heimath, ein Erfassen desselben mit den eigenen Händen, ein Beschauen desselben mit den eigenen Augen, ein Vernehmen der heimathlichen Töne, welches keinen Zweifel mehr übrig läßt. Der Hafen, nach langem Herumtreiben auf dem weiten Meer, ist gefunden; unsicheres Glück und Hoffen des aus der Ferne das Land begrüßenden Schiffers fahret hin!

---

## Bevölkerung der Erde.

Aus je früherer Zeit die Berechnungen der Bevölkerung der ganzen Erde rühren, desto mangelhafter müssen sie seyn. Aber bei den raschen Fortschritten der Erdkunde läßt sich erwarten, daß die Schätzungen sich immer mehr der Wahrheit nähern. Die neueste ist folgende:

Auf der ganzen Erde leben 632 Millionen Menschen; man rechnet auf Europa 172 Mill., auf Asien 350, Afrika 70, Amerika 40, Australien 20.

In Europa werden geboren in jedem Jahre: 6,715,701, jeden Tag 17,455, jede Stunde 727, jede Minute 12. Es sterben im Jahre 5,038,882, jeden Tag 13,860, in der Stunde 577, in der Minute 9.

Auf der ganzen Erde werden geboren: im Jahre 23,407,410, jeden Tag 64,130, in der Stunde 2672, in der Minute 44. Es sterben: im Jahr 18,588,235, jeden Tag 50,927, in der Stunde 2122, in der Minute 35.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

### Stenographie. Vorlesungen am Conservatoire. Bankerotte.

Das Stenographiren oder Geschwindschreiben ist in Paris zu einer solchen Fertigkeit gebracht worden, daß die meisten Vorträge berühmter Redner und Professoren von Geschwindschreibern aufgesezt und dann in den Zeitungen mitgetheilt oder in besondern Heften gedruckt werden, so daß das große Publikum, wo nicht Alles, doch das Hauptsächliche der Vorträge zu lesen bekommt und sich bequem unterrichten kann, ohne daß es nöthig hätte, sich nach den Hörsälen zu begeben. Freilich müssen diese Aufsäze oft mangelhaft seyn, denn der Geschwindschreiber besizt nicht immer Einsicht genug, um das Wichtigste aufs Papier zu bringen und das minder Wichtige auszulassen; auch gelingt es ihm nicht immer, die Worte des Redners oder Professors richtig aufzufassen und genau wiederzugeben. Im Allgemeinen aber sind diese Aufsäze doch beachtenswerth, besonders da manche Redner, wie z. B. Professor Villemain, ihre Vorträge ganz aus dem Stegreise halten und daher selbst nicht im Stande sind, sie sogleich dem großen Publikum zu übergeben. Auch Cuvier, dem die Naturwissenschaften so geläufig sind, hält seine Vorträge, ohne etwas vorzulesen. Diese Kunst, welche in einem Staate, wo öffentliche Rednerbühnen sind, unentbehrlich ist, wird sich allmählig mehr und mehr verbreiten; vor Gericht, in den gesezgebenden Kammern, in den gelehrten Gesellschaften, auf den Lehrstühlen, kurz überall, wo Menschen versammelt sind, um zu reden und zu hören, ist das Reden aus dem Stegreise nöthig, und das Gesagte findet auf diese Art leichter Eingang in die Gemüthern, als was vorbereitet und kalt vom Papiere abgelesen wird. Auch Dupin hält diesen Winter wieder Vorträge am Conservatoire des arts et metiers, und rückt jedesmal mit einem furchtbaren Zuge von Zahlen als Belege zu seiner moralischen Statistik an. Nur sieht man nicht recht ab, wozu solche Vorträge denjenigen Zuhörern, die sich am Conservatoire versammeln, dienen sollen. Bekanntlich ist jenes Conservatoire eine Anstalt zur Hebung und Beförderung des Gewerbfleißes. Muster und Beispiele von Maschinen und sonstigen nüzlichen Erfindungen sind hier systematisch geordnet beisammen; auch befindet sich hier eine technologische Bibliothek, und die von der Regierung errichteten Lehrstühle haben den Zweck, dem gewerbfleißigen Stande Gelegenheit zu höherer Bildung zu geben. So trägt Hr. Clement hier die auf den Gewerbfleiß angewandte Chemie vor, Say lehrt Nationalökonomie, scheint sich also an den Handelsstand viel mehr, als an den Fabrikstand zu wenden, und Dupin sollte eigentlich die auf den Gewerbfleiß angewandte Geometrie lehren. Es scheint aber, daß ihm dieses Fach zu untergeordnet vorkommt, und es ist seinem lebhaften Geiste angemessener, manchmal Ausflüge in erhabenere Regionen zu unternehmen und seine Zuhörer über moralische Statistik zu unterrichten. Auch dieß hat allerdings seinen Nuzen, wo nicht gerade für die Gewerbfleißigen, doch für das größere Publikum, welchem die Zeitungen ebenfalls die Vorträge des Hrn. Dupin mittheilen. Alle diejenigen, welche in Paris sich auf Handelsspekulationen legen oder ihre Kapitalien in eine der vielen Unternehmungen steken, welche so häufig und so prunkend angekündigt werden, thäten wohl, wenn sie Says und Dupins Vorträge fleißig besuchten und sich richtige und gesunde Begriffe über Nationalwohlstand, Erzeugnisse des Bodens, Bedürfnisse der Völker u. s. w. zu verschaffen suchten; vielleicht würden dann manche gewagte Unternehmungen entweder ganz unterbleiben oder mit mehr Umsicht begonnen werden, und folglich würden manche, im Grunde sehr nüzliche Anstalten nicht scheitern, wie es leider so häufig der Fall ist. Die große Gießerei der Herren Manby und Wilson neben Paris ist in Stocken gerathen, weil diese Engländer nicht berechnet zu haben scheinen, daß das Brennmaterial, die Steinkohlen, hier ungleich mehr kostet, als in England. Die beiden größten Anstalten in Paris zur Erzeugung des Gaslichtes sind bankerott geworden; eben so die jüngst angelegte Wäscherei vermittelst des Dampfes, wozu man ein großes Schiffhaus auf der Seine erbaut hatte. Von den Theatern haben zwei nach einander fallirt, das Porte St. Martintheater und der Cirque olympique der Bereiter Franconi. Der Gefährte Napoleons auf der Insel St. Helena, General Montholon, ist flüchtig geworden, weil er wegen gewagter Spekulationen in Geldverlegenheit gerathen war und nicht zahlen konnte; unter den Buchhändlern haben ein Duzend oder mehr noch ihre Zahlungen einstellen müssen, weil sie so eifrig darauf losgedruckt hatten, daß sie bei Mangel an Absaz und bei Ueberschwemmung von Ausgaben derselben Schriften nicht im Stande waren, den Druck zu bezahlen. Eben so ging es in andern Fächern, z. B. mit den Banken; weßhalb auch Dupin in einem seiner lezten Vorträge den Leuten vorgerechnet hat, um wie viel sich die Volksmenge in Paris jährlich vermehrt, und wie viel neue Wohnungen folglich erfordert werden. Solche ruhige Berechnungen stellen aber die Spekulanten selten an. In einer großen Stadt ist das Beispiel einer glücklichen Spekulation hinreichend, um den Eifer hundert anderer anzufachen, die denn alle auf dasselbe Ziel zuschießen, aber hernach zu ihrem Schaden einsehen, daß, was einem gelingt, nicht nothwendig allen andern gelingen muß, die eins und dasselbe versuchen.

Dz.

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 72.

# Morgenblatt
für
# gebildete Stände.

Donnerstag, 25. März 1830.

Eng beisammen in der Welt
Wohnt der Jammer und die Freude.

Opitz.

## Das Haus in der Mitte.

An dem Wirthshaus ging ich hin,
Kirweihdienstag war es just,
Himmel! welch' ein Jubel drinn,
Und im Garten, welche Lust!
Droben Tanz und unten Springen,
Trinken, Musiciren, Singen,
Mit Gelächter und Juchhey!

„Jauchze, Bursch, aus voller Brust,
Mädel, lache frisch heraus!
Nimmer lachet ihr die Lust,
Nimmer jauchzet ihr sie aus!
Sprudle sie aus allen Herzen,
Juble sie in tausend Scherzen!
Bodenlos ist ja die Lust."

Wie ich dieses Sprüchlein sprach,
Zog ich schon den Weg hinab;
Und die Geige spielt' es nach,
Und die Tänzer sangen's ab;
Bis ich an des Dorfes Ecken
Vor den lezten stillen Hecken
An dem lezten Hause stand.

Da vernahm ich einen Ton
Von Posaunen, herb' und stark,
Sah im Hof die Träger schon
Heben einen schwarzen Sarg;
Und Geleit von Großen, Kleinen
Brach mit Klagen und mit Weinen
Händeringend aus dem Haus.

„Klagt und weinet ungescheut,
Preßt den Jammer laut heraus!
Nimmer weinet ihr das Leid,
Nimmer jammert ihr es aus!
Brech' es auf aus allen Herzen,
Klag' es laut in tausend Schmerzen!
Bodenlos ist ja das Leid."

Wie ich dieses Sprüchlein sprach,
Zog ich schon den Weg hinab.
Die Posaune bläs't es nach,
Das Geleite singt es ab;
Bis nach meinem Haus ich beuge —
Horch, was tönt von dort? Die Geige,
Und von da, Posaunenschall.

Dröhnet die Posaune fort,
Jauchzt die Geige hell hinein;
Jubilirt die Geige dort,
Stöhnet die Posaune drein.
Lust stört Leid nicht, Leid nicht Freuden,
Und ich trete zwischen beiden
Stumm in's leere, graue Haus.

A. Schöll.

# Neu-Holland.

(Fortsetzung.)

Ueber dem Sandstein- oder Granitboden breitet sich eine dünne Schichte Dammerde aus, welche in den Sümpfen torfartig und auf den Höhen sandig und mit Heide bedeckt ist; die Vegetation ist mehr oder minder üppig, je nachdem die Schichte lockerer Erde mehr oder weniger stark ist. Im Allgemeinen ist Neu-Südwallis der fruchtbarste Theil des Landes, besonders jenseits der blauen Berge, während das eigentliche Neuholland nach allem, was man bis jezt davon weiß, ganz unfruchtbar ist; tiefe Sümpfe, Grasplätze an den Ufern der Flüsse, ungeheure Wälder und Sanddünen bilden die ganze Oberfläche jenes Länderstrichs. In dem außer dem Wendekreis liegenden Theile findet man große Waldungen von Eucalyptus, Casuarina, Banksia und andern sonderbaren und seltsam gestalteten Gesträuchen, während der zwischen dem Wendekreise des Steinbocks und dem Aequator liegende Strich sich in Charakter und Ueppigkeit der Vegetation der der Molucken nähert. Im Norden von Neuholland, wo der abschüssige und schlammige Boden sich unmerklich gegen Neu-Guinea hinabsenkt, wo die Meerenge Torres und Neu-Holland von dem Lande der Papous trennt, wachsen die Lianen und andere Pflanzen der heißen Zone; weiter südlich, vom zehnten bis zum fünf-und-zwanzigsten Grade, erheben sich die Riesenpinien von Norfolk oder Columbia Australis, und die australischen Cedern, noch weiter gegen Süden, vom dreißigsten Grade bis zu den südlichsten Küsten, zeigt die Vegetation einen ganz eigenthümlichen Charakter, und bekanntlich waren die ersten Naturforscher, welche in Neu-Südwallis landeten, so erstaunt über den Anblick so vieler, auf einem Punkt zusammengedrängter Pflanzen, die denen anderer Länder so unähnlich waren, daß sie die Bucht, in welcher sie an's Land stiegen, Botany Bay nannten. Dieser Pflanzenreichthum nimmt allmählich ab, so wie man von Osten nach Westen geht. Alle Pflanzen Neuhollands haben einen eigenthümlichen Charakter, nämlich ein trockenes, rauhes, dünnes, aromatisches Laub, das fast immer aus einfachen Blättern besteht; diese besondere Form scheint von der Trockenheit des Bodens herzurühren. Man findet indessen auch viele europäische Pflanzen in Neuholland; es sind diejenigen, welche man Cosmopoliten nennen könnte und die hauptsächlich in Sümpfen wachsen. Im Ganzen gewähren die australischen Wälder einen finstern und traurigen Anblick, welcher das Auge ermüdet; die Farbe des Laubs ist einförmig bläulich grün, die Zweige sind meist halb ihrer schwammigen Rinde beraubt, oder diese löset sich streifenweise ab und flattert im Winde.

Sehr wenig nützliche Produkte sind dem Boden von Neuholland eigenthümlich; keine eßbare Frucht wächst hier wild, und dieß äußert natürlich großen Einfluß auf den Zustand der Eingebornen; ihr Elend und die niedrige Kulturstufe, auf der sie stehen, rührt zum Theil daher, daß sie ganz allein vom Fischfang und der Jagd leben müssen. Sehr merkwürdig ist dieser Mangel an nahrhaften Wurzeln und Früchten, die an andern Orten so häufig und gemein sind; warum gerade hier diese dürren, zähen holzichten Früchte, die weder für Menschen, noch für Thiere eine Speise abgeben? Denn kaum kann man jene kleinen Beeren der Leptomeria billardieri als nutzbar betrachten, da ein Mensch in einem Tage alle Früchte verzehren könnte, welche auf einer halben Quadratmeile wachsen, und eben so wenig die kleinen Zwiebeln der Orchis oder die Wurzeln der Dotterblume, welche die an den Küsten lebenden Eingebornen so begierig aufsuchen.

Da es so wenig dem Menschen nützliche Produkte in Neuholland gibt, so müssen wir wenigstens einige der vorhandenen erwähnen, wie das rothe Harz, welches aus dem Eucalyptus resinifera quillt und als Arzneimittel angewandt werden kann; der süße Thee, den man aus der Wurzel des Smilax glyciphilla bereitet und wovon die Engländer einen Aufguß wie den gewöhnlichen Thee trinken; das Harz der Mimosa decurrens, welches dem arabischen Gummi gleicht. Bau- und Schreinerholz ist vortrefflich und in großem Ueberflusse in Neuholland; die aus der Casuarina erbauten Schiffe sind fest und dauerhaft; über fünfzehn Arten braunen und weißen Holzes, mit vielfarbigen Adern, lassen sich vortheilhaft zu Tischlerarbeit anwenden; wir führen hier nur das Cedernholz (Calidris spiralis. Brown) an, welches die schönste Politur und einen Glanz gleich dem der feinsten Hölzer der Antillen annimmt. In dem innerhalb des Wendekreises liegenden Theile von Neuholland bauen die Engländer die Pflanzen der heißen Zone, als Indigo, den Kaffeebaum und Zuckerrohr; der südliche Theil ist der einzige, wo die europäischen Fruchtbäume fortkommen; Pfirsichbäume sind dort so naturalisirt, daß sie sogar wild wachsen; der Weinstock scheint sich schwerer an die plötzlichen Abwechselungen der Temperatur zu gewöhnen.

Wenn das Pflanzenreich Neuhollands merkwürdig ist und dem Lande eine eigenthümliche Ansicht gibt, so ist der Charakter des Thierreichs vielleicht noch sonderbarer und seltsamer. Die Kängurus, die zum Theil zu den größten Thieren des australischen Kontinents gehören, haben ein trocknes aber sehr wohlschmeckendes Fleisch, das aber weit von dem der Wombats übertroffen wird; wegen ihres trefflichen Fleisches wären diese Thiere, welche man mit so großem Nutzen bei uns als Hausthiere einführen könnte, beinahe ausgerottet worden. Das wunderbare Schnabelthier, mit einem mit Haaren bedeckten Leib, einem Entenschnabel, die Füße mit giftigen Sporen besezt und eierlegend, scheint gleichsam ein phantastisches, auf diesen Theil der Erde geworfenes Geschöpf, um alle in der Na-

turgeschichte angenommenen Systeme zu widerlegen, da man es mit eben so viel Recht zu den vierfüßigen Thieren, wie zu den Vögeln oder Reptilien rechnen kann.

Die südlichen Küsten von Neuholland haben zahlreiche Buchten und Baien, welche von Phokenarten wimmeln; die nützlichste ist der Seelephant, der in großer Menge getödtet wird; sein Thran ist ein wichtiger Artikel für den englischen Handel. In der Bassesstraße werden auch Wallfische gefangen.

(Der Beschluß folgt.)

## Türkische Menschlichkeit.

Nachdem das Schießen bei Navarin aufgehört hatte, schickte Sir Eduard Codrington einen Lieutenant an Bord des Schiffes Moharem Beys, um demselben ärztlichen oder andern Beistand anzubieten, wenn er desselben bedürfen sollte. Dieses Schiff hatte bei einer Bemannung von mehr als 1000 Personen nur einen einzigen Wundarzt gehabt, und dieser war unglücklicherweise gleich zu Anfang des Gefechts an Bord des Schiffes getödtet worden. Der Verlust in demselben war ungeheuer, und da man weder die Todten ins Wasser geworfen, noch die Verwundeten ins Innere geschafft hatte, so bot das Verdeck einen gräßlichen Anblick dar. Mitten in diesem Gräuel der Verwüstung saß ein Dutzend ottomanischer Offiziere in prachtvollen Anzügen in der Kajüte auf karmosinrothen Polstern; sie rauchten mit unbegreiflicher Gleichgültigkeit ihre Pfeifen zu dem Kaffee, welcher ihnen von Sklaven gereicht wurde. Als sie die englische Uniform sahen, befahlen sie, Kissen und Kaffee für den Lieutenant zu bringen; dieser gab ihnen aber sogleich zu verstehen, er habe wichtigere Geschäfte. Er sagte, der Admiral lasse sich empfehlen und biete ihnen seine Dienste an. „Wir bedürfen nichts," war des Türken gelassene Antwort. „Soll unser Wundarzt nicht Euren Verwundeten beistehen?" — „Nein," sprach der Türke mit unerschütterlichem Ernste, „Verwundete bedürfen keiner Hülfe; sie sterben bald." Der Lieutenant hatte zugleich den Auftrag, Moharem Bey zu bitten, daß er seinen Sekretär ohne Verzug an Bord des englischen Admiralschiffs schicke; der Sekretär stieg mit in das Boot. Auf der Rückfahrt erblickten sie ungefähr 20 Türken, die sich auf einem schwimmenden Maste zu erhalten suchten. „Ich muß diese armen Leute retten," sprach der Lieutenant besorgt. „Es sind nur gemeine Soldaten, sie werden bald sterben," sagte der Türke kaltblütig; „haltet Euch nicht mit ihnen auf." — „Es ist aber meine Pflicht," fuhr der Britte fort; „wenn ich sie im Stiche lasse, beschimpfe ich mich und ziehe mir vom Admiral einen Verweis zu." Hiermit ruderte er auf den Mast zu und rettete ungefähr ein Dutzend der Unglücklichen. Als man sie in das Boot gezogen und auf dem Boden desselben niedergelegt hatte, brach der Türke, nachdem er lange dem Anscheine nach in tiefen Gedanken gesessen, auf einmal in ein lautes Gelächter aus. „Was gibts?" fragte der erstaunte Offizier; „ums Himmelswillen, was kann es hier zu lachen geben?" — „Zu lachen!" erwiederte der Türke mit bitterem Hohn; „bei Allah! ihr Engländer seyd ein sonderbares Volk. Gestern kommt ihr, während wir ruhig bei unserm Kaffee sitzen, in die Bucht, schießt unsere Schiffe zu Schanden, tödtet und verstümmelt unsere Leute, bis die ganze Flotte einer großen Fleischbank gleich sieht, und diesen Morgen stellt ihr Euch so menschlich an, daß ihr nicht vor ein Paar elenden Soldaten vorbeifahren könnt, ohne sie retten zu wollen." Der Lieutenant war wie aus den Wolken gefallen, und wußte im Augenblick nichts darauf zu antworten.

## Thierspitäler in Indien.

Es ist bekannt, daß die Indier Hospitäler für Thiere haben. Die Londoner asiatische Gesellschaft hat vor Kurzem über diesen Gegenstand durch einen Marineoffizier in Bombay umständliche und authentische Nachricht erhalten. Wir theilen Einiges davon mit.

In dem zu Surate von den Braminen gestifteten Hospitale befand sich im Jahr 1823 eine große Menge von Thieren, besonders viele kranke Kühe und Büffel; aber auch kranke Schaafe, Ziegen, Hahnen und Hühner waren darin. Man nimmt ohne Ausnahme alle Thiere auf, wie viel ihrer seyn und woher sie auch kommen mögen. Beim Eingange der Anstalt ist ein 25 Fuß langes hölzernes Haus; hier ernährt man mit Getreide eine ungeheure Menge von Insekten aller Art; ihre Menge ist so groß, daß man an diesem abscheulichen Orte von dem ausgeworfenen Futter gar nichts bemerkt, und blos eine große unförmliche, lebende Masse sieht. Der Berichterstatter sagt, in allen großen Städten des westlichen Indiens bestehen ähnliche Hospitäler; namentlich sah er in der Stadt Arvar, unter den an einen Tempel stoßenden Gebäuden, ein Rattenhospital, worin sich 5000 Ratten befanden, die man regelmäßig mit Mehl füttert, wofür die Kosten durch eine auf die Einwohner der Stadt umgelegte Taxe aufgebracht werden.

## Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Das Foreign-Review. Das englische Opernhaus. Lord Graves. Die Londoner Universität.

So eben ist das zehnte Stück des Foreign Quarterly Review erschienen, welches in jeder Hinsicht dem Rufe der

Gediegenheit, Reichhaltigkeit und Unpartheilichkeit entspricht, den sich diese Zeitschrift erworben hat. Nach dem praktischen Sinne des Engländers, der in der Literatur nie das Leben aus dem Auge verliert, finden wir auch hier dasjenige berücksichtigt, was in diesem Augenblicke die meisten Köpfe beschäftigt. Ein Werk, wie dieses, das mit Liebe und Redlichkeit den Geist der europäischen Welt zusammenfaßt und praktisch darstellt, verdient gewiß die Unterstützung aller Gelehrten und Freunde des Lichts.

Unsere italienische Oper ist bereits seit einiger Zeit offen, und die Sänger und Sängerinnen, welche bis jezt auftraten, sind keineswegs zu verachten; aber unsere Fashionables sind seit einigen Jahren so sehr daran gewöhnt worden, das Beste, was Italien in diesem Fache nur zu liefern vermochte, vor sich zu sehen, daß die weniger gefeierten Namen sich gewaltig überbieten müssen, um auch nur einen mäßigen Beifall zu erwerben. Auch Konzerte werden wir wieder in Menge haben, obgleich der Saal, in welchem dieselben gewöhnlich gegeben wurden (the Argyl rooms), abgebrannt ist. In diesem Saale hatte auch Chabert, der Feuerkönig, seinen Thron aufgeschlagen und sich seine Beefsteaks, im Ofen sizend, gekocht, heißes Oel, Blei, Gift und was sonst alles verschluckt, so lange das Publikum sich geneigt zeigte, drei Schillinge zu bezahlen. Endlich aber wollte man ihn zwingen, in vollem Ernste Gift zu verschlucken, und da er sich dessen weigerte, wurde der arme Teufel aufs schändlichste mißhandelt, und der Eigenthümer des Hauses, welcher das Einkommen des Königs bisher mit demselben getheilt hatte, gab aus Furcht, der wüthend gewordene John Bull möchte ihm den Saal zerstören, und nicht ahnend, daß in der folgenden Nacht die Flamme, mit der er so lange sein Spiel getrieben, sich durch die Verzehrung des ganzen Gebäudes rächen würde, den Leuten ihr Eintrittsgeld zurück. Seitdem soll Seine Majestät dem Wundarzt, der ihn vom Throne gestoßen, eine Herausforderung geschickt haben, welche anzunehmen dieser nicht für gut fand.

Wer London kennt, weiß, daß das eben abgebrannte englische Opernhaus gerade der prachtvollen Waterloobrücke gegenüber lag, welche bekanntlich nach den von London gen Süden laufenden Landstraßen führt, aber wegen Mangel an unmittelbarer Verbindung mit dem nördlichen Theile der Stadt und den dort auslaufenden Landstraßen beinahe unnüz ist. Man glaubt also, daß die Regierung, da jezt durch diesen Brand das wichtigste Hinderniß beseitigt ist, die Gelegenheit ergreifen werde, eine neue Hauptstraße von Süden nach Norden zu eröffnen, welche, nebst dem unmittelbaren Vortheil der bequemeren Verbindung, auch einer Menge elender, schmuziger Gassen den Untergang bringen würde. Arnold, der Eigenthümer des Theaters, soll seinen Verlust auf 70,000 Pfund berechnen, hat jedoch bereits Anstalten getroffen, ein neues zu bauen. Die französische Truppe, welche in dem abgebrannten Gebäude spielte, hat noch keinen andern bequemen Ort finden können, und leidet durch diesen Zeitverlust beträchtlichen Schaden, während diejenigen, welche sich darauf gefreut hatten, Potier recht oft spielen zu sehen, sich ärgern. Miß Kemble fährt fort, die Freunde der dramatischen Kunst zu entzücken; sie hat sich nun bereits in vier Rollen gezeigt, nämlich als Juliette, als Belvidere, als Euphrosina in der griechischen Tochter und jezt als Mrs. Beverley im Spieler, und in allen mit gleich glücklichem Erfolg. Die Beifallsbezeugungen, welche jedes ihrer Worte und jede ihrer Bewegungen begleiten, sind zwar störend, aber gewiß nicht unverdient, und zeigen, daß es dem ächten Schönen nie an Bewunderern fehlt.

Ihre Leser haben unstreitig von dem traurigen Selbstmorde des Lord Graves gelesen. Anfangs sagten fast alle unsere Zeitungen kühn heraus, der Mann habe aus gekränktem Ehrgefühl dieses verzweifelte Mittel ergriffen, weil der Herzog von Cumberland so oft zu seiner Frau gekommen sey. Schon drei Wochen vor der Katastrophe war das Gerücht allgemein; die Zeitungen gaben die deutlichsten Winke darüber, die Karrikaturenhändler noch deutlichere; man wußte, daß Lord G. sich von seiner Frau getrennt hatte; doch nirgends erschien ein Wort des Widerspruches. Nur erst, nachdem der Selbstmord geschehen war und die liberalen Journale zwei, drei Tage lang laut gedonnert, und die Zeitungen, welche für die anti-katholische Parthei fechten, eben so lange — g e s c h w i e g e n hatten, fingen erstere, besonders die Times, die sich am entschiedensten ausgesprochen, an, ihre früheren Behauptungen zurückzunehmen, und leztere betheuerten sowohl die Unschuld des Herzogs, als der Lady G., welche sie als Opfer der Verläumdung einer eifersüchtigen Verwandten darstellten. Aber das Publikum will seinen Glauben nicht zurücknehmen, besonders da von keiner Seite Anstalten getroffen werden, die Verläumder vor Gericht zu entlarven und die Unschuld der verläumdeten Personen zu beweisen. Der Herzog leidet an der Gicht und hat sich seit jenem unseligen Vorfall nirgends sehen lassen, die Dame soll wahnsinnig geworden seyn und das Publikum murrt über die Feilheit der Presse.

In der vor ein paar Tagen statt gefundenen Versammlung der Aktieninhaber bei der Londoner Universität wurden viele Klagen über einige Professoren geführt, die als Geistliche der anglikanischen Kirche Vorlesungen über die Theologie dieser Kirche eröffnet, und dadurch, daß sie den Glauben erregt, als ständen diese Vorträge mit der Universität in Verbindung, Katholiken und dissentirende Protestanten abgehalten hätten, ihre Söhne dahin zu schicken. Doch dieß scheint nicht der Fall zu seyn; die Universität hat freilich bei weitem nicht so viele Unterstüzung gefunden, als ihre Stifter erwartet hatten, aber wohl aus ganz andern Gründen, als den hier angegebenen. Die Anzahl derer, welche höhere Bildung aus reinem Triebe suchen, ist bei uns noch sehr klein, besonders unter denen, welche nicht zur Staatskirche gehören, deren Anhänger im Durchschnitt die reichsten und gebildetsten Klassen bilden. Diese aber schicken ihre Söhne nach Oxford oder Cambridge, entweder weil sie dieselben zu einem Beruf bestimmt haben, für welchen der Besuch der alten Landesuniversitäten unentbehrlich ist, oder weil es der gute Ton so verlangt. Es hat allen Anschein, daß die hiesige Universität zu einer bloßen medizinischen und Rechtsschule herabsinken muß, wenn nicht bald durch die allgemeine Verbreitung guter Elementarschulen die Masse des Mittelstandes so weit gebildet wird, daß die Jugend, wenn sie die Schule verläßt, Sinn für höheren Unterricht hat. Jezt ist dieselbe meistentheils so unwissend, daß sie ihre Unwissenheit gar nicht inne wird. Die Versammlung der Eigenthümer hat sich über zu hohe Besoldungen beschwert und verlangt, daß die Ausgaben der Anstalt ihren Einnahmen gleich gemacht werden; aber dieses allein kann sie nicht vor dem Verfall retten, der ihr nur zu augenscheinlich droht, da in ihrem zweiten Jahre nicht über 70 Studenten g a n z in derselben unterrichtet wurden, und die 6 bis 700 Personen, welche sie besuchen, meistens nur in zwei oder höchstens drei Fächern Unterricht nehmen. Die lebendigen Sprachen werden besonders fast gänzlich vernachlässigt.

---

**B e r i c h t i g u n g.**

Im Motto zu Nr. 71 ist zu lesen: statt m e i n Innres, s e i n Innres.

---

**B e i l a g e: Kunstblatt Nr. 24.**

Verlag der J. G. C o t t a'schen Buchhandlung.

N°. 73.

# Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 26. März 1830.

Der Vorhang hebt sich über einer Welt,
Die längst hinab ist in der Zeiten Strom.

Uhland.

## Blick auf Gesinnung und Streben in den Jahren 1776 — 1778.

**Aus einem Briefwechsel dreier Offiziere der Potsdamer Garnison.**

Herausgegeben von Caroline Baronin von La Motte Fouqué.

Unter diesem Titel werden wir mehrere Bruchstücke einer größeren Briefsammlung aus den Jahren 1776 — 78 mittheilen.*) Selbst diese einzelnen Stücke geben ein charakteristisches Bild einer Zeit, die der unsrigen in mancher Beziehung so unendlich ferne, in anderer wieder so nahe steht.

* * *

### Herr von Winanko an Herrn von Briest.

Den 19ten Januar 1776.

Ich bin im Dienste, ich bin auf der Wache, und also gestraft genug. Allein ich erhalte dadurch Gelegenheit, mich desto ungestörter mit Ihnen zu unterhalten, und nun ist mir die Wachstube eine fürstliche Solitude, und nicht mehr ein Kerker, wofür ich es oft ansah. Ich werde mich mit Abwesenden und Todten unterhalten. Gewiß eine vortreffliche Gesellschaft: Briest, Ramler, Ossian, Butler; liebens- und ehrwürdige Namen! Wie viel habe ich ihren Besitzern zu danken! Mit ihnen soll mir der Himmel nicht mehr trübe, die Wachstube nicht mehr finster seyn.

Wir haben die lyrische Blumenlese viel zu flüchtig gelesen und viel zu leicht beurtheilt. Es sind wirklich eine Menge guter und vortrefflicher Lieder darin, die sich durch ihre Erfindung, durch Leichtigkeit und Wohlklang der Verse, ja durch die vortrefflichsten Stücke der Poesie empfehlen. Ich wünschte viel davon auswendig zu wissen; und gewiß, ich, meines Orts, weiß es Ramlern recht großen Dank, daß er uns eine Sammlung von Liedern gemacht hat, wovon doch nicht ein einziges ganz schlecht ist, wenn sie auch nicht alle gleich vortrefflich sind. Und demjenigen, der sich einbildete, daß das Verdienst des Sammlers eben nicht sonderlich zu schätzen und unseres Dankes werth sey, dem würde ich hierauf mit der Stelle antworten, womit der Recensent von Basedows Elementarwerke seine Recension beschließt. Hier ist sie: „Es würde überhaupt für das wahre Glück unserer Zeiten und unserer Nachwelt unendlich vortheilhaft seyn, wenn Männer, die fähig wären, gute Originalwerke zu liefern, sich entschließen könnten, dieser Ehre zu entsagen, und jeder in seinem Fache gute Kompilationen zu machen. Solche Arbeiten erfordern gewiß nicht weniger Geschicklichkeit, sie verursachen weit mehr Nutzen, und sie sind also weit verdienstlicher als oft die glänzendsten Originalwerke. Unser Jahrhundert hat mehr leuchtende und wohlgeordnete Sammlungen dessen nöthig, was man bereits weiß, als neue Entdeckungen, von denen man noch nichts weiß.“ —

Weil sich kein Mann von Einsichten einer solchen Arbeit unterzieht, so machen sich Stümper darüber her, und

*) Von dieser Briefsammlung wird ein vollständiger Abdruck in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen.

liefern uns Chrestomathien von Sachen, die man lieber vernichtet als gesammelt wissen möchte. Wozu schreibt ein Weisse Operetten? und ich möchte fast sagen, ein Klopstock eine gelehrte Republik? wozu Haller einen Alfred und Usong? warum ediren Gleim, Kretschman ihre Werke auf's Neue? Alle diese Männer könnten etwas Besseres thun, wenn sie uns Sammlungen, Regeln in Gedichten lieferten und das, was bereits erfunden ist, verbesserten. Aber, werden Sie sagen, soll ein Genie sich mit der undankbaren, unrühmlichen Beschäftigung des bloßen Kompilirens abgeben? es soll nicht blos kompiliren, es soll das Kompilirte in seinen mangelhaften Stellen verbessern. Auch schränke ich die Genien nicht blos auf diese Arbeit ein. Laß die Goethes, die Campes, die Bürgers, die ersten Jahre ihres Feuers nutzen, und nur alsdann die nützliche Arbeit unternehmen, wenn sie in die Jahre Ramlers kommen.

Haben Sie Calthon und Colenai gelesen? Was sagen Sie zu diesem Gedicht? Doch daß es Ihnen gefällt?

Ihr treuster
A. v. W.

* * *

Herr von Winanko an Herrn von Briest.

Den 27ten Januar 1776.

Ich habe ein neues Drama gelesen. Aber nicht von Goethe, nicht von Lessing, nicht von Weisse, nicht von Bertuch ꝛc., sondern von — nun rathen Sie einmal, wenn Sie gut rathen können — vom Juden Ephraim. Sein Name ist demselben nicht vorgesetzt, auch wird es so leicht Niemand wissen, daß es von ihm ist. Ich aber habe es schon einmal im Manuscript, doch mit veränderten Namen, gesehen. Da ich heute in den Buchladen ging, fiel es mir als etwas Neues auf, ich nahm es mit und las zu Hause den ersten Akt, aber weiter konnte ich nicht, ich konnte nicht höher klimmen und mußte es wegwerfen. Nun hören Sie, wovon es eigentlich handelt. Der Titel ist: Worthy, ein Drama in fünf Aufzügen. Der Stoff ist aus dem Landpriester von Wakefield genommen, die Scene ist im Gefängniß. Die Charaktere sind gräßlich entstellt, die Sprache gezwungen. „Mein Geschrei soll die Himmelsgewölbe durchdringen;" „die durch Freudenthränen gestückten Worte." „Verbirg nicht länger die Dich verzehrenden Geheimnisse" u. s. w. Die Personen werfen mit viel zu viel Sentenzen um sich. Kurz, wir werden die Geschichte hundert Mal lieber im Landpriester selbst als hier im Drama lesen, obgleich hier die Personen vor unsern Augen handeln und dort nur ihre Geschichte erzählt wird. Dem allen ungeachtet, müssen Sie ja nicht denken, daß es so entsetzlich schlecht sey, daß es Niemanden gefallen sollte; ich wette vielmehr, daß es Anhänger findet, und wohl gar aufgeführt wird. Wenn sie nach Berlin kommen und Leute sprechen, qui se mêlent de juger des ouvrages de gout, so fragen Sie sie einmal, was sie davon halten, und Sie werden sehen, daß ich mich nicht ganz geirrt habe. Boche versicherte steif und fest, daß es von Goethe sey und daß er es schon an Verschiedene verkauft habe. Der Jude würde sich herzlich freuen, wenn er so etwas hörte. Weil das Eselsgehirn einige deutsche Schau-, Lust- und Trauerspiele gesehen hat, so bildet es sich ein, gleich selbst so etwas schreiben zu können. Wenn er doch bei seinen Münzen bleiben und deren Agio nicht so sehr verringern wollte, das wäre besser, als daß er uns vom Echo der Laster, vom Kompaß der Vernunft, von nordischen Eisklippen und Gott weiß von was Alles vorschwatzt.

Habe ich Ihnen in meinem lezten Briefe gesagt, daß der Prinz Leopold von B. das Düringshoffensche Regiment erhalten? Er ist nun dahin abgegangen, wird aber wieder hieher kommen und den Dienst hier lernen. Der Adjudant des seligen General Düringshoffen ist schon hier. Der König hat sich vor einigen Tagen wieder den Magen verdorben und heftige Schmerzen gehabt, gestern hat er aber doch wieder bis vier Uhr zu Tisch gesessen.

* * *

Freitag den 29sten.

Da habe ich eben eine herrliche Beurtheilung der Ramlerschen Gedichte gelesen. Sie steht in dem 14ten und 15ten Bande zweiten Stückes der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste, die in Leipzig herauskömmt. Aber was hilft es mir nun? da habe ich Niemand, dem ich sie mittheilen kann. Wäre noch mein Agathon hier, so würde ich auf den Flügeln der Freundschaft zu ihm eilen und ihm das Muster einer gründlichen und trefflichen Recension vorlesen. Sie muß von einem Manne von Geschmack und Einsichten herrühren. Zwar erschöpft sie bei weitem nicht ihren Gegenstand und giebt nur einige Triebfedern an, wonach das Genie eines Ramlers auszufinden ist. Die Auseinandersetzung einiger Oden ist gut, wiewohl sie mir nicht in allen ihren Theilen immer Genüge gethan hat; ich wünschte dieß von einem Manne, der der Sache völlig gewachsen wäre; denn ich behaupte immer, daß sich über jede Ode Ramlers ein sehr interessanter Traktat schreiben ließe. Ich bitte, suchen Sie diese beiden Theile der Bibliothek, etwa in Rathenau von Bluhm zu bekommen. An den Noten lasse ich schreiben, sie werden recht gut.

W.

---

## Neu-Holland.

(Beschluß.)

Wenige Länder besitzen eine so reiche, so mannigfaltige und eigenthümliche Ornithologie. Die Zunge der von Insekten lebenden Vögel ist wie die der Vögel in andern

Ländern gebildet; allein die Papagaien, die Amseln und viele Sperlinge, die genöthigt sind, den süßen Saft auszusaugen, den die Blumenkronen ausschwitzen, haben eine, mit einem Warzenbündel besezte Zungenspitze; dieses Organ gleicht einem Pinsel, und sie werden dadurch in Stand gesezt, sich diesen gewöhnlich nur kärglichen Nahrungsstoff ganz zuzueignen. Die meisten Vögel dieses Welttheils zeichnen sich durch irgend eine Sonderbarkeit oder durch ihr glänzendes Gefieder aus, und als ob Neuholland bestimmt sey, stets von allen andern Regionen verschieden zu erscheinen, ist z. B. der in Europa schneeweiße Schwan hier kohlschwarz.

Diese weiten Länder wimmeln von scheußlichen Gewürmen, von denen zwar viele unschädlich, andere aber so giftig sind, daß ihr Biß in wenigen Minuten den Tod verursacht. Eidechsen von verschiedenen Gattungen sind zahlreich in Neu-Südwallis, so wie auch Schlangen und Nattern. Eine kleine, ungefähr acht bis zehn Zoll lange Schlange ist so giftig, daß der Tod ihrem Bisse in wenigen Augenblicken folgt; die furchtbarste und gemeinste Gattung ist aber die schwarze Schlange, von den Franzosen wegen ihres schrecklichen Giftes Acantophis bourreau genannt.

Schildkröten von mehreren Gattungen sind häufig und unter ihnen besonders die Caretschildkröte, deren Schaale so kostbar ist.

Sowohl die Küsten und Buchten von Neuholland als auch die Flüsse sind sehr fischreich; im nördlichen Theile findet man die Fische der heißen Zone, und an den südlichen Küsten größtentheils jene großen wandernden Fische, welche in der südlichen Halbkugel von einer Region in die andere ziehen, und sich ohne Unterschied an den drei großen Vorgebirgen finden; außerdem gibt es noch in Neuholland einige, dem Lande eigenthümliche Fischarten, und der Fischfang ist das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Eingebornen. Schaalthiere finden sich in größerer oder geringerer Menge, nach dem verschiedenen Grade der Wärme und Tiefe der Wasser. Unter den nützlichen führen wir die kleinen, aber vortrefflichen Austern an, welche die Küsten von Neusüdwallis bedecken. In der Bassesstraße sind diese Thiere am seltensten, so wie in den Buchten der ganzen südlichen Küste; mehrere dienen den Einwohnern als Schmuck. Die Kolonisten benutzen außerdem den Muschelkalk zum Bauen. Die Insekten sind zahlreich und viele darunter merkwürdig. In keiner Gegend der Erde gibt es so viele verschiedene Gattungen von Ameisen, von denen einige größer als irgend anderswo sind.

Aus diesen wenigen Zügen sieht man, daß Neuholland, obgleich in mancher Rücksicht nicht von der Natur begünstigt, doch im hohen Grade die Aufmerksamkeit der europäischen Völker verdient, da sie sich des Ueberflusses so wohl als des Auswurfes ihrer Bevölkerung in diesen unermeßlichen Einöden entladen könnten; die Engländer, die stets den Blick auf alles gerichtet haben, wodurch sie ihre Macht oder ihren Handelseinfluß vergrößern können, bemerkten bald, wie wichtig dieses Land für sie werden möchte, in dem Augenblicke, wo Amerika sich seiner Fesseln entledigte. Von Kriegen zerrüttet und zu gleichgültig gegen so ferne Länder, deren ganze Wichtigkeit es nicht ahnte, achtete das übrige Europa kaum darauf, welche neue, ausgedehnte Herrschaft sich England in diesen Meeren zueigne. Die neuesten geographischen Beobachtungen setzen die Bedeutung der Niederlassung, welche England bei den Antipoden gegründet, ins hellste Licht. Diese, zwar für das Mutterland kostbare, jedoch blühende Kolonie erstreckt ihre Verzweigungen über die westliche, nördliche und südliche Küste; so hat man 1826 ein Comptoir an der Meerenge Apsley, zwischen den Bathurst- und Melvilleinseln, angelegt, in der Absicht, sich der Schiffahrt in der Meerenge Torres zu bemächtigen, die holländischen Besitzungen und die Gewürzinseln zu beunruhigen und den Malayen Bedingungen wegen der Perlenfischerei vorschreiben zu können.

Warum sollten nicht die andern Völker Europas Englands Beispiel folgen, und die Menschen, die durch Laster und Verbrechen eine Geißel der Gesellschaft sind, an den östlichen Küsten aussetzen, die von so wenigen Eingebornen bewohnt sind? Dieser östliche Theil ist freilich weniger fruchtbar, allein troz dem ließen sich hier sicher Kolonien anlegen, die einer großen Entwicklung fähig wären.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Wissenschaftliche Expeditionen. Bory St. Vincent.

Zwei gelehrte Reisen der Franzosen sind nun beendigt, nämlich die Reisen und Forschungen in Griechenland und die, welche in Egypten angestellt worden sind. Von ersteren hofft man wenig Ausbeute. Es fehlte nicht an einer sehr gründlichen Instruktion, welche den Gelehrten mitgegeben war und nach welcher sie sich fügen sollten; diese Anweisung war von einer Kommission der Akademie der Inschriften verfertigt worden (unser Landsmann, Professor Hase, gehörte zu derselben), und wenn die Reisegesellschaft alles geleistet hätte, was in dieser Anweisung ihr aufgegeben war, so würden wir nun sicher äußerst wichtige Beiträge zur Kenntniß des alten Griechenlands bekommen. Allein der Erfolg ist unter der Erwartung ausgefallen. Einige der zur Reisegesellschaft gehörigen Gelehrten sind schon nach Verlauf von wenig Monaten in ihr Vaterland zurückgekehrt, und die andern haben auch kein Jahr lang in Griechenland ausgehalten. Bory St. Vincent war wohl der Mann nicht, der an der Spitze eines Gelehrtenvereins eine Reihe von Forschungen ruhig und mit Ausdauer leiten konnte. Nicht als ob es diesem Manne an Talent und an Eifer für das Wissenschaftliche fehlte; er hat über Erdbeschreibung, Naturgeschichte, alte Geschichte u. s. w. geschrieben, und in jedem seiner Werke, so flüchtig manche auch ausgearbeitet oder vielmehr hingeschrieben sind, findet man Spuren eines großen Talentes; allein es liegt in dem Charakter dieses Mannes etwas allzu Lebhaftes und Unstätes, das sich mit lange dauern-

den Forschungen nicht verträgt, besonders mit solchen, die nicht gerade in sein Lieblingsfach, die Pflanzenkunde, einschlagen. Die Schicksale und Abentheuer Bory's St. Vincent sind sonderbar. Er war unter der kaiserlichen Regierung Offizier und benuzte die Muße in seinen Feldzügen, um gelehrte Forschungen anzustellen. Eine lebhafte Phantasie, die ihm zu Gebote steht, trug dazu bei, um jedem Gegenstande, den er beschrieb, ein besonderes Interesse zu leihen. Nach dem Sturze des Napoleonschen Thrones wurde er nebst Hunderten anderer Offiziere, die man nicht mehr brauchen konnte, in den Ruhestand versezt. Dieß schien ihm sehr nahe zu gehen, und als sich Napoleon in den berüchtigten hundert Tagen wieder einstweilen auf den vorigen Thron schwang, eilte Obrist Bory St. Vincent mit seinen Anhängern herbei, ward als Volksrepräsentant in die Deputirtenkammer berufen und zeigte sich hier in seinen Reden als einen der heftigsten Gegner der Bourbonschen Familie. Vielleicht meinte er es im Grunde nicht so böse und ließ sich nur von seiner angebornen Lebhaftigkeit hinreißen. Er mußte hart dafür büßsen; denn nach der Rückkehr der Bourbons wurde er auf die Verbannungsliste gesezt und mußte flüchtig in Deutschland und den Niederlanden umherirren, bis er endlich von der Regierung die Erlaubniß erhielt, wieder in sein Vaterland zurückzukehren. Bekanntlich schrieb er während seiner Verbannung eine apologetische Notiz über sich selbst, die in den **Zeitgenossen** abgedruckt steht und die, wie alle Apologien, nur die schöne Seite darstellt, und zwar mit einiger Uebertreibung. Seinen wissenschaftlichen Leistungen hatte er es zu verdanken, daß er überall, wo er hinkam, wohl aufgenommen wurde und daß sich in Frankreich mehrere Gelehrte bei der Regierung zu seinen Gunsten verwendeten. Er arbeitete sich nun wieder ganz in die Botanik hinein, und wahrscheinlich fällt in diese Zeit seine mikroskopische Beobachtung der Vegetation der schimmelichten Ueberzüge feuchter Körper, eine Arbeit, die von Naturforschern hochgeschäzt wird. In gleicher Zeit aber kam Zerrüttung in seine häuslichen Angelegenheiten; er hatte mit Geldwucherern zu thun, die ihn vollends in Noth brachten, und einer derselben ließ ihn wegen einer Schuld von etwa 6000 Franken in das Schuldnergefängniß setzen. Bory St. Vincent richtete sich zu St. Pelagie so gut ein, als es möglich war, und arbeitete nun aus allen Kräften. Unter andern begann er in seinem Gefängnisse eine Reihe von geographischen Résumés, wovon er das erste Bändchen, nämlich über Portugal und Spanien, und ein Mitgefangener, ein Grieche, der, wenn ich nicht irre, jezt Vorlesungen in Deutschland hält, das zweite, Griechenland, schrieb; später ist das Unternehmen liegengeblieben und Niemand hat sich weiter um dasselbe bekümmert; der Grieche war froh, daß er aus St. Pelagie und Paris wegkommen konnte, und Bory St. Vincent hatte tausend andere Dinge im Kopfe. Um seinen hartherzigen Gläubiger zu necken, war er fest entschlossen, die fünf Jahre zu St. Pelagie auszuhalten, was den Wucherer zwang, monatlich für den Unterhalt seines Schuldners zu sorgen, ohne Hoffnung, das Geringste von ihm zu erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Dresden, Februar.

Karneval. Strenger Winter. Landtag.

Die Freuden des Karnevals beschränkten sich dieses Jahr mehr auf Privatunterhaltungen, als daß sie öffentlich hervorgetreten wären. Denn zu Jedermanns Erstaunen fand nicht einmal eine einzige öffentliche Redoute, weder, wie sonst, im großen Opernhause, noch, wie in andern Jahren, in einem der hiesigen Hôtels statt. Die erst seit einigen Tagen geminderte strenge Kälte mochte wohl hauptsächlich Schuld daran seyn, und sie hatte nur in geschlossenen Vereinen, namentlich dem hiesigen sogenannten Bürgerkasino, etwas der Art aufkommen lassen. Selbst Schlittenfahrten waren selten, und nur eine einzige solennere ward vom hiesigen hohen Adel zu einem benachbarten Vergnügungsorte veranstaltet, wobei jedoch der Luxus auch eben nicht präsidirte. Dafür tanzte man desto fleißiger theils bei Hofe, theils in den Häusern der Gesandten, Minister und anderer angesehenen Einwohner und Fremden, besonders aber zeichnete sich ein Fest aus, das der Fürst von Schönburg im Hôtel da Pologna gab, wo Geschmack sich mit Fülle vereinte. Aber der bedrängten Armen wurde dabei auch nicht vergessen, und nach der schönen, von Paris zu uns herübergekommenen Sitte, bei den meisten derselben Einsammlung milder Gaben von schönen Händen veranstaltet. Alles bestrebte sich überhaupt, die Noth der Leidenden möglichst zu lindern, und wo sich ein Verein für diesen Zweck nur zeigte, strömten die Beiträge reichlich herbei.

Schauspiel und Oper gingen ihren gewohnten Gang fort, nur daß die italienische Oper auf Einen Tag in der Woche, den Sonnabend, beschränkt ward, um mehr Mannigfaltigkeit in ihre Darstellungen bringen zu können. Im vorigen Jahre schloß die Bühne mit der ersten Vorstellung von Shakespeare's „Heinrichs IV." zweitem Theil; es dürfte aber wohl auch zugleich die lezte gewesen seyn, so wenig sprach das Werk an, ob sich gleich die Darsteller viele Mühe damit gaben.

Von dem sächsischen Landtage, der am 6. Januar eröffnet wurde, kann ich Ihnen nichts melden, wenn sich auch dessen Verhandlungen überhaupt für Ihre Blätter eigneten, da nichts von denselben verlautet und alles nur unter den Ständen selbst in Anregung kommt. Selbst die Eröffnungsfeierlichkeit geschieht im Audienzzimmer des königlichen Schlosses, ohne Zulassung anderer Zeugen. Nur die Predigt, welche der jedesmalige Oberhofprediger vor derselben an die Stände hält, gelangt zur öffentlichen Kunde und ist, wie gewöhnlich, auch diesesmal im Drucke erschienen. Sie zeichnet sich durch freimüthige Ansichten, dringende Aufforderungen und edle Sprache höchst vortheilhaft aus, und der Oberhofprediger von Ammon hat sich in ihr abermals als einen der vorzüglichsten Kanzelredner gezeigt. Ueberhaupt kann sich Dresden mehrerer Geistlichen rühmen, die durch ihre Vorträge ein sehr zahlreiches Publikum um sich sammeln, und der Besuch der Kirchen, wenn beliebte Prediger auftreten, ist daher so stark, daß oft die Räume nicht ausreichen.

Der so anhaltend strenge Winter hat seine Wirkungen bereits in einer sehr vermehrten Mortalität gezeigt, und die Zahl der in jeder Woche Beerdigten übersteigt stets um die Hälfte mindestens den gleichen Ausfall in den Sommermonaten. Unter andern bedeutenden Personen, welche ein Opfer der leztern Monate wurden, befand sich auch der russische Fürst Putiatine. Seit mehr als 30 Jahren hier eingebürgert, hatte er sich stets durch seine Sonderbarkeiten, die aber alle eine sehr geniale Seite hatten, ausgezeichnet, eben so aber auch wieder durch seine Tugenden und trefflichen Eigenschaften die allgemeine Liebe erworben. Eine Besitzung, die er im Dorfe Schachwitz, ohnweit Dresden, eingerichtet hatte, war im eigenthümlichsten Geschmacke gebaut, und eben so war auch sein Anzug, so wie seine ganze Lebensweise beschaffen. Alles zweckte auf Bequemlichkeit, Zweckmäßigkeit, Ungebundenheit ab, aber meist unter den sonderbarsten Formen, deren innern Gehalt man erst kennen mußte, um sich mit ihnen auszusöhnen. Er war auch Schriftsteller, in deutscher und französischer Sprache, und was er, jedoch ohne seinen Namen, herausgab, trägt denselben Stempel.

---

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 74.

# Morgenblatt

für

## gebildete Stände.

Sonnabend, 27. März 1830.

Du heiliges und weites Meer,
Wie ist dein Anblick mir so hehr!
Sey mir im frühen Strahl gegrüßt;
Der zitternd deine Lippen küßt!

F. L. v. Stollberg.

### Erinnerungen an Adria.

Von A. Grün.

#### Sonntagsmorgen.

Zu dem Dome wallt die fromme Menge:
Sonntag ist's! horch Glocken, Orgelklänge!
Ueber's Meer hin zittern auf und nieder
Orgelklänge, Glockentön' und Lieder!

Und ein neues Glanzmeer scheint zu liegen
Auf der Fluth, und tönend sich zu wiegen;
Rauschen Sonnenstrahlen klingend nieder?
Oder glänzen Orgeltön' und Lieder?

Wie so ruhig ist die ew'ge Weite!
Wie so feierlich die Ufer heute!
Von dem grünen Strand zum Meere schwingen
Blüthenflocken sich mit Schmetterlingen.

Sonne ward zur Ampel heut im Dome,
Und das Goldgewölk' zum Weihrauchstrome;
Wehn'de Flaggen, Rosenfinger deuten
Meiner Sehnsucht in die fernen Weiten!

Tauben dort, die über'm Meere kreisen,
Sonst nur Bettler, die nach Nahrung reisen,
Heute doch, im silbernen Gewande,
Flügelpilger zum gelobten Lande!

Und es schaukelt sanft im Lilienkahne
Meine Seele auf dem Oceane,
Liebespsalme, Friedenshymnen singend,
Myrthenzweig' und weiße Fahnen schwingend.

Wie die Gläub'gen in den Kirchengängen
Fromm mit heil'gem Weihbronn sich besprengen,
Netz' ich meine Hand im Fluthenspiegel:
Stirn' und Herz, nehmt hin der Weihe Siegel!

#### Der Granatenbaum.

Fern vom Granatenhaine
Steht ein Granatenbaum;
Er grünt und blüht ganz einsam
Hart an des Meeres Saum.

Und ob ihm aus der Erde
Auch Keim und Nahrung quoll,
Doch neigt er Stamm und Aeste
Zum Meere sehnsuchtsvoll.

Er spiegelt sich so gerne
Im klaren Wellenschein;
All seine Blüthen und Blätter
Wirft er in's Meer hinein.

Ach, was am meisten Schade!
Die saft'gen Aepfel von Gold,
Er streut in's Meer sie alle,
Auf's Land nicht einer rollt. —

Dieß Thun nimmt mich nicht Wunder,
Doch wundert Ein's mich, traun!
Daß man den Nutzelosen
Nicht längst schon umgehaun.

—

## Blick auf Gesinnung und Streben in den Jahren 1776 — 1778.

### Herr von Winanko an Herrn von Briest.

Den 30ten Januar 1776.

Ich fange heute mit einer interessanten Mittheilung an. Goethe wird bald ein neues Trauerspiel herausgeben; er schreibt es auf Ansuchen der Generalstaaten in Holland. Es wird den Titel führen: Egmond. Die Geschichte ist aus den Zeiten, wo der Herzog von Alba in den Niederlanden solche Grausamkeiten verübte, und diesen unschuldigen und wirklich großen Mann dem Könige Philipp von Spanien so verdächtig machte, daß dieser ihm und den Grafen Horn zu Gent den Kopf abschlagen ließ.

Haben Sie Stella gelesen? und was sagen Sie dazu? nicht wahr, es ist der Mühe werth, daß man es liest? „Und nichts weiter als der Mühe werth?" — Ei nun, wenn Sie glauben, daß das noch nicht genug gesagt ist, so will ich sagen, daß es die Mühe reichlich belohnt. Das Stück ist durchgehends Goethisch, das ist, warm und stark, ist für Liebende, wie der Verfasser auf dem Titelblatte sagt; die andern, Philister z. E., wie sie der Verfasser nennt, möchten nun freilich wieder Eins und das Andere daran auszusetzen finden. Ich für mein geringes Theil sage: daß es mir gefallen, mich gerührt und bei manchen Stellen hingerissen hat. Die beiden Weiber sind Engel, der Mann ein, ein — ich weiß nicht was? Bösewicht möchte ich nicht gern sagen. Die Situation, worin er sich befindet, ist schrecklich und muß auf der Bühne die stärkste Wirkung thun. Die Katastrophe ist unerwartet, aber das ist vielleicht auch alles, was man von ihr sagen kann. Doch noch zur rechten Zeit erinnere ich mich, daß auf dem Titel Schauspiel steht, und so mag es hingehen. Aber nun zum eigentlichen Zweck, zur moralischen Absicht dieses Stückes. Ich weiß es nicht recht! Doch ja! Eine Lehre ist es für uns Männer: die Unschuld und Ehre eines Mädchens nicht leichtsinnig auf's Spiel zu setzen. Liebenden wird und muß das Stück gefallen.

* * *

Den 6ten Februar.

Noch einmal, mein Bester, muß ich Sie fragen: „Haben Sie Stella gelesen?" Ich habe es nun zum zweiten Mal gethan und bin ganz davon bezaubert. Welche Charaktere, welche Situationen, welche Sprache! Wie stark, wie glühend, wie hinreißend ist nicht Alles! bis auf den schändlichen Menschen, den Fernando; und doch muß ich Mitleiden mit ihm haben, ihn bedauern. Ich werde Ihnen einmal meine Gedanken mittheilen, warum ich glaube, daß Goethe seine bösen Charaktere immer noch in einem Lichte zeigt, wo sie nur unser Mitleiden erregen.

Was sagen Sie zu der Scene zwischen Cäcilie und Stella im ersten Akt? Zu der zwischen Fernando und Stella im dritten Akt, zu der Entdeckung zwischen Cäcilie und Fernando, zu dem folgenden Monologe von Stella im Garten, zu den übrigen Auftritten, die den Knoten lösen? O, ich bin dabei ganz weg gewesen, mir ist Sehen und Hören vergangen. Aber wie geht das zu, daß es das erste Mal nicht die gleiche Wirkung auf Sie gethan hat, höre ich Sie fragen? Das will ich Ihnen erklären: ich las es allein. Sie wissen, daß Alles, was ich allein genießen muß, es seyen Nahrungsmittel des Geistes oder Leibes, mir nicht schmeckt. Wie oft bin ich nicht mit einem Buche in der Tasche zu Ihnen gelaufen, aus dem ich Ihnen diese oder jene Stelle vorlas, und die ich nicht halb so gut würde gefunden haben, wenn ich sie für mich allein gelesen hätte; so wahr ist es, daß die Freundschaft alles verschönert.

* * *

Den 7ten Februar.

Sie kommen nicht los, mein Bester! Ich wollte gestern schon den Brief abschicken, aber da sind mir wieder einige neue Gegenstände aufgestoßen, wovon ich Ihnen einen kleinen Bericht abstatten muß. Ich war gestern zum Mittagessen bei Milord Marschall; ich habe seit einiger Zeit schon mehrere Mal da gespeist. Milord beschenkte mich mit einem sehr guten dictionaire espagnol et françois, mit dem ganzen Santa-Cruz in spanischer Sprache und in Maroquin gebunden, und noch drei andern spanischen Büchern. Stellen Sie sich meine Freude vor; spanisch müssen Sie von mir lernen!

Bei Benda erzählte man mir, daß wir Döblin mit seinem tragischen Prinzen hier haben würden. Haben Sie keine Stücke von ihm gesehen? Die Franzosen fangen schon den ersten März an. Wie man hört, so ist die Valmour directrice von der Truppe. Gestern sprach ich Jemand, der sie kennt und viel Anekdoten von ihr weiß. Sie ist die Geliebte vom Prince de Conti gewesen.

Les deux princes de Wurtenberg font le diable à quatre au Château. Ils raillent tout le monde et sont raillé de tout le monde; c'est une fête pour Mrs. les officiers du I. Bataillon. Munchow, qui fut avanthier chez moi à la garde, m'a raconté de leurs traits qui sont assez plaisants. Sydow fait toujours le fou, et le prince Fréderic a dit dernièrement de lui que tout son discours rouloit sur ces quatre mots: sentiment, préjugé, système et libertinage. Il leur dit en face tout ce qu'il pense d'eux.

Mais finissons ce griffonage, wo alles durcheinander steht wie Kraut und Rüben. — Noch Eins, Sie haben mir nicht gesagt, ob Sie alle meine Briefe erhalten; es wäre freilich nicht viel daran verloren, außer daß Sie seltener erführen, wie sehr ich Ihr

treuergebener Freund bin

W.

## Neue Nachrichten aus dem innern Asien.

Der Engländer Hodgson, der sich unermüdlich mit Forschungen im Himalayagebirge beschäftigt, hat der asiatischen Gesellschaft in Kalkutta ein Reisebuch mitgetheilt, das ein eingeborner Tibetaner diktirt hat, der seit zwanzig Jahren den Kaufleuten, die von Nepaul an die chinesische Grenze, durch Länder, welche noch kein Europäer betreten hat, ziehen, als Dolmetscher dient. Wir theilen Einiges daraus mit. Gleich wenn man diese unbekannten Länder betritt, stößt man auf merkwürdige Zeichen der Kultur. Pfeiler mit Inschriften bezeichnen die Gebietsgrenzen. Man fordert den Reisenden die Pässe ab, untersucht sie sorgfältig und tauscht sie gegen andere aus. Eine Besatzung von 400 Mann mit vier Stücken Geschütz liegt in der Stadt Kouti, an der hintersten Grenze von Boutan, und von Tiegri bis China, über diese weite Länderstrecke, besteht eine gut organisirte Postlinie, wodurch eine ganz regelmäßige Verbindung hergestellt ist. Die Reisenden finden Pferde, Esel, ja Kameele zu miethen. Die heilige Stadt Teschou-Lombhu ist die Residenz des großen Lamas; man sieht daselbst mehrere hundert Klöster. Die Stadt Natan scheint aber die bedeutendste zu seyn; sie soll 300,000 Einwohner haben. Digourchi, wo eine Besatzung von 5000 Mann ist, liegt an einem Flusse, über den ein alter Lama eine 300 Fuß lange eiserne Brücke von dreizehn Bogen hat bauen lassen. Die Stadt Lassa, der Sitz der Regierung, ist sehr volkreich; sie hat steinerne Mauern, und die fünf Thore werden sorgfältig bewacht. Bei Schuduku ist eine andere eiserne Brücke von 25 Bogen; man entrichtet Zoll darauf. Auch Tagedo, nahe an der chinesischen Gränze, scheint eine beträchtliche Stadt zu seyn. Ueberhaupt staunt man über die Menge großer Städte, deren der Reisebericht erwähnt, in einem Lande, daß wir uns nach seiner ungeheuren Höhe über dem Meer und seinem Gürtel von Schneegebirgen als öde und unbewohnt denken. Aber weit gefehlt; im Gegentheil findet man auf dieser Central-Hochebene der alten Welt sämmtliche nützliche Produkte unserer schönsten Länder, und, was uns noch außerordentlicher dünken muß, Alles, was wir für ein ausschließliches Eigenthum der alten europäischen Kultur gehalten haben. So gibt es, nach dem Reisebericht, in Tibet eiserne Brücken, gewölbte Häuser, Klöster mit vergoldeten Kuppeln, Tuchmanufakturen, geschickte Färber, große Märkte, die auf ein Zeichen mit der Glocke geschlossen werden, Kanonengießereien, Polizeibeamte, Zöllner, Schmuggler, ehelose, reiche und mächtige Mönche, kurz, was nach europäischen Begriffen zu einer vollständig organisirten Gesellschaft gehört.

Nach einem Briefe des Dr. Gerards an die asiatische Gesellschaft in Kalcutta, ist der ungarische gelehrte Reisende, von dem wir in Nr. 287 vorigen Jahrs berichtet haben, Csomo von Koros, noch immer in Tibet mit dem Studium der Landessprache und Geschichte beschäftigt. Er sah ihn bei einem Lama, seinem Freunde, in einer Hütte, umgeben von Büchern aller Art. Er schien ganz vertieft in seine Studien. Im verflossenen Winter saß er 10,000 F. über dem Meer, von Kopf bis zu Fuß in Wollenzeuge eingehüllt, vom Morgen bis zum Abend unausgesetzt vor seinem Schreibtisch. Die Kälte war so stark, daß Csomo kaum die Hand aus seinem Pelz hervorstrecken konnte, um beim Lesen das Blatt umzuwenden. Unter diesen Umständen hat er zum Behufe eines Wörterbuchs 40,000 Worte der tibetanischen Sprache gesammelt und geordnet. Er dehnt seine Forschungen auch auf Religion, Geschichte, Kosmographie und andere Gegenstände aus. In seiner tibetanischen Büchersammlung befinden sich sehr viele philosophische Systeme, über die sich, wie er meint, die europäischen Gelehrten nicht wenig wundern würden. Er besitzt 5 Bände über Medizin, in denen 400 Krankheitsarten beschrieben sind. Der innere und äußere Bau des Menschen ist auf Holztafeln in 6 verschiedenen Gesichtspunkten geschnitten. Er hat auch entdeckt, daß der Steindruck in Tibet schon seit langer Zeit bekannt ist. Csomos ländliche Wohnung liegt mitten unter Mönchsklöstern in einer sehr malerischen Landschaft. Ihre Religionsgebräuche haben mit denen der katholischen Kirche überraschende Aehnlichkeit. In der Nähe ist das Kloster, in welchem sich die tibetanische Encyklopädie befindet, und die Büchersammlungen der alten Städte Teschou-Lombhu und Lassa sind reich an wichtigen Werken, die sich Csomo noch zu verschaffen hofft.

## Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Bory St. Vincent. Egyptische Expedition.

Wäre Bory St. Vincent die fünf Jahre lang in St. Pelagie geblieben, so hätte er gewiß zwanzig Bände geschrieben; denn Niemand schreibt schneller als er. Freilich sieht man auch manchen seiner Arbeiten die Flüchtigkeit an, womit sie abgefaßt sind. Naturforscher rühmen den Aufsatz über die Gebirge, den er für das große Wörterbuch der Naturwissenschaften schrieb; allein nur den ersten Theil rühmen sie; der zweite soll in der Eile zusammengerafft worden seyn, und das Ende mit dem Anfange schlecht zusammenstimmen. Dieser Aufsatz hätte beinahe eine Veränderung in seiner Lage bewirkt. Der bekannte Montlosier, der sich in den lezten Jahren als ein heftiger Jesuitenfeind bewiesen und der heimlichen Kongregation nicht wenig zu schaffen gemacht hat, war so entzückt über den Aufsatz Bory St. Vincents, daß, als ihm sein Verleger eine Summe von 6000 Franken brachte und ihm im Gespräche berichtete, daß Bory St. Vincent zu St. Pelagie sitze, Montlosier in einer Aufwallung von Menschenliebe sogleich beschloß, die 6000 Franken zur Befreiung des Naturforschers anzuwenden. Der Antrag wurde diesem gemacht; Bory St. Vincent aber schlug ihn aus; vermuthlich hatte er nicht im Sinn, dem Wucherer, dem er gewiß nichts Glückliches wünschte, noch zu guter Lezt zu seinem Sündengelde zu verhelfen. Andere Umstände verschafften ihm aber endlich seine Freiheit wieder. Jemand heirathete nämlich die Tochter Bory's; nun wollte der Eidam nicht zulassen, daß sein Schwiegervater länger im Schuldnergebäude sitze, und kaufte ihn los. Kurz darauf kam das Projekt der wissenschaftlichen Expedition nach Griechenland auf; vielleicht hatte er selbst es ausgeson-

nen, um sich dadurch eine angemessene Beschäftigung zu verschaffen; denn die meisten Unternehmungen dieser Art werden nicht von der Regierung ausgedacht, sondern von Privatpersonen vorgeschlagen, welche dabei eine Hauptrolle zu spielen gedenken. Man würde oft erstaunen, wenn man hinter den Vorhang schauen und sehen könnte, durch welche Umtriebe, auf welche verwickelte Art groß't wissenschaftliche Unternehmungen hier beschlossen werden, die der Regierung oder den Ministern nur mit Unrecht zum Ruhme angerechnet werden, die von ihnen aber nicht erfunden, sondern ihnen blos eingegeben worden sind. Dießmal aber war nichts dazu geeignet, einen ausgezeichneten Erfolg herbeizuführen. Die zu Mitgliedern der Reisegesellschaft ernannten, theils jungen, theils ältern Gelehrten paßten schlecht zusammen; sie fanden in Griechenland nichts vorbereitet zu ihren Forschungen, konnten sich nicht einmal das Nöthige verschaffen und hatten noch dazu mit Krankheiten zu kämpfen; vielleicht hat jeder geleistet, was er konnte; allein etwas Großes ist nicht zu Stande gekommen; besonders ist das archäologische Fach, wie es scheint, schlecht besorgt worden, und gerade dieses hätte die wichtigste Ausbeute liefern sollen. Will Frankreich sich ein Verdienst um die nähere Kenntniß Griechenlands erwerben, so wird es eine besser gewählte Gesellschaft von Gelehrten hinsenden, ihnen die Mittel zum Forschen mehr erleichtern und eine etwas ruhigere Zeit abwarten müssen. Besser ist die wissenschaftliche Reise nach Egypten ausgefallen. Um gerecht zu seyn, muß man gestehen, daß diese auch viel leichter auszuführen war. Die Reise auf dem Nil ist jezt eine wahre Lustfahrt; man braucht nicht nach den Alterthümern zu suchen; sie fallen einem an den Nilufern leicht in die Augen; der Reisende kann sie ungestört besuchen, und die meisten, wo nicht alle, sind bereits aus den Berichten voriger Reisenden bekannt. Besonders hat, wie man weiß, die französische Gelehrtenkommission während der Bonaparteschen Expedition bedeutend vorgearbeitet; nur auf die Hieroglyphen, die man damals als einen unerklärlichen Theil der Alterthümer betrachtete, hat sie wenig Aufmerksamkeit verwendet, und diese sind daher in ihrem Prachtwerke oft sehr ungetreu dargestellt. Nun sind aber die hieroglyphischen Gebilde gerade dasjenige, womit sich Champollion am meisten beschäftigt; es konnte also nicht unzweckmäßig seyn, eine Reise nach Egypten zu unternehmen, um diese besonders genauer zu untersuchen und mit den übrigen Theilen der Alterthümer zu vergleichen. Daß aus der Reise des Hrn. Champollion wichtige Ergebnisse für Entzifferung der hieroglyphischen Schrift hervorgehen werden, steht sehr zu bezweifeln, und man hat bisher nicht erfahren, daß dieser Gelehrte einen bedeutenden Schritt in diesem Fache weiter gethan hätte. Allein gewiß wird die Expedition zur Folge haben, daß die egyptischen Gebilde genauer und besser beschrieben werden; eine um so nöthigere Sache, da es bei dem jetzigen Regen und Streben der Regierung in Egypten um manche alte Denkmäler geschehen ist, die man niederreißt, um Kasernen, Fabriken und andere Gebäude daraus zu machen. Champollion, welcher zum Professor der egyptischen Alterthümer ernannt worden war, ehe er noch ein großes Denkmal Egyptens gesehen hatte, und daher klüglich seine Vorlesungen bis nach seiner Reise aufgeschoben hat, kann doch jezt mit voller Sachkenntniß seine Materie vortragen. Es ist nun einmal so gebräuchlich in Frankreich, daß man sich eine wissenschaftliche Stelle verschafft, wenn man Zugang zu den Ministerbureaus hat, und sich dann zu einer Reise auf Kosten der Regierung ausschicken läßt, um die nöthigen Fähigkeiten zur Erfüllung der Pflichten dieser Stelle erwerben zu können. So ward Hr. Raoul Rochette sehr jung zum Aufseher des Antikenkabinetts bei der königlichen Bibliothek ernannt, und hernach erhielt er bedeutende Summen von der Regierung, um die Alterthümer Italiens zu beschauen. Vielleicht könnte die Regierung einen bedeutenden Theil solchen Lehrgeldes ersparen, wenn sie die jungen angehenden Gelehrten nach Italien, Griechenland, Egypten mit wenigem Gehalte reisen ließe, wie sie junge Künstler mit einem mäßigen Gehalte nach Rom schickt. Sind die Herren einmal Konservatoren der Antikenkabinetts und Museen, und wollen dann reisen, um sich zu bilden, so muß die Regierung ihnen Zeichner und Eleven mitgeben; aus den Reisen werden Expeditionen, und diese erfordern bedeutende Geldsummen. Ein solcher spät abziehender Reisende ist auch der Akademiker Michaud, welcher seit zehn Jahren an seiner Geschichte der Kreuzzüge gearbeitet hat und nun, da dieselbe in einer dritten Auflage und in zehn Bänden ganz erschienen ist, auf den Einfall gerâth, die Länder zu besuchen, die er beschrieben hat, und diese Reise natürlich nicht auf seine Kosten, sondern auf Kosten der Regierung zu unternehmen. Da der Mann einer der Eigenthümer der Quotidienne, eines bei den Ministern und der Kongregation beliebten und hoch angeschriebenen Tageblattes, ist, so ist ihm die verlangte Gunst nicht versagt worden, und die Zeitungen stellen seine Reise beinahe wie eine Gesandtschaft dar; er soll nämlich mit mehreren untergeordneten Personen, Zeichnern u. a., sich einschiffen und besondere Aufträge von der Regierung haben. Diese Aufträge beziehen sich vielleicht auf einige milde, den Klöstern in Palästina bestimmte Gaben. Hr. Michaud aber will die Reiserouten der Kreuzfahrer wieder aufsuchen und die von denselben zurückgelassenen Denkmäler in Augenschein nehmen. Wozu? vielleicht zu einem Nachtrage und zur Berichtigung seines großen Werkes. Also Glück zu! Unterdessen reisen auch, aber nicht auf Kosten der Regierung, sondern auf elterliche Kosten, einige junge Leute, welche den Alex. Labordeschen Reise- und Erziehungsplan, wovon ich im vorigen Jahre Bericht abgestattet habe, in Ausführung bringen wollen. Ob sie die ganze Erde umreisen werden, wie es Graf v. Laborde vorschlägt, weiß ich nicht. Es sind rüstige und muthige junge Leute, die wahrscheinlich so lange reisen werden, als ihnen das Geld nicht ausgeht, und die vielleicht auch von diesem langen Umherirren manchen Nutzen ziehen mögen. Für reiche Familien ist dieß recht gut; schwerlich aber wird es zur allgemeinen Gewohnheit bei der Erziehung werden, die jungen Leute um die ganze Erde wandern zu lassen, als Ergänzung ihrer Studien, wie es Graf von Laborde vorschlug. Wie manche werden daheim bleiben müssen, ohne Hoffnung, den vaterländischen Boden je überschreiten zu können!

Dg.

---

Auflösung der Homonyme in Nr. 68:

Zug.

## Wort-Palindrome.

I.

1. 2.

Schüsseln und Teller und Tische sind wie.

2. 1.

Volksinteressen verhandelt man hier.

II.

1., 2. 3.

Kinder und Narren nur haben uns feil.

2. 3., 1.

Ich bin vom Kopfe des Gibbon ein Theil.

III.

1., 2. 3.

Holz ist mein Stoff, und mein Werk ist ein Haus.
Fleiß und Genie nur brüten mich aus.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

# №. 75.

# Morgenblatt

## für

# gebildete Stände.

**Montag, 29. März 1830.**


— Lob' es die ganze Welt,
Ich sage frei heraus, daß es mir nicht gefällt.

Piron.

---

## Blick auf Gesinnung und Streben in den Jahren 1776 — 1778.

### Herr von Münchow an Herren von Briest.

Potsdam den 10ten Febr. 1776.

Liebster Freund!

Winanko hat mir gesagt, daß er neulich dem Herrn von Knobloch und mir einem jeden ein Fach für unsere Korrespondenz mit Ihnen angewiesen und sich selbst die Literatur vorbehalten hätte. Er wollte mir aber das meinige nicht sogleich sagen; ich ersuchte ihn also, es nur meinem Herzen zu überlassen und zu erlauben, daß ich Ihnen alles schreiben dürfte, was mir selbiges für Sie sagt. Es könnte leicht seyn, daß er mir ein Fach anwiese, dem ich nicht gehörig Genüge zu leisten im Stande wäre. Er mag es nun auch nicht übel nehmen, daß ich ihm in sein Amt falle und Ihnen sage, daß wir gestern ein Trauerspiel gelesen haben, Stella genannt. Nicht Trauerspiel, ich irre mich, ein Schauspiel für Liebende nennt es der Verfasser, Goethe. Dieser Name, glaube ich, wird genug seyn, um mein Lob entbehrlich zu machen. Aber was würden Sie sagen, wenn ich statt dessen mit einem Tadel angezogen käme? Ich möchte es bald lieber, als es loben. Die Sprache darin ist herrlich, wie Sie leicht glauben können; aber das Sujet scheint mir ein wenig verzerrt und in den meisten Ländern, außer der Türkei, Contrebande. Wissen Sie, was die Criticaster jezt sagen werden? Erst will der Mensch den Selbstmord einführen und nun die Polygamie. Die Herrn könnten vielleicht in dem Leztern so unrecht haben wie in dem Erstern; indeß will mir das Stück doch nicht recht in den Kopf. Wenn es doch ein ähnlicher Gegenstand seyn sollte, warum bearbeitete er die Geschichte von dem Grafen aus dem Kreuzzuge nicht selbst, die er doch einem von den verträglichen Weibern erzählen läßt? Vielleicht hätte es mehr Glück gemacht, als sie modernisiren zu wollen. Sie müssen es lesen, lieber Briest. Stellenweise werden Sie erstaunen, dafür bin ich gut, und dann Ihre Kritik schon selbst machen. — Sophiens Reise von Memel u. s. w. ist in einem sehr schönen Kleide und mit dem sechsten Theile vermehrt, erschienen. So viel habe ich wohl gesehen, daß sich Sophie in dem lezten Briefe als Madame T. unterschreibt. Dem Himmel sey Dank, daß sie unter der Haube ist!

Der Prinz Ludwig von Würtemberg zieht jezt bei uns auf die Wache — doch was geht das mich an! Es gehört in das Fach des Herrn von Knobloch, und ich [illegible] ihm keinen Eingriff thun.

Für dieß Mal habe ich Ihnen also weiter [illegible]ts zu sagen, als daß ich Sie von ganzem Herzen [illegible]e und daß ich Sie bitte, mich nicht zu vergessen [illegible] versichert zu seyn, daß ich unaufhörlich seyn werde

u. s. w.

*

P. S. Giller versicherte [illegible]ich neulich auf der Wache, daß ihm der Tod seines Vaters nicht mehr Schmerzen verursacht hätte als Ihre Abreise. Ein sicherer Beweis

von der Güte des Herrn, wenn seine Leute so von ihm sprechen. Er sagte noch viel mehr. Ich hätte ihn küssen mögen! Leben Sie wohl, mein bester Briest.

* * *

### Herr von Winanko an Herrn von Briest.

Potsdam den 23ten Februar 1776.

Ich habe eine neue Bekanntschaft gemacht, und eine angenehme: ein hübscher junger Mensch, Vetter unseres Regimentsfeldscheer, Cosmar mit Namen. Er hat einen Freund in Rathenow, den ich Ihnen empfehle, wenn Sie seiner Hülfe bedürfen. Er ist Arzt daselbst, und heißt Meier. Nun weiß ich zwar nicht, ob er glücklich in Kuren ist. Wenn ich aber von dem Geist und Eifer, mit dem er seine Wissenschaft treibt, auf seine Geschicklichkeit und erlangte Kenntnisse schließen soll, so müssen diese groß seyn. Er hat in Berlin auf der Anatomie den größten Ruhm erworben.

Mit dem jungen Cosmar ging es mir wie Werthern mit seinem jungen Menschen. Er kramte auch viel Wissens aus, doch nicht vom Wood bis zum de Pille, sondern vom Barthol bis zum Cujaz und Nettelblatt. Ich ließ das auch all gut seyn und fragte ihn nach diesem und jenem. An seine Schwestern dachte ich dabei mehr als an Cujaz: ein Paar Mädchen mit Engelsköpfen, dabei ist die Eine so zart und sanft wie die Täubchen der Venus. Ich lernte sie vor drei Jahren hier kennen, und war Zeuge eines Auftritts, der sich nur sehen und empfinden, aber nicht beschreiben läßt.

Sie waren in tiefer Trauer um ihren Vater, der Forstrath über einen großen Forst gewesen war und in voller Mannskraft, vom Schlage getroffen, seiner Familie entrissen ward. Er hinterließ drei Töchter und zwei Söhne, alle in Reichthum und Wohlleben erzogen. Der älteste Sohn hatte bereits die Universität bezogen, als dieser Unglücksfall ihrem Wohlstande ein Ende machte. Gutmüthig und sorglos hatte der Vater viel große Summen ausgeliehen und seine Rechnungen noch nicht geschlossen. Die Gerichte nahmen Besitz von dem Bestande, legten Beschlag auf das ganze Vermögen, die Familie kam an den Bettelstab. Der älteste …hn ward unterstüzt, damit er seine Studien fortsetzen un… …er Familie eine Stütze werden konnte. Zwei Töchter di… …n bei der Mutter, der kleine Sohn kam in das Schindle… …e Weisenhaus, und der zwölfjährigen Tochter verschaffte m… eine Stelle im Fräuleinhause. Wie nun das arme Kind hiehergebracht ward, die Mutter, die Schwestern sich vo… ihr trennten, geriethen alle in einen Zustand, der sich nich… darstellen läßt. Die Kleine ward ohnmächtig aus den Arm… der Ihrigen davon getragen. Ich stand zitternd vor Rüh…ng und Besorgniß da und hätte in dem Augenblick mein …den darum gegeben, um reich zu seyn und die Getrennte… wieder vereinigen zu können. Das Kind ist diese drei Jahre lang in dem Zustand tiefster Trauer geblieben. Sie kann es nicht ertragen, die Mutter nicht zu sehen. Sie krankt an Sehnsucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Geologische Neuerungen.

### Das Alter der Berge.

Lange glaubte der Mensch, die Erde mit ihren Ländern und Meeren, ihren Bergen und Thälern, der ganze mütterliche Boden, auf dem sich das Menschengeschlecht seit einer ungezählten Reihe von Jahrhunderten bewegt, sey so, wie er ist, aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen. Zwar frühe schon mußte dem nach den Schätzen des Steinreichs in die Erdrinde Dringenden die Schichtung des Gesteins auffallen, er mußte bei der Aufeinanderfolge der Gebilde an eine Aufeinanderfolge der Bildung in der Zeit denken. Aber lange währete es, bis, mit steigender Ausbildung des Menschengeschlechts und Vervielfachung des Verkehrs unter den Völkern, diese Ahnung unter den Weisen zum wissenschaftlichen Glauben, noch länger, bis dieser Glaube zur eigentlichen Wissenschaft wurde. Erst am Ende des vorigen Jahrhunderts war man soweit gediehen, daß ein Mann von Genie, Werner, beweisen konnte, wie die Zeit der Bildung der verschiedenen Schichten, aus denen die Erdrinde besteht, sich ziemlich genau ausmitteln lasse. Er entwarf eine geologische Chronologie der physischen Ereignisse, in deren Folge die verschiedenen Erdgebilde auftreten, und diese Chronologie war darum, daß es ihr nicht an dunkeln Stellen fehlte, um nichts weniger zuverläßig als die historische. Er hatte die Zeitfolge der Bildung der Gebirgsarten einzig nach der Ordnung des Aufeinanderliegens der Schichten bestimmt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts waren auch die Ueberreste organischer Körper, die man überall in der Erdrinde zerstreut findet, systematisch geordnet, nach den tiefern oder oberflächlichern Erdschichten, in denen sie sich finden, in Gruppen vertheilt, und trugen, gleichsam Vignetten und Lithographien in dem gigantischen Buche des Erdballs, zum Verständniß seiner oft so verworrenen Schrift unglaublich viel bei.

Die allgemeinen Grundsätze dieser Wissenschaft schienen so fest zu stehen, als die ewigen Säulen der Natur selbst, und gewisse geologische Sätze waren so mit der Vorstellungsweise der Gebildeteren des Geschlechts verschmolzen, daß sie am Ende selbst der Spötter, wenn er anders auf Bildung Anspruch machte, nicht mehr anzugreifen wagte. Hieher gehört der Satz, daß die Schichten und Bänke von versteinerten Seethieren, die sich in sehr bedeutenden Höhen, ja in manchem Gebirgszuge auf der höchsten Höhe finden, beweisen, das Meer habe sich einst, in den Revolutionen der Erde, an den Gebirgen so hoch hinangestaut und, sich

zurückziehend, jene Schaalthiere mit seinem Schlamme zurückgelassen. Diese Hypothese, worüber noch Voltaire die volle Lauge seiner Sarkasmen ausgoß, ist jezt ein Glaubensartikel jedes gebildeten Frauenzimmers, das einen Kurs in der allgemeinen Naturgeschichte gemacht hat. Ferner stößt man überall auf der Erde, wo man immer in ihr Eingeweide dringen mag, in größerer oder geringerer Tiefe, nachdem man sich durch die mehr oder minder deutlich geschichteten Gebilde durchgearbeitet, auf ein derbes Gestein, das keine Spur von Schichtung mehr zeigt; es ist dieß einerseits das Porphyrgebirge, andernseits und hauptsächlich der Granit und das granitartige Gestein. Da nun der Granit überall unter allen andern Bildungen liegt, so zog man den Schluß, er sey früher als alle andere, so wie er jezt ist, gebildet, er sey der eigentliche Krystallisationskern, an den sich alle andern Erdgebilde angelegt.

Seit Seaussure wurden die Geologen so ziemlich einig, daß das eigentliche Knochengerüste des Erdballs, das granitische Urgebirge, dadurch entstanden sey, daß die anfänglich geschmolzene, breiartige Masse durch innere Ursachen an gewissen Stellen emporgehoben wurde und erstarrend den Kern unserer Gebirge bildete. Wann aber stiegen ene Massen aus dem Schooße der Erde hervor? wann erstarrten jene Wellen des geschmolzenen Urstoffs der Erde zum granitischen Fels? wie viele Schichten früher gebildeten Gesteins waren damals schon über der Erde verbreitet, die jene emportauchenden Berge aushoben und durchbrachen? geschah dieses Emporsteigen zumal, plötzlich, mit Einem Schlage auf dem ganzen Erdball? war diese Bewegung rasch oder allmählig? Diese und ähnliche Fragen sind noch so sehr im Dunkeln, daß hier noch Spielraum für die verschiedensten Hypothesen stattfindet, an denen es denn auch nicht gefehlt hat; vor allem aber ist die Ansicht, welche vor Kurzem der französische Gelehrte Beaumont, nach direkten Beobachtungen vieler Bergketten, aufgestellt hat, durch Einfachheit und wenigstens scheinbare Konsequenz überraschend.

Einen großen Theil der festen Erdrinde, wie sie jezt ist, bildet das auf die ältern Erdbildungen aufgelagerte Flözgebirge, das auf der ganzen Erde einerseits bedeutende Bergketten und Plateaux bildet, andernseits häufig zu sehr bedeutenden Tiefen sich hinaberstreckt. Allen physischen Kennzeichen nach sind die Gebirgsschichten, aus welchen dieses Flözgebirge besteht, Gebilde des Wassers, d. h. das Meer, das einst Alles überfluthete, enthielt ihre Bestandtheile in sich aufgelöst und sezte sie im Fortgang der Erdbildung schichtenweise ab. Die Hauptschichtungen unterscheiden sich durch die physische Beschaffenheit des Abgelagerten genau von einander, so wie auch durch die Natur der in ihnen enthaltenen Ueberreste einer zu Grunde gegangenen organischen Welt, und in den Hauptabschnitten dieser Flötze sieht der Geologe die Zeugnisse von eben so vielen Revolutionen, die der Erdboden erlitten hat. Man theilt die neuern Flötzgebirge in vier große Klassen, welche nach dem Alter so aufeinander folgen: Am tiefsten liegt der sogenannte Jurakalk, aus welchem Gestein, z. B. der Jura, die schwäbische Alp u. s. w. besteht; darauf folgt nach oben zu der grüne Sandstein und die Kreide, dann die sogenannten tertiären Bildungen, und endlich zu oberst die ersten und ältesten Schichten des sogenannten aufgeschwemmten Landes.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsetzung von Nro. 59.)

### Der neue Handelsplatz Goole.

Unserm Versprechen gemäß, fahren wir fort, den Companion to the Almanach zu analysiren und unsere Betrachtungen daran anzuknüpfen. — Der nächste Artikel nach den angegebenen ist eine offizielle, dem Parlamente vorgelegte Nachweisung von der Aus- und Einfuhr von Waaren und Produkten im Hafen von Goole. Die Verfasser bezweckten dadurch, ihre eigenen Landsleute mit einem Orte in Yorkshire bekannt zu machen,*) der den meisten noch auf viele Jahre eben so fremd geblieben wäre, wie die amerikanische freie Negerkolonie Liberia an der Westküste Afrika's es bis jezt für den Redakteur unserer Foreign Litterary Gazetta war, der in einer neulich erschienenen Nummer gutmüthig eingestand, daß ihm jene Kolonie bis zu dieser Stunde nicht einmal dem Namen nach bekannt gewesen sey. Wie so manche Stadt im Mittelalter ihre Entstehung der nachbarlichen Eifersucht und Nebenbuhlerschaft verdankt, und sich heute noch in ihrer Chronik in dem rohen Naturzustande eines Fischer- oder Walddorfes erblickt, so hat auch der Handelsort Goole in unsern Tagen sein Mittelalter erhalten; er ist nur einige Monate älter als der der Republik Bremen zugehörige neue deutsche Ort Bremerhafen. Groll gegen die Stadt Hull, veranlaßt durch einige hohe Lokal- und Dockabgaben und Lauheit in der Erweiterung ihrer Hafenanstalten, welche der ausgedehntere Geschäftsbetrieb des fruchtbaren und fleißigen westlichen Landstriches von Yorkshire nach den nördlichen Häfen Deutschlands forderte, bewog die reichen Kanaleigenthümer, besonders die des Air- und Caldeskanals, so wie die Fabrikhäuser in und in der Umgegend von Leeds sich nach einem andern gelegenern Orte zum schnellern und wohlfeilern Umtausche ihrer und fremder Erzeugnisse umzusehen. Diesen Ort fanden sie in dem dreißig Meilen landeinwärts gelegenen unbedeutenden Flecken Goole. Bis hierher können Seeschiffe von 200 Tonnen ohne viele Schwierigkeiten ansegeln. Die mannigfachen Gewerbserzeugnisse des Manufakturdistrikts von Yorkshire sollten hier schneller zu ihrer Bestimmung nach fernen Gegenden geladen

---

*) Es verdient jedoch erwähnt zu werden, daß die Verfasser des Companion nur eine trockene Zahlenstatistik liefern und über das Geschichtliche der Entstehung dieses Handelshafens nichts erwähnen; überhaupt dienen uns die Angaben des Companion blos als Leitfaden zu unsern Betrachtungen.

werden, während die rohen Produkte der jenseits des deutschen Meeres liegenden Länder, die mannigfaltigen Getreidearten, die Oelsaamen, Knochen zum Feldbau, Schafwolle u. m. a. Erzeugnisse, die jenen Nordstrich Englands zu einem guten Kunden Deutschlands machen, mit geringerm Kostenaufwande tiefer ins Innere des Landes gebracht und ausgeladen werden sollten. Man legte Docks an, baute Speicher und Straßen; von Leeds, Halifax, Hull und andern Orten ließen sich Kaufleute in der jungen Stadt nieder, das Parlament gewährte ihr alle Hafenrechte, und der Erfolg war, daß die alte Nachbarin Hull, von dem jungen Städtlein in die Enge getrieben, ihre Trägheit und ihr Selbstvertrauen endlich aufgeben und auf ihre Ansprüche verzichten mußte. Die Abgaben auf Schiffsladungen wurden nun auch in Hull ermäßigt; ein neuer Dock, welcher den Fluß Hull mit der Humber vereinigt und der die Stadt zur vollkommenen Insel macht, ward auf einer Quadratfläche von sechs Acres binnen neun Monaten ausgegraben, vollendet und im Juli voriges Jahr geöffnet. Durch diese Verbesserung segeln jezt die Seeschiffe von der Hull nach der Humber in einer Viertelstunde, während sie früher, wie sehr erfahrne und glaubwürdige Männer mich versicherten, oft vierzehn Tage damit hinbringen mußten. Hull verspricht sich von dieser Reform viele Vortheile, und Goole trägt mit jedem Jahre reichere Blüthen. Hier zeigt sich wieder ein Beispiel von den wohlthätigen Folgen freien, unbeschränkten Wetteifers.

(Der Beschluß folgt.)

Wien, März.

Fasching. Zustand des Hofburgtheaters.

Der Fasching ist im Ganzen dieses Jahr in den höhern Klassen der Gesellschaft minder lebhaft als sonst begangen worden, woran die Trauer für J. k. H. die Erzherzogin Henriette allerdings großen Antheil hatte; indeß war das Ende doch noch ziemlich glänzend, und auch an einigen Maskenbällen hat es nicht gefehlt. Der russische Botschafter, Hr. von Tatitscheff, veranstaltete ein solches Fest, dem auch die Glieder des allerhöchsten Hofes beiwohnten; Maskenzüge stellten Figuren aus den bekannten Feenmährchen der Kinderbibliothek vor. Ein anderer fand in dem Hause eines hiesigen Bankiers statt, der dem vorgenannten weder an Eleganz, noch Geschmack nachgestanden haben soll. Ich habe keinen von beiden gesehen und kann daher nur vom Hörensagen berichten. — Zu Penzing, nahe an der Stadt, hat der Gastwirth Kinnel den sinnreichen Einfall gehabt, einen Eispallast mit Säulengängen in der größten Dimension zu errichten, der, beleuchtet und eine große Menge Menschen in sich fassend, einen wahrhaft magischen Eindruck machte. Später, als eine Anzahl Invaliden darin bewirthet wurde, war der Saal mit Kanonen und Armaturen, gleichfalls von Eis geformt, ausgeschmückt. Vasen, ja eine lebensgroße Bildsäule Neptuns, alles aus Eis gefertigt, das Werk des Steinmez Heller, erregten mit Recht allgemeine Bewunderung.

Die neuen Gaben, die das Hofburgtheater brachte, bestanden: in einem Stück von Lembert: „Das Blümchen Wunderhold,“ das ohne große Beachtung vorüberging, „Yelva,“ nach Castelli's Bearbeitung, und Raupachs „Schleichhändlern.“ Castelli hat dem französischen Melodrame nichts von seiner Vortrefflichkeit genommen, und der Effekt auf thränenfreudige Seelen war vollständig. Das Hofburgtheater, das in seinem Repertoire sonst eine rühmliche Auswahl zu treffen weiß, hätte diesen Thränenpresser füglich den Vorstadttheatern überlassen können, ohne der Kunst etwas an ihrer Gebühr entzogen zu haben. Raupachs Schleichhändler machten viel zu lachen, und somit ist ihnen zum Lobe gesagt, was nur irgend mit Fug von ihnen gesagt werden kann und sie verdienen. Die Aufführung war ziemlich gerundet und billigen Ansprüchen genügend. Die Rolle des Fräulein Nickebosch, in den Händen der fleißigen Mlle. Hruschka, hätte indessen allerdings eine bei weitem kräftigere und entschiedenere Färbung vertragen, als ihr zu Theil geworden ist. Mlle. Hr. ist eine von den nicht genug zu achtenden Schauspielerinnen, die fast überall ihren Platz ausfüllt, nie, oder doch nur höchst selten stört, außer wenn ihr, wie hier, ein hochkomischer oder, im Gegensaze, zu Zeiten ein hochtragischer Charakter zugetheilt wird, wozu ihr die nöthige künstlerische Freiheit mangelt. In einer Gattung Charaktere, die in der Mitte zwischen Tragik und Komik liegen, trifft sie fast jedesmal das Rechte; doch nicht so, wenn diese Charaktere eine entschiedene komische oder tragische Kraft erfordern. Ueberhaupt scheint unsere Bühne in diesem Augenblicke auf einem gefährlichen Wendepunkte zu stehen, und es wird alle Sachkenntniß unserer ausgezeichneten Dramaturgen und aller guter Wille und die Mitwirkung der Direktion dazu gehören, das Schiff durch diese Klippen zu steuern. Viele unserer bedeutendsten Künstler sind durch Alter, Krankheit, Tod oder sonstige Verhältnisse von uns geschieden, die meisten von ihnen sind nicht ersezt und manche wohl auch nicht zu ersezen. Vorzüglich ist das Fach der Alten, einst die Hauptstüze unsers trefflichen Lustspieles, durch Krügers und Rügers Tod und Kochs abnehmende Kräfte als verwaist zu betrachten. Hr. Wilhelmi und Hr. Costenoble, sonst anderweitig hinlänglich und glücklich beschäftigt, mußten nun auf diese Pläze rücken, die sie wohl mit Ehren behaupten, aber doch keineswegs so ausfüllen können, daß nicht noch immer eine Lücke ersichtlich wäre. Eben so ist es mit dem Fache der komischen Mütter, das eigentlich gar nicht besezt ist und für das man immer noch irgend ein Surrogat bald in diese, bald in jene Rolle wirft, ohne im Wesentlichen nur irgend genügenden Ersaz zu finden. Auf gleiche Weise fehlt das Fach der tragischen Mütter, seit Mad. Schröder entlassen wurde, ganz, und Mad. Lembert kann sich nur nothdürftig darin behaupten. Unter diesen Umständen muß man wohl zugestehen, daß der dermalige Zustand unserer Bühne allerdings einen nahen Fall von ihrer Höhe befürchten lasse, und zwar eben in dem Kreise von Vorstellungen, der sonst den vollendetsten und gediegensten Theil ihrer Leistungen ausmachte, nämlich der Conversationsstücke, in ausgedehnter und höherer Bedeutung. Die Direktion unsers Hoftheaters war bisher die einzige, die den Verstand gehabt hat, einzusehen, daß das Conversationsstück die Basis und das Correctiv für alle andere Darstellung, und überhaupt für jede Theaterunternehmung abgeben muß. Ohne daß hierauf, als auf das Wesentlichste, hingearbeitet wird, gehen Schauspieler, Publikum und Direktion zu Grunde. Die Schauspieler verlernen, wenn sie unausgesezt auf der Höhe des sogenannten poetischen Lust- oder Trauerspiels gehalten werden, jeden einfachen und wahren Naturlaut, jede feinere Nuance der Charakteristik, und werden auf solche Weise so recht eigentlich in die Manier hineingejagt. Das Publikum wird durch diese tägliche Nahrung so überreizt, daß ihm, wie den Opiumessern des Orients, zulezt nur noch die konvulsiven Zuckungen französischer Melodrame einigen Genuß gewähren, und die Direktionen werden dann nur zu bald und zu ihrem eigenen Nachtheil das allmählige Erkalten für jede dramatische Unterhaltung gewahr, um so mehr, da sie sich nachgerade in die Unfähigkeit versezt finden, dem übersättigten Geschmacke mit neuen Reizmitteln zu Hülfe zu kommen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 76.

# Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 30. März 1830.

> Omega muß zum Alpha werden;
> Und so wäre denn die liebe Welt
> Geognostisch auf den Kopf gestellt.
>
> Goethe.

## Geologische Neuerungen.

(Fortsetzung.)

Alle diese Flötzbildungen sind mehr oder minder deutlich geschichtet; sie hatten sich auf dem Boden des Meeres oder großer Wasserbecken nach dem Gesetze der Schwere horizontal niedergeschlagen. Nun finden wir aber, daß diese Schichten bei weitem nicht immer horizontal streichen, sondern unter den verschiedensten Winkeln aufgestellt sind. In der Ebene ist die Schichtung fast immer horizontal, oft laufen die Flötze wagerecht aus, bis sie an das Gebirge stoßen, und brechen hier ab; häufig werden aber gegen die Berge zu die Schichten aufgehoben, und zwar sogar oft bis zum rechten Winkel. Haben sich nun diese Gebirgsarten bei ihrer Bildung an den Abhängen der Berge schief oder gar senkrecht niederschlagen und erhärten können? Nein, sagt Beaumont; sie sind nur, als die Berge, deren Seite sie bedecken, aus der Erde Schooß aufstiegen, mehr oder weniger aufgehoben worden, je nachdem die emporstrebende Gewalt des Urgebirgs schwächer oder mächtiger war; aus demselben Grunde sind sie von der auftauchenden Masse entweder blos gekrümmt und gebrochen, oder wirklich zertrümmert, durchbrochen und theilweise in die Höhe gerissen worden. Dieß vorausgesezt, müssen die schiefen Erdschichten an den Bergen existirt haben, ehe die Berge aufstiegen; diejenigen Lagen des Flötzgebirgs aber, die sich horizontal fortsetzen, bis sie an dieselben Abhänge stoßen, müssen dagegen jünger seyn als der Berg; denn warum sollten sie, wenn sie vorher vorhanden waren, nicht auch aufgehoben worden seyn? Hält man nun dieß fest und betrachtet die verschiedenen Gebirgssysteme aus diesem Gesichtspunkt, so zeigt sich, daß die Gebirge nicht auf einmal, sondern zu verschiedenen Zeiten emporgestiegen sind, und daß das jedesmalige Emporsteigen des Urgebirgs eine Erdrevolution zu bezeichnen scheint, deren Folge immer wieder ein neuer Niederschlag von Flötzen war. Beaumont nimmt nach seinen bisherigen Beobachtungen, die sich über die Alpen, die Pyrenäen und die deutschen Gebirge erstrecken, im Allgemeinen drei Perioden jenes Emporsteigens der Gebirge an.

Von den vier oben erwähnten Arten der Flötzgebirge setzen sich drei, und zwar die obersten oder jüngsten, in horizontalen Schichten bis zum sächsischen Erzgebirge, zu den Bergen der Cote d'Or und dem Pilasberg bei Forez in Frankreich fort; nur Eine, der Jurakalkstein, ist emporgehoben. Alle diese Gebirge haben sich also offenbar nach der Bildung des Jurakalks und vor der Bildung der drei andern Gebirgsarten erhoben. Auf diese Revolution folgte eine Zwischenzeit der Ruhe, und wohl eine bedeutend lange, in der sich die Kreide, die zweite angeführte Klasse der Flötzgebirge, absezte.

An den Abhängen der Apenninen und Pyrenäen sind dagegen die Schichten von zwei Flötzgebirgsarten aufgehoben, nämlich der Jurakalk und der grüne Sandstein und die Kreide, während blos die zwei obersten, neusten horizontal geblieben sind. Jene Gebirge sind also jünger

als der Jurakalk und die Kreide, und jünger als die zuerst angeführten Gebirge.

Die Gebirge endlich, welche bei ihrem Emporsteigen sämmtliche Flötze, welche organische Reste enthalten, nämlich außer den zwei obigen auch die sogenannten tertiären Formationen aufgehoben haben — Formationen, die man noch vor dreißig Jahren für so beschränkt hielt, daß man sie kaum erwähnte — und an deren Fuße sich allein das aufgeschwemmte Land horizontal findet, diese Gebirge sind — und dieß ist das seltsamste Resultat — die Alpen der Schweiz, namentlich der Montblanc und seine Brüder. Dieses jüngste Emporsteigen des Granits erscheint uns als das überraschendste, sowohl wegen seiner gigantischen Wirkungen, als weil es in eine so sehr späte Periode der Erdbildung fällt. Wenn wir also, hoch an den Alpen, im groben Kalkstein das Ammonshorn und seine hundert Verwandte finden, so ist nicht einst der ganze Ocean zu dieser Höhe von 12,000 Fuß emporgestiegen, hat jene Schaalthiere auf die Gipfel der Alpen geschleppt und, sich zurückziehend, daselbst abgesezt; nein, diese Gipfel sind aus dem Meeresgrunde, gleichsam gekrönt von jenen Kalk- und Sandsteinbetten, emporgetaucht, und haben diese mit sich in die Region der Wolken und des ewigen Schnees aufgezogen; sie sind zum Theil unversehrt, zum Theil zerbrochen, verbogen und vom innern Feuer geschwärzt oben angekommen.

Das Flötzgebirge scheint allem nach, und namentlich seine regelmäßige Schichtung weist darauf hin, sich in Zeiten der Ruhe aus dem Wasser abgesezt zu haben. Da nun die verschiedenen übereinanderliegenden Formationen dieser Flötze jedesmal ein eigenthümliches System von organischen Ueberresten, fossilen Thieren und Pflanzen, charakterisirt, so ist längst angenommen, daß zwischen den Perioden der Ruhe, die dem Niederschlage zweier Flötzformationen entsprechen, die Erdoberfläche jedesmal eine große Revolution erlitten habe, welche jedesmal der organischen Welt, die sich entwickelt hatte, den Untergang brachte. Nach Beaumont war nun jede dieser Revolutionen durch das Emporsteigen eines Bergsystems in der oben angegebenen Ordnung bezeichnet.

Man hat gesehen, daß die beiden ersten Revolutionen der Art gegen die dritte um so viel unbedeutender waren, als die Apenninen und die Pyrenäen den Alpen an Masse nachstehen. Es läßt sich demnach nicht behaupten, mit dem Alter verliere die Erde die Fähigkeit, Katastrophen der Art zu erleiden, und die Ruhe, der sie seit etlichen Jahrtausenden genießt, könne nicht plötzlich gestört werden, wenn einmal der flüßige Kern der Erde noch größere Blasen austreibt als früher; aber Beaumonts Hypothese hat das Schlimme, daß, wenn sie einmal auf echt schlagende, überzeugende Weise bestätigt wird, wohl schwerlich ein Naturforscher mehr Zeit hat, das Faktum zu registriren. Wir wollen aus dem Umstande, daß unser, der Erde in so mancher Hinsicht ähnliche Nachbarplanet, die Venus, so ungeheure Berge, im Vergleich zu den irdischen, hat, keinen beunruhigenden, voreiligen Schluß ziehen; wenn die einen sagen, die Venus bedürfe, wegen ihrer größern Sonnennähe, schattenreicherer Gebirge, so können die andern antworten: in jener Sonnennähe sey eben die Katastrophe, welche so ungeheure Massen aus dem Körper des Planeten emporgetrieben, früher gereift als bei uns. Ueberhaupt gibt diese Hypothese der Phantasie einen weiten Spielraum: sie mag sich nach Gefallen ausmalen, wie es einst seyn wird, wenn, nach dem Untergang der jetzigen Welt, sich ein neues Riesengebirge zum Himalaya verhält, wie der Himalaya zu Rübezahls Riesengebirge; wenn die Herrn der neuen Schöpfung unsere Knochen und unsere Thorheit aus dem Schooß der Erde graben und in ihren Museen aufstellen; auch der Gedanke, daß, dieser Ansicht nach, die Wolken- und Schneekönige der Erde nur Parvenus sind, daß die höchsten und mächtigsten derselben sich eben nicht der ältesten Herkunft rühmen können, und daß auch im Reiche der Natur die Beherrschten früher da waren als die Herrscher, ist ein sehr ergötzlicher.

Läßt man den Beaumontschen Grundsatz gelten und fragt nun, ob die gleichzeitig entstandenen Gebirge sich nicht vielleicht im Streichen ähnlich verhalten, so findet man, daß die Berge in Europa, welche zu derselben Zeit aufstiegen, Ketten bilden, die jedesmal mit einem größten Kreis der Erdkugel parallel laufen, und im Großen und Allgemeinen weiß man, daß sich dieses Resultat nicht auf Europa allein beschränkt. Die große amerikanische Cordillere scheint durch ihre Richtung einen Strich durch dieses System zu machen; Beaumont vermuthet aber, daß dieses Gebirg noch bedeutend jünger sey, als die andern.

Wir führen zum Schluß einige Beispiele an, die sich leicht vermehren ließen, daß auch im jetzigen ruhigen Zustand der Erde hie und da kleine Soulevemens, wie der Franzose sagt, gleichsam kleine Revolutionsversuche vorkommen. Am 28 — 29 September 1759 erhob sich ein 3 — 4 Quadratmeilen großes Stück Land in der Intendanz Valladolid in Mexiko 500 Fuß hoch; ein zweimonatliches Erdbeben war vorangegangen. — 1707 erschien bei Santorin im griechischen Archipelagus eine neue Insel; ein Jahr darauf hatte sie fünf Meilen im Umfang, war eine Meile breit und ihr Ufer 240 Fuß hoch; sie bestand auf ihrer Oberfläche aus dem Gestein des Seebodens. 1822 erhob sich nach einem fürchterlichen Erdbeben, das Valparaiso, Casa blanca ic. in Chili zerstörte, die Seeküste fünfzehn geographische Meilen weit über vier Fuß hoch.

(Der Beschluß folgt.)

## Blick auf Gesinnung und Streben in den Jahren 1776 — 1778.

(Fortsetzung.)

Bei meinem Umherschweifen der Gedanken und Empfindungen werden Sie wohl denken, daß ich wenig mit Sammlung betreibe. Lieber, ich lese, spiele Klavier, schreibe Briefe ohne Ende. Meine Brüder, Thümen, Professor Schirach, haben meine Feder exerzirt. Der Leztere hat mir ein Geschenk de sa façon gemacht. Es ist eine historische Notiz von den Kolonien in Nordamerika, mit politischen Anmerkungen, die jetzigen Unruhen betreffend. Diese Schrift ist außerordentlich partheyisch. England hat das größte Recht, den Krieg gegen die Kolonien zu führen. Die Kolonien hingegen sind Rebellen und verdienen die schönste Züchtigung von der Welt. Der politische Theil dieser Schrift taugt, wie gesagt, nicht viel, dafür ist der statistische desto besser. Ich halte das Ganze für ein, von Hannover bestelltes und für baares Geld fabricirtes Machwerk.

So dachte der große Leibnitz in einem ähnlichen Falle nicht. Aber Leibnitz und Schirach! welch eine Zusammenstellung! Verzeihe es mir, großer, heiliger Schatten, daß ich dich mit diesem unseligen Zwerge zusammenbringe.

Ich nahm heute aus dem Buchladen Epistel an die deutschen Dichter mit nach Hause. Nachdem ich sie gelesen, will ich Ihnen doch Einiges davon mittheilen. Der Verfasser spottet über deutsche Dichter und Dichtarten, wundert sich dabei, daß die Sänger nicht Deutschlands Mäcen loben, räth ihnen, wenn sie nicht, wie die Dichter Ludwigs, bezahlt lügen können, unbezahlt zu lügen.

„Lernt nicht von Frankreichs Witz das ganze Vaterland
„Religion, Frisur, Moral und Liebeslieder?“

Der Verfasser kommt nun auf Klopstock und Ramlers Muse; von dem Leztern heißt es:

„Wer störet Ramlers Fleiß? Er kann sich ja bestreben,
„Sich nach Horazens Schnitt ein deutsch Gewand zu weben.
„Wer höhnet ihn? wer lacht ihn spottend an,
„Wenn er im Dichtertrupp ganz ausgesondert stehet,
„Und in der Toga stolz mit freiem Anstand gehet?
„Wer sein antikes Lied ja im Vorbeigehn hört,
„Mißt ihn mit flücht'gem Blick und fragt, von ihm gelehrt:
„Wer ist der Mann? Er trägt kein Kleid nach Frankreichs Schnitte,
„Und sein Geschwätz verstünde kaum ein Britte.“

Ferner geht der Verfasser auf die Ungleichheit und Unoriginalität deutscher Dichter über.

— — — — — „Ihr irrt vom Mittelpfade.
„Im weißen Mantel steif, im Stutzerrocke fade,
„Weiß dieser nicht genug und jener gar zu viel,
„Zur Sonne fliegt Ihr bald, bald spielet Ihr im Grase,
„Bald fließt Ihr wie der Bach, bald strömt Ihr wie der Nil,
„Vom Menschen kennt Ihr bald nur Augen, Mund und Nase,
„Bald jeden Schritt des Geist's bis auf die höchste Spur,
„Im Bildniß alles das, und selten in Natur.
„Bald hüpfender Franzos, bald halbverwirrter Britte,
„Geht Ihr in fremdem Takt und nie in deutschem Schritte.
„Von Worten fast erdrückt und von Gedanken schwer,
„Seufzt unter seiner Last Euphranors Vers daher;
„Leicht wie ein Span, vom Wasser fortgerissen,
„Schwimmt ....... Reim gedankenlos vorbei.“

Er fährt noch lange fort zu spotten, und sagt unter andern:

„Wahrscheinlich — ist gemein, und unnatürlich kühn.
— — — — — — — — —
„Die Prosa wird ein Meer, der Vers ein sanfter Bach,
„In jener wird gestürmt, in diesem nur gelallet.“
— — — — — — — — —
„Die Grazie zerreißt entrüstet ihren Kranz,
„Der Musen Chor verschmäht Gesänge, Spiel und Tanz,
„Zerbricht das Saitenspiel und flieht davon auf immer.“

Der Epistel sind noch zwei andere Gedichte angehängt: „Die unvermuthete Nachbarschaft.“ Es ist ein Gespräch zwischen Young und Yorik, die sich zusammen in einem Bücherschranke treffen; nicht ohne Witz und gute Gedanken.

Kennen Sie die Soldaten von Lenz? Ein tolles Lustspiel!

Ich habe wieder bei Mylord Marschall gespeist, der mich auf's Neue mit drei Folianten, einem Quartanten und einem Octavbande in spanischer Sprache beschenkt hat.

Eben komme ich von einem Spaziergange in Sanssouci. Knobloch war mein Begleiter. Unser Gespräch war ganz Leben, ganz Seele. Anfangs war Knobloch sehr stille, er befand sich nicht wohl; da ich ihn aber auf sein Lieblingsthema brachte, seine Freundschaft für Sie, vergaß er Unpäßlichkeit und Alles, so daß wir bei dem neuen Palais ankamen, wir wußten nicht wie.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Beschluß.)

### Das Patentwesen.

Der Leser des Companion erhält nun eine gedrängte Uebersicht der hiesigen Patentgesetze; eine Leistung der Verfasser, wofür ihnen viele Leser recht großen Dank wissen, da wohl in keinem Lande die Spekulation wie dem Patentwesen so hoch getrieben und so viel Geld dabei weggeworfen wird, als hier; dennoch sind die Patente eben so kostspielig, als die Patentgesetze schlecht und unsicher sind. Will der Erfinder sich sein Werk nur einigermaßen sichern, so muß er drei Patente, für England, Schottland und Irland, nehmen, die ihn zusammen 315 Pf. Sterl. kosten; dieser hohe Preis schließt demzufolge den ärmern Mann von der Wohlthat der Patentsicherung aus, wenn er sich nicht den Händen von Wucherern anvertrauen will, die um einen geringen Geldvorschuß gar oft den größten Theil des aus seiner Erfindung erwachsenden Vortheils an sich ziehen. Kaum wird man es aber glauben, daß außer der Stempelabgabe, die 30 Pfund für

jedes Patent beträgt, alle übrigen Kosten nur von den leidigen Sporteln absorbirt werden, welche in die Taschen der Beamten fließen. Gerade liegt eine offizielle Angabe der Kosten eines Patentes in Schottland vor mir, die etwa 80 Pf. betragen, (das schottische Patent ist das wohlfeilste in den drei Königreichen, da in England das Patent 107 Pf. und in Irland 128 Pf. kostet) was mich in den Stand sezt, Ihnen eine Probe von unserm gesegneten Sportelsystem zu geben. Zuvörderst kommt der Lord Advokat von Schottland und sackelt drei Guineen ein; dann nimmt sein Schreiber für einen Bericht pro forma eine Guinee; hierauf erscheint der Direktor der Kanzlei von Schottland und nimmt 15 Pf.; seine Schreiber erhalten 7 Pf. 10 S.; die Uebersezer (?) 1 Guinee; Trinkgeld (Drink money) 1 Guinee; (ob wohl Se. Excell. der Kanzleidirektor auch das Trinkgeld erhält?) die Boten 3 S. 7½ Pence; der Bediente des Direktors 2 S. 6 P.; für das Registriren der Siegelung 2 S. 6 P.; endlich tritt auch Se. Herrl. der Lord Siegelbewahrer auf und steckt 6 Pf. 13 S. 4 P. zu sich. Hierauf folgt noch eine ganze Reihe, nämlich: Sr. Herrl. Deputirter mit 2 Pf. 10 S.; sein Usher oder Ceremonienmeister 2 Pf. 4 S. 5½ P.; (wie diese Geldfanger ihre Portionen sogar auf halbe Pfennige festsezen!) der Siegelanhefter 2 Guineen; aber der gute Anhefter muß auch noch einen Stellvertreter oder Deputirten haben, daher der Deputy Anhefter eine Guinee erhält; für die Uebersendung nach der Kanzleikammer 2 S., und endlich für Wachs und Kapsel 6 S. 8 P. Nun ist der zerfleischte Patentnehmer noch genöthigt, für die Specification seiner Erfindung abermals ungefähr 30 Pf. zu bezahlen, und man kann sich mit Recht fragen, ob ein solches System erhört sey? Bis zu dem Anfange der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, der großen Periode, wo die geistige Kraft des Menschengeschlechts gleich nach Vollendung der amerikanischen Revolution einen neuen Kreislauf begann und ihre befruchtende Saat auch über die verborgensten Winkel der Weltenden ausstreute, war die Anzahl der Erfinder, welche bei uns Patente nahmen, verhältnißmäßig gar gering; kaum überstieg sie dreißig jährlich; im Jahre 1783 wuchs sie aber schon auf 61 an; im Jahre 1800 auf 96; 1813 auf 143; im Jahre 1825, dem bekannten Aufbrausungsjahre, an dem mehrere unserer Staatsmänner nur die schlimme Seite sehen können, dessen große Folgen für die Entwickelung der Industrie aller Völker (und hierbei vergesse man nur einen unbedeutenden Punkt in der Weltgeschichte nicht, nämlich daß jenes Jahr auf die Anerkennung der Unabhängigkeit der neuen amerikanischen Staaten folgte, und damals die erste Handelsnation unsers Erdbodens ihre mit eisernen Ketten umschlossenen Handelsgeseze etwas zu lüften begann) weder sie, noch manche unschuldige Zeitungsschreiber aufzufassen vermögen, die alles dieß einem Schwindelgeist zuschreiben, — in jenem Jahre stieg die Zahl der neuen Patente auf 249; sie ging im darauffolgenden Jahre auf 131 zurück; 1827 war sie 148 und 1828, 152; im Ganzen blieben bis zum Monate Mai des vorigen Jahres noch 1855 Patente auf neue Erfindungen in Kraft. Die Durchschnittszahl der im hiesigen Lande jährlich ertheilten neuen Patente ist 152, in Frankreich 182 und in Oestreich 183. In den deutschen Staaten werden von Sachkennern die Patentgeseze in Baiern am meisten gelobt und die in Preußen am meisten getadelt.

Wien, März.

(Fortsezung.)

Zustand des Hofburgtheaters.

Auf obige Weise gingen die Bühnen zu Berlin, München ꝛc., ja an vielen Orten die Bühnen und das Publikum zugleich zu Grunde, und man hat nun doppelte und vielleicht vergebliche Mühe, das Theater mit dem Publikum zu reorganisiren. Von diesem Irrthum hat sich die hiesige Hofbühne auf eine nicht genug zu lobende Weise frei gehalten und ihr Repertoire, das noch obendrein durch die Censur ungemein beeinträchtigt wird, ist als eigentlich musterhaft für das Gedeihen der Anstalt zu betrachten gewesen. — Die Vortrefflichkeit der Darstellung hat die etwas prosaische Gattung bürgerlicher Dramen zu wahrem poetischen Genusse veredelt, und so konnte es geschehen, daß Ifflandsche, Kozebuesche, Schrödersche Stücke, die an andern Orten schon lange von den Brettern verschwunden sind, hier gedrückt volle Häuser machten, und viele Fremde, die in ihrer Heimath bei solchen Stücken die Bühne verächtlich mit dem Rücken ansahen, haben ihnen hier den entschiedensten Beifall gezollt. Für die höhere poetische Gattung, die zu ihrer Würdigung immer eine Anstrengung von Seite des Publikums voraussezt, und mithin nicht allzu oft oder gar täglich geboten werden darf, wurde auf diese Weise immer die ganze und vollständige Empfänglichkeit, durch keinen Uebergenuß abgestumpft, bei Mitwirkenden und Beschauenden vorgefunden. Bei einer so richtigen und durch den glänzendsten Erfolg bestätigten Ansicht der Sache von Seite der Direktion im Ganzen, scheint doch in diesem Augenblicke ein einseitiges Streben, die jüngern Darsteller auf Kosten der ältern Fächer vollständig zu erhalten, Platz zu finden und der Darstellung selbst dadurch wesentlicher Abbruch gethan zu werden. Schauspieler für jugendliche Fächer besize unser Hoftheater an Anzahl und Vortrefflichkeit wie keine andere Bühne, und wenn andere Theater für dieselben kaum ein erträgliches Individuum aufweisen können, besizt das hiesige oft drei, vier vortreffliche, und erst neuerlich wurde durch das Engagement von Mlle. Karoline Müller, eben in dem Augenblicke, wo das Fach der vortrefflichen Mad. Löwe auf lange verwaist zu werden drohte, ein eben so glücklicher, als genügender Wurf gethan. Dieser Wurf gereicht der Einsicht der leitenden Behörde doppelt zur Ehre, weil sie das Talent dieser jungen Künstlerin besser als diese selbst zu beurtheilen wußte. Mlle. Müller, die meist in Soubrettenrollen debütirte und hierin für den Kenner nur wenig befriedigend erschien, wird in ihrem Engagement seither nur im Fache junger Frauen und Weltdamen beschäftigt, und entwickelt in diesem Fache die reichsten und schönsten Anlagen, und so wurde ein Talent, das auf seiner früheren Bahn schwerlich ein bedeutender Erwerb für die Kunst geworden wäre, auf das Glücklichste entfaltet. Wie gerne ich aber auch hierin und im Ganzen das Verdienst der Direktion anerkenne, so kann ich doch nicht umhin, unumwunden zu gestehen, daß mir der Grundsaz durchaus fehlerhaft erscheint, nur auf den Ersaz junger Talente hinzuarbeiten, und die älteren Fächer nur wie eine Art Pensionsanstalt für übertragene Individuen zu betrachten. Nicht alle Schauspieler werden, wie der meisterhafte Korn, wie Mad. Koberwein, in jedem Stadium ihrer Laufbahn ein entsprechendes Rollenfach finden; bei vielen sehr ausgezeichneten Künstlern, vorzüglich bei Damen, hört mit der Epoche, wo ihre Persönlichkeit nicht mehr wirksam erscheint, ihre Brauchbarkeit großentheils auf, während oft noch junge Leute ein entschiedenes Talent für ältere Charaktere entwickeln, wie dieß bei Devrient in seiner frühesten Jugend der Fall war.

(Der Beschluß folgt.)

---

Beilage: Kunstblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 77.

# Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 31. März 1830.

Antonio, ich will dir etwas sagen,
Ich liebe dich und Liebe spricht aus mir.

Shakespeare
Kaufmann von Venedig.

## Blick auf Gesinnung und Streben in den Jahren 1776 — 1778.

### Herr von Winanko an Herrn von Briest.

Potsdam den 31ten März 1776.

Dem Herrn von Nennhausen meinen freundlichen Gruß zuvor. Ich wollte, daß ich lieber, ich weiß nicht wo? wäre, als auf den Brachfeldern bei Potsdam. Kann man wohl dazu kommen, einen vernünftigen Gedanken zu fassen? Und wenn man ja noch so viel Zeit übrig hat, so ist es nur, um Dinge zu schreiben, wobei der leidige Kopf mehr als das Herz die Hand führt.

Lassen Sie sich's klagen, mein Bester, wie mir's geht, wie mir zu Muthe ist.

Immer wollte ich an Sie schreiben, und wie die ersten acht Tage verstrichen waren, ohne daß ich eine Zeile niederschrieb, so fing es an, mich zu wurmen. Aber, dachte ich wieder, du wirst bald alles wieder einbringen, nur Geduld! — Ja, wenn Nachläßigkeit einzubringen gewesen wäre! Es verstrichen noch acht Tage, und wie die vorüber waren, kündigte mir mein Gewissen förmlich den Krieg an. „Ist das die Art, wie man sich von Verbindlichkeiten losmacht, womit man überschüttet worden? Erkennt man so die Güte eines Freundes? Erfüllt man so sein Versprechen, fleißig und unverrückt zu schreiben?“ Vergebens wollte ich mich damit entschuldigen, daß ich Herrn von Münchow eine lange Beschreibung meiner Reise nach Nennhausen aufgesezt, daß ich den Plan von Nennhausen gezeichnet, daß ich von seinem liebenswürdigen Besitzer stündlich gesprochen, unaufhörlich an ihn gedacht hatte. „Das ist nicht genug,“ war die Antwort. „Du mußt zeigen, von welchem Geiste Du belebt bist, mußt ein Sohn deiner Thaten, nicht deiner Worte seyn. Was konnte ich dagegen erwiedern? Nichts! und deßwegen ergriff ich geschwind die Feder, machte mir den ersten Augenblick, den ich von Berufsgeschäften frei war, zu nutze, um Ihnen nur die Versicherung meiner zärtlichsten Freundschaft zu wiederholen und Ihnen zu sagen, daß ich immer noch, immer meinen Briest im Herzen trage, und stolzer darauf bin, als das ruhmsüchtige Herz auf den Stern ist, der es bedeckt.

„Der Geist, durch den ein Cato groß geworden,
„Fährt in kein Band und ruht auf keinem Orden.“

sagt einmal unser Hagedorn, und so oft die Rede von Sternen und Ordensbändern ist, fällt mir das Sprüchlein ein.

Aber warum muß ich meinen gerechten, edlen Stolz mit einem so niedrigen vergleichen? künftig will ich mich auf bessere Gleichnisse befleißigen. Jezt habe ich viel mehr zu thun, als auf Gleichnisse zu sinnen. Ich bade Sie zu fragen, wie es Ihnen geht? und was Sie und unser lieber Knobloch machen? und ob Sie wohl zuweilen an Ihren Anführer, und seinen, im Eichenwalde so glorreich errungenen Sieg über die Feinde der Munterkeit und des La-

chend, zurückdenken? ob Sie das grausame Schicksal des unglücklichen Königs Artarerres bejammern? Ich habe die Verwegenheit gehabt, zu diesem unverbesserlichen Werke noch Eins und das Andere hinzuzusetzen. Es führt anjezt den Titel: „Artarerres, oder der Dornstrauch.“ Der Schauplatz ist im Garten, nahe an der Burg des Königs. Es sind einige ganz vortreffliche Veränderungen im Stücke vorgenommen, vorzüglich mehrere Arien. Da der ganze Ursprung des Trauerspiels Ihnen vielleicht noch unbekannt seyn dürfte, und Sie vielleicht nicht werden begreifen können, wie es das Werk eines Sterblichen seyn könne, so dient Ihnen hiemit zur Nachricht:

„Als einst Apoll die Pierinnen,
„Cyther' und ihre Huldgöttinnen,
„Minerv' und Cynthia
„Und alle Damen des Olympus
„Beim Nektar und Ambrosia
„Für Langeweile gähnen sah:
„Schickt' er zu seinem Favoriten,
„Dem Dichter Melpotheilimpus,
„Und ließ ihm seinen Gruß erbieten
„Mit dem Befehl, ein Drama auszubieten.
„Wobei die ernste Pallas selbst vor Lachen
— — — — — — — —
„Der Dichter schrieb ein solches Drama;
„Stracks ließ Apollo durch die Fama
„Mit vielem Wesen und Geschrei
„Den Götterdamen annonciren,
„Daß man gesonnen sey,
„In ihrer Gegenwart ein Schauspiel aufzuführen.
„Er selbsten würde mit agiren
„u. s. w. — u. s. w.“

Alle diese geheimen Nachrichten haben wir vom Merkur, der den Schauspielern soufflirt, und auf einer Reise nach der Unterwelt, als er einmal ohne einen Dreier-Geld gewesen, das Drama an einen Hypochondristen verkauft hat.

* * *

Potsdam den 1ten April.

Heute ward in hiesiger katholischer Kirche die Passionsmusik von Bach, zum Besten der Armen, aufgeführt. Heute erhoben sich auch Se. Majestät mit der ganzen Garnison zum ersten Mal wieder vor's Thor zum Exerziren. Der Monarch war mit allem zufrieden. Vor vierzehn Tagen bezogen Sie Ihr Lustschloß zu Sanssouci. Den Tag zuvor speiste der Kronprinz mit seiner Durchlaucht Gemahlin bei Höchstdenselben, eine Ehre, die Ihnen seit anderthalb Jahren nicht widerfahren war. Der dritte Adjudant vom Prinz von Preußen bleibt noch bis zu seinem Abschied. Wer doch so gutem Exempel folgen könnte! So seufzen viele!

---

## Geologische Neuerungen.

(Beschluß.)

### Die Aufschwemmungen im Rheinthal.

Die Ebene, welche der Rhein von Basel bis Mainz durchströmt, wird der Länge nach von zwei Bergketten, den Vogesen und dem Schwarzwalde begrenzt, die von Süd nach Nord streichen. Dieses Thal ist in seiner ganzen Länge und Breite, gleich vielen ähnlichen Thälern, mit einer ungeheuern Masse von Thon, Mergel und Sand bedeckt, welche fast überall eine Menge abgerollter Kiesel und an manchen Orten Felsblöcke von verschiedener Größe enthält; kurz, der Boden des Rheinthals besteht überall aus sogenanntem Diluvium. Offenbar sind jene aufgelagerten und zusammengeschwemmten Massen Trümmer der umgebenden Gebirge, denn sie bestehen durchaus aus denselben Steinarten, die man in den Bergen selbst findet. Der Sand im Thale ist zwar weiß oder graulich, enthält aber häufig kleine röthliche Adern, zum deutlichen Beweis, daß er von Zerstörung des rothen Sandsteins herrührt, der Hauptsteinart jener Gebirge, aus der alle Dome dem Rhein entlang gebaut sind. Die Mächtigkeit dieser Aufschwemmung nimmt zu, je weiter man gegen die Mitte des Thals kommt, wird dagegen geringer, je mehr man sich beiderseits den Bergen nähert. An vielen Punkten findet man Ueberreste fossiler urweltlicher Thiere, wie Elephanten, Nashörner u. s. w. Am Fuße der Schwarzwaldkette sieht man kleine 250 — 300 Fuß hohe Hügel, aus gelblichtem, feinem Mergel bestehend, der ungeheure Mengen von Land- und Flußmuscheln und Thierknochen enthält; dieser Mergel liegt auf dem Sand und den gerollten Kieseln auf, die den Boden der Ebene bilden.

Solche aufgeschwemmte Massen finden sich in fast allen Thälern von Elsaß und Lothringen, in Baden und Würtemberg; ferner längs der Donau, in allen Thälern Ungarns und sehr häufig in Frankreich. Was also vom Rheinthal gesagt wird, gilt von allen Thälern ähnlicher Art.

Die Frage nach dem Wesen und dem Ursprung jener aufgeschwemmten Masse ist unter den Geologen noch nicht entschieden. Nach allen Verhältnissen, besonders nach den fossilen darin begrabenen Thieren, scheinen diese Trümmer in der geognostischen Periode, welche dem Auftreten des Menschen auf der Erde unmittelbar oder doch nicht lange vorherging, von den Bergen losgerissen und von einer Fluth zusammengehäuft worden zu seyn. Einige sehen in diesen aufgeschwemmten Massen deutliche Belege für große, durch Wasser, das einst in Strömen aus der Atmosphäre niederfiel, herbeigeführte Katastrophen; andere erblicken in diesem Sand, diesen gerollten Kieseln die Folgen von plötzlichen Einbrüchen des Meers auf die Kontinente; andere endlich meinen, dieses Diluvium sey einfach das Produkt von Kräften, wie sie jetzt noch wirken,

der natürlichen Wasser der Gebirge und der verschiedenen meteorologischen Erscheinungen, nur daß diese Kräfte damals unverhältnißmäßig mächtiger wirkten. Der Gedanke, den der Franzose Rozet kürzlich über diesen Gegenstand geäußert hat, ist wohl an sich nicht ganz neu, aber die Art, wie er ihm wissenschaftliche Haltung zu geben sucht, immer bemerkenswerth. Er glaubt, zu einer gewissen Zeit seyen ungeheure Massen gesäuerten Wassers aus der Erde Schooß hervorgebrochen, haben die Berge zertrümmert, sich an ihren Seiten herabgestürzt, die Trümmer mit sich fortgerissen und sie auf mechanischem und chemischem Wege zerbröckelt, abgeschliffen und gerundet. Da es nach allen physischen Merkmalen scheint, daß die Depots, von denen hier die Rede ist, sich aus einer gewaltsam bewegten Wassermasse gebildet haben, so wollte Rozet sehen, ob, wenn er alle Bestandtheile derselben in ähnliche Verhältnisse bringe, sich dasselbe Resultat ergebe. Er brachte also in ein Becken ein gewisse Menge Mergel, Sand und gerollte Steine, rüttelte alles gewaltsam durcheinander, ließ die Masse sich setzen, untersuchte nun die innere Struktur des Abgesezten, und fand wirklich eine ganz ähnliche Schichtung, wie in der Natur: der Mergel, leichter als der Sand, bildete den obersten Theil, in einer gewissen Tiefe wurde er sandig, dann kam ganz reiner Sand mit zerstreuten Kieseln, aber der größte Theil dieser leztern befand sich ganz unten.

Von seiner Voraussetzung, daß Ströme gesäuerten Wassers aus der Erde gebrochen seyen, und von der Annahme ausgehend, daß der weiße Sand des Rheinthals nichts als das zerriebene Gestein der Berge sey, suchte nun Rozet ausfindig zu machen, welche Säuren wohl auf den rothen Sandstein entfärbend wirken, und endlich gelang es ihm, den rothen Sand ganz zu entfärben, indem er durch das Wasser, das eine gewisse Menge davon enthielt, einen Strom von Kohlensäure gehen ließ.

Bekanntlich finden sich noch jezt in den meisten Gebirgen Quellen von mit Kohlensäure oder sogenannter fixen Luft geschwängertem Wasser, und die Bergketten, die sich an den Rheinufern erheben, sind vorzüglich reich daran. Diese Quellen sind nun, nach dieser Theorie, nichts, als schwache Zeugen und spärliche Reste eines gewaltigen Phänomens, das sich in der Periode der Erde, die der jetzigen Schöpfung voranging, ereignete. In den Schichten der Gebirge des Rheinthals, wie aller andern, lesen wir das Zeugniß von mehreren Revolutionen; die lezte Katastrophe dieser Art nun hat gewaltsam die Kanäle geöffnet, durch welche das gesäuerte Wasser ausbrach und jene Anschwemmungen von Gebirgstrümmern erzeugte. Jene Wasserströme überflutheten die Kontinente, zerstörten Pflanzen und Thiere der damaligen Schöpfung und begruben ihre Reste unter den Felstrümmern, die sie mechanisch und chemisch abrundeten. Diese Katastrophe dauerte wohl sehr lange und hatte mannigfache Paroxysmen; endlich aber stellte sich das Gleichgewicht wieder her, die Mündungen jener unterirdischen Ströme schlossen sich, es sind aber noch hinreichende Spuren vorhanden, die ihr einstiges Daseyn beweisen. Nach wiederhergestellter Ruhe bevölkerte ein neues Geschlecht die Erde, und der Mensch trat auf. Da aber die Kräfte, welche sich in jener Katastrophe gewaltsam entladen haben, immer noch, für den Menschen unberechenbar, im Innern der Erde schlummern, so kann man nicht dafür stehen, daß sie nicht einst zu neuer Thätigkeit erwachen und eines Tags alles, was lebt auf Erden, zerstören.

So hat also der Erdebewohner die Wahl, ob er der Furcht, in Strömen von Sauerwasser zu ertrinken, oder der Furcht, von aufsteigenden Gebirgen emporgerissen und verschüttet zu werden, den Vorzug geben will. Doch weder die eine noch die andere Aussicht wird viele erschrecken; denn es ist wohl tief in unserer Natur gegründet, daß auf den Menschen, der vertrauensvoll auf dem alten, festen Mutterboden der Erde steht, die unwahrscheinlichste Prophezeihung vom Weltuntergang aus siderischen Gründen, weit grössern Eindruck macht, als die bündigste Beweisführung aus geologischen Gründen, daß die Rolle des Menschen auf dieser Erde sich nicht ewig fortspielen, und daß einst eine neue Schöpfung an die Stelle der jetzigen treten wird.

H.

---

## An einen schweigenden Dichter.

Von einem Sänger las ich der Hellenen,
Der sich des klügsten Volkes Lob errungen,
Und doch nicht laut, nur innerlich gesungen:
Der Mähre wußt' ich keinen Sinn zu lehnen;

Doch seit ich deinen Mund, so reich an Tönen,
Von dem sie einst wie Quellen frisch entsprungen,
Stillschweigen seh', hat Schauer mich durchdrungen
Mit der Erkenntniß des geheimen Schönen.

Unangesangen, unvertönt wallt stille
Ein Wohlklang über dich vom Haupt zur Sohle
In immergleichen Strömen fühlbar nieder.

Nicht Nachklang ist's der einstgesung'nen Lieder,
Ob auch ihr Ton in ihm sich wiederhole;
Ihr Fortklang ist's im Brunn der Liederfülle.

A. Schöll.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, März.

(Beschluß.)

Hofburgtheater. Andere Theater. Literatur. Verzehrungssteuer.

Es genügt keinesweges, alte Fächer mit alt gewordenen Individuen auszuflicken, und hierin liegt meines Bedünkens ein Mißgriff unserer Theaterverwaltung, der gefährlich zu werden droht und schon jezt in der Darstellung für Jeden

fühlbar ist, der mehr Urtheil zur Sache bringt, als der größte Theil der Beschauer, der erst dann etwas merkt, wenn kaum mehr zu helfen ist. Ich frage jeden unpartheiischen und sachverständigen Beurtheiler, ob, während Korn, Löwe, Fichtner, Wothe, Herzfeld, Mad. Löwe, Mad. Korn, Mlle. Sophie Müller, Karol. Müller, Mad. Anschütz, Mlle. Pistor, Mad. Fichtner, noch immer die jüngeren Parthien des Conversationsstücks so trefflich ausfüllen, Hr. Wilhelmi und Costenoble, wie wacker sie auch beide sind, und noch mehr, ob die Damen Weissenthurn, Kruschka und Lembert genügen, den älteren Rollen gleiches Recht zu verschaffen? Man kann der Sachkenntniß der Hoftheaterdirektion mit Fug und Recht vertrauen, daß sie besorgt ist, das Gedeihen ihrer Anstalt bestmöglichst aufrecht zu erhalten; auch hat ihr bisher selten fremder Rath nothgethan, um das Zweckmäßigste zu wählen; aber alles das vollkommen zugestanden, bleibt das hier Gesagte nichtsdestoweniger wahr und unwiderlegbar. Man sehe und vergleiche nur Vorstellungen, wie wir sie in früherer Zeit, noch vor drei, vier Jahren, besezt sahen, mit den gegenwärtigen, und wenn man Augen hat, wird man wahrnehmen, ob ein Unterschied sey oder nicht. Dieser Unterschied wird aber, wie gesagt, nicht in den jungen Rollenfächern gefunden werden, die noch immer, gleich vortrefflich besezt, das Ganze noch bei Ehren erhalten, wohl aber in den älteren. Eben so sieht man in Nebenrollen, die sonst meist vorzüglich bedacht waren und zur Rundung und dem Totaleffekt so viel beitrugen, oft nur wahre Lückenbüßer.

So viel mag über unser Hoftheater einstweilen genügen; ich habe Ihnen heute nur flüchtig seinen gegenwärtigen Standpunkt im Allgemeinen andeuten wollen; wenn ich Ihnen wieder schreibe, finde ich wohl Gelegenheit, in einige Einzelheiten der Darstellung einzugehen. Sie werden mir erlauben, über die übrigen Bühnen nur wenige Worte zu verschwenden. Meine Ansichten über Volksbühnen kennen Sie; sie sind nicht im Einklang mit den gewöhnlichen, und ich möchte meinem Gewissen nicht so sehr zu nahe treten, z. B. das Theater an der Wien unter Hrn. Carls Leitung eine Kunstanstalt zu nennen. Was ist da von Kunst zu finden? Trivialitäten, manchmal, wenn es gut geht, ein gesunder Spaß und höchstens die Stücke von Mad. Pfeiffer-Birch, die allerdings ein etwas würdigeres Streben bekunden, ganz abgesehen von ihrem Werthe oder Erfolge. Wollen Sie aber hierüber entgegengesezte Stimmen vernehmen, so lesen Sie die gewöhnlichen Lobhudeleien der Tageblätter. Mitunter kommt der herrlichste Unsinn der Welt zum Vorschein, wenn diese Lobposaunen den Mund recht voll nehmen. So stand in einem Blatte der Theaterzeitung neulich Folgendes: „Hier — in der Rolle der Bettyen in den dreißig Jahren aus dem Leben eines Spielers — ist vieles auf den Kontrapunkt der Gefühle berechnet, hier muß man sich ganz auf den Generalbaß des Herzens verstehen. — — Mad. Pann wußte das alles so reizend mit Liebe zu verschmelzen, daß sich die anscheinend widerstrebenden Empfindungen zu einem Gusse vereinigten, aus dem eine Glocke hervorging, bei deren vollem Schlage Liebe und Schmerz ihr stilles Thränenamt hielten!" — Solchen Galimathias nimmt eine umsichtige Redaktion auf, so etwas nennt man Theaterkritik, und aus solchen hündischen Schwanzwedeleien soll der Schauspieler etwas lernen und die Kunst soll dabei vorwärts kommen! Viel Glück dazu! — Im Leopoldstädter Theater (von dem Mlle. Krones, die nun an der Wien gastirt, abgegangen ist) kämpft der wackere Raimund mühsam, den Nachen über dem Wasser zu halten. Die Unkenntniß und der Eigensinn des Eigenthümers dieser Bühne ist eine Klippe, an der dieser geschickte Pilote doch am Ende Schiffbruch leiden muß, und früher oder später wird, wenn nicht ein Deus ex machina der Sache wieder etwas aufhilft, diese in mancher Hinsicht wirklich merkwürdige Bühne wohl auch den Weg alles Fleisches gehen. — Wenn ich des Hofoperntheaters unter der Leitung des Grafen Gallenberg zulezt erwähne, so geschieht es keineswegs, weil ich nichts Gutes davon zu sagen wüßte; vielmehr muß man dem Eifer des Hrn. Grafen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hat in der That das Mögliche geleistet, und wenn das Vorhandene großen Ansprüchen nicht durchaus genügt, so ist billig zu erwägen, daß nach so glücklichen Constellationen, wo die größten Gesangskünstler Europa's, die sich sonst höchstens hier und da einzeln vorfinden, auf dieser Bühne zu gleicher Zeit und gemeinsam wirkten, alles später Geleistete immer bei dem Vergleiche mit der italienischen Oper nur verlieren muß. Stellt man aber die hiesige Oper mit den deutschen Opernbühnen in Vergleich, so wird unserer Anstalt, selbst gegen die besten gehalten, immer noch mit Ehren bestehen. Das Ballet ist vortrefflich, und Mlle. Mimi Dupuy unter vielen ausgezeichneten Mitgliedern das vorzüglichste.

In der Literatur ist von den guten einheimischen Schriftstellern nichts Neues zur Oeffentlichkeit gekommen; dagegen geht der literarische Markt und Trödel unter jenen um so fleißiger fort, von denen für unser Vaterland weder Ruhm, noch Nutzen zu gewärtigen ist. Die Werke des Bischofs Sailer haben ein Privilegium gegen den Nachdruck erhalten; es steht mindestens zu hoffen, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo durch allgemeine Gesetze und nicht durch ausnahmsweise ertheilte Privilegien Druckdieben der Betrieb ihres Schandgewerbes niedergelegt werden wird. Die hiesigen Buchhändler haben zu diesem Ende selbst Vorstellungen an die Regierung gelangen lassen, und da über die Unmoralität der Sache unter civilisirten Nationen wohl kein Zweifel mehr obwalten kann, so läßt sich, bei dem wahrhaft würdigen, gerechten und zeitgemäßen Gange, den die innere Verwaltung zu geben beflissen ist, hoffen, daß dieser Schritt der Buchhändler die erwünschte Wirkung nicht verfehlen werde.

Die neu eingeführte Verzehrungssteuer, über die im Auslande viel Unwahres gefaselt wurde, erweist sich im Prinzip und in allem Wesentlichen durchaus zweckmäßig und entsprechend. Nur in der Anwendung scheinen manche Mißgriffe mit untergelaufen zu seyn, die man einsieht und abzustellen bedacht ist, dabei aber, wie billig, nicht übereilt verfahren will, um nicht einen Irrthum durch einen andern zu ersetzen. Alle noch so genau überdachten Verwaltungsmaßregeln brauchen die Nachweisungen der Erfahrung, um sie auf den Standpunkt ihrer möglichsten Zweckmäßigkeit bringen zu können. Hier hat sich alles Erhebliche des Entwurfs durchaus probehaltig gezeigt, und so wird es leicht seyn, das zu beseitigen, was in der Ausführung mangelhaft erscheint. Eine gleichmäßigere und billigere Vertheilung der Abgaben, als bisher, Erleichterung für den kleineren Grundbesitzer und die Ersparung eines Heeres von Erhebungsbeamten sind die Vortheile, die sich nicht wegläugnen lassen; auch fangen viele der entschiedensten Gegner dieser wohlthätigen Maßregel an, ihr laut Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das segensreiche Wirken des vortrefflichen Grafen Kolowrath wird auch hierin von dem Lande erkannt und dankbar gewürdigt.

---

Auflösung der Palindrome in Nr. 71:

Hausrath. Rathhaus. Maulaffe. Affenmaul.
Baumeister. Meisterbau.

---

Beilagen: Intelligenzbl. Nr. 9. u. Monatsreg. März.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Zweites Probeblatt für 1830
von der

# Wiener allgemeinen Theaterzeitung

und dem

## Originalblatt

für

## Kunst, Litteratur und geselliges Leben.

Drei und zwanzigster Jahrgang.
Herausgegeben und redigirt von Adolph Bäuerle.

Die Redaktion gibt für das Jahr 1830 ihrer allgemein beliebten Zeitung ein Probeblatt. Durch dasselbe kan am besten die Vielseitigkeit, Mannichfaltigkeit, das Interesse und die Neuheit der Gegenstände angedeutet werden. Es folgt daher keine lange Ankündigung; was nüzte sie auch? — Sie vermag doch nie die Ueberzeugung zu bieten, in welchem Geiste und in welchem Gewande die Lektürfreunde befriedigt werden.

Der Theaterzeitung ist aber um die höchste Befriedigung der Lektürfreunde zu thun. Das Interesse ihrer Leser ist ihr Augenmerk; die Wiß- und Neubegierde derselben ihr Ziel.

Darum bietet sie auf jedem Blatte Fernes und Nahes; Wissenschaftliches und Gesellschaftliches; Nüzliches und Lustiges; Erlebtes und Gelesenes; Schaudervolles und Beruhigendes xc. xc.; aus der Kunstwelt wie aus dem Strudel der Zerstreuung, des Luxus und der Mode xc. bunt neben einander, wie es die neuen Erscheinungen zusammenstellen; die Konversation mit sich bringt; und das Bedürfniß, das Neueste zu berichten, eben erheischt.

Diese Zeitung ist übrigens schnell in ihren Mittheilungen, eingedenk des Losungswortes: Neuigkeiten dürfen nicht veralten; was heute geschehen, es soll nicht auf das Ergebniß von Morgen gewartet werden; drängen sollen sich Notizen an Notizen, und hierdurch jeder Leser eine eben so nüzliche als angenehme, ergiebige als wohlfeile Geistesspende erhalten.

Man pränumerirt auf diese Zeitung in Wien nur bei dem Herausgeber (Wollzeile unweit der Post und Schwibbogengasse, Nro. 780, 2. Stok)

ganzjährig mit 16 fl. K. M. — halbjährig mit 8 fl. K. M.

wofür auch in die entferntesten Orte die Zeitung wöchentlich dreimal in den Vormittagsstunden, ohne weitere Aufzahlung, ins Haus gebracht wird.

Auch kan sie an eben diesem Orte an jedem beliebigen Tage abgeholt werden.

Liebhaber außerhalb Wien, in Gegenden wohin keine Post geht, werden nicht minder auf das Promteste Befriedigung finden.

Auswärtige im Auslande und in den Provinzen, wenden sich an die löblichen k. k. Oberst hofpostamts-Zeitungsexpeditionen zu Wien, Berlin, Leipzig, Frankfurt am Main, München, Nürnberg, Augsburg xc. xc., oder ebenfalls an den Herausgeber, und bezahlen

ganzjährig 19 fl. 36 kr. K. M. — halbjährig 9 fl. 48 kr. K. M.

wofür diese Zeitung wöchentlich zweimal, unter gedrukten Konverts, portofrei abgesendet wird.

Da im vorigen Jahre schon im Jänner die ganze Auflage vergriffen wurde, und später Eintretenden die ersten zwölf Nummern, bis solche wieder abgedrukt, erst nach mehreren Wochen zugesendet werden konnten — so wird es nöthig seyn, die Bestellungen auf den neuen Jahrgang recht bald zu machen.

Abnehmer, welche die Gallerie origineller Scenen dazu wünschen (ein Bilderwerk anziehender Gegenstände, — alle 14 Tage erscheint in Querfolio ein illuminirtes Tableau, das Interessanteste in der Residenz vorstellend — ), bezahlen ganzjährig nur 8 fl. K. M. halbjährig 5 fl. K. M. mehr auf, wofür ihnen auch diese Kupferstiche, wenn die Bestellung bei dem unterzeichneten Redakteur geschieht, kostenfrei zukommen.

Die neuesten Blätter enthalten unter andern, Kaspar Hauser, die zusammengewachsenen Siamesen, das Portrait der Dem. Sontag; Dem. Dupuis als Stumme von Portici xc. xc.

Adolph Bäuerle,
Herausgeber und Redakteur, Wollzeile Nr. 780, nächst der k. k. Post
und der Schwibbogengasse wohnhaft.

### * Der erste Artikel zu einem Probeblatt.

Er soll pikant, er soll neu, er soll originell, er soll kurz seyn. Es soll nicht nur Einen — etwa den Autor selbst — sondern Alle interessiren; Alle, darunter versteht der Redakteur alle Leser seines Journals — Alle, darunter versteht wieder jeder Leser sich selbst.

Nun versezt euch in die Lage eines unglüklichen Autors, der dazu aufgefordert ist, wie etwa ich es bin, der sein Wort gegeben hat, und der nun darüber nachsinnt, wie er dieses Wort lösen soll. Wenn er auch die ersten Punkte erfüllen könnte — ich sage wenn, denn es bleibt immer bedingt — so steht doch ewig und ewig die Allheit vor ihm — die furchtbare Allheit, und strekt ihre tausend Riesenhände, die alle etwas verlangen, nach dem Einen aus, der nur mit seinen zwei Schreibefingern etwas geben kan.

Was gibt er? — Sey es, was es sey, dem Einen ist es recht,

* Die Sternchen bei den hier enthaltenen Gegenständen bedeuten, daß sie Original-Artikel sind, und früher in keinem Blatte, in der deutschen Sprache auf keinen Fall abgedrukt wurden.

und dem Andern schlecht. Den Einen verdrießt ja schon das Probeblatt selbst, also um so mehr der erste Artikel des Probeblatts, er schreit: „Wozu ein Probeblatt von einer Zeitschrift; die aufs Jahr schon mündig, d. h. zwanzig und vier Jahr alt wird!" Den Andren verdrießt wieder nur der erste Artikel; und gerade nur der erste Artikel; er schreit: „Das sind Lükenbüßer, das soll nur den Raum füllen, den ich für ganz andere Sachen bezahlt habe. Fort mit allen Erzählungen, Gedichten, Aphorismen, diesen Bandwürmern der Litteratur, die sich endlos mit Fortsezung folgt fortsezen, und doch keinen Kopf und keinen Schwanz haben!" — Der Dritte endlich wäre mit dem Probeblatt und auch mit dem ersten Artikel des Probeblattes ganz zufrieden, wenn nur das Probeblatt selbst und der erste Artikel das wären, was er sich eben dabei denkt und wünscht, das ist aber wenig, blutwenig, nichts Anderes, als ein neuer Roman von Walter Scott — o weh! Fortsezung folgt in's Unendliche — Gedichte von Goethe, und Neuigkeiten — unerhörte, ungehenee, nie da gewesene Neuigkeiten. Münchhausen soll wieder aufstehen — nein, auch Münchhausen ist alltäglich!

Lieber Leser! Alle guten Dinge sind drei; doch hier sind alle schlechten Dinge drei, und an diese verhängnißvolle Zahl reiht sich eine Unzahl, deren Ziffer ich gar nicht benennen darf, weil es mir die Bescheidenheit des Redakteurs verbietet, der mit seinen Abnehmern nicht prahlen will. Schauspieler, die nur ihren Namen, Dichter, die nur ihre Gedichte, Egoisten überhaupt, die nur sich selbst lesen wollen; Verständige, die nur Verstand, Phantasten, die nur Phantasie, Gemüth verlangen; Leute endlich, die wirklich Nichts sind, und die auch nichts als Nichts begehren! — Wahrhaftig, und erzählt' ich das Neueste von allem Neuen: z. B. daß die Pariser Stuzer gegenwärtig auf den Händen gehen, und auf dem Kopf stehen, daß die Engländer Menschen fressen, daß die Sontag sich bei ihrer lezten großen Arie die Zunge abgebissen, daß Paganini von einem wüthenden Nebenbuhler mit der G-Saite erdrosselt worden, daß Kaspar Hauser mit einer Sammlung seiner lyrischen Poesien beschäftigt sey, und daß die siamesischen Unzertrennlichen sich plözlich in die Haare gefallen sind — — Wer glaubt's denn? Wem ist's denn genug? Die Hälfte schreit: „das ist erlogen!" und die andere Hälfte findet gar nichts Besonderes daran — bei der versteht sich so etwas von selbst!

O unglükseliger erster Artikel! O vielköpfige Allheit! Ist denn kein Mensch auf der Welt, der es allen Menschen recht gethan hat? Laßt mich seine Biographie zur Thesis dieser martervollen Disputation wählen. Umsonst! Zehn rufen Bravo! und Zwanzig zischen, das ist das Loos von Allem auf der Erde, nicht blos des Schönen.

Vielleicht gelingt es mir jedoch, wenn ich einen Artikel schreibe, wie ihn gar Niemand will. Aber auch dis ist unmöglich — Alle zu befriedigen, und Keinen zu befriedigen — eine gleich unauflösbare Aufgabe, und eben deßwegen der einzige Trost für die holde Mittelmäßigkeit! — Bring' ich auch Novitäten, die mit der Nachricht anfangen: „Heute wurde das und das Stük gegeben," und mit der Nachricht enden: „das und das Stük wurde heute gegeben," ja ließe ich mich sogar herab, tiefsinnige Abhandlungen über die Blattlaus oder den Ohrwurm anszuspinnen, und ging' ich endlich gar so weit, einen vollen Bogen aus einer altdeutschen Reimchronik, welche die neudeutschen Reimer längst geplündert haben, mit Citaten gespikt, dem Publikum vorzulegen — dennoch kommt immer ein Jemand, der Geschmak daran findet, es auf Leben und Tod vertheidigt, und so bleibt auch diese Absicht vereitelt, dadurch Aufsehen zu machen, daß ich gar kein Aufsehen mache.

Was also beginnen? Der Redakteur treibt, der Leser wartet, der Sezer paßt — geschwind eine Novelle!

„Furchtbar heulte der Sturm durch die alten Eichen — oder: „Es war am 1 April des Jahres 1001, als das Fräulein am Fenster stand, und auf den Ritter harrte" — oder: „Linchen, bringe mir doch meinen Schlafrok und meine Federmüze, sprach der runde freundliche Kommerzienrath zu den Allerweltsmädchen" — — wahrhaftig, ich könnte noch mit einem Duzend Anfängen nach allen beliebten und unbeliebten Manieren aufwarten, und darunter sezen wir:

(Die Fortsezung folgt.)

wenn auch keine mehr kommt — es ist ja nur ein Probeblatt und — da ist ja der erste Artikel zum Probeblatt auch schon fertig: zwar nicht pikant, nicht neu, nicht originell, nicht kurz, aber es bleibt — ein erster Artikel zum Probeblatt. Meta Communis.

## Zeitung für Lustige.

— * (Wiener-Anekdote.) „Hör' ich nicht Jemand vor der Thür draußen läuten?" fragte ein Schustermeister seinen Lehrbuben. „Geh, geh, Micherl, leg' deine Arbeit weg und schau g'schwind wer g'läutet hat." „Der Meister hat sich g'iert," erwiederte der Lehrbube, „es ist kein Mensch draußen, es haben mir nur meine Ohren g'läut."

— * Ein auffallendes Beispiel von Geiz gab ein Handelsjude zu X. Für Papier zu Korrespondenzbriefen gab derselbe niemals Geld aus, sondern brachte lieber mehrere Stunden des Tages damit zu, die empfangenen Briefe gänzlich auszuradieren, um dieses Papier sodann wieder zum Briefschreiben zu verwenden.

— * Ein Rath beim Magistrate zu Krähwinkel wünschte eine höhere Beförderung. Er reichte eine Bittschrift ein, worin unter andern folgender Beweggrund vorkam: „Nachdem ich während der kriegerischen Unruhen eine solche Thätigkeit bewiesen, daß ich im Amts-Bürean sogar geschlafen habe, so glaube ich einer gnädigsten Berüksichtigung entgegen sehen zu können."

## Eine goldene Blumen-Vase,
oder:
fünfhundert Stük Dukaten,
sind als
Belohnung für denjenigen festgesezt, dem die Auflösung dieses biographischen Räthsels kein Geheimniß bleibt.

(Räthsel für Freunde der Biographie. Zusammengestellt von C. J. Mezger.)

*** wurde im Jahre 1739 geboren, und gehört unter die Männer, deren Verdienste größer sind als ihr Ruhm. Die Verbindung mit der Familie des Freih. v. d. Horst hatte auf seinen wissenschaftlichen, geistigen und geselligen Charakter einen höchst vortheilhaften Einfluß. Die Beredsamkeit hat ihm vieles zu verdanken; er sezte ein besonderes Verdienst in einen gebildeten Styl und in eine harmonische Rundung der Sprache. Seine Reden hatten die wichtigsten Punkte der Sittenlehre und Politik zum Gegenstande. Wenn ihm die verdiente Bewunderung über seine Werke bezeigt wurde, so antwortete er: „Ich weiß nicht was die Welt zu meinen Antworten sagen wird; mir selbst bin ich nur wie ein Kind vorgekommen, spielend am Ufer des Meeres, bald ein buntes Steinchen, bald eine glänzende Muschelschale findend, indeß sich der Ocean der Wahrheit unerforscht und unerforschlich, in unendlicher Weite vor meinen Augen ausdehnte." Nachdem er ein Jahr lang Hofmeister gewesen, wollte er nach Amerika gehen, aber dieser Plan scheiterte, und nach sechs Wochen kehrte er, von Allem entblößt, zu seiner Mutter zurük. Auf Verwendung seiner Freunde ward er zum Professor der alten Geschichte bei der englischen Malerakademie angestellt. Nach fünfjährigen Wanderungen durch England, Deutschland und Italien, blieb er, von Konstantinopel zurükkehrend, in Venedig, wo er den Entwurf zu einem Gedichte machte. Für ein bewegtes Leben geboren, sah er sich fast immer aus Lagen gerissen, wo er Ruhe zu finden begann. An der lappländischen Gränze eroberte er gewissermaßen eine Streke Landes beinahe von dem Umfange des Königreiches Portugal, um daselbst Kultur, Leben und Bewegung hervorzurufen, und bei den neuaufgenommenen Eisenminen und angelegten Kolonien tausend Arme zu beschäftigen. Auf Reisen für die Naturgeschichte, auf Reisebeschreibungen, topographische und mineralogische Arbeiten, hat er sein bedeutendes Privatvermögen verwendet. Mit einer ausgebreiteten Kenntniß der griechischen Sprache und Literatur verband er eine genaue Bekanntschaft mit der oscischen und lateinischen Sprache, wodurch sein großer Einfluß auf die Bildung der leztern möglich gemacht ward. Er schrieb unter der Maske eines wandernden Malers Umrisse aus den Reichen der Natur, Sitte und Geschichte, theils seines Vaterlandes, theils, und zwar größtentheils, aus dem Leben Englands entnommen. Sein Vater war ein Schneider und besaß ein Landhaus. Hier verlebte er seine Kindheit, und lernte die Natur lieb gewinnen. Voltaire's Empfehlungen führten ihn in ansehnliche Häuser. Seine Ehe mit einer liebenswürdigen Nichte des Abbe Morellet gewährte ihm Trost in der Abgeschiedenheit seines spätern Landlebens. Er hinterließ eine Sammlung von Materialien zu einem Geschichtswerke, von welchem der erste Band nie erschienen ist, und die er aus verschiedenen öffentlichen und Familienarchiven zusammengetragen hatte in 36 Bdn. Fol. Er widmete sich, ganz abgezogen von Staatsgeschäften, dem Unterricht in der Beredsamkeit, und schrieb Reden für andere. Von seinen 60 Reden haben sich nur wenige erhalten, die sich durch einfachen und oft kräftigen Styl empfehlen. Er machte die für die Anatomie wichtige Erfindung, die Gefäße mit einer harzigen, durch die Hize flüssig gemachten Materie anszufüllen, welche, wenn sie kalt wird, jene Gefäße ausgedehnt erhält. Einen großen Theil seiner Handschriften hat er aus Armuth für eine unbedeutende Summe

verkauft. Er war Professor der Universität Kiel und Mitglied der Akademien zu Kopenhagen, Göttingen, Berlin, Siena, Florenz, Rom 2c. Eigentlich gehörte er Rom an, wo er allein den ihm angemessenen Wirkungskreis finden konnte. Er starb daselbst den 10 Febr. 1809, betrauert von Allen, die ihn kannten.

Diese Mosaik-Biographie besteht aus einer Anzahl von Fragmenten, welche aus der Lebensgeschichte berühmter Schriftsteller wörtlich entlehnt sind. Die Auflösung des Ganzen geschieht auf eine ähnliche Weise, wie selbe bei dem Preisräthsel in Nr. 4 der Theaterzeitung Jahrg. 1830, angegeben wurde.

# Neuigkeiten.

## Buntes aus der Zeit.

— * Diese Rubrik wird in vielen Blättern, unter allerlei Aufschriften, nachgeahmt. Dagegen läßt sich nichts einwenden, und es kann der Theaterzeitung nur zur Freude gereichen, wenn man ihr Bestreben, das Publikum mit reichhaltigen und interessanten Notizen zu versehen, der Nachahmung würdig findet. Aber daß gewisse Blätter (Netobene in der allernächsten Nachbarschaft) Neuigkeiten liefern, welche vor drei, vier und sechs Monaten in der Theaterzeitung gestanden haben; auch damals mit einem Sternchen bezeichnet, welches bedeutet, daß sie in dieser Zeitung zuerst mitgetheilt wurden, dieses verdient eine Rüge, und sollte ein jeder Redakteur sein Publikum viel zu lieb haben, als solches mit alten Geschichten und aufgewärmten Notizen zu regaliren. Beweise können auf Verlangen gegeben, und die Anschuldigung mit vielen, schreibe vielen Beispielen belegt werden, wenn Jemand sich durch diese freilich ebenfalls alte Neuigkeit sollte getroffen fühlen.

## Tagsbegebenheiten.

— * In Ungarn ereignete sich vor Kurzem folgender Vorfall. Ein Herrschaftsbeamter war in Folge einer Krankheit vom Kinnbackenkrampf befallen, und ungeachtet ärztlich angewandter Mittel dem Tode nahe. Gattin und Kinder knieten am Sterbebette, und erhoben die Hände flehend zum Himmel. — Das jüngere Kind entfernte sich heimlich aus dem Zimmer, und schlich in den Hof hinab. Plözlich stürzt die Magd in das Zimmer und ruft mit lauter Stimme: Um Gottes Willen Hülfe! Fritz ist in den Ziehbrunnen hinabgefallen. Ein elektrischer Schlag durchzuckt alle, Mutter und Kinder vergessen auf einen Augenblik das Unglük, das ihnen durch den Tod des Gatten und Vaters bevorsteht. Sie eilen mit Angstgeschrei in den Hof, und rufen um Hülfe. Ein Knecht läßt sich mit der Zugkette in die Tiefe des Brunnens hinab, und ist so glüklich, das Leben des Kindes zu retten. Dieser Schmerz ist nun gestillt, aber der ältere Schmerz bricht wieder auf mit noch blutigeren Wunden. Angstbeklommen, bleich und zitternd eilt alles in das Krankenzimmer zurück, und welch ein Wunder! — der Kranke sizt auf dem Bette, die Gefahr ist vorüber. Der plözliche Schreken hat auf sein Nervensystem einen solchen erschütternden Eindruk hervorgebracht, daß der lebensgefährliche Krampf glüklich beseitigt wurde. Die Geretteten, die schon in den Armen des Todes lagen, halten sich in sprachlosem Entzüken umarmt. Mutter und Kinder liegen auf den Knien, dem Allgütigen für die doppelte Rettung zu danken. Das Ganze bildete eine Gruppe, würdig von einem Maler aufgenommen zu werden.

— * Ein Seitenstük zum Findling Kaspar Hauser befindet sich gegenwärtig zu Jönköping in Schweden. Es ist eine weibliche Person, gegen 30 Jahre alt, welche in einem aufgelassenen Bergwerke in einem wahnsinnigen Zustande gefunden wurde. Nachforschungen zufolge, soll diese Unglükliche gegen 15 Jahre in der dunklen Erdschacht, und zwar ebenfalls nur von Brod und Wasser gelebt haben. Ihre Gesichtszüge sind regelmäßig, aber ganz ohne Seele, die Hautfarbe gelblich braun, der ganze Körper schwammig aufgedunsen, äußerst schwächlich, und jede empfindlich gegen äußere Eindrüke. Die Gerichtsbehörde hat bereits eine Untersuchung eingeleitet, um dem Geheimniß dieser Einkerkerung auf die Spur zu kommen.

— * Im stillen Ocean, in der Gegend einer Sandbank, sahen englische Seefahrer den Hintertheil eines gesunkenen Schiffes über dem Wasserspiegel emporragen. Sie sezen ein Boot aus, und finden in einem Winkel des Wraks eine todte Frau in sizender Stellung, welche in den krampfhaft verschränkten Armen ein weinendes Kind hält. Unter der Brust der todten Mutter entdeken sie eine Schnittwunde, woraus spärliches Blut trieft, welches das Kind begierig auffängt. Die Unglükliche trug eine Goldkette mit einem Portrait um den Hals, woran sie als die Gemahlin des Kapitäns L. — — erkannt wurde. Die gesamte Mannschaft scheint in den Fluthen ihr Grab gefunden zu haben. Wahrscheinlich hat die arme Mutter das Kind anfangs mit ihrer Milch genährt, als aber diese wegen Mangel an eigener Nahrung versiegt war, sich eine Wunde beigebracht, um das Leben des Kindes mit ihrem Blute zu fristen. Diese aufopfernde Liebe rührte die ganze Schiffsmannschaft bis zu Thränen. Die arme Waise wurde der sorgfältigsten Pflege übergeben, und der Leichnam mit der zur See üblichen Feierlichkeit in das Meeresgrab versenkt.

— * Ein Gasthausbesizer am Rhein hatte einen ganz originellen Plan ersonnen, damit die Tanzlustigen während der Faschingszeit seiner Küche und seinem Keller einen bedeutenden Zuspruch schenken. Er veranstaltete nemlich eine Reihe von Ballfesten, welche um 7 Uhr Abends ihren Anfang, und um 5 Uhr Früh des andern Tages ihr Ende nahmen. Mit der Tanzbelustigung stand eine Restaurations-Lotterie in Verbindung. Die Gäste mußten nicht nur Eintritts-, sondern auch Austrittspreise entrichten, und zwar nach folgender Ordnung:

| | | | fl. | kr. |
|---|---|---|---|---|
| Eintrittspreis um | 7 Uhr | . . . . . | — fl. | 10 kr. |
| — — — | 8 — | . . . . . | — | 20 — |
| — — — | 9 — | . . . . . | — | 30 — |
| — — — | 10 — | . . . . . | — | 45 — |
| — — — | 11 — | . . . . . | — | 50 — |
| — — — | 12 bis 5 Uhr | . . . . | 1 — | — — |
| Austrittspreis — | 7 — 12 — | . . . . | 1 — | — — |
| — — — | 1 Uhr | . . . . . | — | 50 — |
| — — — | 2 — | . . . . . | — | 40 — |
| — — — | 3 — | . . . . . | — | 30 — |
| — — — | 4 — | . . . . . | — | 20 — |
| — — — | 5 — | . . . . . | — | 10 — |

Die Restaurations-Lotterie wurde um 12 Uhr eröffnet. Für ein Loos wurde der Betrag von 2 fl. erlegt. Die Hälfte der Abnehmer erhielt Gewinnste, nemlich jeder Einzelne ein Gedek zu 4 fl. im Speisesaal. Dieser Plan soll dem Unternehmer goldene Früchte getragen haben.

— * In Dublin wurden zwei kleine Mädchen zur öffentlichen Schau ausgestellt, welche auf der einen Seite an den Armen und Schenkeln zusammengewachsen waren. Sie erregten große Aufmerksamkeit. Nach einer eingeleiteten ärztlichen Untersuchung ergab sich aber, daß diese beiden Mädchen keine Zwillinge, sondern das Opfer einer schmählichen Geldspekulation seyen. Der Vater, ein zu Grunde gegangener Chirurg aus Frankreich, hatte die Arme und Schenkel dieser armen Geschöpfe bis auf das Fleisch von der Haut befreit, und diese Theile durch Kompressen und Faschinen künstlich zusammenwachsen lassen. Der barbarische Vater sizt im Gefängnisse, und man ist gesonnen, den scheinbaren Zwillingen durch eine schmerzhafte Operation wieder ihre vorige Freiheit zu verschaffen.

## Außerordentliches.

— * Angespornt von dem Beifall und dem vielen Gelde, welches in London der Feuerkönig und der erst neulich erschienene Steinesser verdienen, hat sich ein Kutscher in öffentlichen Blättern angekündigt, der stumpf und gefühllos bleibt, und wenn er noch so durchgeprügelt wird. Bisher läßt er sich alle Tage drei bis vierhundert Hiebe geben, ohne auch nur das Gesicht zu verziehen. — Merkwürdig ist die Annonce seiner Bude, welche getreu übersezt so lautet: Hier ist zu sehen James Klotscheet, ehemals Kutscher bei Grieglew, Bereiter Sr. Majestät. Er ist vollkommen fest gegen alle möglichen Stokstreiche und Knuthiebe. Er läßt sich 500 bis 1000 Traibt Pengel verehren, ohne auch nur den Mund zu ziehen. Zwischen 5 und 6 Uhr wird er am meisten regalirt, weßhalb diese Stunde die angenehmste ist. Man bezahlt, jede Person, 6 Pence.

— * In Paris zeigt sich eine Seiltänzertruppe, welche alle Gattungen Tänze vorzüglich die Allemands, Ecossaises und die Menuettes auf den Köpfen tanzen. Merkwürdig ist, daß sie diese völlig Schauder erregenden Tänze durch 10 Minuten fortsezen. Die Truppe besteht aus 3 Männern, 3 Mädchen und 2 Kindern.

— * Zu Mancha real in der spanischen Provinz Jaen ziehen gegenwärtig zwei Mädchen, 1½ Jahr alt, die Aufmerksamkeit auf sich, welche zusammen nur einen einzigen Kopf besizen. So lange die Welt steht, hat es noch nicht zwei Menschen gegeben, welche bei jeder Gelegenheit ganz gleiche Gesinnungen geäußert haben. Wenn diese Zwillinge am Leben bleiben, so tritt die erste Ausnahme dieser Regel ein, und sie erscheinen als die ersten Exemplare von zwei Körpern, in welchen nur Eine Seele lebt, denkt und wirkt.

## Merkwürdiges.

— * Ein Hafnermeister zu Opsia in Norwegen hat in einem Privatgarten ein Lusthaus aus Lehm gebaut, welches als ein Meisterstük der Tonbildnerei anzusehen ist. Dasselbe hat 4 Klafter Höhe, 2 Klafter Breite und ist gleich einem Topfe, ohne Zusammenfügung einzelner Theile aus einem einzigen Stüke geformt, und der größeren Dauer wegen mit einer eigenen Maschine gebrannt und glasirt worden.

— * Walter Scott besizt eine englische Dogge, welche als Sprachgelehrte unter den Hunden Auszeichnung verdient. Er kennt die Bedeutung von 150 Hauptwörtern, 80 Zeitwörtern, 100 Bei- und Nebenwörtern, dann die meisten Für- und Zahlwörter. Um einen Gegenstand zu bezeichnen, berührt er selben mit dem Fuße, und die Zahlen sucht er durch Bellen anzuzeigen.

— * Ein Irländer Namens Flotay, gegenwärtig zu Fladstrand in Jütland lebend, hat ein so feines Gehör, daß er in einer Entfernung von fünfzig Schritten die Pulsschläge eines Menschen vernimmt. Er hat bereits öffentliche Proben seiner Feinhörigkeit abgelegt.

## Gemeinnüziges.

— * Die Bauern in Holland haben ein einfaches Mittel, die Zimmerwärme zu vermehren. Sie legen nemlich auf ihre kleinen Stubenöfen gebrannte Bauziegeln in einer Höhe, von etwa drei Schuhen. Die Hize theilt sich nun den Ziegeln mit, und wenn der Ofen schon längst erkaltet ist, so verbreiten die übereinandergelegten Ziegel noch immer eine wohlthätige Wärme im Zimmer.

## Oekonomisches.

— * Einem Chemiker zu Mifflin im Freistaate Pensylvanien ist es nach langwierigen und kostspieligen Versuchen gelungen, aus Wasser und vegetabilischen Substanzen eine Mixtur zu kochen, welche an Farbe und Nahrhaftigkeit der besten kuhwarmen Milch nicht nur gleich kommt, sondern derselben wegen ihrer unabänderlichen Güte sogar vorgezogen werden kan.

## Naturhistorisches.

— * Zu Maccoomp in der irländischen Grafschaft Cork, kamen ein paar schwarze Kaninchen zur Welt, welche statt mit Haaren mit Federn bedekt sind. Der Bart des Federstoffes besteht jedoch nicht aus Flaumen, sondern aus sehr feinen Haaren.

## Witterungskunde.

— * Einige Wetterpropheten verkünden für das Jahr 1830 einen Sommer und Herbst, der für den Wachsthum und die Reife des Weines eben so günstig seyn wird, wie das Jahr 1811. Alle Erscheinungen des gegenwärtigen Winters führen zu dieser Vermuthung.

## Litteratur.

— * In einem Haus- und Hülfsbuch wird unter hunderterlei Beobachtungen,

Entdeckungen und Erfindungen auch das Geheimniß mitgetheilt: einen einjährigen Wein, mit geringer Zeit und Kostenaufwand, in einen dreißigjährigen zu verwandeln.

— * In einer auswärtigen Zeitung steht folgende buchstäbliche Anzeige: Gesundheitsfederbetten durchaus mit Moos und Roßhaar gefüttert, sind um billige Preise zu bekommen ꝛc.

— Kaspar Hauser hat seit seinem Eintritte in die Welt so große Fortschritte in den Wissenschaften gemacht, daß er sogar im Stande ist, Verse zu schreiben. Unter andern verfaßte er ein Gedicht, welches seine frühere Einkerkerung zum Gegenstande hat, und welches im Drucke erscheinen soll. Eine Strophe, welche uns zugeschickt worden, wollen wir hier mittheilen:

„Mein Auge war von Nacht umgeben,
Zum schönen Tag ist es erwacht,
Doch gegen jenes bessre Leben
Sind alle Erdentage Nacht."

— * In Düsseldorf soll mit Anfang Juli eine Zeitschrift herauskommen, welche die Aufschrift führt: „Schlafgemach zur Anregung der langen Weile, mit einem Gesellschaftszimmer zum Zeitvertreib." Jene Leser, welche sich über die Kürze der Zeit beklagen, können das Schlafgemach, jene, welche Langeweile fühlen, das Gesellschaftszimmer zur Lektüre wählen.

## Theater.

— * In Paris wird ein Ballet zur Darstellung kommen, in welchem die gesamte Mythologie der Griechen und Römer in schönen Gruppen vorgeführt werden soll.

— * In London wird im gegenwärtigen Karneval ein Ballet gegeben, worin alle tanzfähigen Thiere, nämlich: Pferde, Bären, Hunde, Affen u. s. w. ihre Geschicklichkeit produziren werden.

— * In *** wurde folgende Theaterankündigung gedruckt:

Zum Benefize des Unterzeichneten wird heute in der grimmigen Kälte aufgeführt:

Ein kurzweiliges Langeweilespiel unter dem Titel

Drei lange Pausen, worin das Orchester sich hören läßt.

In der Zwischenzeit wird etwas Komödie gespielt. NB. Das Theater wird nicht geheizt. Ist das Haus gefüllt, wird es ohne Heizen warm zum Ersticken, und ist das Haus leer, woher Geld nehmen, um Holz zu kaufen.

## Musik.

— * Ein Mechaniker in London hat ein neues Musikinstrument erfunden, dem der Name Auratrompete zugetheilt wurde. Dasselbe hat die äußere Form einer Klappentrompete. Die Röhre ist jedoch im Innern mit chromatisch gestimmten Stahlfedern versehen. Der Ton durch die Klappen modifizirt, gibt eine Mischung von Horn- und Harmonikamusik. Ein Adagio, auf diesem Instrumente vorgetragen, bringt eine unbeschreiblich schöne Wirkung hervor.

— * In Lyon hat ein Instrumentenmacher eine Geige verfertigt, welche mit 16 Saiten von verhältnißmäßig abnehmender Stärke bespannt wird. Der Hals hat die Gestalt eines Cylinders von 2 Zoll im Durchmesser. Der Bauch ist ebenfalls walzenförmig, aber ganz akustisch gebildet. Dieses Instrument wird wie ein Violoncell gespielt. Das Ganze ruht auf einem Postamente, und kan nach Erforderniß im Kreise herum bewegt werden.

## Malerkunst.

— * Einer der größten Virtuosen in der Portraitmalerei befindet sich gegenwärtig zu Salamanca. Gedächtniß und Einbildungskraft dieses Malers haben eine so außerordentliche Stärke, daß er im Stande ist, jedes Gesicht, wenn er es nur eine Minute lang in das Auge gefaßt hat, mit der täuschendsten Aehnlichkeit in Oel- oder Wasserfarben nachzubilden.

## Mode.

— * In London gibt es jezt viele elegante Damen, welche nicht mehr den bisher üblichen Kopfputz, nemlich Hüte, Hauben, Kapuzen u. s. w. tragen, sondern Kopf und Hals mit Schleier verhüllen, wie selbe bei den angelsächsischen Frauen im Mittelalter gebräuchlich waren. Diese Schleier sollen die Schönheit eines jugendlichen Gesichtes ungemein erheben.

## Tanzbelustigungen.

— * In Paris ist von den Mitgliedern der bildenden Künste ein Maskenball für die Karnevalszeit veranstaltet worden, auf welchem durchaus nur allegorische Personen erscheinen durften. Der Saal selbst war ganz mit allegorischen Dekorationen versehen. Man erblickte ringsumher Sinnbilder. An der Deke prangte die Natur, die Zeit, und die Göttin der Ewigkeit. Die bedeutendsten Maskencharaktere waren: die vier Jahreszeiten; die vier Tageszeiten; die vier Stufen des menschlichen Alters; die vier Temperamente; die vier Elemente; die vier Welttheile; die menschlichen Tugenden und Leidenschaften, denen der Reichthum und die Armuth als Führer vorausgingen; die Grazien und Musen. In der Mitte des Saales war das Leben und die Fröhlichkeit aufgestellt. Während des Tanzes mußten sich alle jene Charaktere zusammen finden, welche im Getriebe der Welt einander entgegengesezt sind. Am Schlusse des Ballfestes wurde der Tod und die Trauer an die Stelle des Lebens und der Fröhlichkeit aufgestellt.

— * Die größte gläserne Weinflasche in der Welt befindet sich in einem Gasthause zu Neu-Orleans. Diese hat drei Klafter im Durchschnitte, und neun Klafter in der Höhe. Sie ist in einem eigenen Gebäude zur Schau ausgestellt. Im verflossenen Jahre wurde in dieser Flasche ein Ball abgehalten, wobei gegen 200 Personen beiderlei Geschlechtes tanzten. Diese wurden durch eine Maschine in das Innere hinabgelassen, und wieder heraufgezogen. Diese Riesenflasche soll mit einer eigenen Dampfblasmaschine verfertiget worden seyn.

— * Auf einem öffentlichen Balle zu Bordeaux erschienen unter andern Masken zwanzig Ritter vom Fuß bis zum Kopfe in Rüstungen eingehüllt. Diese Rüstungen bestanden jedoch nicht aus Metall, sondern durchaus aus Schuppen von Spiegelgläsern, welche einen so außerordentlichen Lichtreflex verbreiteten, daß die anwesenden Ballgäste nicht im Stande waren, diesen Anblik auszuhalten.

## Vermischtes.

— * Das längste Tabakspfeifenrohr besizt Lord *** in Edinburg. Dieses ist 200 Klafter long, und die Wände seines Rauchzimmers sind symmetrisch damit bekleidet. Der Rauch erhält durch den langen Weg in wohlriechenden Röhren eine ganz besondere Milde und Annehmlichkeit.

— * Ein spizfindiger Mathematiker hat die Berechnung gemacht, daß die gesammte Masse von Flüssigkeiten, die sich auf der Erde befindet, bereits in den menschlichen und thierischen Körpern als Saft oder Blut zirkulirt habe, und daß gegenwärtig jedes Glas Wasser als destillirtes Menschen- oder Thierblut anzusehen sey.

— * Eine sonderbare Gattung Gefrornes wird in den Kaffeehäusern Norwegens geboten. Selbes besteht nemlich in einer Portion frischen Schnees, welcher gezukert, und mit beliebigem Gewürze versehen ist. Dieses Naturgefrorne soll eben so angenehm als das künstlich bereitete zu genießen seyn.

— * Ueber Kaspar Hausers unrechtmäßiger Gefangenschaft herrschen verschiedene Meinungen und Muthmaaßungen, welche aber sämmtlich keinen festen Grund und Boden haben. Unter die neuesten gehören: Hauser sey das Opfer einer Wette. Zwei Engländer sollen eine große Summe in einem Handlungshause niedergelegt haben, und jener soll die ganze Summe als Gewinnst erhalten, der im Stande sey, seinem Sohne beim ersten Auftreten in die Welt eine außerordentliche Berühmtheit zu verschaffen. Hausers Vater soll die Wette gewonnen, der Vater des andern unbekannten Sohnes aber selbe verloren haben. Der Eine ließ seinen Sohn als Ignoranten, der andere als einen Gelehrten erziehen. Der Name des ersten wird in der ganzen Welt genannt, der Name des zweiten bleibt unbekannt. Eine zweite Meynung lautet: Kaspar Hauser sey das Opfer eines spekulativen psychologischen Arztes. Derselbe soll nemlich sein eigenes oder ein erkauftes Kind, entfernt von jeder Gesellschaft mit lebenden Geschöpfen, mit den einfachsten Mitteln aus dem Grunde aufgezogen haben, um über die physische und psychische Entwicklung des Kindes bei so ungewöhnlicher Erziehung seine Beobachtungen anzustellen. Er ließ nun den Natursohn in die Welt hinaustreten, um die Eindrücke weiter zu beobachten, welche die neuen unbekannten Erscheinungen auf Körper und Seele fortwährend machen werden.

## Telegraph von Wien.

### Schaugegenstände:

Ein vorzüglich großer Elephant. Ueberwintert in einer hölzernen Bude vor dem Rothenthurm-Thor. Erwärmt sich die enge Wohnung bei der strengsten Kälte durch seine starke Ausdünstung. — Ein großes Elenthier, und merkwürdiges Naturalienkabinet Leopoldstadt, zur Kettenbrüke. — Reise nach Brasilien. Zwölf interessante optische Darstellungen. Rothethurmstraße, beim braunen Hirschen. — Wanderung nach Italien in einer sinnreich erfundenen Zauberschnellpost. Stadt Nr. 906.

### Faschingsunterhaltungen

in den k. k. Redoutensälen; im Apollo-Saale; beim römischen Kaiser; auf der Mehlgrube. Sehr großen Zuspruch erhielten die außerordentlichen Eissäle zu Penzing, und bei der Kettenbrüke in der Leopoldstadt. Bei lezterm als Schaugegenstände: vier plastische Wintergemälde. — Als Gegenstük des nordischen Eisballes erscheint der Floraball, Rossau zum weißen Schwan. Ausschmükung mit natürlichen Bäumen und Blumen. — Glük machen auch: die Fortunabälle, Leopoldstadt, beim Sperl; die Aglajabälle, Wieden, beim schwarzen Bok; die Konkordiabälle, Leopoldstadt, zur Kettenbrüke. — Die übrigen zahlreichen Tanzsäle versammeln mit oder ohne Glück ein gemischtes Publikum.

### Unternehmungen:

Der Aktienverein zur Gasbeleuchtung in Oestreich sieht mit jedem Jahre erfreulicheren Resultaten entgegen. Am Wiener-Donaukanale wird ein eigener Eisfang errichtet. — Die Lossagung des Neujahrwunschens mittelst einer milden Gabe zum Armeninstitut hat bereits im ersten Jahre die ergiebigsten Früchte abgeworfen. — Preisrennen auf der Simmeringer-Halde im Frühjahre 1830, mit sechs Preisen für ausschließend inländische Pferde.

### Erfindungen:

Die neuen Wiener-Versicherungsschlösser der Herren Samme und Fricke, Leopoldstadt Nr. 119. Empfehlend durch Form, Struktur, Dauerhaftigkeit. — Kunst: Konzept und Kopie auf ein Mal zu schreiben. Unterricht ertheilt Hr. C. Mittel, Josephstadt Nr. 47.

### Mode:

Orwald's Winterhüte. Stadt Nr. 317. — Liegerls Seidenzeug-Handschuhe, Stadt Nr. 613. — Hausers Spiegelgläser, 78 Zoll hoch, 38 breit. Ausgezeichnete Reinheit, Stadt Nr. 919. — Demuths Tafellampen ohne Schatten, mit gleicher Lichtflamme, Stadt Nr. 1152. — Wasserdichte Unterziehschuhe, Stadt Nr. 1092 zur Schäferin.

### Musik:

Russische Ballfest-Walzer und Galoppen, bei Ant. Diabelli und Komp. — Bei Tob. Haslinger: Recht ungarische Nationaltänze und Musikstüke. Für das Pianoforte. „Wilhelm Tell." Kotillons.

### Kunst:

Im Monat April d. J. wird eine Ausstellung von National-Kunstwerken im Gebäude der k. k. Akademie der bildenden Künste Statt finden. — Bei T. Mollo: „Taschenatlas." Auf Pränumeration. — Unterricht im Glasmalen ertheilt Dem. La Cerf aus Paris; Stadt Nr. 1175.

### Litteratur:

Bei Karl Gerold, Gedichte von M. L. Schleifer. Systematische Darstellung der neuesten Fortschritte in den Gewerben und Manufakturen. Von Steph. Ritter v. Keeß. Appetitlexikon. — Bei Ritter von Mösle's sel. Witwe: „Das bürgerliche Recht der k. k. östr. Armee." Von J. F. Bergmayr. Auf Pränumeration. — Bei Jak. Mayer: „Hygiea" an der Toilette.

### Geselliges:

Große Auswahl von Gesellschafts- und Unterhaltungsspielen, bei J. Berman am Graben, und Müller am Kohlmarkt.



